

Tormay, Thomas von

Der böse Deutsche Das Bild der Deutschen aus kommunistischer Sicht,  
dargestellt am Beispiel der ungarischen Massenmedien

Mainz 1971

Z 65.174-5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00089821-4





000000  
Z 65.174 (5)



00000021

<36620022010014

S

<36620022010014

Bayer. Staatsbibliothek







Thomas von Tormay

# DER BÖSE DEUTSCHE

Das Bild der Deutschen  
aus kommunistischer Sicht  
dargestellt am Beispiel der  
ungarischen Massenmedien







5) 1771 00. 7

73/19

STUDIA HUNGARICA

INSTITUT DES UNGARISCHEN INSTITUTS MÜNCHEN  
HERR AUSGEBER: GEORG STADTMÜLLER

# DER BÖSE DEUTSCHE

Das Bild der Deutschen im Ausland  
dargestellt am Beispiel der ungarischen Massenmedien  
THOMAS VON TOLBERT

## DER BÖSE DEUTSCHE

Das Bild der Deutschen aus kommunistischer Sicht  
dargestellt am Beispiel der ungarischen Massenmedien



UNGARISCHES INSTITUT MÜNCHEN  
2 München 19, Clemensstr. 1

09301/37



# STUDIA HUNGARICA

SCHRIFTEN DES UNGARISCHEN INSTITUTS MÜNCHEN

HERAUSGEBER: GEORG STADTMÜLLER

5

THOMAS VON TORMAY

DER BÖSE DEUTSCHE

Das Bild der Deutschen aus kommunistischer Sicht  
dargestellt am Beispiel der ungarischen Massenmedien



---

UNGARISCHES INSTITUT MÜNCHEN

8 München 23, Clemensstr. 2



THOMAS VON TORMAY

# DER BÖSE DEUTSCHE

Das Bild der Deutschen aus kommunistischer Sicht  
dargestellt am Beispiel der ungarischen Massenmedien



---

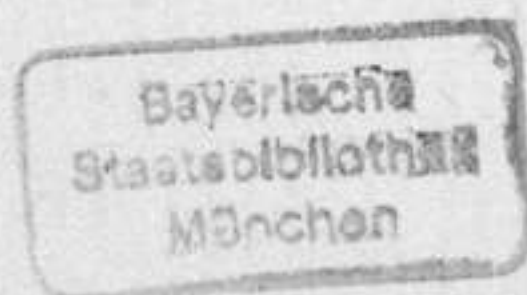
v. HASE & KOEHLER VERLAG · MAINZ

1971



# DER BÖSE DEUTSCHE

Das Bild der Deutschen aus kommunistischer Sicht  
dargestellt am Beispiel der ungarischen Massenmedien



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.  
© Copyright 1971 by v. Hase & Koehler Verlag GmbH, Mainz  
Printed in Germany • ISBN 3 7758 0811 6  
Gesamtherstellung: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege/Werra



# INHALTSVERZEICHNIS

## EINLEITUNG

Aufgabe, Quellen und Methode der Studie . . . . .	9
Liberalisierung . . . . .	13
»Ideologischer Kampf« und das neue Westbild . . . . .	23

## DIE WESTLICHE WELT

Die »kranke« Gesellschaft . . . . .	30
Der entfremdete Mensch . . . . .	35
Sind westliche Literatur und Kunst gefährlich? . . . . .	40
Die Klassengesellschaft . . . . .	49
Der westliche Mensch – eine Mißgeburt . . . . .	55
Die revoltierende Jugend . . . . .	57
»Verelendung« in moderner Form . . . . .	62
»Die Fiktion« einer bürgerlichen Demokratie . . . . .	73

## NATIONENBILDER

Die USA – »der Hauptfeind« . . . . .	79
»Ich liebe Frankreich« . . . . .	89
Italien, das Land der Gegensätze . . . . .	91
England – »Insel der Hypokriten« . . . . .	93
Das reiche Schweden und die reiche Schweiz . . . . .	96
Das »provinzielle« Österreich . . . . .	97

## DAS DEUTSCHLANDBILD DER UNGARN

IM WANDEL DER ZEITEN . . . . .	99
--------------------------------	----

## DIE DEUTSCHEN

»Die Deutschen« – ein leidiges Vorurteil . . . . .	107
Die falsche These vom »Nationalcharakter« . . . . .	110
»Gute« und »böse« Deutsche . . . . .	113
»Gute« und »böse« Westdeutsche . . . . .	117
Die tüchtigen Deutschen . . . . .	122
»Ein Herdenvolk« . . . . .	125
»Das Herrenvolk« . . . . .	127
Der verbannte »Mensch« und ein politischer Popanz . . . . .	128

## WESTDEUTSCHES BILDERBUCH

Über alles? . . . . .	131
»Klein-Amerika« in Frankfurt . . . . .	134
St. Pauli – »das Babel der Sünde« . . . . .	136
Düsseldorf – die Stadt der Persil-Werke . . . . .	139
»Die Schmiere« – ein Frankfurter Kabarett . . . . .	142
»Realisten« und »Militaristen« . . . . .	144



## DIE KONJUNKTURFROHE GEGENWART

Das Wirtschaftswunder und seine Richter . . . . .	151
»Biedermeier der Raubtiere« . . . . .	153
Egoismus des deutschen Kleinbürgers . . . . .	155
Oder Amerikanismus . . . . .	156
»Nitribitts Sumpfwelt« . . . . .	158
Vera Brühne und andere . . . . .	160
Ein neuer Sündenbock: Die Bayern . . . . .	162
Langeweile als Lebensform . . . . .	165
Aufruhr gegen die Konsumgesellschaft . . . . .	167

## WESTDEUTSCHE KULTUR

»Volk der Dichter und Denker« . . . . .	169
»Automatisierte Bachwochen« . . . . .	171
Krise der Wissenschaft . . . . .	174
»Deutschland – deine Filme« . . . . .	177
Antiintellektualismus . . . . .	178
Die Schundliteratur . . . . .	182
Gesellschaftskritische Literatur . . . . .	184
Emigration und Resignation der Schriftsteller . . . . .	189
Die literarische Szene . . . . .	191
Es gibt keine bürgerliche Lösung . . . . .	194
Von Weimar bis Buchenwald . . . . .	197

## WESTDEUTSCHE DEMOKRATIE

Die Scheindemokratie . . . . .	200
Politische Stümper . . . . .	204
Der Untertan . . . . .	205
Die Maske fällt . . . . .	208
»Die Herren Bonns« . . . . .	211
Die Opposition . . . . .	214
Die Außerparlamentarische Opposition . . . . .	217
Die Wahlen – eine Zirkusshow . . . . .	219
Die geweihte Halle der Demokratie . . . . .	221
»Presse in Fesseln« . . . . .	223
Wann ist der Teufel am schlauesten? . . . . .	225

## DAS WIRTSCHAFTSWUNDER

»Dollarinjektion« und Wirtschaftswunder . . . . .	227
Das »Wunder« auf der schiefen Bahn . . . . .	230
Die Strukturkrisen . . . . .	232
»D-Mark, D-Mark über alles« . . . . .	235
Der geblendete Käufer . . . . .	237
Moderner Menschenhandel . . . . .	238
Wie lebt der Deutsche? . . . . .	240
Soziale Marktwirtschaft und Klassenkampf . . . . .	244
Der westdeutsche Proletarier . . . . .	247
Monopole und Gewerkschaften . . . . .	250



## DIE FASCHISTEN

Was ist Faschismus? . . . . .	254
Bürgerliche Abstammung . . . . .	256
Geschichtliche Wurzeln . . . . .	259
Geistige Wurzeln . . . . .	262
Die schreckliche Vergangenheit . . . . .	263
Sind Nazis Menschen? . . . . .	267
Die Gefahr ist noch nicht gebannt . . . . .	270
Unverwüstlicher Nazi-Geist . . . . .	273
»Institutionalisierte Vergeßlichkeit« . . . . .	276
»Die Verschwörung des Schweigens« . . . . .	279
Die Nationaldemokratische Partei Deutschlands . . . . .	282
Die DDR und die Nazis . . . . .	285

## DER MILITARISMUS

Wer ist Militarist? Was ist Militarismus? . . . . .	287
Die Grenzen . . . . .	293
Die Wiedervereinigung . . . . .	296
Die »Umsiedler« . . . . .	299
Die Ostsendung des deutschen Volkes . . . . .	302
»Der ewige Soldat« . . . . .	303
Beschwörung der militaristischen Vergangenheit . . . . .	305
Die neue »Dolchstoßlegende« . . . . .	307
Der Handelsimperialismus . . . . .	308
Handel mit Militaristen? . . . . .	310

1970 – DER »BEDINGT GUTE« WESTDEUTSCHE . . . . .	314
--------------------------------------------------	-----

SCHLUSSWORT . . . . .	324
-----------------------	-----

ANMERKUNGEN . . . . .	326
-----------------------	-----







## *Aufgabe, Quellen und Methode der Studie*

Die vorliegende Studie beschreibt und analysiert das Bild »des Deutschen« bzw. »Westdeutschen«, wie es die ungarischen Massenmedien darstellen. Zum Vergleich werden außerdem jene Bilder skizziert, welche dieselben Medien vom Westen allgemein und von den einzelnen westlichen Nationen im besonderen zeichnen. Diese Arbeit wurde auf Grund von Zehntausenden von Artikeln und Rundfunksendungen aus der Zeit vom 1. 1. 1959 bis 31. 12. 1968 geschrieben. Die in den Jahren 1969 und 1970 aus politischen Gründen eingetretene Akzentverschiebung wird im Anhang untersucht.

Das Deutschlandbild der ungarischen Massenmedien enthüllt sich als eine böswillige Karikatur. Es sei jedoch schon hier vor Fehldeutungen der negativen Aspekte gewarnt. Die ungarischen Massenmedien betreiben keine ausschließlich antideutsche Stimmungsmache. Vergleicht man das verzerrte Deutschlandbild mit dem Bild Amerikas, so wirkt letzteres noch viel häßlicher, und auch andere westliche Nationen kommen kaum besser davon. Das Deutschlandbild der ungarischen Presse und des Rundfunks ist vielmehr ein integraler Bestandteil der offiziellen Westdarstellung, die teils aus ideologischen, teils aus politischen Gründen bei den verschiedenen westlichen Nationen unterschiedliche Schattierungen von grau bis schwarz zeigt.

Es ist nicht Aufgabe dieser Studie, zu untersuchen, was die Ungarn tatsächlich über »die Deutschen« denken oder vom »Westen« halten, sondern nur wie sie beides nach dem Willen der Partei sehen sollen. Vieles deutet darauf hin, daß dieses Zerrbild der Massenmedien von der westfreundlichen Bevölkerung stark angezweifelt wird. Dies erklärt auch gewisse Anstrengungen des von der Partei gesteuerten Informationswesens; entsprechende Hinweise finden sich im Text selbst. Schließlich ist es auch nicht die Aufgabe dieser Studie, die Behauptungen der ungarischen Massenmedien zu widerlegen.

Über die Darstellung des ungarischen West- und Deutschlandbildes hinaus, illustriert die Studie indirekt gewisse Denkvorgänge und Mentalitäts-Schemata der ungarischen Kommunisten. Beides dürfte auch außerhalb Ungarns von Interesse sein, da gewisse Methoden des »ungarischen Weges zum Sozialismus« im Ostblock Aufmerksamkeit erregt haben und mancherorts – etwa in der Tschechoslowakei – bereits als nachahmenswertes Modell angesehen werden.

Dieser Schilderung des ungarischen »West«- und »Deutschlandbildes« liegen weit über 50 000 Presse- und Rundfunkbeiträge – Artikel, Reportagen, Glossen, Leitartikel, Reden, Nachrichten, Wirtschaftsanalysen, Buch-, Theater-, Filmrezensionen usw. – zugrunde. Es wurden nur jene Beiträge berücksichtigt, die sich mit



dem westlichen Leben im allgemeinen und mit den menschlichen, sozialen, künstlerischen, ökonomischen und politischen Problemen des Westens im einzelnen befassen. Berichte über außenpolitische Fragen wurden nur dann in Betracht gezogen, wenn sie – direkt oder indirekt – mit einem der vorerwähnten Themenkreise in Verbindung standen.

Die Unterlagen entstammen den fünf Budapester Tageszeitungen »Népszabadság«, »Esti Hírlap«, »Magyar Nemzet«, »Népszava« und »Magyar Hírlap«, der politischen Wochenzeitschrift »Magyarország«, der literarischen Monatszeitschrift »Nagyvilág«, den Illustrierten »Ország Világ« und »Nők Lapja«, ferner den Sendungen von »Radio Kossuth« und »Szülőföldünk«. Das von diesen Medien Gebotene wurde auf Beiträge, die mit der West- und Deutschlanddarstellung zusammenhängen, systematisch untersucht und ausgewertet. Zitate zur Dokumentation entstammen gelegentlich auch anderen Zeitungen und Zeitschriften, darunter dem Jugendblatt »Magyar Ifjúság«, verschiedenen Provinzzeitungen, den Parteizeitschriften »Pártélet« und »Társadalmi Szemle« usw. Sie wurden besonders in Fällen herangezogen, die geeignet waren, das allgemeine Bild um charakteristische Züge zu bereichern, kritische Ansichten plastischer zu formulieren oder Probleme gründlicher zu durchleuchten.

Die große Zahl der Beiträge war notwendig, um der Gefahr einer Überrepräsentation einiger weniger Themen zu entgehen und auch andere Fehlerquellen auszuschalten. Eine kürzere Untersuchungsperiode als zehn Jahre hätte weder die thematische Ausgewogenheit des West- und Deutschlandbildes noch die Möglichkeit gewährleistet, langfristige Entwicklungstendenzen zu untersuchen. Irreführende Schlüsse können sich ja allein daraus ergeben, daß die Medien Presse und Rundfunk an das jeweils Aktuelle gebunden sind. So gehörten im Jahre einer US-Präsidentenwahl Berichte über die amerikanische Demokratie monatelang zu den bevorzugten Themen – auch in den ungarischen Massenmedien. Im Jahre einer Bundestagswahl nahmen sie das westdeutsche Staatswesen stärker unter die Lupe. Beide Themen wurden dann in den dazwischenliegenden Jahren durch andere, aktuellere Höhepunkte verdrängt. Große Skandale etwa, wie die »Spiegel«-Affäre oder der Fall Profumo–Christine Keeler, rückten das eine oder das andere Land für eine kürzere oder längere Periode in den Mittelpunkt der ungarischen Rundfunk- und Presseberichterstattung.

Das Beitragsmaterial umfaßt ein sehr breites Spektrum von Themen allein auf Grund der Tatsache, daß sich die Massenmedien naturgemäß mit sehr verschiedenen Fragen befassen. Die methodische Gliederung des Materials stieß somit nicht nur wegen der Überzahl der Beiträge auf Schwierigkeiten, sondern auch wegen der Überfülle der Themen. Erhöht wurden die Schwierigkeiten noch dadurch, daß über die Hälfte der Beiträge zwei oder mehrere, manche längere Reportagen sogar bis zu dreißig Themen behandeln, womöglich auch noch aus verschiedenen Ländern.

Den Schwerpunkten des »ideologischen Kampfes« entsprechend behandeln die



ungarischen Massenmedien verschiedene Themenkreise bewußt ungleichmäßig. Es kommt sehr oft zu Wiederholungen, gewisse Schlagworte und Grundthesen erscheinen sogar täglich. Das Einhämmern von Gedankenschablonen gehört ja seit jeher zu den Methoden der psychologisch-politischen Werbung und gilt als wichtige Waffe auch im »ideologischen Kampf« – wie man in Ungarn euphemistisch die Propaganda nennt. Durch ständiges Wiederholen agitatorischer Behauptungen und vorgefertigter Antworten hoffen die Herrschenden aller Zeiten, die »Realitäten« der Macht im Bewußtsein der Menschen präsent zu halten und dadurch zu legitimieren.

In einem gewissen Sinne wiederholen sich selbst die Nachrichten. Die Massenmedien berichten zwar über verschiedene Ereignisse, aber diese haben bei gezielter Auswahl unentwegt dieselben Thesen des Marxismus-Leninismus zu illustrieren und zu belegen. Ein Beispiel: 1967 beschäftigten sich von den 147 Korrespondentenberichten des »Esti Hírlap« aus Italien – einem Land, dem die ungarische Presse relativ freundlich gesinnt ist – 34 mit den Missetaten der Maffia und anderen Gangstergeschichten, 18 mit Affairen und Sexhistörchen der Prominenz, 11 mit verschiedenen politischen Skandalen und Bestechungsfällen. Fast die Hälfte der Korrespondentenberichte war somit den »schlechten Sitten« eines kapitalistischen Staates gewidmet. Verschiedene soziale Probleme wurden in 37 Berichten erörtert – 20 davon befaßten sich mehr oder minder kritisch mit der Sozialstruktur des Landes – 26 Beiträge berichteten über Staatsbesuche, 15 über die Arbeit des Parlaments d. h. über die Kritik kommunistischer Abgeordneter an der Regierung, und nur 6 Beiträge waren der Kunst und ähnlichen neutralen Themen gewidmet.

Angesichts einer solchen Beschaffenheit des Quellenmaterials stellte sich die Frage, welche Methode angewandt werden sollte, um das West- und Deutschlandbild übersichtlich, umfassend und ausgewogen wiederzugeben. Eine quantitative Inhaltsanalyse mit statistischen Vergleichszahlen hätte sicherlich manche interessante Aspekte ergeben, wie etwa Häufigkeit und Verteilung der Beiträge auf verschiedene Themen in verschiedenen Perioden. Solche Analysen, deren Methodik amerikanische Soziologen erarbeitet haben, konzentrieren sich aber zu stark darauf, wie oft dies oder jenes gesagt wurde, wobei das qualitative Element, nämlich was und wie etwas gesagt wurde, stark ins Hintertreffen gerät. Diese Studie will aber gerade über die qualitativen Aspekte nähere Auskunft geben.

Im Sinne dieser Zielsetzung begann die Arbeit mit Einordnung und Kategorisierung der einzelnen Beiträge nach Themen. Zu Beginn festgelegte Kategorien wurden durch später hinzukommende Beiträge neu geordnet und unterteilt, die sich wiederholenden Beiträge wurden aussortiert, um das überreiche Material zu lichten und die Übersichtlichkeit zu erhalten. Am Ende dieser Sichtungs- und Ordnungsarbeit verblieb eine Anzahl von Hauptthemen, die in etwa dem Inhaltsverzeichnis der Studie entsprechen.

Zusammenfassung und Darlegung der verschiedenen Themen werden durch Zi-



tate dokumentiert. Das häufige Zitieren war nicht zu umgehen, da sich wesentliche Elemente der Darstellung besonders deutlich durch den Stil selbst offenbaren. Dazu gehören auch abgewandelte Wiederholungen einzelner Gedankengänge und Behauptungen. Um auch dieses Stilelement zu verdeutlichen wird öfters angedeutet, ob die ungarischen Massenmedien dies oder jenes mehrfach oder nur gelegentlich wiederholen. Angesichts der großen Zahl der Beiträge sind solche Hinweise jedoch nur als Annäherungswerte zu verstehen.

Es ist ferner zu erwähnen, daß einzelne Beiträge in verschiedene Kategorien eingeordnet werden können. Da gibt es einige längere Reportagen und viele kürzere Berichte über Hamburg-St. Pauli. Einige wollen damit die »deutsche«, andere die »kapitalistische« Amoral illustrieren. Manche sprechen diese oder jene Zielrichtung an, andere überlassen es ganz dem Leser, eigene Schlüsse zu ziehen. Man könnte sie sowohl unter »Deutschland« als auch unter »kapitalistische Moral« einreihen. Einerseits weil Hamburg in Westdeutschland liegt, andererseits, weil ähnliche Berichte aus Paris, London oder Rom denselben engen Zusammenhang zwischen Prostitution, Kriminalität, Ausbeutung und Kapitalismus beweisen wollen.

Nur kurz umreißt die Studie die wichtigsten Züge des West- bzw. der Nationenbilder anderer Westvölker. Es fehlen hier viele Details, doch muß betont werden, daß die skizzierten Hauptzüge auf Grund des vorhandenen Materials jederzeit ergänzt und erweitert werden können, daß aus Absätzen ganze Kapitel entstehen. Allein die Auseinandersetzung mit den westlichen »Konvergenztheorien« würde eine separate Studie rechtfertigen. Auf die außenpolitischen Aspekte des Westbildes, wie beispielsweise die ungarische Kritik an der EWG oder der NATO, wurde hier nicht eingegangen.

Das »Deutschlandbild« der ungarischen Massenmedien wird dagegen im Detail beschrieben. Es wurde versucht, möglichst viele Züge des Bildes aufzuzeichnen. Angesichts der Materialfülle war es allerdings nicht möglich, sämtliche Merkmale auch dokumentarisch zu belegen. Allein die Porträtgalerie aller lebenden, toten, wirklichen und angeblichen »Nazideutschen« würde ein Buch füllen, während ihnen hier nur ein Kapitel gewidmet ist.

Die Studie läßt die Tausende von Angriffen auf westdeutsche Persönlichkeiten außer acht. Nur hie und da wird darauf näher eingegangen, wenn es sinnvoll schien, Behauptungen über »die Deutschen« anhand von Kritik oder Lob einer konkreten Person zu dokumentieren. Auch außenpolitische Fragen, wie das Problem der Oder-Neiße-Grenze, die Anerkennung der DDR, NATO-Mitgliedschaft der Bundesrepublik, wurden nicht in ihrem politisch-historischen Zusammenhang untersucht, sondern nur zur Illustration des »bösen« Deutschen, des »Militaristen, Revanchisten und Faschisten« herangezogen.

Die Untersuchung beginnt nicht zufällig am 1. Januar 1959. Erst zur Jahreswende 1958/1959 konnte sich das Kádár-Regime, nach den Erschütterungen des Oktoberaufstandes, endgültig konsolidieren und schrittweise eine neue Politik einleiten. In den ersten Jahren nach dem Aufstand stand Kádárs Politik noch zu sehr



im Zeichen der Abrechnung mit der »Gegenrevolution« und unter dem Trauma der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft. Ab 1960 steuerte sie jedoch einem »aufgeklärten Parteiabsolutismus« zu, der der Bevölkerung nicht unwesentliche Erleichterungen und Annehmlichkeiten brachte. Die Untersuchung erstreckt sich somit auf die Periode der »Liberalisierung« und der »friedlichen Koexistenz«, die nach Abschluß des sogenannten »Kalten Krieges« einsetzte und noch bis heute andauert.

### *Liberalisierung*

Die Art des »ideologischen Kampfes« und damit auch die Gestaltung des »West«- und »Deutschlandbildes« wurde entscheidend vom Prozeß der inneren Liberalisierung und äußeren Entspannung beeinflusst, die das gesellschaftliche Leben der Ostblockstaaten, insbesondere Ungarns, seit 1953 in verschiedener Weise verändert hat. Stalin, der vielleicht größte Regisseur des Terrors in der menschlichen Geschichte, hinterließ eine spürbare Lücke, jedenfalls was die Herrschaft der gesetzlosen Willkür betrifft. Gleich nach seinem Tod begann auch die dicke Mauer des Schreckens und des simplifizierenden Dogmatismus abzubröckeln.

In Ungarn, ähnlich wie in den anderen Ostblockstaaten, bestimmte von 1953 bis 1956 eine Periode des »Tauwetters« das politische Klima des Landes. Einige Publizisten und Schriftsteller – die zu Wort kommen konnten – begannen im Namen der Menschlichkeit manche negativen Aspekte des Systems kritisch zu enthüllen. Angesichts des hinterlassenen allgemeinen Elends, setzten sie sich mit der herrschenden Auffassung auseinander, daß das Ziel praktisch auch die Mittel heilige, und sie kamen zu dem Schluß, daß ungeeignete Mittel selbst »beste« Ziele und Absichten diskreditierten. Die Urheber dieser Kritik schlugen auch Reformen im begrenzten Rahmen vor, ohne den Sozialismus in Frage zu stellen. Nach dem tiefen Schweigen wirkte aber selbst das kleinste Aufmucken schon äußerst sensationell und lud die ganze Gesellschaft mit revolutionärer Spannung auf. Die damalige Parteispitze war dieser Belastungsprobe nicht gewachsen, sie lehnte notwendige Reformen selbst im Bereich der Mittel ab und verschloß sich auch vor personellen Veränderungen. Unbedachte Schüsse der Polizei gegen eine friedlich demonstrierende Menge, lösten am 21. Oktober 1956 einen Volksaufstand gegen das immer noch stalinistische System aus. Trotz Intervention der Sowjetarmee fegte dieser Aufstand die herrschende Klasse der Kommunisten binnen einer Woche von der Bühne. Hunderte von ausgebrannten sowjetischen Panzern zwangen die Interventionisten zu einem Rückzug.

Während der vier freien Tage vor der zweiten Intervention der Sowjetarmee, wuchs im ganzen Lande die Hoffnung, daß sich Sozialismus mit bürgerlicher Demokratie und Freiheit vereinbaren ließe. Nach der Niederwerfung des Freiheits-



kampfes durch die wortbrüchigen Sowjets und während der Bekämpfung der »Gegenrevolution«, kamen die alten administrativen Methoden wieder in brutalster Weise zum Vorschein, wenn auch nur für einige Jahre. Bald zeigte es sich, daß der Aufstand gegen das stalinistische Modell des Sozialismus und der Freiheitskampf einer Nation von einer Großmacht zwar hatte niedergeschlagen werden können, daß aber der Aufstand nicht vergeblich gewesen war, denn seine Ideen wirkten weiter. Die neuen Männer an der Spitze zeigten, daß sie aus den Fehlern des »Personenkultes« und deren Folgen manches gelernt hatten. Die ebenfalls vorgenommene Änderung des Parteinamens von »Partei der ungarischen Werktätigen« in »Ungarische sozialistische Arbeiterpartei« erwies sich schließlich als mehr denn nur ein Firmenwechsel.

Außenpolitisch unterwarf sich die neue Führung ganz den Wünschen Moskaus und stellte das Land unter die Obhut der Sowjetarmee; nicht gegen einen äußeren Feind, den es nicht gab, sondern gegen die eigenen Landsleute. Diese weitgehend »unsichtbare Besatzungsmacht« mahnt die Bevölkerung auch heute noch an die Unabänderlichkeit der grundlegenden politischen und sozialen Gegebenheiten.

Innenpolitisch jedoch nützte die neue Führung unter János Kádár ihre von außen gesicherte Position dazu, durch eine erträglichere Art des Sozialismus die Unterstützung der Bevölkerung allmählich zu gewinnen oder sie wenigstens zu einer opportunistischen Mitarbeit zu bewegen. Ermöglicht wurde diese, in mancher Hinsicht erfolgreiche Politik dadurch, daß 1960 (nach der Zwangskollektivierung) die Periode der »schmutzigen« Arbeit der »sozialistischen Gründerzeit« abgeschlossen werden konnte. Dieser »sozialistische Aufbau« hat ungeheuere menschliche und materielle Opfer gefordert: Millionen Bauern, Handwerker und Geschäftsleute wurden existentiell, materiell und psychologisch ruiniert; zehntausende Ungarn im wahrsten Sinne des Wortes liquidiert. Alte Ungerechtigkeiten wurden zwar abgeschafft, aber neue geschaffen. Das Rückgrat der Andersdenkenden, darunter auch der Kirchen, wurde gebrochen. – Heute brauchen sich Kommunisten mit solchen Aufgaben ihre Hände nicht mehr zu beschmutzen.

Diese unrühmliche Vergangenheit rechtfertigen ungarische Kommunisten teils mit der alten Ansicht (wie z. B. Georg Lukács), daß der Zweck doch die Mittel heilige, und daß die »stalinistische Abweichung« eben letztlich in einer »Stärkung und Festigung des Sozialismus« resultiere.<sup>1</sup> Anders ausgedrückt, sie habe den Osten von der Amerikanisierung gerettet. Andererseits verweisen sie auf den Umstand, daß sich diese »Festigung« in einer geschichtlichen Periode vollzog, die ökonomisch und politisch für den Sozialismus noch nicht reif war, denn »nachträglich mußte man eine Anzahl von Aufgaben lösen, die der Kapitalismus zu lösen unterließ«.<sup>2</sup> Darüber hinaus brüsten sich diese Kommunisten damit – indem sie den Aufstand von 1956 vergessen –, sie hätten allein und ohne äußeren Zwang den Weg gefunden, wie man mit den Auswüchsen des »Personenkultes« aufräumt.

Heute steht in Ungarn das Gebäude des Sozialismus. Doch immer offener sprechen ungarische Kommunisten aus, was die zum Schweigen verurteilte Bevölkerung



schon seit langem weiß, daß nämlich die in Ungarn verwirklichte Form des Sozialismus den ursprünglichen Versprechungen bei weitem nicht entspricht: »Man redet von einem zusammengebrochenen politischen und ideologischen Mythos. Zwar sagt man nicht offen, worin dieser Zusammenbruch besteht, aber auch vage umschrieben und angedeutet wird verständlich, daß man die Wirksamkeit der sozialistischen Gesellschaftsordnung anzweifeln muß, da die Praxis weit hinter den theoretischen Prophezeiungen zurückblieb.«<sup>3</sup> Trotz der verschiedenen Enttäuschungen ist jedoch der Optimismus vieler Kommunisten ungebrochen. Sie geben die Hoffnung nicht auf, ihre heile Welt durch Reformen doch noch zu verwirklichen, denn, wie sie meinen, nicht das System, sondern nur die Menschen haben versagt. Sie fahren mit ihren Anstrengungen fort, das Haus des Sozialismus auch wohnlich einzurichten.

Diese Aufgabe umreißt László Rózsa folgendermaßen: »Unser Land bewältigte im letzten Jahrzehnt die großen Anstrengungen der Gründungsarbeit des Sozialismus, eine schreckliche Periode des gesellschaftspolitischen Kampfes. Es sieht sich heute mit der gleichfalls großen Aufgabe konfrontiert, die Gestaltung und Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft zu verwirklichen.«<sup>4</sup> Die Verwirklichung des Sozialismus vor Augen schreibt u. a. auch Georg Lukács: »Es muß ein langer Prozeß von Reformen eingeleitet und verwirklicht werden, bevor die marxistische Ideologie und die sozialistische Praxis ihre ursprüngliche Anziehungskraft wiedergewinnen.«<sup>5</sup>

Kádár schien das Gebot der Stunde begriffen zu haben. Seine Politik versucht im Rahmen des Sozialismus mit nüchternen und pragmatischen Reformen alte, aber immer neu formulierte Ziele der Menschheit, wie mehr Wohlstand, mehr Freiheit, mehr Wahrheit und mehr Demokratie zu verwirklichen oder ihre Verwirklichung wenigstens zu versuchen. Er achtet dabei peinlichst darauf, die Zügel der Macht nicht aus den Händen zu geben, die Reformen nicht zu ideologisieren und sie nicht als eine neue Variante des Marxismus erscheinen zu lassen. Die Gründe für dieses Verhalten sind besonders seit Prag verständlich. Im Westen nennt man diesen Prozeß »Liberalisierung«. In Ungarn, wo dieser Ausdruck als ein Mittel der »imperialistischen Aufweichungspolitik« verpönt ist, wird er die »Entfaltung des sozialistischen Demokratismus« genannt.<sup>6</sup>

Die wirtschaftlichen Erfolge der zentralistischen Planwirtschaft, gepaart mit Kollektiveigentum an den Produktionsmitteln, blieben in Ungarn, wie übrigens auch im gesamten Ostblock, trotz der großen Anstrengungen und des immensen russischen Naturreichtums ziemlich bescheiden. Die elementarsten privaten aber auch kollektiven Konsumbedürfnisse, mit Ausnahme der Erziehung, konnten nur auf einem sehr primitiven Niveau befriedigt werden, und gegen die »Revolution der steigenden wirtschaftlichen Erwartungen« mußten sich die sozialistischen Staaten im wahrsten Sinne des Wortes abriegeln. Die Hoffnung, daß Solidaritätsgefühl und revolutionärer Elan das Gewinnstreben, und wissenschaftliche Planung den Mechanismus der Marktkräfte ersetzen könnten, hat sich in der Praxis als



falsch bzw. als ein sehr kostspieliges Experiment erwiesen. Wirtschaftliche Leistungen mußten im neuen System mit der Peitsche (in den Arbeitslagern), sowie durch einen mörderischen, von oben manipulierten »sozialistischen Wettbewerb« und eine streng kontrollierte Arbeitsdisziplin erzwungen werden. Die Produktionsfaktoren wie Arbeit, Kapital und Naturschätze wurden in unwirtschaftlichen Plänen in einem noch kaum bekannten Maße vergeudet, hauptsächlich, weil man die marktwirtschaftlichen Meßinstrumente wie Profit, Preise, Angebot und Nachfrage verbannte und durch die ökonomische Chimäre ersetzte, daß das technisch Modernste gleichzeitig auch das Wirtschaftlichste sei. Auf die Schäden der politisch motivierten Großmannsucht soll hier nur nebenbei hingewiesen werden. Nur eine politische Diktatur und die moderne Technik, die, ein Kind des Kapitalismus, bei der Ausweitung der Produktion ungeachtet ihrer unwirtschaftlichen Anwendung eine große Hilfe geleistet hat, haben das System vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch bewahrt. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang eine häufige Klage der Ungarn: Die Technik ermöglicht im Westen einen großen Warenüberfluß, im Osten nur das Überleben eines unfähigen Wirtschaftssystems.

Die großen, mit staatlichen Machtmitteln vorangetriebenen, fast unmenschlichen Anstrengungen führten mit Hilfe der Technik, und von einem Jubel der »Tonnenideologen« begleitet, zu einer schnellen Ausweitung der Produktion, die aber kaum in eine entsprechende Ausweitung des Verbrauches umgesetzt werden konnte. Hohe Zuwachsraten der Produktion und ein nur sehr langsam wachsender Konsum sind also eines der Paradoxa des sozialistischen Wirtschaftssystems und gleichzeitig auch eines der Hauptindizien seiner Unwirtschaftlichkeit. Die unrentablen Investitionen zehrten nämlich die Mehrproduktion weitgehend auf. Ungarns Wirtschaft blieb somit immer weiter hinter dem Niveau des Westens zurück, wenngleich auf manchen Gebieten, meistens dank der Technik, gewisse Fortschritte im Vergleich zu der Vergangenheit zu verzeichnen waren. So wurde z. B. das Agrarproletariat durch die Industrialisierung des Landes abgebaut, teilweise auf Kosten des Lebensstandards der breiten Mittelschichten. Die rachitischen Kinder der zwanziger Jahre sind verschwunden, aber gleichzeitig auch die Kinder, denn Ungarn ist z. Z. neben der DDR das Land mit der niedrigsten Geburtenziffer.

Aus der wirtschaftlichen Sackgasse versucht die ungarische Parteileitung das Land mit Hilfe von tiefgreifenden Reformen hinauszumanövrieren, welche mit der Einführung des »neuen Wirtschaftsmechanismus« ihre vorläufige Krönung gefunden haben. Manche dieser Reformmaßnahmen weisen in die Richtung einer »sozialistischen Marktwirtschaft«, andere zielen auf eine Verbesserung des Planungsmechanismus ab. Kollektiveigentum an den Produktionsmitteln und die Praxis der zentralen Planwirtschaft ließ man zwar unangetastet, doch wird der »materiellen Interessiertheit« als Leistungsantrieb eine sehr weitgehende Rolle eingeräumt; diese wirkt durch ein kompliziertes Prämiensystem auf die leitenden Angestellten der Betriebe wie eine Art von Eigentumsersatz. Dem Gesetz von Angebot und Nachfrage wird bei der Planung mehr Aufmerksamkeit gewidmet, dem



Profit (in marktökonomischem Sinn verstanden) und den Preisen weist man in den Betrieben gewisse planflankierende Lenkungsaufgaben zu. Die marktwirtschaftlichen Elemente der Reform sind aber sehr stark dosiert und auf enge Bereiche des wirtschaftlichen Lebens, hauptsächlich in der Konsumgüterproduktion und in der Landwirtschaft, beschränkt. Sie werden sehr behutsam gehandhabt, und selbst Kádár warnt vor »der Fetischisierung der an sich richtigen ökonomischen Regler«.<sup>7</sup>

Im Grunde genommen ist der Glaube an den zentralen Plan auch heute noch unerschütterlich. Auf lange Sicht gesehen hofft man, daß Kybernetik und Computertechnik die Planungsmethoden wesentlich verbessern werden. Über die Schwierigkeiten der Gegenwart glaubt man durch eine Entbürokratisierung der Planungsmechanismen Herr zu werden. Dabei löst man zwar manche alten Probleme, aber man öffnet die Tür gleichzeitig für neue. Um die Elastizität der Planung und der Produktion zu erhöhen, wurden u. a. die Praxis der direkten Planweisungen eingeschränkt und teilweise durch die indirekte Beeinflussung einer Kreditpolitik ersetzt, die Entscheidungsgewalt der zentralen Stellen zu den Unternehmen delegiert, die Machtbefugnisse der Betriebsleiter ausgeweitet, der Dschungel der ökonomischen Kennziffern, die die planmäßige Tätigkeit der Betriebe regeln und kontrollieren, gelichtet und ihre Rangfolge neugeordnet. Die partielle Kennziffer der Produktionsmenge, die bisher Hauptregler der betrieblichen Tätigkeit war, wurde von einer viel globaleren, dem Profit entthront, mit welchem sich auch die Rentabilität des Betriebes kontrollieren läßt. Der Profit ist unter den vielen Kennziffern nicht neu. Neu ist nur seine Aufwertung. Er spielt aber überwiegend nur eine betriebswirtschaftliche und kaum eine marktwirtschaftliche Rolle. Ein Umstand, den man im Westen meistens übersieht. Der »sozialistische Profit« wird nämlich, wie es ungarische Presseorgane erklären, nicht am Markt erzielt, sondern im Betrieb durch Rationalisierung, Erhöhung der Produktivität, Sparsamkeit usw. erarbeitet. Gerade um diese Sparsamkeit zu fördern, wurde auch die unentgeltliche Nutzung des Kapitals abgeschafft und die Betriebe für die Inanspruchnahme der Kapitalgüter mit den Kosten, dem Kapitalzins, belastet. Vielleicht eine der wichtigsten der verschiedenen wirtschaftlichen Reformmaßnahmen der letzten Jahre.

Die Anfangserfolge der Reform scheinen ermutigend zu sein, insbesondere im Bereich des Konsumgüterangebots. Doch mehren sich Klagen über die ungünstige Entwicklung der Produktivität und die Planrückstände in der Investitionsgüterindustrie. So ist zu befürchten, daß das alte Problem der sozialistischen Systeme auch mit den neuen Mitteln nicht befriedigend gelöst werden kann, nämlich den Konsum mit der zukünftigen Produktionsausweitung und dem Fortschritt in Einklang zu bringen. Infolge der Unwirtschaftlichkeit des Systems und der übertriebenen politischen und sozialen Ambitionen, haben die sozialistischen Staaten, um im Gleichschritt zu bleiben, einen unvergleichlich höheren Bedarf an Investitionen als die kapitalistischen. Aus systemimmanenten Gründen klingt den



sozialistischen Wirtschaftsführern ständig die Mahnung des ungarischen Stalin, Mátyás Rákosi, schmerzlich in den Ohren: »Wir dürfen unsere Zukunft nicht heute schon verspeisen.« Darüber hinaus wurde mit dem »neuen Wirtschaftsmechanismus« ein neues Problem sichtbar, und zwar dasjenige der sozialen Spannungen, verursacht durch die steigenden Einkommensunterschiede und durch die »auffälligen Konsumgewohnheiten« der »sozialistischen Millionäre« mit ihren Sommerhäuschen, Autos, Spareinlagen und sogar Zinseinnahmen, die das Vielfache des Jahreslohnes eines Arbeiters ausmachen.

Nach Stalins Tod und mit dem allmählich steigenden Wohlstand wuchs sowohl bei den Regierten als auch bei den Regierenden der Drang nach mehr Freiheit. Ein Phänomen des Stalinismus war es, daß er selbst die Freiheit der Mächtigen in Frage stellte, denn die blinde Willkür des totalen Terrors verunsicherte ja das Leben aller. Im Verlauf der Reform wurde die »sozialistische Gesetzmäßigkeit« wieder hergestellt, die Anwendung »administrativer Maßnahmen« stark eingeschränkt, die Grenzen des Landes wurden durchlässiger und manche Bürgerrechte gesetzlich verankert. Das bedeutet zwar noch nicht, daß jeder jederzeit in den Westen reisen kann, auch munkelt man noch immer über willkürliche Verhaftungen von Priestern. Und will jemand sein Kind in den Religionsunterricht schicken, so darf er einer Vorladung des Parteisekretärs seiner Firma sicher sein, der ihm sehr höflich erklären wird, daß man im Rahmen der Umorganisation an seine Versetzung in die Provinz denke. Trotz allem kann der Durchschnittsbürger heute ruhig schlafen, sofern er sich an die sozialistischen Gesetze hält, was immer er von diesen ansonsten auch halten mag. Genauer ausgedrückt, er weiß zwar, daß diese Gesetze ihm die echte Freiheit vorenthalten, aber die Geschichte hat ihn genügsam gemacht; und so versucht er mit einem Schuß von Opportunismus die kleinen Freiheiten zu genießen, die ihm im Beruf und im täglichen Leben geboten werden und um die er im ganzen Ostblock beneidet wird. Als Folge dieser Einstellung verbreitet sich heute in Ungarn eine gewisse »sozialistische Gemütslichkeit«.

Die Erkenntnis, daß der Mensch nach Wahrheit dürstet und »nicht vom Brot allein« lebt, führte in Ungarn zu einer spürbaren Reduzierung der geistigen Bevormundung durch die Partei und Ideologie. Als erstes wurde der hemmende wissenschaftliche Obskurantismus gemildert, der früher die wissenschaftliche Arbeit in manchen Gebieten wie z. B. in der Biologie fast gänzlich lahmgelegt hatte. Heute versucht man sich an das Prinzip zu halten: »Wenn eine bewiesene Entdeckung der Naturwissenschaft der einen oder der anderen These der marxistischen Philosophie auch widersprechen sollte, so müssen eben die philosophischen Thesen und nicht die naturwissenschaftlichen Ergebnisse revidiert werden.«<sup>7a</sup> Dann wurde eine bedeutend tolerantere Haltung gegenüber der westlichen Literatur bezogen – obwohl nicht ganz ohne Hintergedanken. Schließlich wurde die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Selbstkritik und Diskussion für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft entdeckt und dementsprechend auch gefördert. So



setzte sich János Kádár mit folgendem Aufruf für eine stärkere Ausweitung der Diskussion ein: »Heute wissen wir, daß der Marxismus nicht mit Parteibeschlüssen und Regierungsverordnungen ... die Gesellschaft erobern kann, sondern, daß die Eroberung erst das Ergebnis eines langwierigen Überzeugungs- und Diskussionskampfes ist.«<sup>8</sup>

Das Verlangen nach mehr Kritik und mehr Diskussion wird allerdings fast immer mit der zusätzlichen Mahnung versehen, nur »konstruktive« Kritik zu üben und nur »konstruktive« Diskussionen zu führen. Die Problematik dieser Einengung zeigt sich in einer Äußerung des ungarischen Innenministers András Benkei: »Es ist ein schwieriges Problem ... die genauen Grenzen festzustellen, wo die gutwillige Kritik an den Fehlern unseres Systems endet und wo die gesetzwidrige, bewußt systemfeindliche Tätigkeit beginnt.«<sup>9</sup> Unter solchen Umständen kann die Kritik, ohne Grundsatzfragen zu berühren, die Grenzen des Instrumentalen (warum bleiben die Ersatzteillieferungen aus?) nicht überschreiten und entartet somit oft in ein institutionalisiertes Verpetzertum von Personen. Die Diskussionen wiederum bleiben meistens unvollendet, was z. B. Péter Rényi zu der Warnung veranlaßt: »Wenn wir unentwegt um unsere Einheit fürchten, werden wir mit Sicherheit bald bei einem neuen Dogmatismus enden.«<sup>10</sup>

Die erwähnten Reformen haben die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse in Ungarn im Vergleich zur Periode des »Personenkultes« wesentlich verändert. Selbst die Art der Machtausübung hat sich liberalisiert. Unverändert blieb aber die kommunistische Parteidiktatur und die Machtstruktur des Landes. In Richtung Demokratisierung sind keine nennenswerten Schritte getan worden. Von der Arbeiterselbstverwaltung hört man nichts. Die Änderung des Wahlsystems und die Aufwertung des Parlaments wirken nur formell, und dienen eigentlich nur zur besseren Tarnung der wirklichen Verhältnisse. Das gleiche gilt für die Demokratisierung der Partei und die Dezentralisierung der staatlichen und wirtschaftlichen Verwaltung. Übrigens wurden auch die Auswirkungen der organisatorischen Lockerung durch eine Straffung der Personalpolitik aufgewogen.

Nicht mehr die Planzentrale bestimmt heute, ob ein Bleistift in Hintertupfing gekauft werden soll, aber die Parteizentrale sorgt dafür, daß zum Hintertupfinger Betriebsleiter ein verlässlicher Kommunist bestellt wird. Nach ungeschriebenen Gesetz sind die jeweils fünf bis zehn leitenden Angestellten der Betriebe und Behörden wie auch der Gewerkschaften treue Parteimitglieder, oder solche, die man dafür hält. Wurden sie aber in der revolutionären Periode ausschließlich nach den Gesichtspunkten des Klassenkampfes bestellt, so werden sie heute in verstärktem Maße aus dem Reservoir der fachlich gebildeten Parteimitglieder ausgewählt. Auch der Versuch, den Fachmann zum treuen Ideologen oder den treuen Ideologen zum Fachmann umzubilden, wird nicht unterlassen. Politisch abgesichert, erhält die lokale Parteiführung dann das Recht, in ihrem Bereich auch die parteilosen Fachleute einzustellen. Dies ist auch der Sinn des berühmten Kádár-Wortes: »Wer nicht gegen uns ist, der ist mit uns.«



Ein System, welches die Kluft zwischen der neuen Klasse der Manager und der Machtelite der Partei zu überbrücken versucht; an welchem nicht nur professionelle Machtpolitiker, sondern auch viele Intellektuelle großen Gefallen finden, jene, die mit Genuß darüber bestimmen, was andere für gut halten sollen und dabei gerne mit sozialutopistischen Ideen experimentieren und herumhantieren; in welchem opportunistischen Geistern die Chance geboten wird mitzuarbeiten. Ein System mit dem Ziel, die wirtschaftlichen, sozialen und administrativen Leistungen zu steigern, um damit nicht nur die außenpolitisch abgestützte eigene Macht zu sichern, sondern später – so hofft man wenigstens – auch dem beherrschten Volk mehr Demokratie geben zu können.

Gerade diese Politik der außenpolitischen Unterordnung und innenpolitischen Machterhaltung aber erweist sich als das große Hemmnis für die Leistungssteigerung und würgt den Fortschritt mit seinen ökonomischen, sozialen, menschlichen und charakterlichen Halbheiten und Widersprüchen ab. So erweckt diese Politik nicht nur berechtigte Hoffnungen, sondern auch die Furcht vor dem Abgrund. Zwischen den Mühlsteinen dieser beiden Gefühle leben die Ungarn heute mit dem Gedanken, daß es auch viel schlimmer sein könnte.

Von den vielen Widersprüchen soll hier nur einer erwähnt werden, denn er hat einen entscheidenden Einfluß auf die Art und den Inhalt des »ideologischen Kampfes« und dadurch auch auf das West- und Deutschlandbild der ungarischen Massenmedien. Dieser Widerspruch besteht zwischen dem Anspruch auf Vollkommenheit des eigenen Systems und dem tatsächlichen Vorsprung der westlichen Welt bezüglich Wohlstand, Freiheit, moderner Mobilität, Weltoffenheit, Technologie, Wohnkultur, ja selbst sozialer Gerechtigkeit. Kurz, zwischen Wirklichkeit und Propaganda. Das Paradoxe dieser Ansprüche besteht darin, daß unter den optimalsten Verhältnissen Ungarn mindestens fünfzehn bis zwanzig Jahre dazu brauchte, in den erwähnten Bereichen das heutige Niveau Westdeutschlands zu erreichen, und die ideologisch und politisch führende Macht des sozialistischen Lagers, die Sowjetunion, kaum vor dem Jahr 2000 dieses Niveau erreichen könnte. Selbst wenn die westliche Entwicklung durch Krisen gehemmt würde und die östliche durch Reformen stark beschleunigt werden könnte, würde sich der Ost-West-Unterschied im Leben der heutigen Generation in den meisten Bereichen höchstens relativieren, aber nicht aufheben.

In der Sowjetunion löst man dieses Problem einerseits dadurch, daß man die menschlichen Kontakte mit den kapitalistischen Staaten fast total unterbindet und mit den sozialistischen Freunden stark einschränkt. Darüber hinaus suggeriert die sowjetische Propaganda eine paradiesische Welt des individuellen Glücks und das Gefühl einer beispiellosen kollektiven Größe. In dieser Traumwelt ist der Sowjetbürger der individuell glücklichste Mensch der Welt, vornehmlich schon deswegen, weil er Mitglied des »mächtigsten« und »progressivsten« Kollektivs ist. Eines Kollektivs mit dem größten roten Fleck auf der Landkarte, mit der stärksten Armee, mit dem ersten Sputnik, mit den besten Sportlern, dem größten Staudamm, der



schönsten Metro, dem progressivsten Gesellschaftssystem usw. Viele Beobachter meinen jedoch, daß dieses Gefühl der kollektiven Größe als Ersatz für das fehlende individuelle Glück diene.

Die ungarischen Kommunisten haben es hier viel schwieriger. Nicht nur deswegen, weil sie ihr Land vom Westen nicht total abschirmen können und auch nicht wollen, sondern weil ihnen die Flucht in die kollektive Größe kaum geboten ist. Zwar versucht die Partei im Zuge des »ideologischen Kampfes«, durch die Vermittlung des »sozialistischen Patriotismus« auch die Ungarn an der kollektiven Größe der Sowjetunion teilhaben zu lassen, doch scheitern diese Bemühungen am herkömmlichen Nationalismus der ungarischen Bevölkerung. Denn sie schaut wegen der individuellen Rückständigkeit der Sowjetbürger mit Geringschätzung auf diese herab, fürchtet aber die Sowjetunion wegen ihrer kollektiven Größe und beschuldigt sie der Ausbeutung.

Nachdem die ungarischen Kommunisten den Anspruch auf Unfehlbarkeit nicht aufgeben können, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als den »ideologischen Kampf« durch verbesserte Leistungen der Massenmedien zu verfeinern. So hat die »Liberalisierung« die Entwicklung der ungarischen Massenmedien stark beeinflusst. Die entscheidende Wende bahnte sich schon 1957 bei Radio Kossuth an. Um die Popularität der Sendungen zu erhöhen, wurden erstmals mehrere Meinungsumfragen durchgeführt und die Ergebnisse anschließend öffentlich diskutiert. Im Westen ein selbstverständlicher Prozeß, in Ungarn damals eine revolutionäre Tat – (eines der Paradoxa unserer heutigen gespaltenen Welt, die die Menschen im anderen Teil der Welt dazu zwingt, alte Wahrheiten neu zu entdecken.)

Die Auswirkungen dieser Untersuchung zeigten sich sehr bald: Bereits 1958 verlor das Programm an politisch-ideologischer Eintönigkeit und nahm einen mehr unterhaltenden Charakter an. Unterhaltungsmusik verdrängte das gesprochene Wort, Twistmelodien, später auch die Beatles und Popmusik tönten »dezent« aus den Lautsprechern. Die Kommentare wurden kürzer und wenn auch nicht entideologisiert, so doch entdogmatisiert. Eigene Berichterstatter eilten nunmehr zu den Brennpunkten des westlichen Lebens und begannen von Ort und Stelle zu berichten. Alles wiederum Selbstverständlichkeiten im Westen, aber stille, revolutionäre Taten im damaligen Ungarn.

Tageszeitungen folgten alsbald dem Beispiel des Rundfunks. Auch sie führten Meinungsumfragen durch. Zwar wurden die Ergebnisse nicht publiziert, doch vollzog sich auch da eine ähnliche Wandlung wie beim Rundfunk. Die Zahl der rein ideologischen Artikel wurde stark beschränkt, kleine Glossen übernahmen die Aufgabe der ideologischen Erziehung. Ideologische Artikel wurden immer öfter in Diskussionsform präsentiert, die zwar alle die Schwächen der »sozialistischen Diskussionen« zeigten, doch selbst in ideologischen Fragen entfernte man sich mehr oder minder von den alten dogmatischen Excathedra-Offenbarungen der Partei.



Die außen- und innenpolitische Berichterstattung wurde reicher und schneller. Die Zahl der Reportagen nahm stark zu – sowohl über den Westen als auch über Ereignisse im eigenen Land. Inhaltlich wurden die Artikel bedeutend vielseitiger, der Stil der Berichterstattungen wurde aufgelockert und selbst die Typographie der Zeitungen erfuhr eine Verbesserung. Auch wurden sie mehr und mehr auf differenzierte Leserschichten ausgerichtet und dementsprechend »profilert«.

Das soll nun keineswegs heißen, daß sich die ungarischen Massenmedien heute bereits mit den großen westlichen Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehanstalten qualitativ messen könnten. Davon sind sie nicht nur aus politischen, sondern auch aus ökonomischen Gründen noch weit entfernt. Presse und Rundfunk werden in Ungarn immer noch als ein didaktisches Instrument, als Propagandamittel und Unterhaltungsmedium angesehen. Die wertfreie, kritische, nachrichtliche und kommentierende Berichterstattung westlichen Zuschnitts ist ihnen fremd. Sie sind Werkzeuge der Partei im »ideologischen Kampf« und dementsprechend »parteiisch« ausgerichtet, wenn auch ihr ideologischer Fanatismus heute nachgelassen hat. Die beschriebenen positiven Veränderungen können somit nur als erste Etappen eines Prozesses verstanden werden, der von einem sehr dunklen Punkt aus dem Lichte entgegenstrebt, und der noch einen langen Weg zurücklegen muß, um endgültig ans Licht zu gelangen.

### *»Ideologischer Kampf« und das neue Westbild.*

Die Fortführung der massiven Kritik am Westen und an Westdeutschland in der Periode der »friedlichen Koexistenz« und nach Beendigung des »Kalten Krieges« mag den uneingeweihten Betrachter überraschen. Es klingt zwar paradox, doch sind die Gründe für dieses Phänomen in der Natur der »friedlichen Koexistenz« selbst zu suchen. Letztere ist in der Interpretation der Kommunisten eine neue Form des Wettkampfes zwischen dem sozialistischen und dem kapitalistischen System, in welchem die Auseinandersetzung – auch infolge des atomaren Patts – auf dem Schlachtfeld der Politik und Ideologie ausgetragen wird. Hauptsorge der Sowjetunion ist nicht mehr die territoriale Sicherheit, sondern die politische Stabilität und ideologische Integrität ihres Machtbereiches, ihr Hauptziel nicht territoriale Eroberung im alten Sinn, sondern die politische Zermürbung und ideologische Durchdringung des Gegners.

Die kommunistischen Parteiführer und Journalisten Ungarns wiederholen ununterbrochen folgende Gedankengänge: »Die Politik der friedlichen Koexistenz bedeutet nicht das Bemühen um die Aufrechterhaltung des Status quo«,<sup>1</sup> denn sie »hebt die Unterschiede zwischen den (beiden) Systemen nicht auf, sondern ist eine Form des zwischen ihnen auszutragenden Kampfes ... sie ist ein Klassenkampf von internationalem Ausmaß, wenn auch ohne Waffen«. <sup>2</sup> Deshalb wird



ausdrücklich der Versuch abgelehnt, »das friedliche Nebeneinander auch auf das Feld der Ideologie ausdehnen zu wollen«,<sup>3</sup> denn »die Grundwahrheit lautet, daß es zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Ideologie kein friedliches Zusammenleben gibt und nicht geben kann, daß zwischen Marxismus und Antimarxismus keinerlei Koexistenz möglich ist.«<sup>4</sup> In voller Erkenntnis der Widersprüche zieht man hieraus die Schlußfolgerung: »Eine scheinbar paradoxe Erscheinung, daß wirtschaftliche Kontakte und friedlicher Wettkampf die Aufgaben und die Bedeutung des ideologischen Kampfes nicht vermindern, sondern erhöhen.«<sup>5</sup>

Diesen Direktiven entsprechend rufen kommunistische Parteiführer unentwegt zu einer permanenten »ideologischen Offensive«<sup>6</sup> auf und dozieren über die Notwendigkeit des »ideologischen Kampfes unter der Bedingung des friedlichen Zusammenlebens«.<sup>7</sup> Für die praktische Ausführung dieser Aufrufe sorgen dann die Massenmedien. Die unsinnigsten Unterstellungen, allzu primitiven Lügen und groben Anpöbeleien aus dem Vokabular des »Kalten Krieges« wurden zwar im Geiste der »friedlichen Koexistenz« stark gemildert bzw. eliminiert, aber die Kritik am Westen, von ideologisch und psychologisch gut geschulten Journalisten verfeinert und damit weniger primitiv, wird unbeirrt fortgesetzt; manchmal sogar mit ausgesprochen geschickten Argumenten, Behauptungen und Anschuldigungen. So blieb das Westbild der ungarischen Massenmedien auch weiterhin häßlich, nur eben in einer anderen Weise als früher. Was es an grobklotziger Härte verlor, gewann es an Glaubwürdigkeit und propagandistischer Durchschlagskraft.

Ungarische Journalisten mokieren sich heute offen und selbstkritisch über die Unsinnigkeiten ihrer früheren Westdarstellung, etwa in dieser Art: »Heute wirkt komisch, was wir früher alles über westliche Musicals, über »unmenschliche Kybernetik« oder über Coca-Cola – das ich persönlich für ein Narkotikum hielt – zusammengeschrieben haben. Später hat sich dann herausgestellt, daß Musicals durchaus unterhaltend sind, die Kybernetik unentbehrlich und Coca-Cola ein durchaus erfrischendes Getränk ist.«<sup>8</sup>

Im einzelnen unterscheidet sich das neue, vom »ideologischen Kampf« geprägte Westbild vom alten, »dogmatisch« bestimmten, in der Quantität der kritischen Beiträge, in der Art der kritischen Darstellung, in der Bewertung westlicher Gesellschaftskritik und schließlich im Stil der Darstellung selbst.

Zuerst ist die Anzahl der Beiträge, die den Westen kritisch darstellen, im Vergleich zur vorangegangenen Periode des »Kalten Krieges« sehr stark angestiegen. 1968 erschienen innerhalb eines Monats mindestens zehnmal so viel mehr oder minder kritische Artikel über den Westen wie 1952. In den Jahren 1962 bis 1965, dem Höhepunkt der Anti-West-Kampagne, waren es mindestens fünfzehnmal so viel.

Unter dem »Stalinismus« existierte der Westen nur als Buhmann zur Abschreckung widerspenstiger Untertanen. Die Massenmedien widmeten ihr Hauptaugenmerk nicht den Problemen des Westens, sondern dem »sozialistischen Aufbau« im eigenen Land, den nicht abreißenden Produktions- und Ernteschlachten,



der Huldigung der Sowjetunion und der Bekämpfung des inneren Klassenfeindes. In den Massenmedien trat das Schreckgespenst »Westen« hauptsächlich als außenpolitischer Feind in Erscheinung; es wurde erst durch Amerika, anschließend durch Konrad Adenauer personifiziert. Letzterem konnte man nicht verzeihen, daß er die Bundesrepublik in das westliche Lager integrierte.

Abgesehen von außenpolitischen Nachrichten, meist von der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS übernommen, und Leitartikeln voll mit Ausdrücken wie »verdammter imperialistischer Kettenhund« und »blutrünstiger Ausbeuter«, wurde somit über das Leben des Westens wenig berichtet. Reportagen ungarischer Journalisten aus dem Westen gab es fast gar nicht, (das Parteiblatt »Szabad Nép« veröffentlichte 1952 im ganzen nur zehn). Die wenigen in dogmatischer Starrheit und grobem Ton verfaßten Artikel berichteten vom »unsagbaren« Elend der westlichen Arbeiterschaft, der »verabscheuungswürdigen Dekadenz« westlicher Literatur und Kunst und von den »pseudowissenschaftlichen Lügen« der westlichen Wissenschaft, insbesondere der Biologie. Die Nachrichten beschränkten sich auf Flugzeugabstürze, Dammbrüche, Streiks, Eisenbahnunglücke, Prostitution und Ähnliches.

Eine solche Berichterstattung war freilich nicht als Mittel der Überzeugung gedacht, vielmehr sollte sie, gerade durch ihre Absurdität und Irrsinnigkeit, die Atmosphäre der allgemeinen Furcht schüren. Sie war eine notwendige Ergänzung des totalen Terrors, der jede Alternative zerstören wollte. Vergewagt man sich die Stimmung von damals, so kann man feststellen, daß die Angstmake sehr erfolgreich war. Man glaubte zwar nicht, was man im Rundfunk hörte oder in den Zeitungen las, aber man fürchtete sich vor allem und jedem.

Gegenwärtig sieht die Lage wesentlich anders aus. Ost-West-Kontakte haben »den Westen« aus der Verbannung wieder nach Ungarn zurückgebracht. Er ist im ungarischen Leben wieder präsent und lebendig. Journalisten berichten heute in der Tagespresse ausführlicher über Reisen in kapitalistische Länder. Im Gegensatz zu 1952 erscheinen in der mittlerweile in »Népszabadság« umgetauften Parteizeitung an einem Tage oft mehrere Reportagen aus aller Welt, insbesondere aus dem Westen.

Die große Zahl der in Ungarn heute veröffentlichten westlichen Bücher, die vielen westlichen Filme und Theaterstücke werden in der Presse gleich mehrmals rezensiert. Westliche Jugendrevolten, die Biennale in Venedig, die Bayreuther Festspiele, die Apolloflüge, die Filmpläne Federico Fellinis werden, wie die Wahlreisen von Günther Grass für die »Es-Pe-De«, nicht mehr mit Schweigen übergangen, sondern ausführlich kommentiert, eingehend gewürdigt und analysiert. Natürlich fallen solche Berichte und Analysen infolge der obligatorischen Parteilichkeit und entsprechend den Erfordernissen des »ideologischen Kampfes«, mehr oder minder kritisch und einseitig aus.

Der zweite Unterschied zwischen dem neuen und alten Westbild betrifft die Methodik der Darstellung. War diese früher ausschließlich agitatorisch, so ist sie heute,



jedenfalls ihrer Form nach, in steigendem Maße argumentativ. Wurde der Westen früher in Bausch und Bogen verdammt und verschmäht (weil man auf Glaubwürdigkeit keinen Wert zu legen brauchte), so wird er heute differenziert getadelt und manchmal (um objektiv zu wirken) sogar gelobt. Außerdem wird versucht, Lob und Tadel mit Argumenten zu untermauern.

Eine rein agitatorische Verdammung des Westens, mit unsinnigen Behauptungen, war nur unter einer totalen Terrorherrschaft sinnvoll und möglich. Mit Beginn der Ost-West-Kontakte mußten sich sowohl die Regierung wie auch die Bevölkerung mit den westlichen Fakten, Ideen und Menschen in dieser oder jener Weise auseinandersetzen. Weite Kreise der Bevölkerung zeigten eine große Aufgeschlossenheit und Sympathie für den Westen. Fast unkritisch und mit Enthusiasmus wurden westliche Musik, Lebensgewohnheiten, Mode und Gedankengut übernommen. Die Parteiführung konnte hier nicht tatenlos zusehen und war gezwungen zu handeln.

Früher wären Partei und Regierung gegen eine solche Entwicklung sicher direkt und massiv mit »administrativen Methoden« vorgegangen. Heute, im Geiste der »Liberalisierung«, überläßt man den Managern des »ideologischen Kampfes« die Gegenmaßnahmen. Selbst der ungarische Innenminister András Benkei schreibt, daß es nicht die Aufgabe der Polizei sei, »sich in politisch-ideologische Diskussionen einzumischen«, und somit wird »den ideologischen Abweichlern und Menschen mit feindlicher Weltanschauung nicht die Polizei, sondern die marxistische Ideologie entgegengesetzt«.<sup>9</sup>

Die ideologische Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus wird von Presse und Rundfunk in Form von imaginären Diskussionen und rhetorischen Dialogen ausgetragen. In vielen Beiträgen wird meditiert, wie die »Periode der beiderseitigen Monologe«<sup>10</sup> beendet, die Diskussion mit der anderen Seite ausgeweitet und ein echter Dialog begonnen werden könnte. Forderungen, wie die nachfolgenden, sind auf der Tagesordnung: »Nur der Geist hat noch größere Kraft als die Waffen, deshalb müssen wir die Kunst der Diskussion, die Regel der ›ars disputandi‹ wiedererlernen.«<sup>11</sup> Oder in selbstbewußter Fassung: »Eine Absage an die Diskussion käme in der augenblicklichen geschichtlichen Periode des siegreichen Vorstoßes unserer Weltanschauung einem Rückzug in den ideologischen Provinzialismus gleich.«<sup>12</sup>

Trotz solcher und ähnlicher Aufforderungen kam es aber weder in den Spalten der Zeitungen, noch in den Rundfunksendungen zu einem echten Dialog, geschweige denn zu einer direkten Ost-West-Diskussion. Die wenigen Ausnahmen bestätigen eher nur die Regel. Die Gründe dafür sind mannigfaltig.

Zunächst haben ungarische Kommunisten vor Tatsachen noch immer eine große Angst, die nur sehr langsam schwindet. Deswegen führen sie auch ständig lebhaft Klage über angeblich »grundlegend falsche Elemente« der westlichen Argumentation, die sich immer »nur« auf Tatsachen berufe. György Timár z. B. spricht von »Fetischisierung der Tatsachen«<sup>13</sup> und Ferenc Paál von »Scheinobjektivis-



mus«, der in der »bloßen Feststellung von Tatsachen steckenbleibt, somit nur die Oberfläche der Ereignisse berührt und sich hütet, in die Tiefe zu schauen«. Das aber habe »sehr wenig mit Wahrheit zu tun und ist eigentlich die meistbenützte Methode, die Wahrheit zu verheimlichen, ja, zu verfälschen«. <sup>14</sup>

Die Furcht vor Tatsachen und der Wirklichkeit führt heute aber nicht mehr zu ihrer Leugnung und Ignorierung, wie dies zur Zeit des »Dogmatismus« geradezu die Regel war, sondern zu ihrer eigenwilligen Umdeutung und Interpretation. Anstatt zu behaupten, der westliche Arbeiter lebe in »unsagbarem Elend« und entbehre das »Nötigste«, schreibt man jetzt: »Die Mehrheit der Menschen in den entwickelten kapitalistischen Ländern hat nicht mehr mit ›elementaren‹ Problemen zu kämpfen, dafür hält sie eine manipulierte und standardisierte Massenkultur in den Fesseln eines im Wesen antihumanen und erstickenden Lebens gefangen.« <sup>15</sup>

Neben der Furcht vor »fetischisierten« Tatsachen krankt der Ost-West-Dialog an der unterschiedlichen Deutung politischer, künstlerischer, sozialer, ja sogar technischer Begriffe. (Ohne die östliche oder westliche Interpretation der Worte Demokratie, Freiheit, Profit, Waschmaschine für »richtig« zu erklären, muß auf dies Phänomen als Quelle mancher gescheiterten Ost-West-Gespräche hingewiesen werden. Dabei ist immer wieder zu beobachten, daß östliche Gesprächspartner meist auf die Diskussion gut vorbereitet sind und ihre Definitionen zielstrebig zu manipulieren wissen, was man von den westlichen nicht immer behaupten kann.)

Ein drittes Hindernis auf dem Wege zum echten Dialog ist die Art der Argumente. Trotz eindringlicher Warnung (z. B. von László Dezséry), »nicht damit zu argumentieren, was man erst beweisen will« <sup>16</sup>, gipfelt die ultima ratio der ungarischen Parteiführer und Journalisten in der kategorischen Behauptung, der Sozialismus sei die letzte Weisheit aller Weisheiten.

Das Wort »Sozialismus« ist zu einem Mythos geworden, und somit trifft man immer wieder auf Feststellungen wie: »Wir geben zu, daß manche kapitalistischen Staaten hinsichtlich ihrer ökonomisch-technischen Entwicklung uns noch voraus sind, in gesellschaftspolitischer Hinsicht stehen aber wir an der Spitze, weil wir die sozialistische Gesellschaftsordnung haben.« <sup>17</sup> Oder: »Wir haben den geschichtlichen Rückstand im Niveau der Produktionskräfte dadurch wettgemacht, daß wir die sozialistischen Beziehungen zwischen den Menschen ausgebaut und damit die Existenzangst, die institutionalisierte Unmenschlichkeit, das Elend und die Ausbeutung liquidiert haben.« <sup>18</sup> Kritische Fragen – ob dies wirklich zutrefte, warum denn der »geschichtliche Vorsprung« noch nicht eingeholt wurde oder was am Sozialismus denn überhaupt so gut sei und wie sich das Ideal zur Wirklichkeit verhalte – werden meist verdrängt. Und werden sie ausnahmsweise einmal gestellt, so argumentiert man unverändert damit, was man eigentlich beweisen sollte: »Sozialismus ist das höchste Gut.« Der Ideokratie ist also der Sprung über den eigenen Schatten der geistig-ideologischen Intoleranz noch nicht gelungen, wenn auch Ansätze dazu heute in steigendem Maße vorhanden sind.



Neu in der gegenwärtigen Westdarstellung ist ferner die selektive Übernahme der westlichen Gesellschaftskritik. Zu Beginn der Ost-West-Kontakte hatte es den Anschein, als hätte sich das Regime mit der Öffnung nach Westen nur Nachteile eingehandelt. Parteiführer und Massenmedien klagten oft, und nicht ohne Grund, über die »verführerische Wirkung des westlichen Reichtums und der westlichen Lebensweise«.<sup>19</sup> Auf der Suche nach einem Gegenmittel fanden die Parteiideologen gerade dort einen Verbündeten, woher die Verführung selbst kam: im Westen.

Als Verbündeter erwies sich die gesellschaftskritische Literatur, die der subjektiven Unzufriedenheit wie auch den objektiven Notständen des westlichen Menschen Ausdruck verleiht.

Mit Genugtuung und in tausendfacher Variation stellen ungarische Journalisten heute fest: »In den besten Köpfen ... der (westlichen) Intellektuellen wächst der Ekel vor der eigenen Lebensform und dem Alltag der Konsumgesellschaft, verstärkt sich der Widerstand und die Abscheu gegenüber der amerikanischen Politik.«<sup>20</sup> »Ekel« und »Abscheu« dieser »besten Köpfe«, häufig mit direkten Zitaten belegt, werden zunehmend zum eigentlichen Mittelpunkt der Berichterstattung über den Westen. Somit avancieren westliche Gesellschaftskritiker, meist unfreiwillig, zu Kronzeugen der Anklage im großen Schauprozess wider den perfiden Westen. Art Buchwald, Walter Lippmann, Rolf Hochhuth und viele andere gehören – im Nachdruck – bereits zu den beliebten Feuilletonisten und Leitartiklern ungarischer Zeitungen. War in der Periode des strengen Dogmatismus alles verpönt, was nicht eine direkte Unterstützung des eigenen Standpunktes enthielt, so gilt heute auch im Rahmen des Ost-West-Dialogs die Losung János Kádárs: »Wer nicht gegen uns, ist mit uns.« Damit ist die westliche Gesellschaftskritik zu einer immer bedeutenderen Waffe des »ideologischen Kampfes« geworden.

Hie und da ertönen aber noch Warnungen, ja nicht der Faszination westlicher Gesellschaftskritik zu verfallen, weil selbst diese noch die gefährliche Anziehungskraft eines »bürgerlichen Humanismus« enthält. Denn: »Es ist selbstverständlich, daß in der demokratischen Einheitsfront, im Zuge der Verteidigung des Friedens und der Demokratie, bürgerliche Humanisten unsere Alliierten sein können ... doch dürfen wir während dieses Bündnisses mit ihnen nicht auf die Kritik an ihren Gedanken verzichten ... sie können nämlich nur bürgerliche Antworten auf die Fragen der Zeit geben.«<sup>21</sup>

Solche Warnungen zeigen, daß sich die ungarische Parteileitung der Gefahren wie auch der Vorteile des »Brückenschlags« wohl bewußt ist. Sie spricht offen von »den Risiken einer Politik der Entspannung«, die nach eigener Definition nichts anderes beinhaltet, als einen »Kampf der beiden Gesellschaftssysteme, wenn auch mit neuen Mitteln«.<sup>22</sup> Kampf ist aber, auch wenn er ohne Waffen ausgetragen wird, immer und überall mit Gefahren verbunden. Wirtschaftliche Kooperation und eine »Allianz« mit der gemäßigten »Linken« des Westens hat auch seinen Preis.

Diese Gefahren diskutieren die ungarischen Massenmedien unter der Bezeich-



nung »westliche Aufweichungs- und Eindringungspolitik«, die sich »meist unter der Maske der gutgemeinten Opposition gebärdet, mit dem geheuchelten Wunsch, das sozialistische System zu verbessern«.<sup>23</sup> Im Laufe der Diskussion wird dann oft die Frage gestellt, wer wohl wen aufweiche? Die Chancen für den eigenen Sieg beurteilen sie ziemlich optimistisch, wenn sie auch unvergleichlich mehr über die Gefahren als über die Vorteile dieser Politik sprechen. Das Fazit lautet meist: »Die Wahrheit, die wir verkünden, hat sich als die Stärkere erwiesen, somit haben wir besser »aufgeweicht«. Unsere Besucher konnten bei uns die maßlose westliche Propaganda als Lüge entlarven.«<sup>24</sup>

Zuletzt hat sich selbst der Stil, im Vergleich zu der Periode des »Kalten Krieges«, gewandelt. Grobe Ausfälle sind viel seltener geworden (also nur noch »Imperialist« statt »blutdürstiger Imperialist«). Sie beschränken sich heute hauptsächlich auf den Vietnamkrieg und den »westdeutschen Revanchismus, Militarismus und Faschismus«. Beibehalten wurde dagegen die heute schon sehr antiquiert anmutende Sprachornamentik und die Häufung der Adjektive und Gleichnisse. Diese Stilmittel sind eigentlich keine kommunistischen Charakteristika, sondern eher Erbe der im 19. Jahrhundert in Ungarn vorherrschenden journalistischen Schreibweise. Sicherlich wären sie aus der heutigen Publizistik längst verschwunden, hätten sie im »ideologischen Kampf« nicht ihren sicheren Platz gefunden. Wo die Logik nicht auf ganz sicherem Fundament ruht, greift man zur Gleichniskrücke, und wo ein deutlicher Beweis fehlt, tun es vielleicht eine Häufung von zwei, drei, ja manchmal sechs Adjektiven – so hofft es jedenfalls der von Zweifeln geplagte Autor.

Dies verleiht dem Stil mitunter eine fast unerträgliche Schwulstigkeit, die in der Übersetzung vielleicht nicht so stark zutage tritt, da manches, in Ermangelung weiterer deutscher Adjektive, überhaupt nicht zu übersetzen ist, und manches wegen der komischen Wirkung einfach nicht wörtlich ins Deutsche übersetzt werden kann (z. B. »böser Bösewicht«). Daß dieser Stil an Tautologien reich ist, versteht sich von selbst. Viele Vergleiche und Wortspiele sind wiederum nur dem Ungarn verständlich. So war bei der Übersetzung hie und da eine Vereinfachung des ungarischen Textes unvermeidlich, um dem deutschen Leser den Sinn verständlich zu machen. Das schwächt die Schwulstigkeit des Stiles ab und bestätigt die alte Wahrheit, daß jede Übersetzung stets eine kleine Umdeutung enthält.

Selbstverständlich kann man nur in einem sehr weiten Rahmen von einem einheitlichen Stil sprechen. Schließlich wird das West- und Deutschlandbild von hundert von Journalisten, Schriftstellern und Politikern mit unterschiedlichem Talent und Temperament geprägt. Dasselbe gilt auch für die Art der Logik und Argumente der einzelnen Beiträge. Gemeinsam ist allen das Bemühen, den Westen zu diskreditieren, doch bleibt das »wie« weitgehend dem Autor überlassen. So erklärt sich, daß die einzelnen Facetten des Bildes stark widersprüchlich ausfallen. Hier erscheint Amerika z. B. als sehr reich, wenn es zu beweisen gilt, daß diese »neokolonialistische Großmacht« die unterentwickelten Staaten ausbeute und daraus



Reichtum schöpfe oder, daß die USA trotz ihres Reichtums nichts für ihre Kranken und Alten tun. An anderer Stelle wird die amerikanische Armut beschrieben, weil jemand gerade beweisen will, daß der Kapitalismus unfähig sei, die Armut aus der Welt zu schaffen.



*Die »kranke« Gesellschaft*

Schillernde Neonreklame, Warenüberfluß, schön dekorierte Schaufenster, lebhafter Autoverkehr – mit solchen Bildern beginnen ungarische Journalisten oft ihre Reportagen über die westliche Welt. Doch solchen meist recht kurzgehaltenen Schlaglichtern folgt alsbald die Warnung, alles Schillernde, der Warenreichtum und der bunte Autoreigen seien nur trügerischer Schein einer innerlich morschen und todkranken Gesellschaft. Die gleisnerische, äußere Fassade der westlichen Szenerie erfülle eine von den herrschenden Klassen gestellte Aufgabe: Das wahre Gesicht des Kapitalismus zu verschleiern, die Probleme der Armut, der wirtschaftlichen Ausbeutung, der kulturellen Dekadenz und der Vereinsamung des Menschen zu verdecken und vor allem von den demütigenden Gegensätzen der Klassengesellschaft abzulenken.

Die These von der »kranken« westlichen Gesellschaft wird dem ungarischen Leser in verschiedensten Formulierungen in Tausenden von Artikeln, Reportagen, Rezensionen und Nachrichten tagtäglich suggeriert und eingetrichtert. Ursache der Krankheit, so heißt es, sei das kapitalistische System selbst. Es sei unzeitgemäß, weil es auf veralteten Produktionsverhältnissen – Privateigentum der Produktionsmittel – beruhe, welche mit dem modernen Entwicklungsstand der Produktivkräfte – Entwicklung von Technik und Wissenschaft sowie Kapitalisierung der Wirtschaft – nicht mehr übereinstimmen. Die Folgen seien aber nicht nur die politische Entmachtung der Arbeiterklasse und ökonomische Ausbeutung der Arbeiter durch die »Monopolherren«, sondern auch Selbstentfremdung des Menschen und öde Versachlichung des Lebens. Denn: »Alle menschlichen Werte werden zu Geschäftsangelegenheiten erniedrigt.«<sup>1</sup> »Alles ist käuflich in jener Welt ... Glaube, Überzeugung und Liebe haben genauso ihren Preis wie der Filmstar und der Wissenschaftler ... Es gibt keine Ideale, kein echtes Gefühl, keine Zukunft mehr, nur Geld und Elend, Ware und Preis, Käufer und Verkäufer.«<sup>2</sup>

Welchen Erscheinungsformen der westlichen Gesellschaft ein Pressebericht auch immer gewidmet sein mag, es werden darin fast ohne Ausnahme Krankheits-symptome entdeckt, diagnostiziert und analysiert. Die Kritik an der westlichen Gesellschaft ist demzufolge total und in ihrer Totalität Ausdruck für den marxistisch-leninistischen Anspruch, die Welt durch den Marxismus-Leninismus total erklären zu können. Der allgemeinen Entwicklung entsprechend werden aber seit 1956 in dieser Kritik die dogmatischen marxistischen Thesen immer weniger zur Deutung herangezogen und zunehmend durch Gedanken und Formulierungen aus der westlichen Gesellschaftskritik ersetzt.

So wird die marxistische These über die Entfremdung des kapitalistischen



Menschen heute folgendermaßen in die Sprache der westlichen Gesellschaftskritik übersetzt: »In Westeuropa werden alle Ideale entwertet, alles wird vom Kapital erdrückt... Schönheit wird zum Schund der Warenhäuser erniedrigt. Der Kitsch, bewußt von der Industrie produziert, ist zum Schönheitsideal der Gesellschaft geworden... Der Fußball tritt an die Stelle nationaler Ideale, der Glaube ging verloren, Christliches verkrüppelte. Doch, obwohl christliches Gedankengut im Schwinden begriffen ist – man kann weder die Kontakte zwischen den Nationen, die Diplomatie oder die Außenpolitik noch den Handel, das öffentliche oder private Leben christlich nennen – beruft sich jedermann auf das Christentum... In dieser Gesellschaft vollzieht sich alles unter der Maske des Christentums: Die Jagd nach dem Geld, der Warenverkehr, das Weihnachts- oder Ostergeschäft, das Angebot an Truthähnen und Brathühnern, auch Aufrüstung, Atomversuche und Meineide...«<sup>3</sup>

Die Jagd nach Geld diktiert auch das Lebenstempo westlicher Menschen, deren Lebensrhythmus oft in den düstersten Farben geschildert wird: »Der moderne westliche Mensch stirbt nicht, er bringt sich selber um – lautet die Feststellung eines deutschen Arztes, und darin liegt eine große Wahrheit. Sie charakterisiert den Lebensstil breiter Schichten. Die physisch wie auch psychisch ständig intensiver werdende Arbeit, Wochen, Monate und Jahre hindurch, reibt den Organismus auf, ständige Aufregung und permanente nervliche Anspannung tragen noch das ihrige dazu bei. Der Mensch jagt Gütern und Maschinen nach, und die Maschinen und Güter jagen den Menschen. Man muß angestrengt arbeiten, um termingerecht Ratenzahlungen zu leisten. Und ist schließlich die letzte Rate für die Waschmaschine gezahlt, dann schafft man sich eine Tiefkühltruhe an, und alles beginnt wieder von vorne... Ein magischer Kreis, ein teuflischer Reigen... Der moderne westliche Mensch stirbt nicht, er bringt sich um wegen der Teilzahlung, er begeht sozusagen Selbstmord auf Raten...«<sup>4</sup>

Eine solche, in vielen Abwandlungen wiederholte Kritik an der Dynamik westlichen Lebens, beruht teilweise auf der dialektischen Andersartigkeit des östlich-sozialistischen Gesellschaftssystems. Dieses ist der weltlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung – z. B. als wirtschaftlich-administrative Leistungsgesellschaft – durchaus ähnlich, wenngleich auf ihre eigene Art. Die Leistungen der sozialistischen Gesellschaft werden ebenfalls durch starke Dynamisierung erzielt, einschließlich einer gehörigen Portion Hast und Hektik, dazu im Zeichen einer ziemlich strengen Disziplin von der Wiege bis zum Grabe. Vielleicht ist diese hektische Anspannung, obwohl anders geartet, sogar noch größer als im Westen. Der westliche Mensch wird gleichsam »von innen heraus« zu einer hektischen Dynamik veranlaßt – im Osten kommt der Antrieb dagegen eher »von außen«, besser gesagt, »von oben«. Die unterschiedlichen Triebkräfte setzen der Dynamik östlichen Lebens einfach andere Akzente, und so weist der Lebensrhythmus im Osten auch andere Erscheinungsformen auf.

Aphoristisch ausgedrückt könnte man sagen, im Kapitalismus kommt man durch



Geld zu Macht, im Sozialismus durch Macht zu Geld. Hier rennt man dem Geld, dort der Macht nach. Die Primärziele nennt man zwar anders, das Endziel zwecks Befriedigung des Eigennutzes ist dasselbe. Im Westen lebt »Herr Neureich«, der durch Geld an die Macht gelangte und dessen Reichtum seine Fähigkeiten vergolden und seine menschlichen Unzulänglichkeiten vertuschen soll. Sein östlicher Bruder ist der »kleine Napoleon« im sozialistischen Apparat, dessen politische Verdienste das Szepter auszeichnet, dessen Unfähigkeit der Mantel der Macht zu deckt. »Herr Neureich« kommt allerdings schlechter weg. Macht wird gefürchtet, Geld dagegen nur beneidet. Es schützt nur sehr unvollkommen gegen tägliche Kritik und Anprangerung. Der östliche Apparatschik ist viel besser dran, denn der Mantel Macht erklärt zum Tabu seine Unfähigkeit, seine Machenschaften und seine Person, jedenfalls solange er an der Macht bleibt. Und auf keinem Gebiet reagiert der Apparat empfindlicher auf Kritik als bei der Berührung dieser Tabus. (Siehe die beiden Bücher: »Die Neue Klasse« von Milovan Djilas und Ladislav Mňačkos »Wie die Macht schmeckt« und das Schicksal beider Autoren.) So lacht man über »Herrn Neureich« noch, während er reich ist, über den »kleinen Napoleon« erst, nachdem er gestürzt wurde.

Der Rahmen, in welchem der kommunistisch-sozialistische Mensch sich betätigt, und die »Werkzeuge«, die er benutzt, um seine Persönlichkeit auszudrücken, weichen ohne Zweifel von denjenigen der westlichen Gesellschaft ab. Doch sind Hast, Unrast, Neid, Arbeitseifer, Liebe, Haß, die Jagd nach Wohlstand und Macht, kurz, die Veranlagung des Menschen zum Guten und Bösen im wesentlichen gleichgeblieben, wenn auch manche Veränderungen in der Ausdrucksweise, bedingt durch die verschiedenen »Werkzeuge«, zu bemerken sind. Man ist drüben doch etwas anders. Ob besser oder schlechter, steht hier nicht zur Debatte.

Die ungarische Presse dagegen münzt nach der Regel des »ideologischen Kampfes« das eigene Anderssein in ein Besserein um. Sie schafft für den eigenen Gebrauch den »neuen sozialistischen Menschen«. Damit handelt sie eigentlich konform mit den Gepflogenheiten der menschlichen Psyche. Einzigartig, wenn auch nicht ohne geschichtliche Vorbilder, ist aber die Intoleranz, mit welcher sie die eigene Unfehlbarkeit proklamiert, alles Fremde jedoch mit »unbeugsamem Haß« bekämpft und schärfstens kritisiert und diesen Haß und diese Kritik höchstens nur aus taktischen Gründen suspendiert. Gleichzeitig zeigt sie sich aber gegen jede fremde Kritik von einer derart mimosenhaften Empfindlichkeit, die kaum eine andere geschichtliche Parallele kennt.

Ethisch glaubt sie ihre Kritik dadurch zu rechtfertigen, daß sie das eigene Sein, darunter die eigene Planwirtschaft, mit dem planmäßig Richtigen und den eigenen Sozialismus mit der sozialen Gerechtigkeit schlechthin gleichsetzt, den eigenen Kollektivismus mit Menschheit und Gemeinschaft identifiziert und dabei vorgibt, die Ungerechtigkeit des darwinistischen Daseinskampfes, die Unmoral des Gewinnstrebens, das Chaos des Konkurrenzwesens zu bekämpfen, ja, kurz, »die erkannte Wolfsmoral«<sup>5</sup> der kapitalistisch-westlichen



Gesellschaft zu bekriegen, in welcher man sich nach Raubtierart gegenseitig abschlachte.

Diese Einstellung erklärt auch die starke Kritik am kapitalistischen Wettbewerb, in dem der »Mensch des Menschen Wolf«<sup>6</sup> sei. Als Ursache der Erscheinungsform westlicher Dynamik dargestellt, wird sein Prinzip immer von der niederträchtigsten Seite angeprangert, etwa: »Nicht, daß man in Europa früher keinen Kapitalismus, keine Geldjagd und keine Unsittlichkeit gekannt hätte, doch die heutige Lebensweise ist anders, der Wettbewerb ist noch unerbittlicher und unbarmherziger geworden; die Moral der Wölfe ist auch in die tiefsten Schichten des Kleinbürgertums eingedrungen. Früher versuchte man es noch zu verhüllen, heute spricht man offen aus, daß der Mann mit dem »spitzen Ellbogen« die Schwachen zu zertreten habe und scheut sich nicht zu verkünden, daß der Weg zum Erfolg eben sündig sei, und wenn es sein muß, auch über Leichen führe.«<sup>7</sup>

Als weitere Ursache, aber auch Erscheinungsform westlicher Dynamik gilt der »Kult der Dinge«. Eigentlich »ein Prozeß der Dehumanisierung«, der die stark industrialisierten, kapitalistischen Länder charakterisiere: »Dort sehen die breiten Massen den Inhalt ihres Lebens im Hasten nach zwei Zielen: erstens, Erwerb der Dinge selbst wie Pkw, Fernseher, Jacht usw., zweitens gebührender Genuß dieser Dinge.«<sup>8</sup>

Die Jagd nach Gütern bestimme nicht nur die Arbeit des westlichen Menschen, sondern auch seine Freizeit, die er – genauso wie seine Arbeit – »gehetzt, unruhig, mit Reiz und Nervenkitzel«<sup>9</sup> verbringe. Daraus folge, daß »die Werktätigen der kapitalistischen Länder – sofern sie überhaupt über freie Zeit verfügen – diese mit Unterhaltung bar jeden geistigen Inhalts verbringen. Boxkämpfe, Krimis, Sensationsartikel der Zeitschriften lenken sie davon ab, sich mit erbaulichen Fragen zu beschäftigen«.<sup>10</sup>

Das als »niedrig« bezeichnete Niveau der westlichen Unterhaltungsindustrie (»auf die niedrigen Instinkte spekulierende Horrorfilme, Radio- und Fernsehsendungen«)<sup>11</sup> ist ein häufiges Thema der ungarischen Presse, die dabei gerne auf die »erbauliche« Art der Freizeitgestaltung des »neuen sozialistischen Menschentyps« verweist. Daß die Probleme in dieser Beziehung im Grunde genommen hüben und drüben ziemlich gleich sind, das ergibt sich aus manchem Artikel der Zeitschrift »Valóság«, die, der neuen Sachlichkeit entsprechend und in den Grenzen des Erlaubten, hie und da versucht, die Erkenntnis der Wahrheit nicht mit Hilfe der Ideologie, sondern mit modernen soziologischen Methoden zu erreichen.

Während einerseits die Presse das »oberflächliche Glitzern« und die Vielfalt der westlichen Welt hervorhebt, unterstreicht sie andererseits die Uniformität des westlichen Lebens: »Das Straßenbild der westlichen Städte wird von Tag zu Tag uniformer. Ein Faktor dieser Eintönigkeit ist die große Ähnlichkeit der Schaufenster, der ausgelegten Waren, die Gleichheit der Mode... Uniformiert und unpersönlich wirken auch die modernen Wohnviertel der Großstädte. Hauptträger der Uniformität ist die Reklame, die jeden Platz, jede Brandmauer, jede Fassade ver-



unziert ... Die Neonflut ... Die wetteifernde Neonreklame in Paris, Wien, Köln, Kopenhagen und Brüssel macht diese Städte so gleich wie ein Ei dem anderen ... Und als Krönung des Ganzen, die Flut der Autos, die alles überschwemmt. Ein Strom, der sich bewegt, bremst, hupt, rattert, surrt und knirscht. Ein Heuschreckenschwarm, der alles überrollt und an Samstagen unruhig und mit viel Lärm auf die Landstraßen hinausschwirrt, um Sonntag abend, blaugrauen Benzindunst auspuffend, zurückzufluten.«<sup>12</sup>

In vielen Reportagen versucht man, den Eindruck zu erwecken, als wäre die westliche Welt eigentlich ein wenig verrückt und aus den Fugen geraten. Ein Beispiel sei »die sich in der westlichen Welt mit Windeseile verbreitende Sucht« aufzufallen. So könne man »in rascher Aufeinanderfolge über Reklamehelden lesen, die etwas schrecklich Blödes getan haben, nur um aufzufallen und so zu Weltruhm zu gelangen«.<sup>13</sup> Eine große Zahl von Kurzmeldungen soll dann diesen Eindruck erhärten, wie z. B. »falsche Zähne aus farbigem Material sind, nach Amerika, nun auch in Frankreich zu haben. Sie »prunken« in roten, grünen, lilablauen, rosaroten und orangen Farben«.<sup>14</sup> Aber auch Bilder von verrückten Damenhüten dienen diesem Zweck.

Manchmal versucht man den Eindruck der Übergeschnapptheit durch Geschichten zu erwecken wie die über Kivatu Bolands, den Innenminister von Ghana, der auf die Fragen westlicher Journalisten, »welche wirtschaftliche Ordnung er in diesem »afrikanischen Land« wohl einzuführen gedenke«, mit »gewisser Tendenz« geantwortet habe: »Ein System, in dem einer, der sich auf der Bühne nackt auszieht, nicht mehr verdienen soll als ein den ganzen Tag schuftender Arbeiter.«<sup>15</sup>

Als Krankheitssymptome der westlichen Gesellschaft wertet die ungarische Presse ferner die Wohlstands- aber auch Armuts kriminalität der Jungen und Alten, die Prostitution, die »Unsittlichkeit der Genießenden«, verschiedenste Skandale, »die einem Spiegel gleichen, in dem sich die erstaunte Gesellschaft wieder erkennen kann«,<sup>16</sup> den »schamlosen Sturm der Presse auf das Privatleben«,<sup>17</sup> aber auch den »Verfall und Verderb der bürgerlichen Familie, die die kapitalistische Geschäftigkeit untergraben hat«,<sup>18</sup> die große Zahl der Scheidungen in westlichen Ländern, die Krise der Erziehung, der Kunst, der Kirche etc. Die Zahl der Artikel, die solche Fragen analysieren und darüber berichten, geht in die Tausende. Die Nachrichten werden nach dem Gesichtspunkt ausgewählt, über solche Krisenerscheinungen ein abgerundetes Bild zu vermitteln.

Auch das Problem der »zwei Kulturen«, wie C. P. Snow es nannte, die Trennung zwischen humanistischer und technischer Bildung, gehöre zur »Krise des Westens«. Denn: »Der Gegensatz von humaner Kultur und Technik ist in der kapitalistischen Gesellschaft unüberbrückbar.«<sup>19</sup> Das führe aber, wie man in Ungarn gerne sagt, zu »Fachbarbarei«, d. h. zu einem Menschentyp, der zwar »Meister des eigenen Faches und dennoch Barbare ist«.<sup>20</sup> Diesem einseitig ausgebildeten Fachmann des Westens stehe der polytechnisch gebildete sozialistische Mensch gegenüber. In engem Zusammenhang damit stehe auch das Problem der Herrschaft der



Maschine über den Menschen und die dehumanisierende Auswirkung dieses Vorgangs, der in den »Mechanismus des Chaos und das Chaos der Mechanismen«<sup>21</sup> einmünde und die Unfähigkeit der westlichen Gesellschaft offenbare, das Verhältnis zwischen Maschine und Mensch zufriedenstellend zu lösen.

Lajos Kiss formuliert das so: »Früher hat der Mensch seine menschlichen Eigenschaften auf die Schöpfung seiner Arbeit, darunter auch die Maschine, übertragen, hat sie humanisiert. Der Mensch des Imperialismus dagegen unterliegt der Technik, wird selbst zum Mechanismus und kann sich nicht mehr als Schöpfer der Maschine betrachten.« Mit dieser These versucht Kiss auch die, wie er sagt, »kulturpessimistischen« Anschauungen vieler westlicher Schriftsteller zu erklären, die Technik und Maschinen ablehnen. Zu Beginn des Maschinenzeitalters hätten Schriftsteller in der Maschine noch ein Mittel zur »Erringung der Freiheit« gesehen. Heute dagegen empfänden sie die Maschine als »seelenlose Materie, die die Welt unterwirft und, zu einem überdimensionalen Monstrum herangewachsen, ihren Schöpfer bedroht«. Dieses Schicksal könne dem Menschen aber nur unter imperialistischen Bedingungen widerfahren, denn »die gesellschaftliche Anarchie strahlt auch auf die Maschine aus ... Die Literaten haben die Situation nicht klar genug erkannt, weil die Theoretiker des Imperialismus die Krankheit des Systems bewußt auf die Produktivkräfte übertragen und behaupten, die Maschine und die Technik seien für schicksalhafte Kriege, für die Anarchie der Produktion und für die dehumanisierenden Tendenzen des Imperialismus verantwortlich. Spenglers Thesen, daß die moderne Maschine zum Herren des Menschen wurde, suggeriert die falsche Ansicht, denn allein die Bourgeoisie ist der Maschine verfallen.«<sup>22</sup>

### *Der entfremdete Mensch*

»In der westlichen Welt ist der Mensch ganz und gar entfremdet, endgültig dehumanisiert« und damit »einer für ihn unübersehbaren, atomisierten und bedrohlichen Wirklichkeit hilflos ausgeliefert«,<sup>1</sup> wiederholt die ungarische Presse in den verschiedensten Formulierungen. Der Begriff der Entfremdung, den sie so oft beschwört, geht auf Karl Marx zurück. Wie er meinte, könne der arbeitende Mensch infolge manufakturer Arbeitsteilung in seiner Arbeit keine innere Befriedigung mehr finden. Verglichen mit der Arbeit des Handwerkers im Mittelalter, der ein Werkstück vom Anfang bis zum Ende »schöpferisch« anfertigte, sei die Monotonie der zerlegten, industriellen Teilarbeit einfach unerträglich. Der Mensch fühle sich dadurch entpersönlicht, vernichtet und »außer sich«. Um so mehr, da auch die menschlichen Beziehungen eine entfremdete, verdinglichte Form annähmen, indem sie nur noch durch Geld vermittelt würden. Darüber hinaus sei diese rationell zerstückelte Tätigkeit gleichzeitig eine fremdbestimmte Arbeit. Der Arbeiter produziere Waren zugunsten der Kapitalisten und reproduziere da-



durch den Rahmen seiner Unterworfenheit. All dies lasse dann den Menschen verkümmern.

Der Marxsche Begriff der Entfremdung hat zwei Komponenten. Eine technische – Zerstückelung des Arbeitsprozesses – und eine gesellschaftliche – sie führt zu einem Herren- und Knechtverhältnis. Im Sozialismus sei das gesellschaftliche Problem durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel gelöst – so die gegenwärtige Version der offiziellen Ideologie – und dadurch seien auch die schädlichen Auswirkungen der technischen Arbeitsteilung aufgehoben. Diese dialektische Erklärung wird neuerdings von einigen unentwegten ungarischen Publizisten und Schriftstellern in Zweifel gezogen. Dieser Zweifel geht aber kaum über die Feststellung hinaus, daß in der Übergangsperiode und unter gewissen Entartungserscheinungen des Sozialismus, wie etwa dem »Personenkult«, gewisse Arten der Entfremdung – sowohl in ihrer technischen als auch in ihrer gesellschaftlichen Erscheinungsform – weiterleben bzw. wieder auftreten könnten. Hie und da werden auch abweichende Meinungen ausländischer Kommunisten zitiert wie diejenige von Roger Garaudy: »Die Entfremdung verschwindet nicht, wie auf den Wink eines Zauberstabes, am Tag der Machtübernahme. Sie lebt auch während des Aufbaus des Sozialismus weiter... und auch der Kampf gegen sie geht weiter, nur gewinnt sie neue Formen und gewinnt endlich Effektivität.«<sup>2</sup>

Eine willkommene Unterstützung für ihre eigene These der Entfremdung glaubt die ungarische Presse in Werken der westlichen Literatur zu finden. Beispielsweise deutet sie den Widerwillen mancher Literaten gegen eine rationell funktionalisierte Lebensordnung, die das Beste im Menschen verkommen lasse, als Beweis für eine Entfremdung des westlichen Menschen. Gleichzeitig übersieht sie geflissentlich, daß die moderne westliche Soziologie aufgrund empirischer Untersuchungen berechtigte Zweifel an dem ideologisch-deduktiven Begriff der Marxschen Entfremdung anmeldet.

Die Entfremdung, als Grundleiden des westlichen Menschen, wird selten isoliert diagnostiziert, sondern meist in Verbindung mit anderen Gebrechen, darunter Entmenschlichung, Existenzangst, Einsamkeit usw. Sicher sei die Entfremdung die Wurzel all seiner Leiden, aber bestimmt nicht die einzige Krankheit seiner Seele. Die Liste dieser seelischen Krankheiten, die sich auf Grund der Presseartikel zusammenstellen läßt, ist sogar sehr lang. Außer den erwähnten nennt man am häufigsten Langeweile, Verlust der Persönlichkeit, Ziellosigkeit, Ausweglosigkeit, Furcht vor der Zukunft, Pessimismus, kosmische Heimatlosigkeit, Skeptizismus und Irrationalität, »die eine so wichtige Rolle im Verbreiten des Faschismus spielt«.<sup>3</sup> Auch Geldgier und Machthunger, Materialismus, Angeberei, Dekadenz, Gleichgültigkeit, übersteigerte Sexualität und skurrile, ja sogar lächerlich wirkende Leiden, wie die »durch Gefühle angespornte Mode«<sup>4</sup> der Tierliebe usw. Der gesunde Menschenverstand sagt einem zwar, es handle sich bei diesen »Krankheiten« eher um allgemeine Charaktermerkmale und Bedingungen des menschlichen Daseins. Die ungarische Presse belehrt uns aber eines Besseren. Sol-



ches sei nur für den kapitalistischen Menschen charakteristisch, im Sozialismus werde der Mensch davon nicht befallen; und wenn doch, dann mit wesentlich anderen Akzenten.

Neben der Entfremdung, manchmal auch als Folge dieser, wird die Verein-samung des westlichen Menschen als eines seiner wichtigsten seelischen Gebrechen genannt. Da verweist z. B. András Lukácsy auf »die schicksalhafte Einsamkeit des Großstädtlers« in New York, wo »die Zusammenballung von mehreren Mil-lionen Menschen zu keiner Gemeinschaft führt, in der der ursprünglich so gesel-lige Mensch sich zu Hause fühlen und Schutz finden könnte«, und wo er einsam sterbe wie »inmitten einer unbewohnten Wüste«.<sup>5</sup>

Zum selben Thema schrieb Imre Dobozy: »Der Mensch im Westen ist eine beun-ruhigend isolierte, zugeknöpfte Erscheinung... und diese fröstelnde Absonde-rung ist eine der größten Krankheiten der westlichen Gesellschaft«. Und weil er dort »keine Lösung für seine Sorgen, keine Befriedigung seiner Menschenliebe fin-det, schließt er sich ab und wird gleichgültig gegenüber allem und jedem«.<sup>6</sup>

Während der westliche Mensch also zwangsläufig einsam sei, sei der sozialistische höchstens einmal allein. Den feinen Unterschied erläutert István Hermann so: »Allein ist man augenblicklich, vorübergehend, wogegen die Einsamkeit permanent wirkt. Allein zu sein ist ein Zustand, die Episode einer Sekunde oder einer Zeit-perioden. Einsamkeit dagegen ist das Lebensgefühl derjenigen, die durch eine Situa-tion überwältigt oder von den Umständen überrollt worden sind.«<sup>7</sup>

Wie Langeweile, diese alte Plage der Menschheit, unter westlich-kapitalistischen Verhältnissen einen neuen Sinn erhält, erläutert Miklós Almási: »Früher... zu Zeiten der Oblomovs... war Langeweile die Leere des Nichtstuns, heute dagegen trägt sie die Maske der leeren Tätigkeit. Neueste Errungenschaft der bürgerlichen Zivilisation ist ein Mensch, der inmitten von tausenden Unterhaltungsmöglich-keiten dahinwelkt.«<sup>8</sup>

An Hand literarischer Beispiele und westlicher soziologischer Studien untersucht Tamás Ungvári andere seelische Krankheiten des westlichen Menschen, darunter den »Verlust der Persönlichkeit«, was er als »Wesen Kafkascher Visionen« an-sieht und an Hand der Kafka-Studien von W. H. Audens analysiert. Er ver-gleicht die Bedeutung der Persönlichkeit in der kapitalistischen Gegenwart mit derjenigen in der Vergangenheit und findet: »Das innere Gebot im ›Faust‹ be-steht noch in der Verwirklichung menschlicher Möglichkeiten, in der Erreichung seiner Ziele und in der Entfaltung seiner Persönlichkeit. Die Wahrheit ›kann man noch durch Erproben aller Möglichkeiten der menschlichen Natur erfahren, und nur in Kenntnis derselben kann man Gut und Böse unterscheiden...‹ Kafkas Schilderung ist grundsätzlich anders. Ihr fehlt das menschliche Ziel, der innere Glaube. ›Das Problem des Helden ist nicht mehr: kann ich tun, was ich muß? – sondern: was soll ich tun?‹ Die Persönlichkeit kann nicht mehr zwischen Gut und Böse wählen: sie steht da ohne einen Kompaß. ›Sie weiß, daß es sehr wichtig ist etwas zu tun, nur weiß sie nicht mehr, was sie tun soll...‹«



»Die kosmische Heimatlosigkeit« und das »Katastrophengefühl« des modernen westlichen Menschen versucht Ungvári mit Hilfe von Graham Greene, Aldous Huxley sowie »der modernen westlichen Philosophie und der dekadenten literarischen Strömung« zu erklären. Diese sähen die Ursachen solcher Gefühle darin, daß »durch das Vordringen der Wissenschaft die Religion eine Machteinbuße erlitten hat und daß der Mensch in der täglichen Praxis der technischen Experimente zu Skepsis und Zweifeln erzogen wird...« Nach Graham Greene sei auch die Wissenschaft dafür verantwortlich, »daß sich über die Menschen »ein sinnloser, leerer, unbarmherziger, verchromter Himmel« ausgebreitet hat«. Der moderne Mensch habe seinen Materialismus mit Todesangst bezahlt, und in dieser Lage der Heimatlosigkeit könne die westliche Philosophie den alten Gott nur durch Ersatz-Götter substituieren: »So ist der bürgerliche Skeptizismus sogar in der Huxleyschen Fassung nichts anderes als ein geschichtlicher Umweg zu einer neuen, sich an die Einsamkeit der westlichen Menschen anpassenden Religion.«

An Hand der Ansichten Collin Wilsons, David Riesmans und Vance Packards veranschaulicht Ungvári dann, wie die Persönlichkeit in »der Hölle der anderen Menschen« (Sartre) verloren gehe, wie die neue Generation in dieser von der Menschengemeinschaft geschaffenen »modernen Hölle« ohne Individualität aufwache. Nach Feststellungen des amerikanischen Soziologen David Riesman »war der Mensch in früheren Zeiten (Riesman denkt hier offensichtlich an die Zeiten des klassischen Kapitalismus) »innen-geleitet«. Die leitende Kraft der Gesellschaft bestand aus initiativfrohen Individuen, die um ihr Dasein kämpften. Ihr Lebensweg oder wenigstens ihre Ideale wurden von ihnen selbst geformt, vom eigenen Ich und vom eigenen Willen. Charakteristisch für den gegenwärtigen amerikanischen Durchschnittsmenschen ist es aber, »außen-geleitet« zu sein. Der Mensch in der »einsamen Masse« paßt sich in Idealen und Wünschen »den anderen« an. Er lebt in der Zwangsvorstellung der Abhängigkeit. Er kleidet sich und denkt nach der Meinung der anderen«.

»Vance Packard untersucht die amerikanische Propagandamaschinerie und die Reklamebesessenheit und ergänzt durch seine Studie »The Hidden Persuaders« unser Wissen über die Beeinflussung der »Masse«. Der amerikanische Durchschnittsmensch verliert infolge ständiger Beeinflussung die Fähigkeit zur selbständigen Orientierung und wird zum Sklaven von Presse, Rundfunk und Fernsehen. Die Folge: totale Reduktion des Menschen. Vorbild ist nicht mehr der Rebell, sondern der willenlose Mensch im Getriebe der Gesellschaft, der sich dieser anpaßt. Wilson nennt diese seelische Einstellung des konformistischen, fahlen, »guten Dieners«, den »inneren Totalitarismus des großen Geschäfts«.« In dieser Gesellschaft werde die Persönlichkeit »entweder besiegt und geht zugrunde, oder sie muß sich lautlos anpassen und ihre Fähigkeiten in den Dienst des »großen Organizers« stellen... Nur eines gibt es nicht – den Sieg und den Triumph der Persönlichkeit«. <sup>9</sup>

Aus dieser Lage – »kosmische Heimatlosigkeit«, Furcht, Langeweile etc. – finde



der westliche Mensch schon deswegen keinen Ausweg, weil das System, in dem er lebe, nicht fähig sei, ihm erstrebenswerte Ziele zu ersetzen. Man zitiert hier zum Beweis sogar den großen Feind John Foster Dulles: »Unter gewissen Gesichtspunkten sind wir genauso materialistisch wie die Kommunisten, aber wir verfügen nicht über deren Philosophie zur folgerichtigen, eigenen Rechtfertigung. Es scheint, als wären wir unfähig zur Gestaltung einer überzeugenden Philosophie, die unserer Zeit entspricht.« Dazu lautet der ungarisch-kommunistische Kommentar: »Was ist es anderes, wenn nicht ein Eingeständnis, daß der Kapitalismus außerstande ist, den einfachen Menschen Ideale zu geben?«<sup>10</sup>

Mit anderen Worten: »Ohne Ziel und Aufgabe, Arbeit und Bestimmung, ohne Bindung an die Gemeinschaft löst sich die Souveränität der Persönlichkeit des westlichen Menschen auf. Ihr individuelles menschliches Sein verwandelt sich in eine gespielte Rolle: Menschen werden zu Marionetten, sie verwandeln sich in farblose Klischees. Die völlige Isolierung von der Gesellschaft und vom öffentlichen Leben zieht auch die Auflösung des Privatlebens (Familie, Ehe, Liebe, Freundschaft etc.) nach sich, das bewußte menschliche Leben reduziert sich auf das einfache, biologische Sein.«<sup>11</sup> Aus diesem biologischen Dasein gebe es keinen Ausweg mehr, denn die Irrationalität des westlichen Menschen und seiner Philosophie erlaube ihm nicht, der Wirklichkeit eine rationale Erklärung zu geben, seine Dekadenz hindere ihn daran, diese »würgend beklemmende Welt«<sup>12</sup> zu verändern. Der Mensch resigniere also »in der ›Unveränderbarkeit‹ dieser bösen Welt«.<sup>13</sup>

So bleibe dem westlichen Menschen nichts anderes übrig, als die Flucht vor der Realität, »die leere Hoffnung in das etwas Andere«.<sup>14</sup> Einige flüchteten in »die Lust und Zügellosigkeit des Nichts«,<sup>15</sup> andere verfielen dem Alkohol, den Drogen, verschiedenen Mystizismen und auch der Religion. In einer Reportage über westlichen Rauschgiftverbrauch stellt der Verfasser die Frage: »Aber warum? Warum ruinieren sich diese Menschen?« Die Antwort: »Es ist Flucht. Der Mensch, der den Rausch sucht, will die Welt vergessen, in der er lebt... Westliche Autoren meinen, daß der Rauschgiftverbrauch sich in dem gleichen Maße erhöht, in dem sich der Existenzialismus und diejenigen Richtungen verbreiten, die die Sinnlosigkeit, Ziellosigkeit und ›Absurdität‹ des Lebens verkünden.«<sup>16</sup> Aber auch im Überhandnehmen der Astrologie, den okkulten »Wissenschaften« und der Wahrsagerei in westlichen Großstädten will die ungarische Presse eine Art Flucht des zeitgenössischen westlichen Menschen aus der Realität sehen.

Entsprechend der Marxschen Maxime »Die Religion ist Opium für das Volk«, ist man aber bereit, in der modernen westlichen Welt der Religion zwei Funktionen zuzubilligen: »Einerseits ist sie Ausdruck des sozialen Elends der Klassengesellschaft und dient dieser durch die Verheißung des Jenseits und durch die Ergebung; andererseits ist sie aber gerade durch die Voraussetzung des Jenseits zugleich ein Protest gegen dieses Elend der Erde und hat dadurch auch eine revolutionäre Bedeutung.«<sup>17</sup>



Gute neun Jahre vorher wurde ein ähnlicher Gedanke von dem Akademie-Mitglied Károly Novobátsky noch viel tolpatschiger formuliert. Die sich selbst gestellte Frage: »Warum braucht der amerikanische Bankier einen Gott?«, beantwortete er: »Sie wissen gut, daß es keinen billigeren und effektiveren Polizisten gibt als das Gespenst des richtenden Gottes.«<sup>18</sup>

In diesem Zusammenhang sei bemerkt, daß seit der »Ostinitiative« von Papst Johannes XXIII. in der ungarischen Presse der rüde Atheismus stark im Rückzug ist. Der Vatikan wird auch nicht mehr mit der Grobheit angegriffen, wie die Presse das noch vor 1961 tat. Sie hat sich für einen »Dialog« bereit gemacht und dafür die Änderung des Tones in Kauf genommen. Diese Änderung des Tones wurde aber mit einer Verhärtung in der Sache wettgemacht. Man bemüht sich offensichtlich um bessere Argumente.

### *Sind westliche Literatur und Kunst gefährlich?*

Eine große Zahl der in dieser Studie angeführten Zitate stammt aus ungarischen Besprechungen westlicher Kunst- und Literaturwerke. Diese erfüllen eindeutig eine didaktische Aufgabe, indem sie dafür sorgen, daß Inhalt und Aussage westlicher Kunst und Literatur in die ungarische Westkritik integriert werden.

Die Liberalisierung der ungarischen Kulturpolitik, nach jahrelanger geistiger Isolierung, hat im Westen viel Interesse und manche Hoffnungen geweckt. Insbesondere die verstärkte Berücksichtigung westlicher Literatur in den Verlags- und Theaterprogrammen fand in der westlichen Presse starke Beachtung. Nicht ganz unberechtigt, denn westliches Gedanken- und Ideengut führte zu einer allmählichen Entprovinzialisierung des ungarischen Geisteslebens und half vielen Menschen, aus dem Zwangs-Ghetto des dogmatischen Marxismus auszubrechen; ganz zu schweigen vom ästhetischen Genuß, den der einzelne so lange entbehren mußte. Diese ohne Zweifel entscheidende Wende ist aber nicht frei von politischem Makel, und nur sehr wenige Menschen hier im Westen scheinen darüber informiert, wie kommunistisch-ungarische Kritiker westliche Geistesprodukte heute interpretieren und welche politischen Ziele sie damit verfolgen. Ein Grund mehr, diesen Komplex genauer zu beleuchten.

In den Jahren des stalinistischen Dogmatismus waren die gesamte Literatur und Kunst des 20. Jahrhunderts – von wenigen prokommunistischen Publikationen abgesehen – ebenso wie die »idealistische« Literatur vorangegangener Zeiten und viele der im Westen entwickelten und als »idealistisch« abqualifizierten Wissenschaftstheorien nur Angriffsobjekte. Es war nahezu unmöglich, an ein Buch von Kant, Bergson, Thomas Mann, Arthur Miller oder Einstein, um hier nur einige Namen zu nennen, heranzukommen. Restbestände in Verlagen und im Buchhandel waren eingestampft. In den Bibliotheken befand sich westliches Schrift-



000021  
tum – soweit vorhanden – unter Verschuß und wurde »geheim« verwaltet, und die wenigen privaten Besitzer solcher Bücher, meist Angehörige der verfolgten Mittelklasse, fanden kaum den Mut, sie auch nur Freunden auszuleihen; schon die Verfemung westlicher Geisteslektüre wirkte abschreckend. Und wenn damals keine formalen Bücherverbrennungen inszeniert wurden, so allein aus politisch-taktischen Gründen.

Die Praxis der geistigen Abschirmung ging teilweise auf die ästhetischen Theorien von Georg Lukács zurück. Sicher hat Lukács mit seiner Widerspiegelungstheorie und großrealistischen Ästhetik niemals einem Leseverbot »irrationaler« Bücher auch nur Vorschub leisten wollen. Dennoch kann sich gerade Lukács dem Vorwurf einer gewissen Mitverantwortung nicht entziehen. Er, der in seinem inhaltlich und stilistisch durchaus stalinistischen Werk »Die Zerstörung der Vernunft« die These aufstellt: »Es gibt keine ›unschuldige‹ Weltanschauung.« Er versucht diese These mit der Entlarvung aller »gedanklichen Vorarbeiten zur nationalsozialistischen Weltanschauung« zu beweisen, »mögen sie – scheinbar – noch so weit vom Hitlerismus abliegen, mögen sie subjektiv – noch so wenig derartige Intentionen haben.« Denn: »Jeder Denker ist ... für den objektiven Gehalt seines Philosophierens vor der Geschichte verantwortlich.«<sup>1</sup>

Der geistige ›Eiserne Vorhang‹ sollte aber nicht nur die kommunistischen Theorien vor direkten Angriffen schützen. Viel mehr noch war er als Schutz gegen die »indirekte Apologetik des Kapitalismus« gedacht. Lukács beispielsweise sieht diese Gefahr bereits in der Philosophie Schopenhauers. Ein, wie er feststellt, »formell architektonisch, geistvoll und übersichtlich« aufgebautes System, das sich »wie ein schönes, mit allem Komfort ausgestattetes modernes Hotel am Rande des Abgrundes, des Nichts, der Sinnlosigkeit« erhebe. Dessen Reiz noch dadurch erhöht werde, »daß der stark pointierte Aristokratismus der Schopenhauerschen Philosophie deren Anhänger – in ihrer Einbildung – hoch über jenen miserablen Pöbel erhebt, der so borniert ist, für eine Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände zu kämpfen und zu leiden«. Damit, meint Lukács, »erfüllt der Schopenhauersche Irrationalismus seine Aufgabe, eine sonst unzufriedene Schicht der Intelligenz davon zurückzuhalten, ihre Unzufriedenheit mit dem ›Bestehenden‹, d. h. mit der bestehenden Gesellschaftsordnung, konkret gegen das jeweils herrschende kapitalistische System zu wenden. Damit erfüllt dieser Irrationalismus seine zentrale Zielsetzung – einerlei, wie weit sie Schopenhauer selbst bewußt war –: eine indirekte Apologetik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu geben.«<sup>2</sup>

Die stalinistische Administration zog aus solchen Gedankengängen den Schluß, jede »indirekte Apologetik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung« verbieten zu müssen, d. h. praktisch alles, was die stalinistische Prägung des Sozialismus nicht verherrlichte. Im Zuge dieser Maßnahmen wurde sogar aus Einstein ein reaktionärer »idealistischer« Physiker, der durch irrationale Ansichten die Köpfe der Werktätigen verwirre und damit indirekt dem Kapitalismus diene. Kurz: Man stempelte alles zu »mythischer Literatur«, was vom Westen kam, und



schmähte es in Haßtiraden, wie etwa: »Die philosophische Grundlage aller dieser Flickwerke ist ein extrem subjektiver Idealismus und davon unzertrennlich der berüchtigte Irrationalismus der verfallenden Bourgeoisie. Dieser Irrationalismus ist eine wichtige Waffe der kulturellen Agenten des amerikanischen Imperialismus in ihrem Bemühen, die friedlichen amerikanischen und auch westeuropäischen Massen in ein des Denkens unfähiges, folgsames Kanonenfutter zu verwandeln.«<sup>3</sup>

Die heutigen Parteiideologen werfen Lukács – weil ihnen sein gegenwärtiges Verhalten manche Sorgen bereitet – gelegentlich vor, er habe mit seinen Theorien mittelbar einen Beitrag zu sektiererischen Abweichungen geleistet. So erinnert die Grundsatzerklärung des »Kulturtheoretischen Arbeitskreises der USAP über sozialistische Literatur« daran, daß die sektiererische Praxis »auf einige unrichtige Konsequenzen der Lukács-Ästhetik« zurückgehe, in deren Folge man dann das ungarische Publikum »mit administrativen Verfügungen von den relativen Werten der bürgerlichen Literatur des 20. Jahrhunderts (Joyce, Proust, Kafka), aber auch vom Großteil der Literatur des kritischen Realismus (Stendhal, Martin du Gard, O'Neill, Hemingway und manchen Werken von Sartre und Dürrenmatt u. a.) isolierte«.<sup>4</sup>

Das Kapitel der totalen Abschirmung gegenüber der westlichen Literatur und Kunst wurde mit dem Aufstand von 1956, hoffentlich endgültig, abgeschlossen. Heute kann man Werke des »kritischen Realismus« wie auch die »relativen Werte der bürgerlichen Literatur des 20. Jahrhunderts« käuflich erwerben oder in den Bibliotheken ausleihen. Sie werden in großer Zahl übersetzt, verlegt, aufgeführt. Es zeugt von der großen Popularität dieser Werke, daß die Auflagen hinter der Nachfrage zurückbleiben. Die Monatszeitschrift »Nagyvilág« rezensiert auch solche Werke, die oft nur aus Devisenmangel in Ungarn nicht erscheinen. Das Tor ist wirklich weit geöffnet, wodurch vieles, wenn auch nicht alles hereinströmen kann. Aber auch jetzt wird nichts veröffentlicht, was einen »weltanschaulichen oder geschmacklichen Schaden«<sup>5</sup> anrichten könnte. Die Palette der Ablehnung, die von Oswald Spengler über manche Werke von Arnold Toynbee, über Teilhard de Chardin, Herbert Marcuse bis hin zu Oswald Kolle und Vicki Baum reicht, ist ziemlich bunt und breit. Doch findet man hier unerwartete Ausnahmen. Insbesondere in den letzten Jahren wurde in Ungarn vieles verlegt oder aufgeführt, was im Westen zur Unterhaltungsliteratur zählt, wie das Musical »Hello Dolly« – im Zuge der vom heutigen Regime geförderten Politik des »Panem et Circenses« – oder der Film »Helga« – als Ausdruck des Nachholbedarfes an sexueller Aufklärung nach der Prüderie des Stalinismus.

Diese »Türöffnung« erfolgte jedoch nicht ohne Diskussionen, in denen es hauptsächlich um folgende Fragen ging: Warum sind administrative Methoden gegen westliche Literatur und Kunst zu verwerfen? Ist indirekte Apologetik des Kapitalismus durch »pessimistische Literatur« dem Sozialismus schädlich? Welche Rolle spielt die Präsenz bürgerlich-literarischer Werke in einer sozialistischen Gesellschaft zu einer Zeit, in welcher der »einer friedlichen Koexistenz innewohnende Klassen-



kampf zu einem großen Teil auf dem Feld des ideologischen Kampfes«<sup>6</sup> getragen wird?

Was die erste Frage betrifft, so lehnte man fast einstimmig alle administrativen Verbotsmethoden gegen westliche Literatur ab, jedoch mit der einschränkenden Klausel: »Es soll nichts veröffentlicht werden, was eine direkte Apologetik des Kapitalismus oder eine Kritik des Sozialismus enthält oder geschmacklich schädigend wirkt.«<sup>7</sup> Die Plädoyers für die freie Zulassung westlicher Werke waren dagegen differenzierter, oft auch sehr persönlich. Péter Veres begrüßte die westliche Literatur mit dem übermütigen Aufruf: »Wir fürchten den Teufel nicht, wir wollen ihn aus der Nähe sehen!«<sup>8</sup> Gyula Illyés berief sich auf die persönliche Freiheit: »Es gehört zur Funktion meines Geistes, mich selbst davon zu überzeugen: Ich benötige sie nicht. Doch es würde mir etwas fehlen, könnte sie mich nicht mehr langweilen.«<sup>9</sup> István Simon argumentierte gegen Verbote im allgemeinen mit der Begründung: »Kleine Kinder finden die Uhr nur solange aufregend, bis sie nicht hineingeguckt haben.«<sup>10</sup>

Der Einfluß westlicher, ja jedweder Literatur auf das menschliche Verhalten wird gegenwärtig unterschiedlich beurteilt. Hie und da findet sich noch die stalinistische – ideologisch unrichtige – Ansicht, der Schriftsteller sei »Ingenieur der Seele«. Er habe die Aufgabe, die Literatur zum Motor des sozialistischen Aufbaues zu machen, indem er die Rolle eines Propagandisten übernehme. Mit anderen Worten, die Literatur sei nicht ein Teil des Überbaus, sondern vielmehr eine Kraft, die die Entwicklung der Produktivkräfte durch die Verbreitung eines Zweckoptimismus vorantreibe.

Einige ungarische Schriftsteller widersprechen dieser Auffassung gerade im Namen der Ideologie, wie etwa Géza Hegedüs: »Nicht Literatur schuf den Sozialismus, sondern die geschichtliche Notwendigkeit. Die Literatur spiegelt nur die Realität wider und ergötzt die Seele... aber den Lauf der Geschichte vermag sie – zum Glück – weder so noch anders zu beeinflussen... Ich glaube auch nicht, daß die Lektüre existentialistischer Romane die Einstellung eines überzeugt progressiven Menschen erschüttern könnte..«<sup>11</sup>

Andere, darunter auch Dezső Tóth, gehen sogar so weit, daß sie einen negativen Einfluß der westlichen Literatur nicht nur verneinen, sondern im »Erlernen der bürgerlichen Werte ein wesentliches Element des auszutragenden ideologischen Kampfes«<sup>12</sup> sehen. Diese Ansicht wurde besonders nach 1966 und vor der Sowjetinvasion in der Tschechoslowakei von den Verfechtern eines stärkeren Diskussionsdialogs mit dem Westen befürwortet.

Doch verstummen auch jene Stimmen nicht, die sich über eine schädigende Wirkung der westlichen Literatur beklagen oder wenigstens vor dieser Gefahr warnen. Heute sieht man aber die Gefahr nicht mehr in der Übernahme von Formelementen der westlichen Kunst, die man früher u. a. wegen der »indirekten Apologetik« des Kapitalismus als Formalismus, d. h. Formspielerei ohne Inhalt, verteufelte. Die moderne Formsprache, etwa der abstrakten Kunst, wird heute,



wenn nicht gefördert, so doch geduldet. Es gibt sogar Ansichten, denen zufolge »die von westlich dekadenten Richtungen erarbeiteten Ausdrucksformen, wären sie den Schaffungsmethoden des Realismus oder des sozialistischen Realismus unterworfen, dazu beitragen könnten, die Wirklichkeit vollständiger zu erkunden.«<sup>13</sup>

In erster Linie wird der kritische Geist der westlichen Literatur beargwöhnt, der ständig alles in Frage stellt, oft am Alten verzagt, aber immer wieder die Kraft aufbringt, Hoffnung auf das Neue zu setzen. In der ungarischen Literaturkritik bezeichnet man diese Haltung euphemistisch als »Pessimismus« und befürchtet, daß sie die heimische Literaturproduktion mit dem Bazillus der Kritik infizieren könnte oder zumindest dazu beitrage, das »Alte« im eigenen System als unerwünschte Realität anzusehen. Was die Werke der westlichen Literatur anbelangt, so wird beschwichtigend erklärt: »Zweifellos, sie strahlen Pessimismus aus und blicken zitternd in die Zukunft. Dies betrifft aber nicht die Zukunft der Menschheit, sondern nur diejenige einer Gesellschaftsform.«<sup>14</sup> Versucht dagegen ein ungarischer Schriftsteller in seinem Werk den menschlichen Gefühlen der Trauer oder Skepsis Ausdruck zu geben, so wird er kritisch ermahnt mit der Begründung: »Die gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes rechtfertigen eine solche – irrationale – Haltung nicht.«<sup>15</sup>

So verschieden die Ansichten über Wirkung und Ausmaß des Einflusses westlicher Literatur auch sein mögen, so einig ist man sich darüber, daß dieser Einfluß in eine Richtung kanalisiert werden muß, die dem Aufbau des Sozialismus dient. Diese Aufgabe fällt der »erklärenden« und »richtungsweisenden« Deutung und Kritik zu.<sup>16</sup> In einer Diskussion über den Einfluß der westlichen Literatur stellt die Zeitschrift »Nagyvilág« abschließend fest: »Die Kritik, die vernünftige, prinzipielle und gründliche Interpretation, erhält damit eine sehr große Bedeutung.«<sup>17</sup> Parteiresolutionen über die westliche Literatur weisen immer wieder auf die Pflicht zur »marxistischen Analyse« hin und auf die Aufgaben »der prinzipiell-ideologischen Kritik«, westlichen Werken den gewünschten Sinn zu geben.<sup>18</sup>

Diese »prinzipiell-ideologische Kritik« dokumentiert sich alsdann in den meisten Rezensionen, Berichten über westliche Ausstellungen, in Diskussionen über westliche Literaturprobleme sowie in Einführungen oder Nachworten, ohne die kaum ein westliches Buch in Ungarn erscheint. Abgesehen von den großen Unterschieden in der literarischen Qualität, in der kritischen Schärfe, Logik und Einsicht in die künstlerische Problematik der Beurteilenden kristallisieren sich zwei Argumentationsschemen heraus: Das erste Schema wird auf den »kritischen Realismus« – im Westen Sozialkritik genannt – angewandt, etwa auf Werke wie Arthur Millers »Tod eines Handlungsreisenden«, Günther Grass' »Blechtrommel«, Federico Fellinis Film »Das süße Leben« etc. Hier stellt der Rezensent den westlichen Autor als Kritiker seiner eigenen Gesellschaft vor und billigt dessen »Diagnose« auch dann, wenn sie nicht ganz den Erfordernissen des Marxismus-Leninismus entspricht.



So schreibt Péter Rényi über Federico Fellinis Film »Das süße Leben«: »Fellini geht es darum, die Tiefe der Immoralität, Unmenschlichkeit, die gänzliche Unhaltbarkeit bürgerlicher Lebensformen aufzudecken, alle Illusionen zu zerreißen, die das absolute Nichts, die absolute Leere verdecken, die in der Seele des bürgerlich-mondänen Menschen klafft; er will die Dehumanisierung der Liebe in jener Welt beweisen, die sich dort auf dem Niveau stickiger Sexualität, engster Spießigkeit des physischen Genusses des Fressens und der Promiskuität befriedigt...«

»Der Film ist eine Kritik an der gesamten bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Freilich schildert er unmittelbar nur das Leben der Grundbesitzer und Kapitalisten, daß aber diese Lebensform gerade in jenen Klassen Fuß gefaßt hat, ist an sich schon bezeichnend. Außerdem sind in »Dolce Vita« auch die kleinbürgerlichen Massen vertreten, die sich aus Millionen von Zeitschriftenexemplaren mit Skandalgeschichten vollsaugen, die dieses süße Leben beneiden und von diesen Stars schwärmen.«

Dieser Erkenntnis, wie der Rezensent sie verstanden haben will, wird Anerkennung zuteil. Die Kritik an Fellini und seinem Film setzt erst dort ein, wo er Vorschläge zur Heilung der diagnostizierten Krankheit macht: »Und hier zeigen sich auch Fellinis Grenzen«, schreibt Rényi, »er erhofft sich die Änderung der bürgerlichen Gesellschaft von einer religiös-moralischen Erneuerung«. Seine Einstellung sei die eines bürgerlichen Reformers, »der noch immer daran glaubt, daß man die bürgerliche Gesellschaft retten kann, wenn man ihr nur hilft, sich der eigenen Sündhaftigkeit bewußt zu werden.«<sup>19</sup>

Diese Rezension von Rényi ist ein typisches Beispiel für die erste Art der beiden Schemata. Unschwer erkennt man zwei Etappen. Zuerst die Summierung der Gesellschaftskritik des westlichen Autors, ausführlich vorgetragen, analysiert und kommentiert, häufig aber auch nur auf den einen Satz beschränkt: das Werk zeige Immoralität, Verfall, Dekadenz der westlichen Gesellschaft, die Existenzangst und Einsamkeit ihrer Mitglieder. Im zweiten Teil der Ausführungen findet sich meist die Feststellung des Rezensenten, daß der Autor trotz richtiger Diagnose entweder die wirklichen Ursachen der Krankheit nicht erfaßt habe oder die richtige Therapie nicht finde, weil er sie nicht im Marxismus-Leninismus suche. Kürzere Rezensionen lassen es allerdings mit der Darstellung des kritischen Inhalts bewenden.

Das zweite Schema der Rezensionen und Besprechungen bezieht sich auf die abstrakte Kunst, das Anti-Drama, die »pessimistische Literatur«. Sie wird von Schriftstellern wie Beckett, Genet, Kafka, Kerouac (Beat-Generation) etc. repräsentiert. Der Rezensent beurteilt diese Werke nicht nach ihrem ästhetischen Wert, sondern untersucht sie von vornherein als ein »soziologisches Problem«<sup>20</sup> und stellt die Werke selbst, ihre Charaktere, ihre Autoren als Symbole der kapitalistischen Dekadenz und Auflösung dar. So sieht z. B. Aurél Varannai in den beiden Hauptfiguren des Bühnenstücks »Warten auf Godot«, Vladimir und Estragon, Symbole der kapitalistischen Gesellschaft auch dann, wenn er – im Gegensatz zu



anderen – beiden eine gewisse Individualität zugesteht, denn: »Sie haben verschiedene Charaktere. Demzufolge haben sie auch verschiedene Schicksale. Nur im Schmelztiegel des Kapitalismus wurden sie so schauderhaft einförmig, so uniformiert und konfektioniert, wurden sie zu Probepuppen in der traurigen Auslage des kapitalistischen Trödler-Marktes. Der Dialog beider Figuren ist bei weitem kein getrennter Monolog ... sondern ein verdecktes Ringen zweier verschiedener Individuen, die das Leben und der Zwang zusammengeknetet, Furcht und Unterwerfung miteinander verkettet und determinierte gesellschaftliche Umstände aneinander gebunden haben.«<sup>21</sup>

Als Symbol und Symptom der »Verdinglichung«, »Mechanisierung«, »Entgeistigung«, »Entfremdung« und »Dehumanisierung« der westlichen Welt gelten insbesondere die abstrakte Kunst sowie Pop- und Op-Art. In einer Studie über abstrakte Malerei und Picasso wirft Tivadar Artner die Frage auf: »Ist die Abstraktion ein pathologisches Symptom einer in Agonie begriffenen Gesellschaft, ist sie die naturgetreue Projektion des Lebensgefühls eines modern unruhigen Menschen, oder ist das ganz einfach die überwältigende, mal tragische, mal komische Manifestation einer Suche nach neuen Ausdrucksformen?«<sup>22</sup> Artner selbst gibt keine eindeutige Antwort auf seine Frage. Für die meisten ungarischen Kunstkritiker aber ist die Abstraktion ein pathologisches Symptom, allein schon deshalb, weil sie sich »in der gefährlichen Straße des Solipsismus« festgefahren habe, »sich der Pflicht der Mitteilung und des Dialoges entledige und eine Sprache spräche, die schon gar nicht mehr beanspruche, verstanden zu werden«. Diese Kunst sei »das Eingeständnis der traurigen Tatsache, daß das Individuum immer weniger imstande ist, sich in dieser rätselvoll-komplizierten Welt zurechtzufinden«.<sup>23</sup> Es sei »die letzte geistige Kraftanstrengung des Imperialismus, der nicht mehr leben kann, aber noch nicht sterben will«.<sup>24</sup>

Ein weiterer Vorwurf ist, daß diese Kunst nur eine Formspielerei ohne Inhalt sei. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die offizielle Kunstkritik generell wenig für die Form übrig hat und ihr Interesse fast ausschließlich dem Inhalt gilt. Sofern aber diese in »abstrakt-dekadenter« Formsprache gehaltenen Werke überhaupt etwas aussagten, so nur über die »Dekadenz und Leere der Welt, in der sie entstanden seien«. Nach János Komlós symbolisieren etwa die Werke des für abstrakt gehaltenen Giacometti das »tief verkaterte Allgemeinbefinden, die Qual, den Abscheu und das Elend des Schöpfers. Der größte Teil dieser Werke ist ein erschütterndes, hektisches Geständnis, welches Mitleid, Bedauern erweckt und zum Widerspruch zwingt. – Die Welt soll nicht aus dumpfem Gefühl errahnt, sondern geistig verstanden werden. In diesen Werken aber ersetzt das Gefühl die Erkenntnis. Ihre Schöpfer fühlen zwar die Unmenschlichkeit des Kapitalismus, aber die Gründe, die Gesetzmäßigkeiten sehen sie nicht: sie kennen keinen Ausweg oder wollen ihn nicht erkennen. Sie verallgemeinern eine empfundene Halbwahrheit und identifizieren so das Geschick einer gegebenen Gesellschaftsform mit dem Schicksal der Menschheit«.<sup>25</sup>



In dieser Weise werden jährlich in vielen hundert Artikeln die westliche Kunst und Literatur analysiert und kritisiert. Das geschieht zweifellos in der Absicht, den Verfall des Westens auch mit Hilfe westlicher Zeugen zu belegen. Jener Zeugen, wie István Koncz meint, »die nicht mit Touristenaugen und aus Autobusfenstern flüchtige Blicke auf Schaufenster werfen, sondern die Fähigkeit besitzen, in die Tiefe zu blicken, die Sinn und Nerven haben zum Gruseln ... Sie sind meine Freunde ... sie kennen mich nicht, aber ich kenne sie ... Leute, wie Jean Paul Sartre, Dürrenmatt, Arthur Miller ... Tennessee Williams, Ionesco und viele andere ... Es liegt ihnen fern, Kommunisten zu sein. Aber sie erschauen ganz einfach den Abgrund und haben den Mut zu sagen, daß bei ihnen der Mensch die Perspektiven verliert, verzweifelt, vereinsamt und sich selbst entfremdet ... daß das Glitzern täuscht und die bürgerliche Welt zum Untergang reif ist.«<sup>26</sup>

Während in der Periode des Dogmatismus die »dekadente« westliche Kunst und Literatur dem ungarischen Bürger vorenthalten wurde, weil diese ihn von der sozialistischen Aufbauarbeit abgelenkt hätten, werden sie heute dem Leser als Beweis der westlichen Dekadenz präsentiert, mit der Begründung, daß »die dekadente Kunst bei ihren besten Repräsentanten gleichzeitig auch die Kritik der Dekadenz enthält.«<sup>27</sup> Mit anderen Worten: »Das Zeitgemäße in der Literatur des 20. Jahrhunderts – soweit sie noch als wertvoll angesehen werden kann – liegt höchstens in der Markierung der neuesten Stadien der gesellschaftlichen Auflösung, in ihrer Dokumentation, daß das Bürgertum außerstande ist, sein eigenes Schicksal zu ändern und noch weniger das der Welt.«<sup>28</sup>

Es wäre verfehlt zu behaupten, daß diese Art der Kritik an der westlichen Literatur und Kunst nur durch ihre Rolle im ideologischen Kampf bestimmt sei. Sie reflektiert gleichzeitig eine gewisse Fehlinterpretation der Kunst und Literatur im allgemeinen, welche ihre Ursachen in den ästhetisch-theoretischen Fesseln des sozialistischen Realismus und in der Widerspiegelungstheorie hat. Es handelt sich hier also um die von den Kommunisten viel gepriesene Koinzidenz von Theorie und Praxis.

Während die Kunst abstrahiert und auch das Individuelle und oft Inkommunikable als allgemein menschliches Problem auszudrücken versucht, wobei das formal-künstlerische Element eine entscheidende Rolle spielt, will die ungarische Kritik im Kunstwerk nur das Konkrete, das durch soziale Verhältnisse Bedingte sehen und suchen, ohne Beachtung der formalen Fragen. In den Worten von Pál Pándi, einem der führenden ungarischen Kunstkritiker: »Es gibt das Alter, aber es gibt kein abstraktes Alter ... Im Leben gibt es nur die konkrete Liebe des konkreten Mannes, die abstrakte Liebe gibt es nicht ...«, denn »die Konkretheit im Leben bedeutet, daß Alter, Jugend, späte Liebe ... wie auch rein physiologische Vorgänge – nicht außerhalb, sondern nur innerhalb gesellschaftlicher Verhältnisse gesehen werden können.«<sup>29</sup>

Dieser These entsprechend reduziert die ungarische Ästhetik selbst die Dramen Shakespeares oder die Romane Balzacs auf eine Gesellschaftskritik. Die Rezensionen



ten weigern sich, in den Werken der Klassiker ebenso wie in denen der Moderne den Ausdruck der »zeitlosen, von gesellschaftlichen Änderungen unabhängige Tragik des Individuums«<sup>30</sup> zu sehen. Ihr Augenmerk ist nur auf die gesellschaftsgeschichtlichen Bezüge gerichtet. Damit verschließen sie sich aber den von der kommunistischen Ästhetik verpönten Problemen des »ewig Menschlichen«, wie die der Liebe, des Hasses, des Todes, welche trotz Änderungen der historisch-sozialen Situation im Grunde genommen erstaunlich gleich bleiben und uns moderne Menschen heute noch mit den Schöpfungen der Vergangenheit verbinden. Gesucht wird hauptsächlich das zeitlich Konkrete und Soziale und nicht das zeitlos Allgemeine und Menschliche. Wie János Komlós es ausdrückt: Die sozialistische Kritik habe die Aufgabe, »mit ästhetischer Analyse zu diagnostizieren, wie sich die Erscheinungen, Widersprüche und Konflikte der Gesellschaft im Bewußtsein der Schriftsteller und ihrer Werke spiegeln«.<sup>31</sup>

In diesem Sinne schreibt auch Tibor Hegedüs: »Im Gegensatz zu der Auffassung, die die Tragödie Hamlets nur vom Gesichtspunkt der Persönlichkeit, des »ewig Humanen«, des Gewissens und der Ethik deutet, können wir nur jenen Konflikt als echt akzeptieren, der dem denkenden Menschen dadurch entsteht, daß sich ihm die sozialen Unzulänglichkeiten seiner Zeit offenbaren, der weiter sieht als seine Umgebung, der demzufolge zum Scheitern verurteilt ist, in die Isolation gerät und seine Ideale unter den gegebenen zeitgeschichtlichen Umständen »noch nicht« verwirklichen kann.«<sup>32</sup> Diese Art von Kritik kann mit den modernen Problemen der Literatur und Kunst, dem Schwinden menschlich sinnvoller Wirklichkeit, der unsicher gewordenen Identität und Isolation des Einzelnen kaum etwas anfangen. Abgesehen von den seltenen Ausnahmen, sieht sie in diesen Problemen nur ein Symbol der Auflösung und der Dekadenz, einzig und allein bedingt durch ein gesellschaftliches System, den Kapitalismus.

Infolge der ideologischen und politischen Abhängigkeit hat die ungarische Literatur- und Kunstkritik recht wenig Originelles produziert. Phrasen und Schablonen bereiten selbst manchen ungarischen Schriftstellern Mißbehagen, dem sie, wenn auch selten, Ausdruck verleihen. So der oft unorthodoxe Péter Veres in seiner Kritik an den Interpreten des Buches »Feine Familien« von Maurice Druon. Er wirft ihnen vor, daß es falsch sei, aus der Untergangsgeschichte einer Familie gleich auf »die Götterdämmerung eines Gesellschaftssystems oder auch nur einer Gesellschaftsklasse« zu schließen. Freilich sei ein solches Vorgehen »auch eine Art der Gesellschaftskritik«, jedoch eine »sehr billige«, die »in die Richtung des kleinsten Widerstandes« gehe und dabei die große Gefahr in sich berge, daß man »das kapitalistische System für schwächer, fauler und verfallener hält, als es tatsächlich ist«. Ebenso wenig wie die frühere Literatur in bezug auf die damalige Gesellschaft, so gebe auch die kapitalistische Krisenliteratur »kein soziologisch gültiges Bild der heutigen westlichen Gesellschaft... Wenn auch die Fäulnis, der geistig-seelische Nihilismus – ich nenne es Babylonisierung – und alles, was wir in diesen Büchern finden, wahrhaft und unbestreitbar den Tatsachen entspricht, so ist es ge-



nauso wahr, daß es daneben zielstrebiges Machtverlangen, ein tausendfältiges, sehr tätiges und fleißiges Erwerbsleben, dazu Arbeits- und Machtdisziplin und vieles andere, bis zur Wissenschaft der Atomspaltung und des Strebens nach der Atom-bombe gibt. Aber dies wird eben nicht von enervierten Bürgern und »dekadenten« Literaten gemacht.«<sup>33</sup>

Derart seltene Mahnrufe vermochten aber nicht, die Rezensenten von den bewährten Klischees abzubringen, mit denen sich alles so einfach und deutlich erklären läßt; die selbst ideologische Konflikte ersparen, weil es der marxistischen These entspricht, daß Literatur die Widerspiegelung politisch-sozialer Gegebenheiten und Prozesse sei. Man kann über diese Betrachtungsweise verschiedener Meinung sein, und sicherlich hat Georg Lukács mit ihrer Hilfe manch interessante Aspekte der Literatur erarbeitet. Doch im Wesen dieser Theorie liegt die Versuchung zu simplifizieren. Denn was anderes als eine durchsichtige Simplifikation ist die kommunistische Behauptung: Der Optimismus der sozialistisch-realistischen Werke sei Widerschein einer progressiven und kerngesunden Gesellschaft – der Pessimismus in der westlichen Literatur und Kunst Zeuge und Spiegelbild eines dekadenten und kranken Systems.

### *Die Klassengesellschaft*

Das Bild der westlichen »Klassengesellschaft« ist einerseits durch einen starken Appell an Gefühle, wie Mitleid, Gerechtigkeitssinn, Neid und Haß, andererseits durch die marxistische Ideologie und Parolen des Klassenkampfes gekennzeichnet. Es muß festgehalten werden, daß die westliche, eher durch Tradition und Geld bestimmte Gesellschaftsstruktur sich stark von der sozialistischen, eher durch Ideologie und Macht geformten unterscheidet, was aber noch nichts über ihre relativen Vor- und Nachteile aussagen will. Die ungarischen Kommunisten preisen selbstverständlich ihre Gesellschaftsordnung als die weit überlegene. Bei diesem Eigenlob haben sie jedoch einen leichten Stand, allein schon deswegen, weil es sich hierbei überwiegend um subjektive Werturteile handelt und nicht um objektive Daten, welche ihnen beispielsweise die selbstzufriedene Beschreibung des eigenen Lebensstandards und seinen Vergleich mit dem westlichen so oft erschweren.

In Ungarn gibt es keinen König, keinen Adel, weder Geldaristokraten noch Kapitalisten. Es gibt dort auch kaum noch Bauern, Kaufleute und selbständige Handwerker. Die Existenz der letzteren ist seltener Ausnahmefall und der »Mittelstand« eine ganz dünne Schicht. Die »neue Klasse« Ungarns ist wiederum durch Abstammung, Kultur, Methoden ihrer Auslese und Funktionen usw. grundverschieden von dem, was man im Westen als »Oberschicht« bezeichnen könnte. Abgesehen davon, daß sie auch rein zahlenmäßig viel kleiner ist als das Establishment im Westen. Die Kolchosbauern sind eine Klasse ohne jede Vergleichsmöglichkeit,



sie teilen nicht die Sorgen der westlichen Bauern und Farmer, sie werden von keinem Landhunger getrieben, haben aber auch nicht die Freuden des Besitzes. Der desolate Zustand der Landwirtschaft im Osten, trotz gewisser Vorzüge der technisch-rechtlichen Form der Großbetriebe und sehr hoher Investitionen, könnte einen zum Nachdenken zwingen. Arbeiter dagegen gibt es auf beiden Seiten, doch unterscheiden sie sich nicht nur stark im Lebensstandard, sondern – was in dieser Hinsicht viel wichtiger ist – durch anders gelagerte Ressentiments und durch verschiedenartige Akzente der Ein-, Unter- und Überordnung im Betrieb wie auch in der Gesellschaft.

An der Spitze der Klassenpyramide der westlichen Welt stehen, nach ungarischer Pressedarstellung, die Könige. Zwar wird an der Höhe ihrer Hofhaltungskosten oft harte Kritik geübt, doch werden sie eigentlich nicht voller Haß abgelehnt, eher mit abfälligem Spott abgetan, als passe dies am besten zu der suggerierten Antiquiertheit ihrer Stellungen, etwa so: »Die Zeit der Monarchien ist endgültig abgelaufen, und früher oder später wird sich die profane Prophetie des Prince of Wales erfüllen, wonach es in der Welt bald nur noch fünf Könige geben wird – vier in den Karten und den fünften in England.«<sup>1</sup>

Als lächerlich, aber auch typisch für die kleinbürgerliche Dummheit der westlichen Lieschen-Müller-Mentalität deutet die Presse das Interesse, mit dem man im Westen die königlichen Hoheiten und Prinzessinen umgibt. So meint Mihály András Rónai: »Als ich meinen Fuß in die ›freie Welt‹ setzte, mußte ich gleich einsehen, daß es in dieser Welt nichts wichtigeres gibt als die fertilen Liebreize ihrer Majestät Farah Diba und das wallend-wogende Seelenleben ihrer Majestät Soraja. (Aus dem Umfang der Reaktion des ganzen Apparates der bürgerlichen Öffentlichkeit und Presse, mit welcher diese sich an den Hoheiten ergötzt, muß man darauf schließen.)«<sup>2</sup>

Ähnlich den Königen werden auch Aristokraten eher belächelt als verdammt. Man sieht sie als Relikte einer längst vergangenen Epoche. Sie versuchten diese Vergangenheit noch irgendwie am Leben zu erhalten, um ein wenig von den alten Prestigeresten zu zehren: »Ein hochadeliger Titel ist überhaupt keine Auszeichnung, keine Ehre mehr, nur noch ein Abzeichen, ein Emblem zwecks Aufrechterhaltung der Klassenunterschiede.«<sup>3</sup>

Echter Haß ist dagegen schon in der Darstellung des Großbürgers und des Kapitalisten zu verspüren: »Er gehört zu einer Tierart, die Brehms Tierleben noch nicht enthält.« Als Mensch wird er fast immer als unsympathisch, ja böse bezeichnet, ähnlich Bertolt Brechts Puntilla, der »Unbarmherzige, Berechnende, Herzlose«, der »nur die Heiligkeit des eigenen Kapitals achtet, dem er selbst die Verdienstmöglichkeiten seiner Arbeiter und die Menschenwürde seiner Diener opfert«.<sup>4</sup>

Dieses Bild des ekelhaften, Abscheu erregenden Menschen überwiegt auch heute noch bei der Beschreibung des Großbürgers und des Kapitalisten. Solche karikierende Schwarzmalerei hat zweifellos ihre eigene Problematik und wirkt unter Umständen unglaublich. Damit stellt sich das Problem einer realistischeren Dar-



stellung, wie dies László Rózsa aufzeigt: »Die schablonenhafte Art in unserer Propaganda, die kapitalistische Welt und den Kapitalisten zu beschreiben, scheint uns heute ziemlich naiv. Zylinder, großer Bierbauch, stockdicke Zigarre, Brillantringe an den Fingern, ein geil-gieriger Blick ... Diese Schematisierung machte den Feind einfach schwach und durchschaubar ... Echte Feinde sind viel gefährlicher als solche Scheinfiguren, und der soziale Kampf wird nicht gegen solche geführt ... Denn der Kapitalismus wird dadurch nicht sympathischer, wenn wir zugeben, daß Mr. Morton oder Monsieur Duval Herren mit guten Manieren sind, die erstklassige Qualitäten besitzen und mit denen man angenehm plaudern kann ... Was ich an ihnen sympathisch finde, ist meine persönliche Angelegenheit. Es ist eine völlig andere Frage, sobald ich die Ansichten der Herren Morton und Duval beschreibe, ihre Lebensform und ihre Anschauungen charakterisiere, die sich aus dieser Lebensform ergeben. In diesem Moment vertreten ich und diese Herren zwei unversöhnliche, feindliche Welten. Wir sind dann Gegner auf dem Kampfplatz der Lebensform, der Ideen und Ideologien.«<sup>5</sup>

Als gefährlichster »Klassenfeind« erscheint aber in dieser Pressedarstellung nicht der König, Aristokrat, Kapitalist und Großbürger, sondern paradoxerweise der Kleinbürger mit seiner »Schrebergarten-Ideologie« und »spießbürgerlichen Weltanschauung«.<sup>6</sup> In dem langen, in verschiedensten Variationen verfaßten Steckbrief des westlichen »feigen Kleinbürgers« liest man, er sei charakterisiert durch »kleinbürgerliche Scheinheiligkeit«<sup>7</sup> und »ungezügelter, kleinbürgerlicher Ehrgeiz und die Gier nach billigem Glanz und Schimmer«; er zeichne sich aus durch »den totalen Mangel an Selbsterkenntnis, Menschenkenntnis, Kenntnis der Gesellschaftslehre und Gefühl für Proportion«; zeige »Unverständnis für Kunst«;<sup>8</sup> besitze »egozentrische Ausgangspunkte im Denken«<sup>9</sup> und sei von »Habgier und Selbstsucht«<sup>10</sup> besessen usw.

Das Sündenregister des westlichen Kleinbürgers zeigt übrigens eine verblüffende Ähnlichkeit mit jenem, das die ungarische Presse von dem eigenen Kleinbürger zusammenstellt. Wie stets betont, lebe dieser nur noch als ein »Überbleibsel des Kapitalismus« oder als »Produkt westlichen Einflusses« im sozialistischen Ungarn weiter. Angesichts des überaus großen Aufwandes, der Häufigkeit der aus der Wirklichkeit geschöpften Bilder und der haßerfüllten Kritik, die keine Widersprüche scheut, ist man geneigt zu fragen, ob es sich hier um den Groll gegen den »einsickernden Klassenfeind« oder die Frustration des neuen sozialistischen Menschen handelt, der sich im Spiegel als Prototyp des Kleinbürgers erkannt hat.

Dessen ungeachtet begründet die ungarische Presse ihre Kritik am westlichen und heimischen Kleinbürger, trotz ähnlicher Charakterisierung der beiden, mit fast entgegengesetzten Argumenten. So wird dem westlichen Kleinbürger einerseits die aktive Unterstützung aller antikommunistischen, rechtsgerichteten, ja faschistischen Bewegungen vorgehalten, andererseits ein konformistisches Denken vorgeworfen, nämlich daß er so denke wie die Mehrheit seiner Gruppe, »daß er komplizierte Fragen fürchtet und einfache, frappierende Formeln liebt«.<sup>11</sup> Der hei-



000021  
mische ungarische Kleinbürger wird dagegen wegen seiner Passivität getadelt, deswegen, weil er sich der großartigen sozialistischen Aufbauarbeit fernhalte und anders denke als die Mehrheit, jedenfalls anders als es die offizielle kommunistische Linie wünscht, denn: »Der Philister ... identifiziert sein Wissen mit Wissen im allgemeinen, hält seine Überzeugung für die einzig richtige und seine eigenen Ansichten als ausschließlich zutreffend, obwohl sie jeder Elastizität entbehren«,<sup>12</sup> er sei also vom »kleinbürgerlichen Individualismus« infiziert.<sup>13</sup>

Mit der Verbreitung »des kleinbürgerlichen Individualismus« beschuldigt die ungarische Presse konsequent »die kleinbürgerlichen Intellektuellen«,<sup>14</sup> welche »gegen die Kräfte des Sozialismus mit der Parole ›der Freiheit des Individuums‹ kämpfen«, mit einer Parole also, die schon deswegen eine »Lüge« sei, so meint Zoltán Héra, weil »sie die Persönlichkeit grundsätzlich in Gegensatz zum Kollektiv setzt« und weil »diejenigen, die so laut nach den Rechten des Individuums schreien, keine Persönlichkeiten im echten Sinne des Wortes sind, sondern nur die kleinen Kreaturen der bürgerlichen Erfolgsmaschinerie und der eigenen Erfolgssucht«.<sup>15</sup>

Dem Sammelsurium kapitalistischer »Ausbeuter« stellt die Presse das mitleidvoll gezeichnete Bild »des ausgebeuteten« Arbeiters entgegen. Seine Gesichtszüge sind recht mannigfaltig. Die Portraits reichen vom elenden amerikanischen Slumbewohner über den Gastarbeiter in Westdeutschland bis hin zum relativ reich dargestellten Arbeiter des schwedischen Wohlfahrtsstaates. Dem Durchschnitt entspricht vielleicht das folgende Bild eines englischen Arbeiters: »Von Montag bis Samstag schuftet er an seiner Werkbank in der Fabrik, kennt nicht die Freuden der Arbeit, erfährt täglich – was ihm zwar noch nicht recht bewußt geworden ist – daß andere die Früchte seiner Arbeit genießen und für ihn nur die Brosamen abfallen. Mittags schlingt er neben seiner Maschine hastig das mitgebrachte Essen hinunter, und nach der Arbeit und an den Wochenenden ist die Kneipe seine einzige Stätte der Unterhaltung und des Zeitvertreibs, wo er sich mit seinen Kumpeln gründlich besaufen kann. Gehaltlose, flüchtige Liebesaffären, kitschige Filme, manchmal eine Rauferei – das ist alles, was die wenigen Stunden Freizeit ihm geben.«<sup>17</sup>

Ob im Elend oder in relativem Wohlstand lebend, der westliche Arbeiter bleibt für die ungarische Presse aus ökonomischen, politischen und psychologischen Gründen grundsätzlich ein Proletarier. Aus ökonomischen Gründen wegen seiner Armut, da sein Lebensinhalt sich allein auf die Reproduktion seiner Arbeitskraft beschränke. Prinzipiell ausgedrückt: im Kapitalismus kann der Arbeiter nur die eigene Arbeit sein eigen nennen. In einem Bericht von einem amerikanischen Landarbeiter heißt es: »Wo immer ich auch gearbeitet habe, ich war deprimiert, müde und hungrig.«<sup>18</sup> Die vielen Bilder dieser Müdigkeit, dieses Hungers und dieses Deprimiertseins runden sich zur Bestätigung der kommunistischen These in dem konkret faßbaren Bild ab, daß ein Arbeiter im Kapitalismus nichts anderes zu verlieren habe als seine eigenen Fesseln.



Aus politischen Gründen bleibe der Arbeiter ein Proletarier, weil ihm im Westen die politische Macht aus den Händen geschlagen wurde. So setzt selbst eine Ausbreitung des Wohlstandes dem Proletarierdasein kein Ende, denn: »das Proletariat ... (ist) eine geschichtliche Kategorie, die es nicht immer gab und nicht ewig geben wird ... denn Proletarier existieren nur dort, wo es eine Bourgeoisie gibt.« Die Erhöhung des westlichen Lebensstandards bedeute, so gesehen, wenig, denn einerseits »verdecken die Durchschnittszahlen über den westlichen Wohlstand den Unterschied zwischen Licht und Schatten, Elend und Luxus«, andererseits »dient im kapitalistischen Staat alles dem Kapitalisten ... in erster Linie der Mehrwert, also alles, was mit dem Schweiß des Arbeiters über den Wert des Arbeitslohnes hinaus produziert wird ... ebenfalls der ganze Staatsapparat mit seiner Administration, Polizei und Armee«.<sup>19</sup>

Schließlich bleibe der westliche Arbeiter ein Proletarier, weil ihn das psychologische Klima seines Daseins dazu verurteile, weil ihm das Selbstbewußtsein fehle und er durch seine untergeordnete Stellung seiner Menschenwürde beraubt werde. Dies drücke sich in konkreten Situationen aus, wie wenn »er sich gleich erschrocken über die Arbeit krümmt, sobald er die Stimme des Chefs hört«,<sup>20</sup> oder in »den vielen ›Faxen‹, die man ›drüben‹ macht, wenn einer in das Büro geht, mit einem Vorarbeiter oder gar mit einem Ingenieur sprechen will«.<sup>21</sup>

Die Irrealität dieser Darstellung liegt hauptsächlich in ihrer Einseitigkeit. Es wird keiner bestreiten, daß mancherorts noch über viel Armut in westlichen Arbeiterkreisen zu berichten ist. Jedoch dürfte nicht der Umstand verschwiegen werden – was aber meist der Fall ist –, daß der Lebensstandard des westlichen Arbeiters viel höher ist als derjenige des ungarischen. Somit wird nun das Gesamtbild des westlichen Arbeiters nicht nur dadurch bestimmt, was die ungarische Presse über ihn schreibt, sondern vielleicht noch stärker dadurch, was sie über ihn verschweigt. Es wird kaum etwas über den rapiden Anstieg seines Wohlstandes, darunter auch seine individuelle Vermögensbildung, die schnelle Verbürgerlichung seiner Lebensweise und seiner psychologischen Einstellung berichtet. Es wird wenig über westliche »soziale Errungenschaften«, wie Versicherungen gegen Arbeitslosigkeit, Krankheit und Alter (also über die Sozialpolitik als kollektiven Ersatz für Privatvermögen) geschrieben. Der sich abzeichnende Trend des langsam sinkenden Anteils der Arbeiter an der Zahl der Arbeitnehmer wird weitgehend verschwiegen oder falsch dargestellt. So erklärt man das Anwachsen des tertiären Sektors in der Wirtschaft und das dadurch verursachte Anwachsen der Angestellten durch »kapitalistische Verschwendung der Arbeitskraft« und »kapitalistische Aufblähung der inproduktiven Arbeit«.<sup>22</sup> Die Irrealität des einseitigen Bildes steigert sich noch dadurch, daß man es als Kontrast dem stark idealisierten sozialistischen Arbeiter gegenüberstellt. Eines Arbeiters, der auch am Fließband keine Entfremdung kenne, der im Bewußtsein, daß die Fabrik ihm gehöre, glücklich arbeite, der »auch wenn er todmüde ist, noch Thomas Mann liest«<sup>23</sup> und seine Freizeit immer sinnvoll verbringe – kurz, »dem physische Arbeit weder in physis-



schon noch in psychischer Hinsicht eine qualvolle Bürde und ein auf das tägliche Brot gerichtetes Mühsal bedeutet, sondern eine vernünftige, zweckmäßige Anstrengung, die das Leben verschönert«. <sup>24</sup>

Infolge der Ost-West-Kontakte ist es in Ungarn ein offenes Geheimnis und allgemeines Gesprächsthema, daß der westliche, konkreter gesagt, der westdeutsche Arbeiter in einem Monat ungefähr das doppelte bis dreifache an Waren und Dienstleistungen verdient wie sein ungarischer Kollege. Dies hat jedoch bewirkt, daß sich in den letzten Jahren Reportagen mehren, die sich mit dem erhöhten Arbeiterwohlstand im Westen befassen. Dabei wird aber stets darauf hingewiesen, daß die relativ leichteren Lebensbedingungen der jungen Generation auf die »Entbehrungen« und »die Klassensolidarität der älteren Generation« zurückgehen. <sup>25</sup> Ferner wird betont, daß vom Gewinn der »kapitalistischen Konjunktur« nur »infolge der Existenz der sozialistischen Welt« und unter ihrem moralischen Druck auf die Werktätigen ein größerer Lohnanteil entfalle. Meist wird die Einschränkung gemacht, daß, wer im Zusammenhang mit Verbesserung »von der ganzen« westlichen Arbeitnehmerschaft spreche, »entweder die Wahrheit nicht kennt oder ein Demagoge« sei. <sup>26</sup> Während man einerseits auf objektivere Berichte über den Lebensstandard der westlichen Arbeiter achtet, mehren sich auch Reportagen über die psychologische und politische Verschlechterung ihrer Lage. Hier wechselt man vom objektiv Vergleichbaren zum subjektiv Unvergleichbaren über, ein Trick, der bei der Behandlung der Verelendung der Arbeiter eingehender untersucht wird.

In der Darstellung des westlichen Arbeiters überwiegt noch immer der Typ des passiven Dulders, der ein Opfer der Ausbeutung ist (»einfältige Figuren, die Mitleid erwecken ... Opfer, die ihre Wunden zeigen«.) <sup>27</sup> Aber auch der tapfere Revolutionär ist präsent, wenn auch zahlenmäßig seltener. Er erscheint stets als Held, der trotz »Einschüchterungsversuche der großen Schiffswerften« oder »seiner eigenen rechtsgerichteten Gewerkschaften«, <sup>28</sup> trotz »Polizeiarrest ... und provokatorischer Schritte der Regierungen« unentwegt und »ungebrochen den Kampf führt«, Streiks anführt und Arbeiter organisiert. <sup>29</sup>

Dies zum Bild des westlichen Arbeiters, soweit es sich am täglichen Leben orientiert. Es läßt sich um manche interessante Züge aus der Pressekritik ergänzen, die ungarischerseits an der westlichen Arbeiterdarstellung in Kunst und Literatur geübt wird. Allgemein wird beanstandet, daß »in der bürgerlichen Kunst der Bürger mit allgemein menschlichen Eigenschaften erscheint, der Arbeiter dagegen mit Arbeitskittel und Hammer ... die Betonung liegt auf den Muskeln, dem Werkzeug, der Arbeitskraft, also auf dem, was die regierende Klasse vom Arbeiter benötigt«. <sup>30</sup> Andere bemängeln, daß Arbeiter in der bürgerlichen Kunst oft sogar als böse, ja minderwertige Menschen dargestellt werden. Ein Rezensent des Filmes »Boccaccio 1967« tadelt z. B. den Umstand, daß der »Avanti« lesende, im Film der einzige Arbeiter, zwar normale, allgemein-menschliche Eigenschaften zeige, im übrigen aber »als dumm, egoistisch, gefühllos und indifferent« dargestellt werde. <sup>31</sup> In der Rezension von Novellen englischer Arbeiterschriftsteller werden drei Ty-



pen der dort beschriebenen Arbeiter unterschieden und deren Darstellung mißbilligt: »Zuerst ... der komische Arbeiter, dumm aber treu, Lieblingsfigur der mittelständischen Familienromane, dann der grobe Arbeitertyp, eher Krimineller und Held von Schauerromanen; nur ausnahmsweise, da, wo der Schriftsteller mit der Arbeiterklasse sympathisiert, gibt es den heldenhaften Arbeiter, den Repräsentanten der Macht und Tugend einer revolutionären Klasse, den Streikführer, der nirgends Arbeit findet.«<sup>32</sup>

Über diese Vorwürfe muß sich jeder wundern, der die plakative Arbeiterdarstellung der sozialistischen Kunst kennt, wo der heimische Arbeiter wirklich keine menschlichen Eigenschaften mehr besitzt, sondern stets im Arbeitskittel mit Hammer und Sichel in der Hand und einem Lächeln im Gesicht auftritt. Umgekehrt zeigt die ungarische Presse den westlichen Arbeiter überwiegend als ein durch Ausbeutung körperlich und geistig geschwächtes menschliches Wrack und nur äußerst selten als heldenhaften Arbeiterrevolutionär. Anscheinend braucht die Ideologie des Klassenkampfes den Typ eines solchen bedauernswerten Menschen, dessen Befreiung und Erlösung angeblich das Ziel des Klassenkampfes ist. Diese Darstellung impliziert natürlich auch zusätzliche, tiefergehende Fragen, wie etwa: Was prädestiniert diese »im einzelnen so gebrechlichen, in ihrer Mehrheit zurückgebliebenen, körperlich und seelisch verkrüppelten Arbeiter«<sup>33</sup> dazu, die Macht zu ergreifen und die politische Leitung des menschlichen Geschlechts zu beanspruchen? Die Lösung des Problems lautet: Nicht der einzelne Arbeiter, sondern die Arbeiterklasse sei der Träger dieses Führungsanspruches. Sie sei »durch Klasseneigenschaften wie Tapferkeit, Fähigkeit zum kollektiven Auftritt und geschichtliche Berufung« dazu qualifiziert.<sup>34</sup>

### *Der westliche Mensch – eine Mißgeburt*

Der westliche Mensch wird in der ungarischen Presse nicht ausschließlich in seiner Klassenbezogenheit dargestellt. Er ist keineswegs nur ausbeutender Kapitalist oder ausgebeuteter Arbeiter, sondern erscheint auch als Mensch. Er ist Playboy, ein »moderner Apollo«<sup>1</sup> wie Porfirio Rubirosa (»während andere damit beschäftigt sind, Geld zu verdienen, beschäftigt mich die Frage, wie ich es ausgeben könnte«).<sup>2</sup> Er ist teures Call Girl oder billige, armutgeplagte Prostituierte, auch Bankräuber, Nazimörder, Maffia-Häuptling und Gangster-Boß. Er erscheint als Star mit Nervenzusammenbrüchen wie Brigitte Bardot (»kein Märtyrertyp, sondern die dekadente Kreatur einer dekadenten Welt«),<sup>3</sup> den »blinden Kräften des Kapitalismus«<sup>4</sup> ausgelieferter Handwerker, von Schulden geplagter Bauer, sündiger Priester, beim Zigarettenschmuggel ertappte Nonne, Heiratsschwindler. Da gibt es auch den Monopolisten, Lobbyisten, korrupten Politiker und Faschisten, den Profisportler im Amateurgewand und den dahindarbenden und vom »eigennützigen



Produzenten« abhängigen<sup>5</sup> Künstler. Hie und da erscheint auch der tapfere Mondfahrer, der mutige Friedensmarschierer, der Atomphysiker mit richtiger linker (Oppenheimer) und sündiger rechter politischer Weltanschauung (Teller). Selbstverständlich darf auch der gute, wegen seiner kommunistischen Anschauung verfolgte westliche Mensch nicht fehlen. Später wollen wir uns mit diesen Prototypen, besonders der westdeutschen Ausgabe, noch näher befassen.

Generell kann man feststellen, daß die Menschen des Westens meistens als Ungeheuer und Mißgeburten einer kapitalistischen Gesellschaft geschildert werden, die als »gierige Geschäftsleute, neidische Stars, genußsüchtige Frauen und gleichgültige Kreaturen der Stumpfheit und Dummheit« erscheinen. Nur selten trifft man in diesem Panoptikum Menschen, die daran glauben, »daß durch die Kunst noch die Wahrheit gefunden werden könnte, daß in einer zerfallenden und dem Untergang geweihten Welt noch eine Insel der Reinheit zu finden wäre, daß eine verborgene Reserve den Zusammenbruch dieser moralischen, technischen, sozialen und künstlerischen Konkursmasse noch verhindern könnte«.<sup>6</sup>

Diesem Klischee entsprechend wird auch die Frau des Westens, wenn nicht gerade als eine Mißgeburt, so doch als ein Opfer dieser kapitalistischen Gesellschaft dargestellt. Im Westen sei der Mann tonangebend, die Gesellschaft werde dort vom Mann geprägt. Die Frau erhalte in dieser für die gleiche Arbeit einen weitaus niedrigeren Lohn, ihre Aufstiegsmöglichkeiten seien wesentlich geringer als die des Mannes. In den meisten Ländern sei sie rechtlich immer noch nicht dem Manne gleichgestellt, in der Schweiz habe sie noch kein Wahlrecht und in Italien sei ihre familienrechtliche Stellung völlig untergeordnet.

Aber nicht nur in Einzelheiten, sondern auch im allgemeinen komme der Frau im Westen eine untergeordnete Stellung zu, denn »der bürgerliche Rahmen zwingt die Frau zur Passivität«, die bürgerliche Moral weist der Frau nur eine banale Rolle zu. Kurz, die bürgerliche Frau »ist ohne ihren Mann ein Niemand und Nichts«.<sup>7</sup> In dieser Welt bestehe ihre alleinige Aufgabe darin, »Objekt der Liebe zu sein«.<sup>8</sup> Das Los »der im Haushalt tätigen, nicht berufstätigen Frau« sei eine einzige »schreckliche Öde und Leere«,<sup>9</sup> im Zeichen einer »unauflöselichen Kochlöffelbindung« und des »Tragens der schweren Last der Familie«.<sup>10</sup> Wie zu NS-Zeiten gälten die »drei ›K's‹ ... als Leitlinien der germanischen Frauen ... Kirche, Kinder, Küche ... mit denen Hitler die Frauen aus der Politik hinauskomplimentieren wollte«.<sup>11</sup>

Solche Ansichten vertritt auch László Zay in seiner Rezension von Federico Fellinis Film »Julia und die Geister«. Hier gehe es, so meint Zay, um »das Motiv der Abhängigkeit der Frau«, mißbilligt jedoch, daß Fellini weder nach einer »revolutionären Lösung der Frauenfrage« noch »nach Möglichkeiten einer wirklichen Verselbständigung« suche, durch welche »die Frau aus sich selbst heraus zu einer Persönlichkeit wird«. Er entschuldigt aber Fellinis Unterlassung damit, daß eine solche Fragestellung »in der bürgerlichen Einstellung zur Frauenfrage sowieso gänzlich fehlt«.<sup>12</sup>



Selbst die gepflegte Frau des Westens – Neidobjekt so vieler Ungarinnen – bleibe Opfer des Mannes, und gerade wegen ihrer Schönheit und Gepflegtheit. Denn, wie Iren Komjat meint, »unzählige Magazine und Zeitschriften befeißigen sich, die Frau dazu zu ›erziehen‹, sich nur sich selbst zu widmen ... All dies dient aber nur als Narkotikum, um die Kräfte, die das Bewußtsein der Frau erwecken, einzuschläfern ... wie überhaupt die übertriebene Erotik nichts anderes als das Opium des modernen Menschen ist, dessen ›Nutzen‹ darin besteht, daß Mann und Frau gleichermaßen die daraus erwachsende Verantwortung abzuwenden versuchen«. <sup>13</sup>

### *Die revoltierende Jugend*

Während nach ungarischer Pressedarstellung die Frau des Westens es ohne Widerspruch hinnimmt, Opfer des kapitalistischen Gesellschaftssystems zu sein, melde ein Teil der westlichen Jugend ihre Opposition gegen ein ähnliches Schicksal an. Der zu Beweis gestellte Grundgedanke lautet: »Die Jugend ist das Opfer jener Gesellschaft, gegen die sie sich auflehnt.«<sup>1</sup> So sieht Ferenc Paál die Jugend als Opfer der Gesellschaft, weil diese ihr »aus existentiellen Gründen nur die verzweifelte Perspektive offen läßt, sich an die Gesetze einer Gesellschaft anzupassen, die ihre Mitglieder zu Unmenschen formt«.<sup>2</sup> Imre Vámos meint: »Umsonst predigen Pädagogen, Theologen und Staatsmänner Moral und Ernst, denn das ökonomische System und alle Kräfte der Gesellschaft setzen die Jugend den größten Versuchungen aus.«<sup>3</sup>

Ein Opfer der Gesellschaft sei die Jugend des Westens aber auch deshalb, weil diese ihr keine Ideale und Ziele mehr biete: »Die Jugend glaubt nicht mehr an die alten Ideale ... und die Gesellschaft ist unfähig, neue zu entwickeln, die auf die Jugend wirken könnten.«<sup>4</sup> »Einst hat die Jugend die ältere Generation als Vorbild betrachtet. Heute orientiert sich die westliche Welt der Erwachsenen, in erster Linie aus ökonomischen Gründen, nach der Jugend. Einst war das höchste Ziel der Jugend, erwachsen zu werden, heute will sie nicht mehr erwachsen sein.«<sup>4a</sup> Selbst das Aufbegehren der Jugend gegen die Gesellschaft zeuge von Ziellosigkeit, etwa bei Gammlern, Hippies und Beatniks, »die zwar wissen, was sie nicht wollen, aber nicht wissen, was sie wollen«, <sup>5</sup> »die die Welt ganz einfach verwerfen, in das Nichts emigrieren, in eine Form des Seins, die an keine Realität mehr gebunden ist, oder sich in die Exterritorialität des Alkohol- oder Opiumrausches flüchten. Diese grundlose Rebellion stürzt sich in die Schwelgerei einer Weltkatastrophe – endet mit der Auflösung der Persönlichkeit oder mit einem banalen Autounfall«.<sup>6</sup>

Als Produkt einer »kranken Gesellschaft« sei die Jugend entweder dekadent und müde oder aber ein destruktiv-turbulentes Element. Da wird z. B. die Abgestumpftheit der Gammler beschrieben: »Ich schaue mir die langhaarigen Jungen



und hochtouperten Mädchen im Kinovorraum an. Sie rauchen in tiefster Stille mit einem müden, leeren Blick.«<sup>7</sup> »Ich suche einen Gefühlsausdruck in den Gesichtern, egal welchen – ob Wut, Bewunderung, Furcht, Begeisterung, Verzweiflung – aber wenigstens einen. Hoffnungslos! Nur gelangweilte, gleichgültige Gesichter, die selbst die eigene Revolte mit Skepsis betrachten.«<sup>8</sup> Dort berichtet man über die mit »Verrohung des Gefühlslebens« gepaarte, hektische Aktivität und Turbulenz, die sich in oft beschriebenen Fällen von Jugendkriminalität, Rowdytum oder fehlgeleiteter Konsumsucht äußere: »Wenn ich einen Jungen sehe, der die Musikbox schon zum zehntenmal dieselbe idiotische Platte spielen läßt, so können wir sicher sein, daß dieser zu diszipliniertem Handeln unfähig ist und sich höchstens noch zum Autodiebstahl eignet.«<sup>9</sup>

Manche Beobachter deuten selbst die moderne Art der jugendlichen Dynamik als Zeichen der Dekadenz. So auch József Darvas, der die turbulent tanzende Jugend mit Gefühlen des Mitleids beschreibt: »Ich sehe mir die tanzende Menge an. Eine Masse von einsamen Menschlein, die, jedes für sich, herumhüpfen. Das hat etwas von beeindruckender Schönheit an sich und ist dabei doch so schrecklich traurig. Hier gibt es keine gute Laune, nur noch Tanz, und selbst in diesem weder eine gesunde noch eine ungesund übertriebene Erotik. Es gibt darin keinerlei Erotik, aber auch keinerlei Lebensfreude, ja nicht einmal Gefühl. Es ist ein zum Selbstzweck gewordenes Ritual der alles erschöpfenden Bewegung. Nichts davon, warum der Mensch, als er zum Menschen wurde, die ersten Tanzschritte wagte: nämlich seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Ein Totentanz – sagt Gábor Tolnai zu mir. Ja – und nein, denn selbst im Totentanz gibt es ein Mehr an natürlichen Gefühlen.«<sup>10</sup>

Die Studentenrevolten an den Hochschulen der westlichen Welt, die sich wie ein Feuer ausbreiteten, bereicherten das ungarische Pressebild von der westlichen Jugend um neue Aspekte, ohne jedoch das alte Bild der Dekadenz und Willenlosigkeit entscheidend zu verändern. Die Akzente wurden aber infolge der Aktualität der Revolten anders gesetzt entsprechend der Feststellung: »Die Legende von der apolitischen, gleichgültigen Jugend wurde in der ganzen kapitalistischen Welt zerstört.«<sup>11</sup>

In erster Linie liefern die Demonstrationen und die äußeren Erscheinungsformen der Revolten einen willkommenen und gleichzeitig spektakulären Stoff für eine reichliche Berichterstattung mit dem Ziel, die »bürgerliche Demokratie« zu diskriminieren: »In den Staaten, die auf ihre Demokratie so stolz und eitel sind, wurde zur Regel, die Studenten zu schlagen.«<sup>12</sup> »Der Polizeiterror«, so wird in verschiedenen Berichten festgestellt, habe der Jugend »eine schmerzliche Lektion über den Humanismus der bürgerlichen Demokratie erteilt.«<sup>13</sup>

Den Strategen des ideologischen Kampfes wurde aber sehr bald klar, daß der Bazillus der Rebellion die eigene Jugend auch anstecken könne. Denn selbst der Sozialismus hat nichts zur Hand, das biologisch bedingte Phänomen des Generationsproblems zu lösen. Deshalb begegnet man ihm mit dem dialektischen Kniff:



»Die ungarische Jugend will nichts anderes, sie will dasselbe wie die ältere Generation, nur in einer guten oder noch besseren Ausführung.«<sup>14</sup> Sie wolle nur das Bestehende reformieren, um es weiterhin zu erhalten. Ja, als Ausdruck der leninistischen »Spontaneität« wurde ihr diese Reform des Bestehenden sogar zur Pflicht gemacht, denn »nach Beendigung der revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft ist die Grundform der revolutionären Tat gerade die Reform«.<sup>15</sup> Das klingt zwar sehr schön, beseitigt aber weder den Generationsgegensatz noch bannt es den Wunsch nach einer Reform, welche nicht mit der offiziellen Linie in Einklang steht. Dies um so mehr, weil auch die revoltierende westliche Jugend den Sozialismus auf ihre Fahne geschrieben hat. Und so fürchtet man sich in Ungarn gegenwärtig weit mehr vor sozialistischen Reformideen der westlichen Jugend, wie nebulös sie auch sein mögen, als vor dem wirtschaftlich erfolgreichen Kapitalismus, den man – so wird es wenigstens geglaubt – ideologisch als Imperialismus ver-teufeln kann.

In der westlichen Jugendrevolte liegen also Elemente dicht nebeneinander, die einerseits im ideologischen Kampf gut verwendbar sind, andererseits für die eigene Ideologie große Gefahren in sich bergen. Ein Umstand, der die ungarische Presse zu einer sehr differenzierten Darstellung dieses Phänomens zwingt. Sie will sich das Nützliche nicht entgehen lassen, aber auch die eigene Jugend gegen »schädliche ideologische Einflüsse« abschirmen; vor allem aber will sie nicht versäumen, dem unverhofften und sehr dienlich erscheinenden westlichen Verbündeten die richtige Unterstützung zu geben, entsprechend Lenins Forderung nach einer »Unterstützung der Pazifisten im anderen Lager, das heißt im Bourgeoisie-Lager . . . , zur Demoralisierung des Feindes«.

In diesem Sinne und auf die gegenwärtige Lage bezogen, schreibt Miklós Szabolcsi: »Wir müssen unsere verschiedenen Verbündeten richtig erkennen, müssen bei den Intellektuellen, der Jugend, den verschiedenen Bewegungen der westlichen Länder, die mit uns sympathisieren, parallele Züge entdecken. Wir wissen von Beispielen aus der Vergangenheit, wie man aus Einsamkeit und Verzweiflung in Richtung des Kollektiven, ja sogar in Richtung der Revolution ausbrechen kann. Wir wissen, daß solcher Protest nur eine Geste bleiben, aber auch zu einer revolutionierenden Kraft werden kann. Nur ein Beispiel: die anfänglich anarchistischen Happenings von Söhnen reicher Väter haben sich inzwischen in einen kampflustigen, aufregenden Akt verwandelt und sind eine politische Kraft im Kampf gegen den amerikanischen Imperialismus geworden. Man darf nichts in Bausch und Bogen verdammen, wie man auch nicht geradezu krankhaft über alles schwärmen darf, nur weil es neu ist. Wir brauchen bei uns eine Garde von Kritikern und Theoretikern – und sie bildet sich schon – die siebt, wertet, untersucht und, wenn nötig, hilft, in diesen Bewegungen Falsches vom Wahren, Bürgerlich-Getarntes vom echten Marxismus, Modisches vom Originellen zu unterscheiden.«<sup>16</sup>

Solchen Forderungen entsprechend trennt die Presse heute sorgfältig die Spreu vom Weizen. Die Kritik der aufständischen Jugend an der westlichen Gesellschaft



wird gebilligt und als »Beweis« für die eigenen Thesen ins Feld geführt, »romantische und scheinrevolutionäre Parolen« und die »wirren Ideen« hingegen als »falsch« entlarvt.<sup>17</sup>

In erster Linie hält man der revoltierenden Jugend zugute, daß sie die »Konsumgesellschaft« verwirft. Sie habe »die Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft erkannt oder wenigstens erahnt«.<sup>18</sup> Es sei ihr bewußt geworden, daß »die imperialistische Gesellschaft innerlich ein sehr labiles Gebilde ist trotz ihrer Produktionskapazität, trotz imponierender Resultate, die sich im Konsum zeigen und trotz der großen Menge der materiellen Güter und Waffen, die ihr zur Verfügung stehen«.<sup>19</sup>

Gelobt wird auch, daß die Jugendlichen »die Fiktionen der westlichen Demokratien entdecken«<sup>20</sup> und die Forderung stellen: »Der Kapitalismus muß weg! Kapitalismus führt zu Faschismus!«<sup>21</sup> Gelobt wird ferner, daß sie erkennen, »wie ähnlich die Klasseninteressen der Intellektuellen und diejenigen der Arbeiter sind, die beide keine Produktionsmittel besitzen ... und die meisten Wissenschaftler einen Mehrwert produzieren, wodurch auch sie zu ausgebeuteten Werktätigen werden«.<sup>22</sup>

Neben diesen Erkenntnissen gesellschaftspolitischer Natur werden auch die Forderungen der Studenten nach einer Universitätsreform anerkennend erwähnt. Sie gelten als Beweis dafür, daß die westliche Universität »nicht mehr den Erfordernissen der Gegenwart entspricht, in ihrem Inhalt veraltet und in ihrer Form bürokratisch«<sup>23</sup> sei. Das gegenwärtige Unterrichtssystem fabriziere nur »Fachmänner für die Bedürfnisse der kapitalistischen Wirtschaft, das heißt eine Art von Intellektuellen, die man einerseits ausbeuten kann und die andererseits die Ausbeutung dritter im Interesse des Kapitals ermöglichen«.<sup>24</sup>

Sehr begrüßt werden anti-amerikanische Spitzen in Kreisen rebellierender europäischer Studenten, ihre Kritik am Vietnamkrieg. Begrüßt wird auch die anti-autoritäre Haltung, der Angriff auf das »Establishment«, wie die Jugend den herrschenden Apparat und dessen Beherrscher nennt,<sup>25</sup> doch nur insofern solche Angriffe das Establishment kommunistischer Parteiherrschaft ausklammern.

Besorgt äußert sich die Presse dagegen über den »ambivalenten, widersprüchlichen Charakter« der Bewegung, über »schein-marxistische« und »anarchistische« Schriften, die die Jugend verführen,<sup>26</sup> wenngleich bei dieser »ideologischen Verwirrung ... leider auch die Spaltung in der internationalen Arbeiterbewegung eine Rolle«<sup>27</sup> spiele. Demzufolge werden auch »maoistische und trotzkistische Losungen« sowie bei Demonstrationen gezeigte Spruchbänder mit den »drei M-Buchstaben, die Marx, Mao und Marcuse bedeuten«, verurteilt. Denn die »sehr individuell interpretierten Auslegungen von Marx«<sup>28</sup> seien sowohl aus ideologischen wie auch aus politisch-taktischen Gründen bedenklich. »Falscher Radikalismus« verstärke die Gefahr, die westdeutsche Politik auf einen Weg zu bringen, »der sich schon während der Weimarer Republik als falsch erwiesen hat«. Auch heute könnten »anarchistische Ausschreitungen« dazu führen, »daß man sie als Argument



gegen die gesamte Linke ins Feld führt« und damit die ganze Bewegung diskreditiere.<sup>29</sup>

Vom ideologischen Standpunkt aus wird auch die »unwissenschaftliche Ansicht« abgelehnt, die Jugend sei »eine separate, eigengesetzliche Klasse innerhalb der Gesellschaft«.<sup>30</sup> Es werden die »bürgerlichen Philosophien« kritisiert, die »den Kampf der Generationen als Hauptelement der gesellschaftlichen Entwicklung« ansehen und der Jugend gar »eine einheitliche politische und moralische Eigenart und spezielle gesellschaftliche Sendung«<sup>31</sup> zuschreiben. Hinter dieser Kritik steht aber die Befürchtung, solche Häresien könnten das Dogma von der führenden Rolle der Arbeiterklasse erschüttern. Nicht zuletzt deshalb, weil ein Teil der rebellierenden westlichen Jugend die Ansicht vertrete, »die Arbeiterklasse hat aufgehört, eine revolutionäre Kraft zu sein«, denn »die Arbeiterklasse, ihre Parteien und die Gewerkschaften haben sich in die monopolkapitalistische Gesellschaft integriert«.<sup>32</sup>

Im Mittelpunkt der ideologischen Kritik der Jugendrevolte stehen die Werke von Herbert Marcuse. Das Hauptproblem bildet die Konsequenz, mit der Marcuse den Gedanken vertritt, daß die industrielle Entwicklung, anders ausgedrückt, die Entwicklung der Produktivkräfte, hüben wie drüben dieselben Folgen zeitigen muß. Marcuse gelangt so vom marxistischen Standpunkt zu einer Theorie der Konvergenz, wie Walt Rostow und andere vom kapitalistischen Standpunkt zu ähnlichen Theorien gelangt sind.

Solange Marcuse nur die kapitalistische Gesellschaft kritisch untersucht, wird ihm Anerkennung zuteil. Sie schlägt aber sofort in Tadel um, sobald er dieselben Methoden auf den Sozialismus überträgt und zu dem Ergebnis kommt, daß die Entwicklung beider Systeme eine gewisse Parallelität aufzeigt. So bemerkt Ferenc Görgényi abfällig, daß die »Thesen Marcuses über die ›Industriegesellschaften« und das langsame Aufheben der Klassengegensätze weder progressiv noch besonders originell« seien, fügt aber beifällig hinzu: »Das Pathos seiner Schriften über die Abhängigkeit und das absolute Ausgeliefertsein des Menschen an eine durch-rationalisierte und überorganisierte Gesellschaft protestiert mit Erfolg gegen den Macht- und Ideologie-Apparat des kapitalistischen Systems.«<sup>33</sup>

Tibor Pethő hingegen schreibt mit einer gewissen Genugtuung über die »eindimensionale Industriegesellschaft« Marcuses, in der »die Möglichkeit, soziale Änderungen durch Gesellschaftskritik und praktische Politik zustandezubringen, vereitelt wird, weil Gesetz und Ordnung nur die Gesetze und Ordnung der jeweiligen Machthaber sind«. Damit erhalte aber eine »Minderheit das Recht, sich gegen die ›etablierte Macht« aufzulehnen«. Doch wehmütig fährt er fort: »Wir müssen hinzufügen, daß Marcuse die Zerschlagung jeder ›etablierten Macht« verkündet. Er macht keinen Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus.«<sup>34</sup>

Angeichts der, für Kommunisten offensichtlich verwirrenden, Thesen Marcuses fordert József Darvas eine gezielte Aufklärung des heimischen Publikums mit der Begründung, daß diese Ideen »durch verschiedene Kanäle« früher oder später doch



nach Ungarn gelangen würden. Es sei daher besser, sie vernünftig zu diskutieren, als sie zu einem »vernebelten Mythos« werden zu lassen. Er selbst apostrophiert die Gedanken Marcuses als einen »mit modernem Anarchismus gepaarten Rousseauismus« und resümiert ohne weitere Seitenhiebe: »Die technische Zivilisation führte zu einem moralischen Bankrott, sie hat sämtliche Bande zwischen den Menschen zerrissen. Die hochentwickelten Industrieländer sind entfremdete und manipulierte Gesellschaften mit Mechanismen, die den Menschen erdrücken. In dieser Beziehung gibt es keinen wesentlichen Unterschied zwischen kapitalistischer und sozialistischer Gesellschaft: in der einen ist das Monopolkapital, in der anderen die gegenwärtige Bürokratie das Hauptwerkzeug der Manipulation.«<sup>35</sup>

### *»Verelendung« in moderner Form*

»In den ersten Tagen war ich vom abendlichen Glitzern der Pariser Innenstadt, von der großen Zahl der Autos, den schönen Denkmälern, den Kunstschatzen des Louvre wie betäubt. All dies schien mir wirklich großartig. Eines Tages aber, als ich mit der Metro fuhr, mußte ich mit allen Fahrgästen den Zug verlassen. Die Arbeiter der Metro waren nämlich in den Streik getreten ... Da hatte ich Zeit, mich auch außerhalb der Pariser Innenstadt umzuschauen. Ich muß schon sagen, daß ich in meinem ganzen Leben noch nirgends so viele auffällige Häuser gesehen habe wie dort. Allein das Gebet hält sie noch zusammen«, so schildert ein ungarischer Arbeiter seine Pariser Erlebnisse.<sup>1</sup>

Diese Schilderung ist ein typisches Beispiel für die Darstellung westlicher Wirtschaftsverhältnisse überhaupt. Nach einigen anerkennenden Worten für die »glitzernden Hauptstraßen« und den unzweifelhaften »Reichtum in den Schaufenstern« folgt jeweils eine lange Liste der wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Sorgen der Menschen, kurz, das physische und psychische Elend, verdeckt durch den »äußeren Schein«. Die ungarische Presse begnügt sich bei weitem nicht mit Behauptungen wie »Entfremdung« und »Dekadenz« des westlichen Menschen, die sich hinter den Fassaden der »Konsumgesellschaft« und des unsinnig vergeudeten Reichtums versteckten. Sie ist vielmehr bestrebt, wie sie es öfter bekräftigt, »die ganze Wahrheit« aufzudecken und den Beweis zu erbringen, daß man im Westen überhaupt nicht so reich sei, wie es den Anschein habe.<sup>2</sup> Eher sei das Gegenteil der Fall. Infolge der ökonomischen und sozialen Gesetze des Kapitalismus werde der Arbeiter dort weiterhin ausgebeutet, das Kapital bleibe in wenigen Händen konzentriert, die Krisen seien vertieft, Einkommen und Eigentum ungleich und ungerecht verteilt. Entsprechend den Lehren des Marxismus-Leninismus wird in den verschiedensten Formulierungen wiederholt, daß »die Tatsachen nicht die Demokratisierung des Kapitals, sondern die Polarisierung der kapitalistischen Gesellschaft beweisen«:<sup>3</sup> »Einerseits stärkt die Konzentration der indu-



striellen Produktion die Bourgeoisie, andererseits aber vermehrt sie das Proletariat.«<sup>4</sup>

Gerade angesichts der glänzenden »Fassaden« mahnt die ungarische Presse zu erhöhter Wachsamkeit, d. h. auch der Aufmerksamkeit zu schenken, was der »Lichtvorhang verdeckt«.<sup>5</sup> Denn: »Die kapitalistische Ausbeutung ist noch längst nicht verschwunden, sie zog sich nur aus der Sphäre des Sichtbaren zurück, um sich dort zu stärken ... Heute vollzieht sich auch der Klassenkampf in einer nicht für jedermann sichtbaren Form ... denn der Klassenkampf wird heute vor allem durch die Anstrengung charakterisiert, ihn als Klassenkampf zu verschleiern.«<sup>6</sup>

Solche Warnungen in großer Zahl zeugen trotz manchmal hochtrabenden Tones von Verlegenheit und Unsicherheit, verursacht durch die Schwierigkeiten, die marxistische Ideologie und Prophetie mit den Tatsachen der wirtschaftlichen Entwicklung in den kapitalistischen Staaten in Einklang zu bringen. Große Sorgen bereitet hier besonders die Aufrechterhaltung der Verelendungstheorie. Soll danach doch der Arbeiter sowohl absolut und am Konsum gemessen als auch relativ und mit dem Reichtum des Kapitalisten verglichen, fortschreitend verelenden. Hätte Marx recht behalten, so müßte die Arbeiterschaft heute in unvorstellbarem Elend leben. Dem ist aber nicht so. In den entwickelten kapitalistischen Ländern fährt der Arbeiter seinen eigenen Wagen, baut sich ein Eigenheim und konsumiert eine solche Menge von Gütern, die Marx, als er 1867 »Das Kapital« schrieb, wohl kaum erträumen konnte. Zwischen den Gegenwartstatsachen und der Ideologie – die man 1955 noch genauso dogmatisch, sozusagen wortwörtlich nahm wie zur Zeit ihrer Entstehung – klappt eine unüberbrückbare Kluft. Dabei erwies sich die dogmatische Auslegung der Verelendungstheorie bereits als Hindernis bei der täglichen Gewerkschaftspolitik. Denn »wie sollen die Kommunisten der entwickelten kapitalistischen Länder die Arbeiter für Streiks und Wirtschaftskampf mobilisieren ... wenn man an der These der unaufhaltsamen Verelendung der Arbeiterklasse festhält? ›Warum soll ich kämpfen?‹ – fragt sich mit Recht der Arbeiter – ›wenn meine Lage sich sowieso verschlechtert?‹« Die Schlußfolgerung lautet daher: »Der Dogmatismus diskreditiert in dieser Frage den Marxismus selbst.«<sup>7</sup>

Um die These der »absoluten« Verelendung trotzdem beizubehalten, griff man zu einem dialektischen Kniff und relativierte das Absolute: Wenn der Arbeiter früher physisch an Hunger, Wohnungsmangel und anderen Entbehrungen verelendete, so verelende er heute psychisch an Streß, den ihm die moderne Arbeits- und Konsumwelt aufzwingt, durch die »außerordentliche physische und psychische Erschöpfung ... , die Mechanisierung und Automatisierung, das irrsinnige Arbeitstempo, die konstante Gefahr der Arbeitslosigkeit und andere soziale Umstände«.<sup>8</sup> Der technischen Entwicklung entsprechend könne der Arbeiter heute zwar mehr Güter konsumieren, aber diese genügten unter modernen Verhältnissen, darunter dem psychologischen Konsumzwang, auch nur »zur Reproduktion der eigenen Arbeitskraft« genau wie zu Zeiten von Karl Marx. Gemessen am »psychisch und



sozial Nötigen« aber, konsumiere der Arbeiter heute relativ weniger als früher. Seine Verelendung sei also doch absolut.

Zwang die dogmatische Auslegung der Verelendungstheorie die ungarische Presse zu einer unrealistischen Darstellung des Westens, so ermöglicht die neue Formulierung jetzt, die westliche Welt realistischer darzustellen, ohne sie dabei in allzugünstigen Farben schildern zu müssen. Es ist nicht mehr nötig, wie es die Dogmatiker taten und die Sowjetpresse es in gewissem Ausmaß auch heute noch tut, zu behaupten, daheim sei das wahre Wohlstandsparadies, drüben dagegen die Hölle des Elends, das sich auch noch tagtäglich vertiefe. Man kann die Genüsse des westlichen Lebens, die Autos, Kühlschränke und die schönen Auslagen freier schildern und auch das »Steigen des Reallohnes«<sup>9</sup> zugeben, denn die Verelendung wird nicht mehr am Konsum gemessen, sondern an der Sorge und Mühsal, mit dem er bezahlt wird, nicht am objektiv vergleichbaren Güterverbrauch, sondern am subjektiven Maßstab des Aufwands von seelischem Kummer und körperlicher Anstrengung.

Durch diese Relativierung des Vergleichs wird nicht nur die Aufrechterhaltung der Fiktion einer »absoluten« Verelendung der Arbeiterklasse ermöglicht, sondern der sehr ungünstig ausfallende Vergleich ungarischer und westlicher Verhältnisse weitgehend entschärft. Wie viele Autos die Menschen hüben und drüben haben, kann leicht festgestellt werden. Wer aber kann schon die Frage beantworten, ob die Menschen hier mehr Sorgen haben als drüben.

Diese Metamorphose des »Lohnsklaven« zum »Konsumsklaven« schildert János Komlós folgendermaßen: »Wie kann einer hungern, wie in den Selbstmord flüchten, wenn er ein Auto besitzt? Ganz einfach deshalb, weil das Auto heute genauso wenig, vielleicht noch weniger mit Reichtum, Sorglosigkeit, materieller Sicherheit und seelischer Harmonie zu tun hat als die Wasserleitung oder das Waschbecken. Denn Autos stehen auch vor Häusern, die von modernem Komfort noch nichts gehört haben, und solche Häuser gibt es eine Unzahl in Paris. Ja, im Verhältnis viel mehr als in Budapest. Es klingt merkwürdig, aber es ist so: die Menschen sind »gezwungen«, ein Auto zu kaufen, weil die Großstädte sich so stark ausgebreitet haben und die Wohnungen vom Arbeitsplatz immer weiter entfernt sind, nicht nur wegen der natürlichen Entwicklung, sondern auch wegen der kapitalistischen Wohnungsverhältnisse. Denn je weiter eine Wohnung vom Stadtkern entfernt ist, desto billiger ist sie. Werktätige Menschen können sich nur solche Wohnungen leisten, sofern sie nicht in den mittelalterlichen Denkmälern der Altstadt eine Wohnung bekommen, wo der Staat die Mieten regelt, was wiederum den Eigentümer dazu verleitet, die Renovierung der Häuser zu vernachlässigen ...«

»Die zur Wohnferne gezwungenen Menschen müssen aber irgendwie zu ihren Arbeitsplätzen kommen. Das liegt in ihrem Interesse und wird auch vom Arbeitgeber verlangt. Die Verkehrstarife sind sehr teuer und zu Fuß ist es zu weit. Es bleibt nur das Auto, gebraucht oder auf Raten und zu Preisen, die man gerade noch bezahlen kann, die aber den Kapitalisten immer noch Profite sichern. Dazu



braucht man die Massenproduktion. Im Interesse der rentablen Herstellung ist die Autoindustrie somit gezwungen, die Verbraucher laufend mit einer großen Menge von Autos zu überschwemmen; mehr als nötig wären und mit einer Zahl, die nicht mehr vom Verbraucher, sondern nur vom Profit verlangt wird. Ein Angebot, das nur mit verschiedenen Reklametricks und über Ratenzahlung dem Verbraucher aufgezwungen werden kann. So entstehen ständig neue Autotypen, die eigentlich kaum Verbesserungen bringen, so entsteht die suggerierte Mode, man müsse Autos nach zwei Jahren auswechseln, so vermehrt sich die Zahl der zum Verkauf angebotenen Gebrauchtwagen, und so steigt die Autoflut, die westliche Großstädte verstopft und dadurch den Verkehr lahmlegt, statt ihn zu fördern.«

»Das Auto ist also kein Zeichen des Wohlstands mehr, und es hört auch langsam auf, ein Verkehrsmittel zu sein. Nachmittags, in der Stoßzeit, braucht man eine halbe Stunde, um ein paar hundert Meter vorwärtszukommen, und der Mensch bezahlt den fluchenden Taxichauffeur nicht für den zurückgelegten Weg, sondern für die Zeit, während der er sich mit ihm unterhält. Das Auto ist im Verkehr nicht mehr zu gebrauchen, und so beweist auch das Auto die Widersprüche der kapitalistischen Produktion. Das Auto widerlegt sich selbst, gerät mit sich selbst in Widerspruch – aus einem Verkehrsmittel ist ein Verkehrshindernis geworden.«<sup>10</sup>

In dieser Weise versucht man in zahlreichen Reportagen und Analysen die tausend Sorgen und Mühen des »Konsumsklaven« der westlichen Industriegesellschaft zu illustrieren. Die Not und Mühe beginne am Arbeitsplatz. Das Arbeitstempo sei mörderisch, denn »wer nicht in jeder Minute seiner Arbeitszeit Maximales leistet, der findet sich schnell auf der Straße wieder«,<sup>11</sup> die Arbeitsintensität wirke ruinierend, die Unfallquote sei infolgedessen sehr hoch. Die Arbeiter seien letztlich »unfähig, in den Genuß ihrer Wohlstandsgüter zu kommen, denn in den automatisierten Fabriken ist die physische, aber auch die psychische Intensität der Arbeit so anstrengend, daß sie mit ihrer Freizeit nichts mehr anfangen können«.<sup>12</sup> Der Umgangston der Vorgesetzten mit den Arbeitern sei menschenunwürdig. »Die Schar der Werkstattchefs, Inspektoren, Ressortleiter kennt keine Rücksicht und fährt jeden gleich an, der auch nur für eine Sekunde seine Arbeit vernachlässigt.« »Der Arbeiter wird für eine Maschine gehalten, und die Werkführer kommandieren nur so herum.«<sup>13</sup> Lohn und Freizeit seien ungenügend und der Beanspruchung der Arbeiter nicht adäquat. Soziale Leistungen seien entweder nicht vorhanden oder ungenügend, entsprechende Gesetze würden von findigen Kapitalisten umgangen. Die Lohnerhöhungen, die durch Streiks erkämpft wurden, würden von der Inflation aufgezehrt, denn »nach kapitalistischen Gesetzen müssen höhere Löhne vom Verbraucher bezahlt werden«.<sup>14</sup>

Die Sorge der Menschen äußere sich ferner bei den Ausgaben für die Lebenshaltung. Die Steuern seien zu hoch und die Mieten für den kleinen Mann unbezahlbar. Der Lohn reiche bei weitem nicht aus, denjenigen Lebensstil zu sichern, den die kapitalistische Reklame aufzwingt. Die Folgen: weitere Arbeitshetze, Überstunden und Schwarzarbeit einerseits, starke Verschuldung infolge »des



künstlich genährten Konsumfiebers« andererseits.<sup>15</sup> In diesem Zusammenhang wird das Teilzahlungsgeschäft als der große Betrug der kapitalistischen Gesellschaft geschildert, als Mittel, den Umsatz im Interesse höherer Profite zu steigern und die Arbeiter durch Schulden an die Kette wirtschaftlicher Abhängigkeit zu legen: »Die Verschuldung der amerikanischen Familien hat ein erschreckendes Maß angenommen ... Nach Berechnung der Volkswirtschaftler müssen amerikanische Familien von je 100 Dollar netto – nach Abzug der Steuern – bis zu 20 Dollar für früher abgeschlossene Käufe abgeben.«<sup>16</sup>

Zu all diesen Sorgen geselle sich die Furcht vor der Arbeitslosigkeit, verursacht durch periodische Krisen oder technologischen Fortschritt: »Statt neue Arbeitsmöglichkeiten für Hunderttausende zu schaffen, werden durch die Automatisierung zehntausende von Arbeitsplätzen zerstört ... Früher war der Mensch den Kräften der Natur ausgeliefert, heute ist er der Herrschaft durchorganisierter Mechanismen preisgegeben, und es genügt ein Kurzschluß in der Maschinerie, um alles gleich umzustürzen.«<sup>17</sup> Diese Sorge um das tägliche Brot wird dann als einer der Hauptgründe für die so oft geschilderte »Existenzangst« des modernen westlichen Menschen bezeichnet. In der Formulierung Lajos Mesterházi heißt es: »Eine paradoxe Situation, daß neue Energiequellen und Überfluß an materiellen Gütern durch weniger Arbeit, kurz, die schnelle Entwicklung der Produktivität durch Automation, Verelendung verursacht. Ein absurdes Hirngespinnst, daß möglicher Güterüberfluß die Menschen um ihre Existenz bangen läßt.«<sup>18</sup>

Die »relative Verelendung« der Arbeiterklasse zeige sich dagegen darin, daß sich »die Monopole einen unverhältnismäßig großen Anteil vom Kuchen der nationalen Produktion sichern, während für die arbeitenden Schichten nur Brosamen abfallen«.<sup>19</sup> Dadurch würden »die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer«.<sup>20</sup> Dabei wirft die ungarische Presse dem Kapitalismus nicht nur eine ungleiche, sondern auch eine ungerechte Verteilung der Güter vor, denn der Reichtum der »Monopolisten« stamme aus dem Profit, dem »Mehrwert«.

Diese Presseargumentation ist keine ideologische Beweisführung, sondern beruht eher auf der gefühlsbetonten Betrachtung: Du hast zu wenig, der andere hat zu viel, »den Daimler-Benz-Aktionären 200 Millionen, den Daimler-Benz-Arbeitern Lohnstopp«.<sup>21</sup> Der Kapitalismus verteile die Güter durch »blinde ökonomische Kräfte«<sup>22</sup> und nicht durch die politisch-ordnende Kraft der Arbeiterklasse: »Fleiß und Geschick der Arbeiter und Bauern schafft aner kennenswerte Bauten, schöne Industrieartikel und eine große Vielfalt an Lebensmitteln, aber die Verteilung dieser Güter ist nicht in ihrer Hand.«<sup>23</sup> Folglich werde die Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeiter materiell wie auch menschlich immer größer: »Die Massenproduktion führte nicht zur Aufhebung der gesellschaftlichen Unterschiede, sondern zu ihrer Vertiefung ... Die Gesellschaft ist heute so stark differenziert, daß im Privatleben keiner mit dem anderen verkehrt. Generaldirektoren nicht mit Direktoren, diese nicht mit den Ingenieuren, diese nicht mit den Angestellten und so weiter.«<sup>24</sup> »Der soziale ›Eiserne Vorhang‹« schiebe der gesellschaftlichen



Mobilität einen Riegel vor und verhöhne die These von einer »offenen Gesellschaft«. Als Beweis wird u. a. auch der Amerikaner Vance Packard zitiert, »der zwei große soziale Gruppen unterscheidet: die ›Elite‹ und die ›erwerbende‹ Klasse. Der Unterschied zwischen beiden: ›die erste befiehlt, die zweite bleibt untergeordnet‹«. <sup>25</sup>

Neben diesem Elend der »Konsumgesellschaft«, das nach Sorge und Mühsal gemessen wird, hat auch das Elend der wirklich Armen einen ansehnlichen Platz im Westbild der ungarischen Presse. Dort, wo es noch immer vorzufinden ist, wird das Elend dieser Menschen in seiner ganzen mitleiderregenden Wirklichkeit geschildert und mit Bildern illustriert. Etwa in Süditalien, in den Slums der Großstädte, den Negervierteln amerikanischer Städte, nicht zuletzt in den unterentwickelten Ländern, die ja als Teil der kapitalistischen Welt gelten. Dabei wird manchmal auf die spezielle »Unsichtbarkeit« der westlichen Armut hingewiesen. Denn »viele der Armen sind alt und krank und können kaum ihr Heim verlassen«, die Notdürftigen Amerikas wiederum seien »die bestgekleideten Armen der Welt, als würde die Gesellschaft im Überfluß ihre Armen in Kostüme stecken, damit ihre Lumpen die Augen der anderen Mitglieder der Gesellschaft ja nicht verletzen«. <sup>26</sup>

Reichtum und Armut trenne aber nicht nur die Menschen innerhalb einzelner Staaten, sondern auch die Staaten untereinander. Die ungarische Presse behauptet öfter, die Armut der armen Staaten sei sozusagen die Grundlage des Wohlstandes der reichen Länder: »In den kapitalistischen Staaten – in erster Linie in den Vereinigten Staaten von Amerika – die durch ihre früher genossenen Vorteile und die Ausbeutung ganzer Kontinente mit ihrem materiellen Wohlstand heute an erster Stelle stehen, kann man eine allgemeine Neurose der Gesellschaft, aber auch der einzelnen Individuen feststellen. Weil ihr Wohlstand dort keine moralische Grundlage hat – der Imperialismus hat seine wirtschaftlichen Vorteile auf Kosten anderer Nationen gesichert – lebt diese Gesellschaft im Zustand der ständigen Angst und Gereiztheit.« <sup>27</sup>

Die »imperialistische Ausbeutung« unterentwickelter Länder gibt der Presse sehr oft Anlaß zur Rekapitulierung der »Verbrechen des militaristischen Kolonialismus« alter Prägung, »jener geschichtlichen Sünde, die die Kluft zwischen den zwei Dritteln und dem einen Drittel der Menschheit schuf«. <sup>28</sup> Sie gibt aber auch Anlaß zur wiederholten Beschreibung des wirtschaftlichen »Neokolonialismus« der Gegenwart. Die Kritik am »Neokolonialismus« verurteilt hauptsächlich den »Rücktransfer der enormen Kapitalgewinne«, darunter mit Vorliebe die verschiedenen »Machenschaften der Ölgesellschaften«. <sup>29</sup> Ferner die Preisrelation zwischen billigen Rohstoffen und teuren Industriewaren sowie »die wirtschaftliche Aggression der großen Konzerne, die mit synthetischen Stoffen den natürlichen Rohstoffen Märkte entreißen«. <sup>30</sup> Schließlich die Belieferung der Entwicklungsländer mit angeblich minderwertigen Investitionsgütern unter dem Deckmantel der uneigennützigen Wirtschaftshilfe: »Ausländische kapitalistische Firmen halsen den Indern ihre überaltete Technologie auf.« <sup>31</sup>



In Anbetracht der so geschilderten »internationalen und nationalen Ausbeutung der Arbeiter« bekräftigt die ungarische Presse wiederholt: »Wo Ausbeutung herrscht, ist Klassenkampf unvermeidlich«, denn »der Klassenkampf geht weiter trotz der Autos, der Kühlschränke und der Anstrengungen der Propheten, die den Klassenfrieden verkünden«. <sup>32</sup> Die »Automatisierung, die wachsende Arbeitslosigkeit, unveränderte soziale Rechtlosigkeit der Arbeiter und die neuen Formen der Ausbeutung haben die Gegensätze verstärkt«. <sup>33</sup> Der »bloße Anschein«, daß es den Ausbeutern »gelungen ist, die Arbeiter zu zahmen Haustieren abzurichten«, <sup>34</sup> wird mit den im Westen immer wieder aufflammenden Arbeitskämpfen widerlegt. Streiks werden stets als sichtbarer Beweis des »verschärften« Klassenkampfes gewertet, was das »Märchen vom Klassenfrieden« Lügen strafe: »Ein und dasselbe Gefühl begeisterte die Chauffeure Pakistans, die Bergleute der Philippinen, die Textilarbeiter Persiens und die 250 000 Arbeitnehmer bei General Motors, als sie ihren Kampf verkündeten. In diesem Gefühl hat die Liebe zum Eigentümer keinen Platz ... wie man es aus den Theorien jener ›Philosophen‹ schließen könnte, die den Klassenfrieden predigen ... Maßlose Verzweiflung und Haß hat die Arbeitermillionen dazu gezwungen, diese Waffe zu ergreifen ... Und heute wächst die Erkenntnis, daß man den wirtschaftlichen Kampf mit dem politischen verbinden muß.« <sup>35</sup>

Der Groll der ungarischen Presse richtet sich aber nicht allein gegen die so oft als »Schein« apostrophierte Tatsache der langsamen Klassenbefriedung, sondern auch gegen die Politiker, die hierzu den Weg glätten, gegen die Theoretiker der Soziologie und Wirtschaft, deren Thesen Ausgleich und Überbrückung der Klassengegensätze zu begründen versuchen. Imre Komor schreibt zu diesem Thema: »Man diskutiert, hält Reden, konferiert, schreibt Artikel und Bücher darüber, was für ein System heute wohl in Amerika und den anderen hochentwickelten kapitalistischen Ländern herrsche ... Und damit die Arbeiter, die eigentlich Betroffenen, ja nicht erraten, worum es sich tatsächlich handelt, sagt man: Was heute in den Vereinigten Staaten oder in Westdeutschland existiert, sei ›wirtschaftlicher Humanismus‹ oder ›ein dynamisches Wirtschaftssystem‹ ... Harriman hat sogar vorgeschlagen, man sollte das Wort Kapitalismus eigentlich aus den Wörterbüchern streichen. Präsident Johnson hält das Spiel für nicht ganz so einfach. Er hat diese Ordnung, die einen neuen Namen sucht, die ›Große Gesellschaft‹ getauft. Erhard, der westdeutsche Kanzler, bezeichnete die westdeutsche Klassengesellschaft als ›formierte Gesellschaft‹, die sich langsam in eine ›kooperative, klassenlose Gesellschaft‹ verwandle.« Komors warnender Kommentar: »Kern der Frage aber ist nicht der Name des Kapitalismus, sondern sein Wesen. Und dieses bleibt doch gleich, wie immer man es auch verpacken mag.« <sup>36</sup>

Starke Angriffe richtet die ungarische Presse ferner gegen Theorien, die »zu beweisen versuchen, daß der ›allgemeine Wohlstand‹ auch ohne soziale Revolution verwirklicht werden kann, denn allein die ›industrielle Entwicklung‹ sei schon imstande, dies zu sichern«. <sup>37</sup> Dazu gehören in erster Linie die Thesen der »Manager-



revolution« z. B. Galbraith und die verschiedenen »Konvergenztheorien« z. B. Rostow. So mokiert sich Péter Rényi über die Ansicht, »daß die verschiedenen Gesellschaftssysteme sich am Ende doch näher kommen würden, weil man ja im Zeitalter der ›modernen Technik‹ und der ›Naturwissenschaften‹ lebe und zeitbedingte Bedürfnisse die Entwicklung hüben und drüben in dieselbe Richtung lenken«. Rényis selbstbewußter Kommentar: »Ja, in eine Richtung – die des Sozialismus.«<sup>38</sup>

Imre Patkó kritisiert Walt Rostow, der »leider mit großem Erfolg zu demonstrieren versucht« habe, daß »gesellschaftliche Revolutionen kaum etwas an der Entwicklung der Wirtschaft zu ändern vermögen, in bezug auf Klassenverhältnisse die Entwicklung beendet sei und von nun an nur die Auswirkungen des industriellen Fortschritts und der Technologie Einfluß auf den Gang der Dinge haben werden«. Er greift auch andere »amerikanische Soziologen« an, die »Theorien der ›Managerrevolution‹ und des ›revolutionären‹ Vorstoßes der Industrie-, Finanz- und Handelsexperten verkünden und behaupten, daß die Gesetzmäßigkeiten der industriellen Entwicklung die Managerschicht zur herrschenden Klasse erhoben hätten«. Patkós Gegenargumente: »Eine falsche Theorie, weil sie wissenschaftliche Teilerkenntnisse mit einem antisozialistischen Ziel vereinigt..., denn die herrschende Klasse Amerikas sind die Kapitalisten, Manager sind nur ihre Angestellten.«<sup>39</sup>

Die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Westen war in den Jahren zwischen 1959/65 etwas farbiger als heute. Es war die Periode von Nikita Chruschtschows »friedlichem, wirtschaftlichem Wettkampf« und des »Ein- und Überholens des Kapitalismus«. Die Vision einer schnell wachsenden eigenen Wirtschaftskraft sollte über die endlose Misere der Gegenwart hinwegtäuschen und den Produktionsanstrengungen neuen Elan verleihen. Man gab vor, das »Weltniveau« schnell zu erreichen. Die anfänglichen Erfolge der Sowjets in der Raumfahrt trugen dazu bei, auch in der ungarischen Presse die Hoffnung auf einen baldigen greifbaren Wohlstand zur Euphorie zu steigern. (Wohlgemerkt nur in Presse- und Parteikreisen.) Diese Euphorie wurde durch Manipulation statistischer Daten und Produktionsergebnisse noch geschürt. Daß man dennoch unvermindert fortfuhr, über das objektive und subjektive Elend im Westen zu berichten, erwies sich als Schönheitsfehler, der in manchem Witz seinen Ausdruck fand.

Nach Chruschtschows Sturz ließ der Elan des »friedlichen Wettkampfes« sehr bald nach. Hier und dort wurden sogar pessimistische Stimmen laut. So warf z. B. Aladár Mód die Frage auf: »Gibt es überhaupt eine reale Möglichkeit, den Kapitalismus im friedlichen Wettkampf zu überflügeln und zu besiegen?« Anhand einiger Hinweise auf politische und soziale Probleme der westlichen Welt gab er zwar eine bejahende Antwort, bemerkte aber etwas resigniert: »Die Fragestellung und die Sorge sind nicht unberechtigt.«<sup>40</sup>

Heute wird in der ungarischen Presse das »Ein- und Überholen des Kapitalismus« nur noch selten als Fleißübung und Lippenbekenntnis erwähnt. Der opti-



mistische Glaube an den nahen Sieg der eigenen Sache verblaßte in den letzten Jahren immer mehr und machte der defensiven Hoffnung auf eine baldige Krise der westlichen Wirtschaft Platz; einer Hoffnung, die in der ungarischen Presse zwar immer präsent war, doch unter Chruschtschows Optimismus nicht so stark zum Vorschein kam. Heute wird einerseits die baldige Krise prophezeit, andererseits bereits als Wirklichkeit beschrieben, wobei Mängel, Unzulänglichkeiten und Schwierigkeiten der westlichen Wirtschaft als unausweichliche Krisenerscheinungen gedeutet werden.

»Die westliche Welt, die sich ihrer Prosperität brüstet, ist voller schwerwiegender wirtschaftlicher und sozialer Probleme.«<sup>41</sup> Diese These versucht die Presse anhand von unzähligen Beispielen zu beweisen: »Das Wirtschaftswunder ist zu Ende;«<sup>42</sup> neue Rezession in der USA; wachsende Kohlenhalden; Butterberge und Obstvernichtung als Folge der »Anarchie und Irrationalität des Marktes«;<sup>43</sup> wachsende Haushaltsdefizite, meist als Folge der »imperialistischen Aufrüstung«; Probleme der Inflation und Deflation; Gold-, Pfund-, Franc-, Dollar- und Marktkrisen; stockende EWG-Verhandlungen; Agrarüberproduktion und »Liquidation der kleinen Bauernbetriebe zugunsten der kapitalistischen Großbauern«;<sup>44</sup> Dahinsiechen der kleinen Handwerker im Konkurrenzkampf, geregelt durch »das Gesetz des Dschungels«;<sup>45</sup> Vernachlässigung der Gemeinschaftsaufgaben zugunsten des privaten Konsums, »Wohlstand privater Haushalte und Armut der Gemeinschaft«;<sup>46</sup> wachsende Zahl der Arbeitslosen, das Leiden »der aus der Arbeit verbannten Millionen«, dieser »unnützen Menschen«,<sup>47</sup> die Arbeitslosigkeit als »Gesetzmäßigkeit des gesellschaftlichen Systems« und »die grundlegende Krankheit des Kapitalismus«.<sup>48</sup>

Die Artikel und Berichte, die auch in dieser Weise »die allgemeine Krise des Kapitalismus«<sup>49</sup> suggerieren, gehen in die Tausende. Selbst eine Zusammenfassung würde den Rahmen dieser Studie sprengen. Manche, die Westdeutschland betreffen, werden später eingehender untersucht werden. Allgemein mögen die hier angeführten Beispiele zur Illustration der verzweifelten Krisenerwartung – dieses Wartens auf Godot – genügen.

Weiter wäre die heftige Kritik an westlichen Wirtschaftstheorien zu erwähnen, die, wie es heißt, nur der Apologetik des bestehenden Wirtschaftssystems dienen, ohne die Probleme der Wirtschaft zu lösen. Unter den Wirtschaftstheoretikern selbst steht John Maynard Keynes mit in der ersten Beschußlinie – obwohl oder besser gerade weil man in ihm insgeheim den Bezwingen der kapitalistischen Krisen vermutet. Ihm werden ziemlich alle Sünden vorgeworfen, die ein »bürgerlicher Nationalökonom« begehen kann, und zwar »Apologetik des kapitalistischen Systems«, »Ablehnung der Arbeitswert-Theorie« und die Befürwortung »der Theorien von Grenznutzen und Grenzproduktivität, die die Ausbeutung verschleiern«.<sup>50</sup>

Ein kommunistisches Bild der westlichen Wirtschaft wäre sicherlich unvollständig ohne eine Beschreibung der Börse, dieser Heimstätte »der Manipulationen



der Monopole« und der »Spekulation«, <sup>51</sup> wo »die Aktien der Kriegsindustrie dann fallen, wenn die Friedenschancen steigen«, <sup>52</sup> und wo man wie in der »Wall Street« mit »dem Kapital Herr des Landes ist«. <sup>53</sup> Die Berichte, welche die Börse als Symbol dieses »wahnwitzigen« <sup>54</sup> menschlichen Gehabes darstellen, sind zahlreich. So heißt es von der Pariser Börse: »Seit 1826 ist dieses Gebäude am ›Place de la Bourse‹ ebenso Gotteshaus wie auch Hölle der Bestrebung, dem Nachbarn Schaden zuzufügen. Das große Geschäft ist das Geld des Anderen. So soll schon Alexander Dumas gesagt haben. Hier will jeder das Geld des Anderen, doch Verlieren bedeutet Leid. Jeder aber, der dieses Haus betritt, will ja gerade Leid verursachen, und so wurde das Leid des Anderen zum Bombengeschäft...«

»Auf den ersten Blick sieht hier jeder einem normalen Menschen ähnlich. Sie haben Hände, Füße, ein Gesicht und Kleider. Allein ihre Stimme verrät, daß sie dennoch anders sind... Eine jaulende, brüllende, fiebrige, furchterregende Menge... Leder, Öl, Kaffee, Zucker, Gold, Uranium, Diamanten. Hier ist alles verkäuflich, was der Arbeiter in Europa, Afrika und Amerika an Mehrwert produziert. Diesen Mehrwert reißen sich diese Menschen hier einander aus den Händen... Furchterregend: denn nicht nur derjenige tut es hier, der Geld hat. Auch der keines hat, schwitzt, kämpft, brüllt und drängelt sich hier herum. Es ist eine Orgie der Laufburschen. Eine Bettlerschlacht. Der Millionär kommt nicht hierher. Er gibt nur Aufträge. Er telefoniert. Das Teuflische daran ist, daß hier die schlecht-bezahlten Armen, die Vorreiter der Reichen, mit roten Köpfen für die Millionäre kämpfen und pausenlos rufen: Ich kaufe, verkaufe, kaufe, verkaufe! – Aber im Auftrag und für andere...«

»Das Karussell der Aktien ist schreckenerregend... Die Kurse entsprechen den Ganglien dieser Organisation und alles bezieht sich darauf. Die Überschrift des Boulevardblattes wie auch der Schnupfen des Staatsoberhauptes. Und dabei fallen und steigen die Werte, herausgepreßt aus dem Talent eines Wissenschaftlers, dem Schweiß eines Arbeiters und dem Fleiß eines Angestellten. Alles hier ist Ware, alles verkäuflich: der Schmerz, die Arbeit, der Traum, das Leben.« <sup>55</sup>

In dieser »kaufe und verkaufe«-Mentalität, in der Profitorientiertheit liege aber das größte Problem der kapitalistischen Wirtschaft. Wie Wirtschaftsreformer István Friss es ausdrückt, werde in diesem System »die Produktion maßgeblich nicht von der Gesellschaft bzw. von einem von ihr gewählten oder sonst dazu berufenen Organ bestimmt, sondern von den Kapitalisten, die anstatt der Bedürfnisbefriedigung der Gesellschaft den jeweils größten Profit anstreben. So werden die Bedürfnisse der Menschen hinter ihrem Rücken, ohne ihr Wissen, von niemandem gelenkt und nicht genau nach ihrem eigenen Willen befriedigt. Die wichtigsten Zusammenhänge, die objektiven Gesetze des Kapitalismus sind nicht nur vom Willen und dem Bewußtsein der wirtschaftlichen Akteure unabhängig, was objektive Gesetze im allgemeinen charakterisiert, sondern darüber hinaus verwirklichen sie sich mit blinder Kraft, mit physischer Notwendigkeit«. Angesichts der Tatsache aber, daß entgegen seinen widersprüchlichen Behauptungen in der kapitalistischen



Welt die Versorgung der Bevölkerung sich unvergleichlich besser an die Bedürfnisse der Menschen anpaßt als in der sozialistischen, konzediert Friss, daß diese »blinden Kräfte« doch »eine gewisse gesellschaftlich notwendige Gleichgewichtssituation realisieren«.<sup>56</sup>

Ein weiteres Problem der kapitalistischen Wirtschaft sieht die ungarische Presse in dem »Widerspruch zwischen der kollektiven Produktion und der privaten Enteignung«. Darin also, daß die Produktion kollektiv, in Teamarbeit vollzogen werde, die Eigentümer der Produktionsmittel aber das Ergebnis für sich enteigneten. Dieser Widerspruch erzeuge viele andere Gegensätze, darunter den zwischen Lohnempfänger und Unternehmer: bei einem sei der Lohn Einkommen, bei dem anderen Produktionskosten; hier dominiere das Verlangen nach Erhöhung, dort nach Senkung der Lohnsumme – wobei sich der Unternehmer angesichts des Überangebots durch ein »Reserveheer von Arbeitnehmern« in einer günstigeren Position befinde und den Lohn auf dem niedrigsten Niveau zu halten imstande sei. Er zahle dem Lohnempfänger nicht den Wert des von ihm erzeugten Produkts, sondern nur den Wert seiner Arbeitskraft, d. h. denjenigen Betrag, der zur »Reproduktion der Arbeitskraft« absolut nötig sei – also praktisch nur das Existenzminimum (Mehrwerttheorie). Das führe aber zu einer konstanten Einengung des Marktes durch ungenügenden Verbrauch und somit zu periodischen Krisen. Diese Krisen und der kapitalistische Wettbewerb liquidierten nach dem »Raubgesetz des Marktes«<sup>56</sup> die schwachen Unternehmer, wodurch die Konzentration des Kapitals mit Riesenschritten voranschreite – summa summarum ein Teufelskreis, aus dem auszubrechen der Kapitalismus und die Kapitalisten kaum imstande seien.

Dennoch versuche der Kapitalist durch wirtschaftliche Manipulationen und politische Willkür dieser Zwangslage zu entrinnen. So trachte er den Innenmarkt durch Reklame, durch die künstliche Erzeugung von Bedürfnissen auszuweiten, was nur durch eine Verschuldung der Lohnempfänger möglich sei (Ratenkäufe). Den Außenmarkt versuche er – gemäß der Leninschen Theorie des Imperialismus – durch Eroberungspolitik und Kolonialisierung zu erweitern mit der Begleiterscheinung einer ständigen Aufrüstung. »Kern der Sache ist somit die Tatsache, daß das größte Hindernis für eine Abrüstung gerade in der Struktur der kapitalistischen Wirtschaft besteht. Das beweist schon die als bestimmende Ursache der gegenwärtigen amerikanischen Prosperität »eingestandene« Aufrüstungshetze.«<sup>57</sup>

Damit werde letztlich auch das politische Antlitz des Kapitalismus bestimmt. Wie die ungarische Presse immer wieder behauptet, versuchten die »Monopolisten« in der letzten Phase des Kapitalismus die inneren Spannungen als Folge der unauflöslchen ökonomischen Widersprüche und der Verelendung, durch außenpolitische expansive Aktionen abzuleiten (Imperialismus), aber auch durch Machtmittel des Staates innenpolitisch zu unterdrücken (Faschismus).



Es gebe keine »reine Demokratie«, behauptet Endre Kálmán in einer vergleichenden Studie über »bürgerliche« und »sozialistische« Demokratie. Die westliche Forderung nach »wahrer Demokratie« sei, so meint er, nichts anderes als ein Versuch »bürgerlicher Widersacher« der sozialistischen Staaten, »den Klassencharakter der bürgerlichen Demokratie zu vernebeln, ihre Mängel abzuleugnen, um die kapitalistische Ordnung zu verteidigen oder wiederherzustellen«.

Kálmáns Argumente: »Unsere Klassiker, besonders die Schriften Lenins, haben uns darüber belehrt, daß Alternativen, wie »Demokratie oder Sozialismus«, auch »Demokratie oder Diktatur«, falsch und irreführend sind: allein die politische Theorie gibt die richtige Antwort ... (entscheidend ist die Frage), welcher Klasse die Staatsgewalt einer Demokratie dient, gegen welche Klasse eine Diktatur ausgeübt wird, mit welchen Mitteln und in welchem Maße dies geschieht.«

Allerdings sei die »sozialistische Demokratie ... durch ihr Wesen, das sie verkörpert, wie auch den Klassenabbau«, nach Kálmáns Auffassung auf alle Fälle »besser als die beste der bürgerlichen Demokratien«. Er räumt jedoch ein, daß »gegenwärtig noch nicht alle Möglichkeiten des sozialistischen Demokratismus erschöpft sind« und »viele Chancen noch ungenützt oder zu wenig genützt bleiben«. Doch sei die »bürgerliche Demokratie«, weil rein »formell«, eben »eine unterlegene Form des Demokratismus«. Der Staatsbürger könne »die gesetzlich dekretierte Gleichheit und ebenso die Rechte in den wichtigsten Belangen des Lebens nicht verwirklichen. Weder nimmt er in der Produktion den Platz ein, der ihm gebührt, noch ist er nach Eigentums- und Klassenverhältnissen den Ausbeutern gleichgestellt. Daher sind die demokratischen und Freiheitsrechte der ausgebeuteten Bevölkerung lediglich formell – auch im Bewußtsein der Betroffenen, die ihre Rechte in der Praxis nicht so wahrnehmen können wie die Ausbeuter. Schließlich darf nicht vergessen werden, daß die herrschenden Klassen demokratische Institutionen nur solange dulden, wie diese ihre Herrschaft nicht ernstlich gefährden, anderenfalls machen sie sogleich Gebrauch von ihrer Macht, verkörpert durch die gut organisierte Armee und die Polizei«.

Kálmán gibt allerdings zu, daß »die bürgerliche Demokratie nicht nur konservativ, sondern auch progressiv sein kann«, die Fähigkeit besitze, »sich zu entwickeln«, und selbst »einen Weg zum Sozialismus einschlagen« könne. Die Möglichkeit zu einer gesellschaftlichen Strukturänderung könne aber nur schwer genutzt werden, weil »die reaktionäre Bourgeoisie die Demokratie immer und überall nur dazu benutzen will, um mit ihrer Hilfe den Klassencharakter ihrer Macht zu verdunkeln, die eigene Herrschaft für ewige Zeiten zu stabilisieren und die Entwicklung der Gesellschaft zu hemmen. Deshalb beschränkt und beschneidet sie die Freiheitsrechte wo sie nur kann und läßt demokratische Institutionen in bürokratischer Routine erstarren. Durch die Massenmedien, über deren Mehrzahl die Bourgeoisie verfügt, läßt sie ihre eigene Meinung vertreten und die eigenen



Standpunkte, als wären es selbstverständliche und erwiesene Wahrheiten, dem Bewußtsein der Menschen einhämmern; sie uniformiert die Denkweise der Menschen ganz nach ihrem Bedarf. So wurde z. B. der amerikanische Durchschnittsbürger entwickelt, der »seine« Meinung zwar frei äußert, praktisch jedoch nur die Phrasen wiederholt, die ihm kapitalistische Reklame und Propaganda in mannigfaltiger Weise Tag für Tag eingetrichtert haben. Der Aufruhr gegen die »Manipulierung« der öffentlichen Meinung in unseren Tagen zeugt vom Protest gegen diese Eindämmung der Demokratie«.¹

In seiner Studie faßt Kálmán die offizielle These über Komplizenschaft von Geld und Macht unter dem Deckmantel der bürgerlichen Demokratie erneut zusammen. Es ist nur eine der zahlreichen Formulierungsvarianten der ungarischen Presse, wie sie während der gesamten Berichtsperiode anzutreffen sind. Meist wird erst das theoretische Modell präsentiert und dann mit einer Vielzahl ausgewählter Nachrichten und Berichte illustriert. Das Sündenregister der »Verfehlungen« und »Verstöße« gegen die Demokratie ist ausführlich und betrifft z. B. »die kleinen und großen Hintergehungen des Prinzips des Parlamentarismus«, raufende oder schlafende Parlamentarier, »Lobbyisten« verschiedener kapitalistischer Interessengruppen. Man hört von Wahlschiebungen, Diskriminierung der Frauen bei Wahlen in der Schweiz und Wahlrechtsbeschränkungen für Neger in den USA. Beliebte Themen sind ferner die Inhaltslosigkeit der Wahlprogramme, Interesselosigkeit der Wähler und unverantwortliche Wahlversprechen, die es dem amerikanischen Präsidenten z. B. erlaubten, »im Gegensatz zu dem Programm zu handeln, auf Grund dessen er gewählt wurde«.²

Die Wirksamkeit einer Opposition und damit die Berechtigung eines Mehrparteiensystems wird stets mit dem Argument angezweifelt, daß ja alle Parteien kapitalistische Interessen wenn auch verschiedener kapitalistischer Gruppen vertreten, wodurch letztlich ein »System der falschen Alternativen« entstehe. Hauptargument der Opposition bleibe dann nur noch die Behauptung, daß »sie das, was die Regierung tut, selbst besser machen könnte«.³ Die westliche Sozialdemokratie – soweit ihr nicht direkt Verrat an der Arbeiterklasse angelastet wird – gilt als »Steigbügelhalter der Bourgeoisie«. Sie präsentiere sich lediglich als der »bessere« Verwalter einer falschen Politik. So habe sich etwa die österreichische SPÖ »auch in der Opposition nur als willfähriger Sozialpartner erwiesen ..., auch wenn die (regierende) ÖVP Entscheidungen traf, die den Interessen des Großkapitals dienten«.⁴ – Diese Darstellung ist als Unterstützung für das heimische Einparteiensystem gedacht, welches damit begründet wird, daß nach Abschaffung der Klassen keine Parteien mehr benötigt werden. Sie widerspricht aber der Theorie des sich zuspitzenden Klassenkampfes im Westen.

Zum eisernen Bestand der ungarischen Pressebeschuldigungen an die Adresse der bürgerlichen Welt gehört die Behauptung vom »Terror« der herrschenden Klassen. Hier eines der beliebtesten Argumente: »Die kapitalistische Welt, die sich gern als freie Welt bezeichnet, ist eine Welt, die sowohl Spanien und Griechenland



mit ihren faschistischen Diktatoren wie auch Rhodesien und Südafrika mit ihrem System der Rassenverfolgung umfaßt.«<sup>5</sup> Aus dieser, oft höhnisch in Anführungszeichen als »freier Westen«, »freie Welt« oder »demokratisches Staatswesen« apostrophierten westlichen Welt,<sup>6</sup> wird dann reichlich berichtet über Verbote von Linksparteien, Belästigung progressiver Elemente, über anonym ausgeübten wirtschaftlichen Druck gegen die Bevölkerung und Versammlungsverbote, »das brutale Vorgehen« der Polizei gegen Demonstranten und Streikende und allgemein über die Einschränkung »der, in bürgerlichem Sinn klassischen Freiheitsrechte«<sup>7</sup> – wobei manches einfach unwahr ist, manches aber einen Wahrheitskern enthält, der grob verzeichnet wiedergegeben wird.

Die Berichterstattung über direkten physischen Terror wird noch durch Hinweise auf psychischen Terror ergänzt: »Im 20. Jahrhundert beeinflußt der Kapitalismus die Entscheidungen der Menschen mit ganz anderen Mitteln, als er es im 19. Jahrhundert tat. Damals wurde das politische und soziale Verhalten der Menschen mit verschiedenen strafrechtlichen Sanktionen, mit Maßnahmen der Retorsion und der Zensur beeinflußt. In unseren Tagen, dem Zeitalter des Monopolkapitalismus, greift man zu den weniger groben, deshalb aber umso gefährlicheren Mitteln der geistigen Manipulation. Die Beeinflussung wechselte also zum Teil vom Polizeilichen zum Psychologischen über.«<sup>8</sup>

Eine viel kritisierte Art der Manipulation ist die »der falschen Alternativen«, die István Hermann wie folgt erläutert: »Sie schaffen Alternativen, die die Illusion der freien Wahl erwecken; im Grunde genommen aber ist es egal, ob einer nun so oder so wählt, in jedem Fall unterstützt er die wirtschaftlichen und politischen Interessen des Monopolkapitals . . ., mag er nun diese oder jene Automarke kaufen, stets verfällt er der Masche einer Scheinkonkurrenz, da die Kapitalinteressen vieler miteinander konkurrierenden Firmen identisch sind.«<sup>9</sup>

Werkzeug dieser »Manipulierung, die die Menschen gegen ihre eigenen Interessen handeln« läßt, sei die geknebelte Presse; denn »umsonst ist eine Presse juristisch »frei«, wenn sie wirtschaftlich in Fesseln gelegt wird«. Außerdem werde diese vollgeschrieben von »bestochenen Journalisten«, die »ihre Überzeugung feilbieten, gegen die Freiheit der Völker und den sozialen Fortschritt auftreten, falsche Nachrichten und Verleumdungen verbreiten. Sie sind moralisch verdorben, als Prostituierte und wirtschaftlich abhängiger als die Sklaven des Altertums«, denn »der Sklave war nur physisch im Besitze seiner Herren, die heutigen Sklaven des Geistes verlieren dagegen auch ihr Gewissen; die Prostituierte verkauft nur ihren Körper, die Sklaven des Geistes verschachern auch ihre Gedanken«.<sup>10</sup>

Die »kapitalistische Presse« konzentriere sich in den Händen einiger weniger, »die von denjenigen befehligt werden, die das Geld geben«,<sup>11</sup> lautet der oft wiederholte Vorwurf der ungarischen Journalisten. Sie werde auch im Interesse der Geldgeber manipuliert, so heißt es weiter in den Vorwürfen, und zudem auf zweierlei Arten. Erstens durch die Verfälschung von Informationen, teils durch



die Verbreitung von falschen Meldungen, teils durch die »Verschwörung des Schweigens«, das Vorenthalten von Nachrichten.<sup>12</sup> Zweitens durch das Ablenken der Leserschaft von ernsteren Problemen, indem man »in glänzender Aufmachung geistige Öde ausstrahlt«. Ein Beispiel unter vielen sei das Nachrichtenmagazin »Time«, das mit Hilfe »eines großen wissenschaftlichen Apparats die Mentalität von Schulbuben verbreitet«.<sup>13</sup> Ein anderes Beispiel sei die »Regenbogenpresse« mit ihrer Bilddarstellung, »die den Menschen das Denken abgewöhnt«, wodurch sich »in der westlichen Welt ein modernes Analphabetentum zu verbreiten beginnt«.<sup>14</sup>

Einen weiteren Beweis für die lediglich »formelle« Demokratie bürgerlicher Provenienz sieht die ungarische Presse in der Ungleichheit innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft: »Wir wissen sehr gut, daß der reiche Mann in der bürgerlichen Gesellschaft über mehr, der arme über weniger Freiheit verfügt.« In diesem Zusammenhang wird dann oft das »Kulturmonopol« der Reichen angeprangert und die Frage gestellt: »Kann der Arbeiter in einem kapitalistischen Staat seine musischen Fähigkeiten entwickeln?« Oder: »Wird das mathematische Talent eines begabten Arbeiterkindes ebenso gefördert wie das eines reichen Kapitalisten?« Solche rhetorischen Fragen werden meist knapp und stereotyp beantwortet wie hier im Falle Frankreichs: »Nur drei Prozent der Studenten sind Arbeiterkinder.«<sup>15</sup>

Zur Ergänzung sei bemerkt, die ungarische Presse und ihre ideologisch geschulten Journalisten können mit dem westlich-liberalen Freiheitsbegriff kaum etwas anfangen. Er sagt ihnen nichts, und sie sind geneigt, diesen ebenso als »formell« abzutun wie die »bürgerliche Demokratie«. Jenseits aller politischen Gegensätze steht im Hintergrund dieser Ablehnung die Kluft zwischen Ideologie und Pragmatismus. Das Unverständnis und Mißtrauen der marxistisch-leninistischen Ideologen gegenüber der pragmatischen Fragestellung: »Freiheit – wovon?« und »Freiheit – wofür?«

Der liberale Pragmatiker des Westens stellt zuerst und in erster Linie die Frage nach der Freiheit – wovon? Als Antwort versteht er seine Freiheit in der Unabhängigkeit von obrigkeitlicher Willkür, von der Gesellschaft oder seinen Nachbarn, aber auch von der Not. Natürlich weiß er, daß es keine absolute Freiheit gibt in einem Leben, das nun einmal mit und unter Mitmenschen verläuft. Er versteht die praktische Handhabung der Freiheit daher als das Resultat von Kompromissen – wobei er Nachgiebigkeit eher von der Gemeinschaft als vom Individuum erwartet. Freiheit schlägt sich dann in Freiheiten nieder – ausgedrückt in Gesetzen, die Kompromisse institutionalisieren und durch Verhaltensregeln absichern, um die Gefahr von Kollisionen oder Konflikten beim Umgang mit Behörden sowie im Straßenverkehr, in der Ehe oder im Geschäfts- und Erwerbsleben abzuwenden bzw. auf ein Minimum zu reduzieren. Sein Ideal ist kontinuierliche Reform und Verbesserung dieser gesellschaftlichen Verkehrsregeln. Er lehnt ideologische Dogmen ab, ja fürchtet sie, als Feinde der Freiheit und als Nähr-



boden der Intoleranz – mögen sie im religiösen oder säkularisierten Gewande, im Namen ewiger Glückseligkeit oder irdischer Gleichheit auftreten. Die Ungleichheit sieht er prinzipiell als naturgegebene Verschiedenheit an und strebt danach, sie schrittweise abzubauen, faire Chancen zu bieten und wenigstens eine Gleichheit vor dem Gesetz zu verwirklichen. Im Wirtschaftlichen ist er sich des Zusammenhangs zwischen Eigennutz und Ungleichheit wohl bewußt, will beide gesetzlich gezügelt sehen – erkennt in beiden aber auch die großen Motoren wirtschaftlicher Entwicklung, die das Problem der Güterknappheit am schnellsten, sichersten und bei kleinster Einbuße an persönlicher Freiheit beseitigen können. Die Argumente sind praktisch-empirischer und nicht moralisierend-ideologischer Art. Die These, »lieber alle arm, aber gleich, als alle reich, doch einige reicher«, lehnt er ab, weil ihr im Grunde doch nur der Neid zugrundeliegt.

Staatliche Eingriffe in die wirtschaftlichen Marktgesetze hält er auch heute noch für schädlich und – wegen der unvermeidlichen administrativen Maßnahmen von staatlicher Seite – auch für freiheitsgefährdend. Er vertraut eher der Entscheidung, die das Individuum tagtäglich durch Konsumwahl auf dem Markt trifft, als den theoretischen Schemata, die eine Planbehörde unter Ausschluß der Öffentlichkeit austüftelt und mißtraut den schönen Parolen und Absichtserklärungen, mit denen solche Pläne meist verziert werden. Doch hier scheiden sich auch die liberalen Geister im Westen: die technische Entwicklung der Gegenwart stellt Aufgaben und Probleme, deren Bewältigung in vieler Hinsicht über Entscheidungskraft und Urteilsvermögen des Einzelnen hinausgehen. Bei Fragen wie etwa der Stadt- und Landesplanung, des Bildungswesens, der Raumfahrt ist ein vom Individuum her zu beeinflussender Marktmechanismus kaum noch anwendbar.

Die Beantwortung der Frage »Freiheit – wofür?« überläßt der westliche Liberale am liebsten dem Einzelnen. Dabei kümmert es ihn wenig, in welcher Richtung er sich nun engagiert – in Richtung auf eine indolente Nur-Konsum-Gesellschaft oder eine Attitüde à la »Paradise Now« der Hippies, im Streben nach monchischer Askese und Disziplin oder im Ringen des humanistischen Träumers um Selbstverbesserung. Von diesem Gesichtspunkt ist ihm Freiheit die individuell gewählte Art der Selbstverwirklichung. Er nimmt auch den Vorwurf in Kauf, er lasse mit dieser Auffassung den Menschen mit seinen Problemen allein.

Solche Ansichten gelten dem überzeugten Kommunisten als Gipfel der Verantwortungslosigkeit. Weltanschaulich orientierte Menschen sind eben eher Ordnungsmenschen als Freiheitsanhänger. Daher erscheint ihnen die Frage »Freiheit – wovon?« zweitrangig gegenüber der anderen – »Freiheit – wozu?« Freiheit wird nicht pragmatisch schrittweise vorwärtstastend verwirklicht, sondern zunächst begründet und ideologisch postuliert: »Freiheit ist die Erkenntnis des Notwendigen und das Handeln aufgrund dieser Erkenntnis«<sup>16</sup> – so László Mátrai, frei nach Hegel und Marx.

So weit, so gut. Doch welche Notwendigkeiten geben Geschichte und gesellschaftliche Entwicklung nun eigentlich zu erkennen? Der Erkenntnisse gibt es viele



– doch behaupten die Marxisten, die einzig richtige gefunden zu haben: die dialektische Gesellschaftsentwicklung – vom Urkommunismus durch verschiedene Etappen der Sklaverei, des Feudalismus, des Kapitalismus zum Sozialismus und von dort zur Verwirklichung des Kommunismus. Die Freiheit besteht darin, daß man an diesem Prozeß mitwirkt und sich ihre Verwirklichung zur eigenen Lebensaufgabe stellt. Die Notwendigkeit wird dadurch zu Freiheit. Praktisch ist daher alles erlaubt, was diesen Prozeß fördert, und umgekehrt alles verboten, was ihn hemmt. Die Frage, was nun eigentlich fördernd, was hemmend wirkt, bzw. wer im Zweifelsfalle schiedsrichterlich entscheidet, bleibt unbeantwortet. Die Kommunisten setzen die Partei als eine solche Instanz automatisch voraus – anders könnte das ganze System ja nicht funktionieren. Doch bereits die Notwendigkeit einer solch allwissenden Autorität muß der freiheitsliebende Mensch schon als freiheitshemmend empfinden.

Aus dieser kommunistisch-dogmatischen Sicht erklärt sich auch die Ablehnung einer totalen Liberalisierung auf dem »Markt der Gedanken« – dem Büchermarkt. Dazu heißt es unmißverständlich: »In der Vergangenheit haben wir keine Bücher veröffentlicht, die unsere Volksdemokratie angreifen, unmenschliche Ansichten verkünden oder uns feindlich gesinnt sind – und selbstverständlich werden wir solche Literatur auch in Zukunft nicht veröffentlichen. Wir verwerfen jene Interpretation der Freiheit, wonach man auch feindliche Literatur publizieren müsse, um dem Leser selbst das Urteil zu überlassen. Wir tragen die Verantwortung für unser Volk, wir sind seiner Zukunft verpflichtet...«<sup>17</sup>

In einem Radiokommentar anläßlich der Besetzung der Tschechoslowakei (August 1968) heißt es ebenso eindeutig: »Wir Kommunisten machen keinen Hehl daraus, daß es in der sozialistischen Gesellschaft eine Freiheit für antisowjetische oder konterrevolutionäre Ansichten nie gegeben hat und niemals geben wird. Es gibt keine Freiheit für Leute, die die Errungenschaften der Werktätigen offen oder heimtückisch beseitigen wollen. Die Praxis der gesellschaftlichen Entwicklung bestätigt die Richtigkeit der marxistisch-leninistischen Interpretation der Freiheit.«<sup>18</sup>



## *Die USA – »der Hauptfeind«*

Das von antikapitalistischen Affekten, marxistischer Ideologie und westlicher Gesellschaftskritik bestimmte Bild des Westens erfährt bei den einzelnen westlichen Nationen mehr oder minder starke Abwandlungen unterschiedlicher Färbung. Entsprechend der Arbeitsweise der Karikaturisten wird von den ohnedies verzeichneten Aspekten des vielfältigen Kapitalismus hier einiges überbetont, dort beschnitten, anderswo hinzugedichtet. Um die Glaubwürdigkeit der nationalen Zerrbilder zu steigern, läßt man nicht nur einige der echten Grundzüge nationaler Eigenart gelten, sondern greift bedenkenlos zu tief verwurzelten Klischeevorstellungen. Dabei werden einige zum Beweis für die eigenen Ansichten übernommen, andere abfällig als unwahr abgetan. Die Auswahl aller dieser Züge ist nicht zufällig, sie unterordnet sich den Erfordernissen des politisch-ideologischen Kampfes. Wird aber das Westbild in erster Linie von ideologischen Gesichtspunkten bestimmt, treten bei den einzelnen Nationenbildern die politischen Erwägungen des kommunistischen Lagers stark in den Vordergrund. Bei diesen Erwägungen gibt es aus pragmatischen Gründen, wie es viele Beispiele zeigen, einen breiten ideologiefreien Raum. Das Endergebnis ist dann ein Panorama von Völkerkarikaturen auf antikapitalistischer Grundlage und mit verschiedenartigen politischen Aufgaben.

In der Reihe der Karikaturen stehen an erster Stelle die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Deutschen, wobei stets die Bundesrepublik und ihre Bewohner gemeint sind, folgen erst an der zweiten Stelle. Der erste Platz Amerikas ist durch die wesentlich größere Zahl der kritischen Berichte, den größeren Themenreichtum der Kritik und durch die größere Verschiedenartigkeit der häßlichen Züge gesichert. Allein in der primitiven Gehässigkeit und Bosheit übertrafen während der Berichtsperiode die Züge der Deutschen diejenigen Amerikas. Die übrigen westlichen Nationen werden dagegen wesentlich freundlicher gezeichnet als die USA und die Bundesrepublik. Hier werden die dunklen Farben subtiler verteilt und die hellen häufiger verwendet. Es entsteht der Eindruck, als wäre dieses Panorama von Völkerkarikaturen das Spiegelbild eines kommunistischen Wunsches, den Sieg über den Kapitalismus (den ideologischen Gegenspieler) und die USA (den konkreten politischen »Hauptfeind«)<sup>1</sup> in der Weise zu erzielen, daß man durch eine unterschiedliche Dosierung der guten und bösen Züge und des Lobes und des Tadels, die einzelnen Mitglieder des kapitalistischen Lagers untereinander und gegen die USA ausspielt und sie einzeln an sich selbst heranlockt.

Amerika wurde und wird bis auf den heutigen Tag von den Ungarn geachtet und bewundert. Sein Reichtum, seine politischen Einrichtungen, seine Freiheit und



seine Lebensweise werden bestaunt, ja beneidet. Es gilt noch immer als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und wird nicht zuletzt deshalb verehrt, weil rund eine Million Ungarn, durch Armut oder politische Verfolgung aus ihrer alten Heimat vertrieben, dort eine neue gefunden haben.

Von dieser Bewunderung bekommt der Amerikaner selbst wenig ab. Früher erlebte man ihn eigentlich nur in der Person des »reichgewordenen Onkels«, den man bestenfalls zu beerben hoffte. Kam er wirklich einmal zu Besuch, empfing man ihn sowohl mit neidischer Skepsis wie auch mit jenem gewissen Lächeln, das Herrn Neureich gebührt, der sein Glück weniger der eigenen Kraft als vielmehr günstigen Umständen – einfach »Amerika« – zu verdanken hat. Heute mag politische Enttäuschung mitschwingen, wenn man in Budapest die amerikanischen Touristen in ihren vielbewunderten Straßenkreuzern manchmal als »Russen im Frack« bezeichnet.

Diese differenzierte Grundvorstellung der Ungarn von Land und Leuten beeinflusst weitgehend die Konstruktion des von der heutigen ungarischen Presse aufgebauten Amerikabildes. Was am meisten bewundert wird, muß am stärksten verhöhnt werden. Das Land selbst, seine Institutionen und seine Macht sind daher Ziel der heftigsten Angriffe und der schärfsten Kritik. Es folgt die »amerikanische Lebensform«, in Berichten oft im Original als »american way of life« geschrieben, und – übersetzt oder nicht – fast immer in Anführungszeichen oder Kursiv gesetzt, um beim Leser sofort zweifelhafte Gefühle zu erwecken. Zuletzt und eher als bedauernswertes Produkt des »american way of life« wird der amerikanische Mensch dargestellt, als Frucht eines Gesellschaftssystems, »das seine Mitglieder entweder zu Ungeheuern der Schwäche erniedrigt oder zu Ungeheuern der Gewalttätigkeit erzieht«.<sup>2</sup>

»Amerika ist keine bessere Welt, (es ist) nur ein reicheres Land«,<sup>3</sup> heißt es in einem Amerikabericht. Doch die ungarische Presse geht weiter. Sie will mit allen Mitteln beweisen, daß die Welt Amerikas nicht nur nicht besser, sondern im Gegenteil noch viel, viel schlechter sei als die des Sozialismus. Denn »Amerika ist eine kranke Gesellschaft ... es ist unheilbar krank«,<sup>4</sup> ja es sei »das vielleicht meistgehaßte Land der Welt«.<sup>5</sup> Man kann sagen, daß Amerika der Presse als Prügelknabe für nahezu alle echten und unechten Fehler des westlichen Kapitalismus dient. Im Vergleich mit anderen Nationenbildern ist es hier oftmals schwer herauszufinden, ob im gegebenen Fall spezifisch-amerikanische Züge oder allgemein-kapitalistische Eigenschaften angeprangert werden.

»Die ungesunden sozialen Unterschiede im Lande der einstigen Gleichheit«<sup>6</sup> widersprechen nach Meinung der ungarischen Presse am augenfälligsten den Verheißungen aus der früheren Geschichte Amerikas, die das Land als eine »Offene Gesellschaft« präsentierte. Demzufolge sollte das »Sündenregister« dieser meistkritisierten Nation des Westens mit dem Tadel der Ungleichheit eingeleitet werden. In den verschiedensten Formulierungen wiederholen die Berichte die Behauptung: »Das Land mit dem höchsten Lebensstandard hält gleichzeitig den Re-



kord in Armut.«<sup>8</sup> Bezeichnend für dieses »Land der Neureichen«<sup>9</sup> von heute sei »die höfische Welt der oberen Zehntausend«,<sup>10</sup> der Luxus der »Geschlossenen Gesellschaft«,<sup>11</sup> welche den Menschen »nach Hautfarbe, Abstammung und Religion« qualifiziere.<sup>12</sup> Gegenüber dieser »Welt der Nabobs«<sup>13</sup> stehe das »andere und das vergessene Amerika«, das Amerika der Armut, der Slums, der Neger-Ghettos und der verfallenden Farmen.<sup>14</sup>

Ursache dieser Armut – ihre Schilderung gleicht oftmals wahren Schreckensbildern – sei das kapitalistische System und seine Krankheiten: Arbeitslosigkeit, Rezession, Aufrüstung, Inflation, Dollarkrisen, »das Wanken des Dollargötzen«<sup>15</sup> usw. Angesichts dieser Gebrechen bemerkt man spöttisch: »Amerika . . . der kranke Riese.«<sup>6</sup> Mitschuldig an der Not und dem Elend sei aber auch die – als unzulänglich bezeichnete – soziale Gesetzgebung, die der mangelhaften Entwicklung des sozialen Gewissens entspreche. Denn: »Die Art, wie die amerikanische Gesellschaft ihre Alten und Kranken behandelt, zeugt von großer Primitivität.«<sup>17</sup>

Eine weitere Zielscheibe der Kritik ist die amerikanische Demokratie, »ein schreckliches Zerrbild der Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung«.<sup>18</sup> Die Aufzählung der »bestürzenden Produkte der amerikanischen Demokratie, die sich anderen gegenüber so gerne als Vorbild anpreist, andere so oft belehren will«,<sup>19</sup> findet in der ungarischen Presse kein Ende. Unfaßbar sei da vor allem »die total veraltete politische Struktur, die allen Erfordernissen widerspricht, die moderne Zeiten an eine zivilisierte Staatsführung stellen«.<sup>20</sup> Zu befürchten sei ein parlamentarisches System, in welchem »ein jeder Präsident werden kann, wenn er nur richtig zu lächeln versteht«,<sup>21</sup> in welchem aber »der Präsident mehr Macht in seiner Hand vereint als irgend ein anderer Regierungs- oder Staatschef der Welt«<sup>22</sup> und in welchem die Wahlkampagne zum »Jahrmarkt-Zirkus«<sup>23</sup> degradiert werde. Zu verachten sei ein politisches System, in welchem der »Lobbyist«, ein »korrupter Interessenvertreter«<sup>24</sup> der Wall Street und des »big business«, der »in anderen Staaten sicherlich im Gefängnis säße«,<sup>25</sup> zum wichtigsten Mann in der Regierungsmaschinerie und die CIA, der Geheimdienst, »zu der unsichtbaren Regierung der USA«<sup>26</sup> geworden sei. Zu verurteilen sei ein Staat, in welchem gegen die Demonstranten ein »Polizeiterror« und gegen alle linksgerichteten Gruppen »antidemokratischer Druck«<sup>27</sup> angewandt werde, ganz zu schweigen von der »modernen Inquisition« des »Ausschusses zur Untersuchung anti-amerikanischer Tätigkeit«.<sup>28</sup>

Die große Gefahr drohe der amerikanischen Demokratie aber durch die Fasisierung des amerikanischen politischen Lebens: »Amerika durchlebt heute dieselben Schwierigkeiten, die Italien und Deutschland Anfang der Zwanziger Jahre heimgesucht haben«.<sup>29</sup> Als Führer des »Faschismus amerikanischen Typs«<sup>30</sup> werden Barry Goldwater und Henry Wallace bezeichnet. Als stützende Organisationen gelten die »John-Birch-Gesellschaft« und der »Ku-Klux-Klan«. Die treibende Ideologie aber sei »die um sich greifende Auffassung, daß zur Lösung politischer Meinungsverschiedenheiten eine Pistolenkugel genüge«.<sup>31</sup>



Der Prozeß der Faschisierung – so wird behauptet – finde seinen gegenwärtigen Höhepunkt in der »Rassendiskriminierung, dieser Schande der amerikanischen Demokratie«.<sup>32</sup> Die durch die »Negerverfolgung« ausgelösten blutigen Revolten, voller Mitleid als »hundertjähriger Freiheitskampf der Neger«<sup>33</sup> bezeichnet, stehen heute im Mittelpunkt der ungarischen Berichterstattung über das inneramerikanische Geschehen, wobei man Vergleiche mit »der Judenverfolgung der Eichmannschen Periode«<sup>34</sup> nicht scheut. Die Rassendiskriminierung selbst wird als ein Teil des Klassenkampfes dargestellt, in welchem »der Aufstieg der überwiegend proletarischen Negermassen nur gemeinsam mit ... dem weißen Proletariat« möglich sei.<sup>35</sup>

Eine weitere Gefahr für die Demokratie – mit der Faschisierung eng verwandt – entstehe durch die zunehmende »Militarisierung der amerikanischen Wirtschaft«<sup>36</sup> und Gesellschaft, durch den Machtzuwachs des Pentagons, der »nicht nur Staat im Staate, sondern selbst »der Staat ist«.<sup>36a</sup> Das zeige sich schon in den »immer enger werdenden Banden zwischen dem Pentagon mit seinen Generalen« und der Finanzwelt der »Wall Street« und dem »big business«, also die »Verquickung der Monopole und des Staates«,<sup>37</sup> kurz als »Pentagonia« apostrophiert.<sup>38</sup>

Die außenpolitische Parallele dieser Entwicklungen sei der »Yankee-Imperialismus«<sup>39</sup> mit seiner Parole: »Amerika ist die Welt«. <sup>40</sup> Diese Losung beinhalte eine »aggressive Bevormundung« und offenbare »einen geistigen Infantilismus, der Amerika selbst immer größere Sorgen bereitet«.<sup>41</sup>

Im Brennpunkt der Berichte über den »amerikanischen Imperialismus« steht heute die »Vietnam-Aggression«, »der niederträchtigste und längste, ohne Kriegserklärung geführte Krieg der neuesten Geschichte«.<sup>42</sup> Oberbefehlshaber sei der »General der unbegrenzten Verwüstung«,<sup>43</sup> dessen Missetaten nur mit »der Grausamkeit der Hitlerzeit zu vergleichen sind«.<sup>44</sup> Ein Krieg, »der in den Augen der Völker, die um ihre Unabhängigkeit kämpfen, nichts anderes ist als die Fortführung der Tradition von Guernica, Lidice und Auschwitz«.<sup>45</sup>

Der militärische Imperialismus finde seine Ergänzung sodann im »Neokolonialismus« des »Dollar-Imperialismus«, im Bestreben der »Yankee-Kolonisatoren«, die Welt »durch Ankauf und nachfolgende wirtschaftliche Ausbeutung zu erobern und zu unterjochen«,<sup>46</sup> sie in »Dollarfesseln zu legen«<sup>47</sup> und »technologisch zu kolonisieren«.<sup>48</sup> Hauptinstrumente des wirtschaftlichen Welteroberungsplans seien vor allem der »überbewertete Dollar« und die Manipulationen der großen »Yankee-Monopole«.<sup>48a</sup> Selbst dem Friedenskorps werden militärische Absichten unterstellt, denn es habe die Aufgabe, »die politische, wirtschaftliche und militärische Expansion Amerikas zu fördern ... den Kapitalismus und die amerikanische Lebensform zu popularisieren«.<sup>48b</sup>

Der Haß der ungarischen Presse gegen Amerika drückt sich auch in der Schadenfreude aus, mit welcher sie über die Schwierigkeiten des Landes berichtet. Spöttisch stellt sie fest, »daß die Unpopularität Amerikas zu einem ständigen



Problem des State Department geworden ist«,<sup>49</sup> unter anderem als Folge des Glaubens, daß es genüge, »die Welt aus Prospekten und aus den in den Mund gelegten ›Digest‹-Auszügen zu kennen«. <sup>50</sup> Mit unverhohlener Bosheit berichtet sie dann über sämtliche Probleme der USA, darunter die »Sackgasse der Eskalation«<sup>51</sup> in Vietnam, das »Fiasko« des »Johnson-Traumes einer ›großen Gesellschaft‹«<sup>52</sup> oder das Scheitern des Programms vom »Aufbruch zu neuen Horizonten« John F. Kennedys, mit dem er »nicht ein System reformieren, sondern nur den Kapitalismus retten wollte«. <sup>53</sup>

In den letzten Jahren ist »das verzagte Amerika«<sup>54</sup> zu einem beliebten Thema geworden. Mit Spott kontrastiert z. B. István Árkus die »vorherrschende Stimmung der Nervosität und Ratlosigkeit« mit jener, wie er sagt, »übermütigen Arroganz«<sup>55</sup>, die vor zwei Jahren noch vorherrschte. Die Parole und der »Traum« vom »amerikanischen Jahrhundert« – oft im englischen Original als »american century« bezeichnet – habe sich, so meint man, schnell »abgenützt«, <sup>56</sup> denn wie es nach den ersten Sputnik-Erfolgen verkündet wurde: »Das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert des siegreichen Sozialismus.«<sup>57</sup>

Heute versucht die ungarische Presse gewisse Enttäuschungen der trotz allem pro-amerikanisch gebliebenen Bevölkerung dadurch zu steigern, daß sie auf das »Versagen« der amerikanischen Politik in folgender Weise anspielt: »Seit 1945 konnten die USA keine einzige politische Frage befriedigend lösen. Obwohl sie eine unermessliche Macht in der Hand hielten, wußten sie in ihrer Ratlosigkeit, Unfähigkeit und Hypokrisie nichts damit anzufangen. Jetzt ist es schon so weit gekommen, daß der Feind bestimmt, wo und in welcher Form die USA den politischen Kampf aufzunehmen haben. Nach der Lage der Dinge kann daraus nichts anderes folgen, als die Niederlage.«<sup>58</sup>

Neben diesem häßlichen gibt es aber auch das gute und schöne Amerika. Es wird in den meisten Artikeln wenigstens in einem Nebensatz miterwähnt. Seine positiven Züge werden in der Welt der Technik, der Organisation und der Wirtschaft entdeckt. So seien, um nur einige Beispiele zu nennen, die vorzügliche technische Organisation der Produktion, des Handels und des Verkehrs durchaus lobenswert, wie die guten Autostraßen, die hohe Qualität mancher Waren oder die prompte Bedienung in den Geschäften. »Amerika gefiel mir sehr«, heißt es in einer Reisebeschreibung, »wenn ich tagtäglich die fleißigen Arbeiterhände sah, die glänzende Bauten errichteten, wenn ich ein Warenhaus mit vorzüglicher Bedienung besuchte, wenn ich Zeuge einer Friedensdemonstration war oder auf erstklassig-breiten Autobahnen die Flut der Autos vorbeiglitzen sah.«<sup>59</sup> Auch dem amerikanischen Raumfahrtprogramm, früher gerne mit Geringschätzung, ja mit Hohn behandelt, wird heute gedämpfte Anerkennung gezollt.

Trotz Eingeständnissen, daß die Lebensbedingungen in Amerika besser seien als die heimischen, wird die damit verbundene amerikanische Lebensweise in Bausch und Bogen verdammt. Das beginnt meist schon bei der rhetorischen Fragestellung: »Wie sieht der aus primitiven Trieben, Sadismus, Grausamkeit, mangelnder



Bildung und Negerhaß zusammengeknetete, von der Propaganda so sehr gerühmte amerikanische Lebensstil wirklich aus?«<sup>60</sup> Die in der Frage bereits enthaltene Antwort enthüllt die nahezu unüberwindlichen Haßgefühle und die Feindseligkeit der Fragesteller. Ob diese echt oder nur vorgetäuscht sind, soll hier dahingestellt bleiben.

Die Kritik an der Macht Amerikas findet ihren Niederschlag hauptsächlich in der außenpolitischen Berichterstattung. Die Kritik an der amerikanischen Lebensform hat dagegen ihren Schwerpunkt in den Reiseberichten, Reportagen und Feature-Spalten der Zeitungen sowie in Rezensionen von Büchern und Filmen. Sie wird mit einer großen Zahl von Beispielen aus den verschiedensten Lebensbereichen belegt und mit vielen Zitaten westlicher Gesellschaftskritiker untermauert. So zitiert z. B. das Parteiblatt »Népszabadság« John Steinbeck (dies war noch vor Steinbecks Vietnam-Bericht), der sich »über die allgemeine Existenzangst, Schrofheit, Heuchelei und Reizbarkeit beklagt, welche für den von Angst geplagten Menschen so bezeichnend sind«.<sup>61</sup>

Charakteristisch für den »american way of life« – so die ungarische Lesart – seien vor allem die folgenden immanenten Gegensätze: Der Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen technischer Entwicklung und geistiger Rückständigkeit, zwischen hochgesteckten moralischen Forderungen und tatsächlicher Immoralität und schließlich zwischen der Verkündung des Individualismus und der Uniformiertheit der Menschen.

Eines der typischen Beispiele für den erstgenannten Widerspruch sei »die bekannte amerikanische Geschäftsformel ›keep smiling‹«,<sup>62</sup> bei der es sich eigentlich nur um »ein leeres Reklamegrinsen« handele,<sup>63</sup> welches »das Bild einer Welt verdeckt, in der Verbrechen zynisch und kaltblütig verschwiegen werden«.<sup>64</sup>

»Dies künstliche Lächeln in den Gesichtern«,<sup>65</sup> das über die Wirklichkeit hinwegtäusche, sei Ausdruck des »schreienden, erzwungenen amerikanischen Optimismus, der gerade durch seinen Zwang ins Gegenteil umschlägt und in Hoffnungslosigkeit mündet«.<sup>66</sup> Denn »hinter trügerischem Schein verbergen sich Leere und Pessimismus des Kapitalismus«.<sup>67</sup> Verleugnet werde die seelische Unausgeglichenheit, verborgen »die Langeweile«, nach Arthur Miller »das Aushängeschild der amerikanischen Gesellschaft«,<sup>68</sup> die »Existenzangst« und die »Atmosphäre der ... Degeneration und Hysterie«,<sup>69</sup> um nur einige Beispiele zu nennen. Dort »nährt die Angst die Angst«,<sup>70</sup> mit anderen Worten: »Sinnbild der amerikanischen Lebensform sind, neben Autos, die seelischen Krankheiten.«<sup>71</sup>

Eine der Ursachen seelischer Unausgeglichenheit sei »das mörderische Arbeits- und Lebenstempo«,<sup>72</sup> charakterisiert durch die amerikanische Bewertung der Zeit. Denn dem Amerikaner »ist die Zeit einerseits Geld – time is money – andererseits Feind, die der überdrüssige Bürger ebenso hastig totschießt – to kill the time – wie er seine Arbeit verrichtet.«<sup>73</sup>

Eine andere Ursache der »stabilisierten Existenzunsicherheit«<sup>74</sup> sei eine Wirtschaftsform, die nur »künstliche Kauflust erweckt, anstatt wahre Bedürfnisse zu



befriedigen«. <sup>75</sup> Sie drücke sich in folgenden Parolen aus: »Kaufe heute, zahle später« <sup>76</sup> oder »nütze es einmal und werfe es weg.« <sup>77</sup> Das Ergebnis: »eine schreckliche Schuldenlast der Bevölkerung«, <sup>78</sup> »eine Verschuldung bis über die Ohren«, <sup>79</sup> was praktisch »das Eigentum auf den Rang des Besitzes« <sup>80</sup> reduziere. Die Wirtschaft beruhe auf der unsicheren Grundlage einer »gegenseitigen Finanzierung durch Abermillionen von Ratenzahlern bis hinauf zu den Großbanken«. <sup>81</sup> So entstehe die »Sorge um die Zukunft, die Frage: ›Was wird mit uns?‹«, <sup>82</sup> und das sei der Preis für den »auf Raten gekauften Wohlstand« Amerikas. <sup>83</sup>

Dieser Wohlstand, »die Kulisse der amerikanischen Lebensform«, <sup>84</sup> täusche jedoch über die Wirklichkeit hinweg. Die in Hollywood, der »Stadt der nicht abgebauten Kulissen«, <sup>85</sup> fabrizierte »filmische Traumwelt« <sup>86</sup> sei dabei nur die eine Seite der Medaille. Die andere, dem Beschauer vorenthalten, sei »das Elend der arbeitenden Massen eines ganzen Kontinents«, einschließlich Lateinamerikas. <sup>87</sup> Das Traumbild suggeriere »die Illusion von den unbegrenzten Möglichkeiten«, <sup>88</sup> die Realität biete jedoch »Möglichkeiten ... nur für die Reichen«. <sup>89</sup>

»Die amerikanische Gigantomanie« <sup>90</sup> auf technischem und ihr Gegenstück, der »gigantische Provinzialismus«, <sup>91</sup> auf kulturellem Gebiet ließen die starke Kluft zwischen technischer Über- und geistiger Unterentwicklung erkennen. In den verschiedensten Formulierungen propagiert die ungarische Presse die These, daß »die unzweifelhafte technische Zivilisation von einer unvorstellbaren Kulturlosigkeit der Bevölkerungsmehrheit begleitet wird«. <sup>92</sup> Es handele sich beim »american way of life« um eine Lebensform, in der sich »die stark entwickelte Technik mit Naivität und Vorurteilen mischt«. <sup>93</sup> Charakteristisch für diese technische Welt sei das »Druck-auf-den-Knopf-Leben«. <sup>94</sup> Im Endresultat strebe man immer nur danach, »das ›Bequemere‹ statt das ›Bessere‹ zu finden«, <sup>95</sup> und zwar bis zur letzten Konsequenz: »Ideal der amerikanischen Bequemlichkeit ist es, selbst die Anstrengung des Denkens abzuschaffen.« <sup>96</sup>

Die von ungarischen Journalisten viel zitierte »kulturelle Zurückgebliebenheit« <sup>97</sup> Amerikas, die Folge »des unglaublich niedrigen Niveaus des Unterrichtswesens«, <sup>98</sup> des »an Dollars so reichen, aber an Seele so armen Landes«, <sup>99</sup> soll auf die in Ungarn weitverbreitete Klischeevorstellung anspielen, »... daß das Kultur-niveau von Mr. Smith stark hinter seinem Zivilisationsgrad zurückbleibt«. <sup>100</sup> Amerika, so heißt es, sei »eine praktische Gesellschaft, die ihre Intellektuellen nur Eierköpfe nennt«, richtiger »verspottet«, <sup>101</sup> die »Talent für ein ähnliches Gebrechen hält wie die Hüftluxation« und den Ausspruch »Genie nicht gefragt« <sup>102</sup> zum Schlagwort gemacht habe. In diesem Land der »trotzigen Nichtleser« <sup>103</sup> sei dann eine Fernsehkultur entstanden, »die es versteht, Beethoven mit Kaugummi-reklame zu koppeln«. <sup>104</sup> Kurz, dem Amerikaner »ist der Sprung von der Barbarei in die Dekadenz unter Umgehung der Kultur« gelungen. <sup>105</sup>

»Der engstirnige und puritanische Protestantismus ..., entfesselt durch seine Forderung nach Tugend, Reinheit und Selbstverleugnung, gebäre in Wirklichkeit die schwersten Todsünden: Gier nach Vermögenserwerb, perverse Leidenschaften,



Mordlust.«<sup>106</sup> Mit anderen Worten, die Forderung nach strenger Moral bewirke eher das Gegenteil und führe zu einer spezifisch amerikanischen Immoralität. Einerseits »moralischer Terror, der selbst die Guten in Angst versetzt«,<sup>107</sup> andererseits »die eigenartig ausgelegte persönliche Freiheit, die es wenig ratsam macht, nach Eintritt der Dunkelheit auf die Straße zu gehen«. <sup>108</sup> So entstehe eine »Sittenlosigkeit nach amerikanischem Maßstab«, <sup>109</sup> eine »Gesellschaft der Gewalt«, <sup>110</sup> kurz: eine »Lebensform, die Sünde bedeutet«, <sup>111</sup> in welcher »die Sünde die Werke der Sünde stärkt«. <sup>112</sup>

Ein ähnlicher, von der ungarischen Presse hoch gespielter Widerspruch sei die Forderung nach Individualismus, welcher sich meistens nur auf »individuelle Geschäftemacherei«<sup>113</sup> reduziere und in eine allgemeine Uniformiertheit entarte, in welcher »alles als Irrsinn erscheint, was nicht sklavische Anpassung ist«<sup>114</sup> Dies gehe sogar so weit, daß die gutbürgerliche Konformität nur abartige Formen der Individualität erlaube: »Entweder Kondottiere im Wilden Westen des amerikanischen Nachtlebens oder isoliertes, gutbürgerliches Durchschnittspartikelchen im totalitären Gespinnst der amerikanischen Gesellschaft.«<sup>115</sup> Eine der Ursachen dieser Entpersönlichung sei »die regelrechte Attacke auf das Unterbewußtsein der amerikanischen Verbraucher, der ungeheure Einfluß der Reklame, vor der es kein Entrinnen gibt«, <sup>116</sup> »die unendliche Rauschpsychologie in Funk, Film und Fernsehen, welche die persönliche Freiheit weitgehend einschränkt«, <sup>117</sup> denn sie »produziere im großindustriellen Maßstab das »entstellte Bewußtsein««. <sup>118</sup> Eine andere Ursache der Entpersönlichung sei auch der spezifisch amerikanische Drang nach Quantifizierung, die Sucht, alles auf einen quantitativ meßbaren Nenner zu bringen: »Hier wird alles – vom internationalen Kulturaustausch bis zum Hochzeitgeschenk – mit dem Maßstab des Geldes, dem Dollar, gemessen...«, <sup>119</sup> denn »das soziale und wirtschaftliche Leben wurde auf einen Nenner reduziert, auf jenen des Geldes und der Zahlen«. <sup>120</sup>

Die Kritik der ungarischen Presse am »american way of life« ist hiermit bei weitem nicht erschöpft. Eine Vielzahl unterschiedlicher Themen schließt sich an. Darunter die »typisch amerikanische Anbetung des Erfolges«, <sup>121</sup> denn: »im Leben wie im Tode ist allein der Erfolg dem Amerikaner heilig.«<sup>122</sup> Dazu kommt »die Jagd nach Publicity«, <sup>123</sup> die letztlich den Jäger zum gejagten Wild werden lasse und an deren Ende »eine beispiellose, bisher noch von keinem Diktator verwirklichte Beraubung der Intimsphäre des Lebens« stehe. <sup>124</sup> Weitere Themen sind die Kühle der menschlichen Beziehungen, »die Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit anderen gegenüber«, <sup>125</sup> die Art der Undankbarkeit im Politischen wie im Privaten. Infolge dieser Undankbarkeit »ist die Geschichte dort ein großer Friedhof; Menschenwerke und Ideen sterben, kaum daß sie geboren wurden«, ähnlich, »wie man jedes Jahr eine Miss Amerika auf den Thron erhebt, um sie im nächsten Jahr als etwas Unbrauchbares wieder herunterzuholen«. <sup>127</sup>

Als Symbole des »american way of life« werden auch die Städte betrachtet, in erster Linie die vielbeschriebene Stadt New York, »die Elends-Metropole«, <sup>128</sup>



»die täglich unwohnlicher wird«, in welcher »alles ›das Größte‹«<sup>129</sup> sei, »die zwar einzigartig in Kultur, Anziehungskraft und Lebensstil ist, mit der aber etwas nicht stimmt«.<sup>130</sup> Kurz, sie sei »die Stadt, die sich selbst aufzehrt«,<sup>131</sup> suggerieren die Presseberichte, die durch eine schizophrene Haß-Bewunderung gekennzeichnet sind. Von den Städten Amerikas schreibt man nur über San Francisco mit Liebe, vielleicht weil es manchen Reportern »so europäisch«<sup>132</sup> erscheint.

Es wird verhältnismäßig wenig über die amerikanische Landschaft geschrieben, und so sind Ansichten, wonach die Niagara-Fälle »durch automatische Fernrohre, Touristen-Aussichtstürme und durch das konditionierte Auftischen der Sehenswürdigkeiten« auf amerikanische Art verfälscht seien, eine Ausnahme.<sup>133</sup>

Wie aber wird nach alldem »der Amerikaner« selbst beschrieben? Hier muß festgestellt werden, daß er in der ungarischen Presse eigentlich fehlt. Jedenfalls gibt es ihn kaum in dem Sinne, wie etwa »den Franzosen«, »den Engländer« und insbesondere »den Deutschen«. Erwähnt man ihn doch, so eher aus stilistischen Gründen, als einen Sammelbegriff. Er zerfällt hier in eine Vielzahl verschiedener Typen von Amerikanern, teils hassenswerte, teils mitleiderregende Kreaturen »einer kranken und mechanisierten Welt, die keine Seele und kein Herz besitzt, die innerlich gespalten sich selbst sucht und in welcher gerade das wichtigste verlorengegangen ist, nämlich der Mensch selbst«.<sup>134</sup>

Hassenswert ist natürlich »Uncle Sam«, Hauptfigur der meisten antiamerikanischen Karikaturen: »Seinerzeit ein progressiver Geist, Soldat einer für den Fortschritt kämpfenden Armee ... heute Sinnbild des Imperialismus.«<sup>135</sup> Hassenswert ebenfalls die von Lederer/Burdick beschriebenen »häßlichen Amerikaner«, »rüpelhafte, ungebildete Kerle, die in armen Ländern den Überlegenen spielen, sich mit ihrem Geld brüsten und angeben«.<sup>136</sup> Negativ auch der von Graham Greene dargestellte »stille Amerikaner«, denn natürlich sei er ein »Geheimdienst-schnüffler«, einer der Männer des CIA, wie etwa Francis Gary Power, »der eher einem ertappten und erschrockenen Einbrecher ähnelt als dem von der amerikanischen Presse hochgespielten Edeldetektiv mit Künstlerpech«.<sup>137</sup>

Verabscheuungswürdig der so oft beschriebene Gangster als »urwüchsiger Repräsentant des amerikanischen Kapitalismus«.<sup>138</sup> Neben ihm, oft im gleichen Atemzug genannt, der »reaktionäre« und »korrupte« Gewerkschafts-Boß, häufig als »Arbeiter-Verräter« apostrophiert.<sup>139</sup> Abstoßend auch »der nicht gerade ansprechende Typ des Business-man«, Produkt der »amerikanischen Geldjagd«.<sup>140</sup> Dazu der amerikanische Multimillionär und Ölmagnat aus Texas, »dessen intellektuelle Fähigkeiten die Spekulanten der europäischen Inflationszeit wie ›literary gentlemen‹ oder Hochschulprofessoren erscheinen lassen«.<sup>141</sup> Nicht fehlen darf auch »der amerikanische Snob« aus dem »Social Register«, »dessen Rangsucht sich langsam zu einer Geisteskrankheit entwickelt hat«.<sup>142</sup>

Prototyp des »hysterischen Amerika« sei der Psychoanalytiker – »Nutznießer des amerikanischen psychoanalytischen Fiebers, der tagtäglich von seinem kaltblü-



tigen Zynismus Zeugnis ablegt«. Er sei erkennbar am »Berufsjargon samt Wiener Akzent, an der Hornbrille, der ungebügelten Hose und an seinen, sich selbst bemitleidenden Patienten. Die eigene dicke Haut und die Habgier allein schützen ihn vor der Strafe des Gesetzes«. <sup>143</sup> Neben ihm steht der Neurotiker und »Pillenschlucken« aus dem »Land der unbegrenzten Pillen«. <sup>144</sup>

Ein Kapitel für sich ist die »amerikanische Frau«, die nur »deshalb zum Götzen wurde, weil der Dollar allein ein zu kalter Gott ist. Doch auch beides zusammen – Frauenkult und Dollaranbetung – sind nur Ersatzbefriedigung«. <sup>145</sup> Als Symbol dieser Frau gilt der Hollywood-Star, darunter auch Marilyn Monroe, deren Selbstmord man allerdings mit den Worten entschuldigte: »Marilyn, Du brauchst Dich nicht zu schämen, schuld bist nicht Du, sondern Amerika.« <sup>146</sup>

Bis zur Lächerlichkeit verzerrt erscheint in den verschiedensten Variationen der amerikanische Tourist: »Selbst wenn er den Mund nicht aufmachte, seine verschlammte Überheblichkeit, sein lümmelhaftes Benehmen würden ihn sofort verraten ... Ein Stuhl genügt ihm nie, immer muß er sich einen zweiten ergattern. Er braucht ihn für seine Hinterbeine wie für die zerknüllte Zeitung und den Fotoapparat ... Irgendwo ist immer ein Knopf offen, sei es am Hemd, in der Bauchgegend oder am Hosenschlitz ... er ist entweder sehr laut oder sehr schläfrig.« <sup>147</sup>

Häufig erscheinen auch die verschiedenen konformistischen Typen des Kleinbürgers, daneben die kleinbürgerlichen Nonkonformisten, die sich ziellos und schwächlich gegen den Konformismus auflehnen. Gemeint sind einmal der »organization man« von W. H. Whyte, der »Babbit« des Sinclair Lewis sowie der »außengeleitete Mensch« von David Riesmann, zum anderen die Hippies und Schriftsteller der »Beat-Generation« mit »ihrer passiven Revolte«. <sup>148</sup> »Einerseits Flucht vor der Existenzangst und Ausbruch aus der kleinbürgerlichen Lebensform, andererseits Ablehnung der Nüchternheit des Alltags, der konsequenten Arbeit und der Verantwortung für die Gesellschaft.« <sup>149</sup>

Bemitleidenswert dagegen sei »der vom reichen Amerikaner geprellte, hoffnungslos verarmte kleine Mann ... der in einer durch Geldjagd verödeten, herzlosen und zynischen Welt nur in seinen Träumen Trost findet«. <sup>150</sup> Zu beklagen sei der Arbeitslose, »der überflüssige, traurige und bestohlene Mensch der amerikanischen Gesellschaft«. <sup>151</sup> Bedauert wird auch der »Regenmacher«, <sup>152</sup> der »inmitten der Kulissen der Zivilisation zurückgebliebene, einfältige, abergläubische« Farmer von Richard Nash, nicht zu vergessen der Handlungsreisende von Arthur Miller, der zum Symbol gewordene Willy Loman: »Diese typische Figur des seinem Business nachlaufenden Durchschnittsamerikaners ..., der an diese business-Welt wie an sein Vertreterdasein glaubt und den gerade diese Welt beiseite schiebt und niedertrampelt.« <sup>153</sup>

Der Ärmste der Armen aber sei der Neger, als ein Produkt ökonomischer Ausbeutung, politischer Unterdrückung und psychologischer Suggestion der Weißen dargestellt. Er sei der Farbige, »der den Weißen gegenüber eine Maske trägt und



instinktiv-unbewußt sich dem Bild anpaßt, das sich die Weißen von ihm geformt haben«. <sup>154</sup>

Achtung und Anerkennung jedoch zollt man dem Typ des guten, des »vernünftigen Amerikaners«, als da sind: alle Kommunisten und sonstigen Menschen, die für die östlich interpretierte Wahrheit kämpfen oder diese zumindest unterstützen würden. Menschen wie beispielsweise »Cyrus Eaton, der millionenschwere Geschäftsmann, der die Wahrheit verfißt, daß dem Freiheitswillen des vietnamesischen Volkes nicht mit Gewalt begegnet werden kann«. <sup>155</sup> Zu dieser Kategorie der Guten gehört dann auch das »amerikanische Volk«, das man so gerne aus durchsichtigen Gründen über den Kopf seiner Regierung hinweg anspricht. In der Beschreibung von Sándor Barcs ist dieses Volk obwohl »kindisch« doch »lieb, ungezwungen, warmherzig, friedliebend. Es ist fleißig und ein vorzüglicher Organisator. Es lebt und arbeitet planmäßig. In bezug auf Arbeitsorganisation, geschweige denn Arbeitsintensität, könnten wir von ihnen lernen ... Das ungarische Volk liebt das amerikanische Volk, denn jeder einfache, arbeitende Mensch ist unser Bruder. Auch das amerikanische Volk«. <sup>156</sup>

### *»Ich liebe Frankreich«*

»Ich liebe Frankreich«<sup>1</sup> – »Ich liebe die französischen Philosophen«,<sup>2</sup> und »wenn ich in Paris eintreffe, fühle ich mich gleich wie daheim«. <sup>3</sup> Die Zuneigung zu Frankreich, wenn auch nicht immer so offen und direkt zum Ausdruck gebracht, spricht aus den meisten ungarischen Presseberichten über dieses Land.

»Wie sind diese Franzosen?«, fragt beispielsweise Péter Ruffy und beginnt seine Antwort mit Montesquieu: »Das angenehmste Volk Europas«. Erläuternd fährt Ruffy fort: »Ein Volk, zu träge, um jemand zu loben, das die Unfreundlichkeit verachtet, das Heiligtum der Familie streng hütet, das schnell denkt, aber langsam ißt, die Leidenschaft nach Lust mit der Lust nach historischen Taten vereinigt, sanft, aber frei spricht, die Welt erobert und trotzdem die eigenen vier Wände liebt, ein Volk, das viel weiß und von vielem nichts wissen will, das seine Ideale pflegt, obwohl es alle Ideale bissig verspottet, das so leichtsinnig ist, daß es selbst die Tugend als etwas Heiteres ansieht, aber gerne bereit ist, sie für einen Bühnenspaß zu opfern, ein gleichzeitig andächtiges und spöttisches Volk. ... Ein Volk mit einer Geschichte, die in die Welt hineinstrahlt ..., was leicht zur Quelle nationalen Eigendünkels hätte werden können ..., doch obwohl der nationale Eigendünkel der »Gloire« immer wieder auftauchte, seinen spöttisch leuchtenden Verstand vermochte er nie einzuschläfern.«<sup>4</sup>

Wie Ruffy für den Franzosen so schwärmt Albert Gyergyai für Paris, für die Stadt, »die wie keine andere die großen Widersprüche des menschlichen Lebens, zwischen Individuum und Gemeinschaft, Einsamkeit und Geselligkeit, Arbeit und



Lust, der nationalen Freiheit und des internationalen Zusammenlebens zu vereinen weiß ...»<sup>5</sup>

Diese frankophile Einstellung ist jedoch heute nur für eine kleine Gruppe von Ungarn charakteristisch. In westlicher Terminologie würde man sie als »Linksintellektuelle« bezeichnen. Sie setzen die Tradition all jener Künstler, Schriftsteller, Aristokraten und Mitglieder des Großbürgertums fort, die im Laufe der Geschichte im französischen Geist eine Stütze gegen die Übermacht der deutschen Kultur gesucht haben. Die Masse des Volkes teilte und teilt diese Liebe kaum. Sie sieht in den Franzosen eher Menschen, hinter deren äußerem Schimmer und Rhetorik sich oft Schmutz und Leere verbergen. Frankreich selbst wird stets als die Nation betrachtet, für die Europa nicht viel mehr bedeutet als ein Sprungbrett zur eigenen nationalen Größe (»sie wollten die Dirigenten-Rolle«).<sup>5</sup> Und dies nicht nur in der jüngeren und jüngsten Geschichte.

Das Frankreichbild der ungarischen Presse wurde während der Berichtsperiode stark vom Bild de Gaulles mitbestimmt, das – ähnlich einem Januskopf – als Außenpolitiker »progressive« und als Innenpolitiker »retrograde« Züge trägt.

Der Außenpolitiker de Gaulle wurde zu Beginn seiner »Machtübernahme« wegen der »Wiederentdeckung ... des verstaubt-bürgerlichen Nationalismus«<sup>6</sup> und seiner Liebe zur alten »grandeur und gloire« Frankreichs mit Spott bedacht.<sup>7</sup> Schnell wurde aber klar, welche Möglichkeiten dies Faible der Sowjetpolitik bietet, Verwirrung innerhalb der westlichen Allianz zu stiften. Ungeachtet seiner, die Sowjetunion in zwei Teile zerreisenden Forderung nach einem »Europa vom Atlantik bis zum Ural«<sup>8</sup> avancierte de Gaulle mit seiner »objektiven Politik gegenüber dem Osten« zum »weitblickenden, erfahrenen Staatsmann«,<sup>9</sup> zum »Realpolitiker, der die Logik der Tatsachen erkennt«, und zum »realistischen Betrachter« der außenpolitischen Szene.<sup>10</sup> Hierbei ist zu bemerken, daß die Bezeichnung »realistisch« für einen westlichen Staatsmann in der ungarischen Presse als höchstes Lob gilt. Denn Realismus bedeutet in ihrem Sinne die Anerkennung der durch sowjetische Machtpolitik entstandenen Lage.

Der Innenpolitiker de Gaulle bereitete der Presse allerdings schon etwas mehr Kopfzerbrechen. Es schien, als fürchte man aus ideologischen Gründen die von ihm und seinen »monopolistischen Modernisierern«<sup>11</sup> befürwortete technokratische »Planifikation« fast mehr als die von Erhard geprägte, weit erfolgreichere liberale Wirtschaftspolitik. Die Politik der »Planifikation«, so meint z. B. Tibor Várkonyi, »schuf für längere Zeit eine Prosperität, in welcher der Abenteurer-Geschäftsmann durch den »organisierten Kapitalisten«, die Anarchie durch einen gewissen Grad von Planung abgelöst wurde... Die reaktionäre Gefahr liegt darin, daß man eine technokratische Gesellschaft aufbaut, in welcher sich alle Maßnahmen, die das Los des Menschen betreffen, menschlicher Kontrolle entziehen. Infolge der technischen Entwicklung wird die Produktion zum Roboter, der Produzent zur Maschine und der Staatsbürger zum abstrakten Verbraucher. Unter solchen Umständen – und bei Anwendung entsprechender politischer Mittel –



werden progressive Strömungen von der Menge der auf Raten gekauften, chromblitzenden Autos, Kühlschränke und Fernsehapparate erdrückt. Das heißt, die Befriedigung kleinbürgerlicher Bedürfnisse der Massen und die Behaglichkeit erwürgen kämpferische Lust«. <sup>12</sup>

Trotz aller Liebe zu Frankreich und den Franzosen wird der Kapitalismus hier ebenfalls in düsteren Farben geschildert. Um so mehr, als die soziale Lage der französischen Arbeiter und Bauern der ungarischen Presse genügend Ansatzpunkte für negative Berichte bietet. So produziere der Kapitalismus auch in Frankreich »eine abgeschabte, glitzernde, verlogene Welt, die auch dann noch über Ehrlichkeit und Geist spottet, wenn hinter diesen Begriffen echte Ideale und der Drang nach Bildung stehen«. <sup>13</sup> Hinter aller Kritik, gelte sie nun der Place Pigalle, der OAS, dem Wohnungsmangel oder gar dem kapitalistischen System selbst, verspürt man aber fast immer Nachsicht gegenüber dem schwachen Feind und erhofften Freund.

### *Italien, das Land der Gegensätze*

In der ungarischen Presse erscheint Italien als »Land der Gegensätze, genauer gesagt, als das Land der undurchschaubaren politischen und sozialen Ungerechtigkeiten«. <sup>1</sup> Faszinierend durch seine landschaftliche Schönheit, eine Schönheit allerdings, »die zum unbewußten Komplizen jenes Italien der gestärkten Stehkragen und Soutanen geworden ist«, eine Schönheit, »deren blütendurchwobener Schleier das vom Existenzkampf und tausend tiefen Furchen gezeichnete Antlitz der Gesellschaft verhüllt«. <sup>2</sup>

Immer wieder werden die ungarischen Touristen in Presseberichten ermahnt, sich nicht in »die märchenhafte Schönheit Italiens zu verlieben« und sich nicht »in die Schätze der Renaissance zu vergraben«, sondern ihre Aufmerksamkeit vielmehr dem »heißen Atem des Alltags« und dem Elend des Landes zuzuwenden. <sup>3</sup> Dann werde man nämlich erkennen: »Das Leben in Italien ist nicht leicht, es wird nur leicht genommen«. <sup>4</sup>

»Das malerische Elend« <sup>5</sup> Italiens, das sich »50 Meter von der Hauptstraße entfernt« ausbreite, gehört zu den Grundelementen der Italienreportage. »Hier«, so heißt es, »gibt es keine schönen Geschäfte mehr . . ., nur enge Gassen, Schmutz und Schutt . . . dazwischen armseligste Hütten, bunt zusammengeflickt aus Kartonpappe, Blech, Platten und Ziegelsteinen . . . Drinnen nur Kerzenlicht und erschreckend viele Menschen, auf wahren Bergen von Müll hockend, während zahllose Kinder barfuß und zerlumpt im Dreck spielen«. <sup>6</sup>

Kontrastieren schon die Schönheit des Landes und die Armut seiner Bewohner, so um so mehr das »unendliche Elend« der Armen mit dem »unendlichen Reichtum« und Luxus der Reichen. <sup>8</sup> Denn »in keinem anderen Land Europas hat es das



Bürgertum so gut, nirgends führt es ein angenehmeres und luxuriöseres Leben<sup>9</sup> wie gerade in Italien. Und wie die Kluft zwischen Reich und Arm die Gesellschaft in zwei Teile spalte, zerreiße der Gegensatz zwischen dem industriell hochentwickelten Norden und dem in der Feudalzeit stehengebliebenen Süden das Land in zwei einander haßerfüllt gegenüberstehende Staaten, denn in Wirklichkeit gebe es »zwei Italien – Norditalien und Süditalien. Zwischen beiden liegt, als heterogenes Gebilde, die Hauptstadt Rom«.<sup>10</sup>

Solche »schwerwiegende Gegensätze« seien aber »mit kapitalistischen und monopolistischen Mitteln nicht zu lösen«,<sup>11</sup> suggeriert János Buzási. Daraus entstünden letztlich »spezifisch italienische Mißstände« wie veraltete Ehegesetze und die »Scheidung auf italienisch«,<sup>12</sup> Wahlbetrügereien und die »Wahlen auf italienisch«,<sup>13</sup> eigentümliche, wirtschaftliche Schwierigkeiten und »die Krise auf italienisch«.<sup>14</sup> Die dargebotenen Beispiele für die »italienischen Mißstände« sind dann auch recht mannigfaltig. So liest man viel über »die Maffia« und die Mordtaten der »ehrenwerten Gesellschaft«,<sup>15</sup> über die Korruption und »extrem verrottete, politische Manipulationen«, bei denen man nach dem Prinzip, »eine Hand wäscht die andere«, verfare.<sup>16</sup> Beliebte Themen sind Steuerhinterziehungen italienischer Kapitalisten, »die größten Schmarotzer unter allen Kapitalisten«,<sup>17</sup> das Landpachtsystem, das die Bauern durch »Ausbeutung« in Armut stürze,<sup>18</sup> oder das schwere Los der so »früh dahinwelkenden Frauen«<sup>19</sup> Italiens, bedingt durch rechtliche und wirtschaftliche Benachteiligung, den Analphabetismus und den »klerikalen Verdummungseifer«<sup>20</sup> Oft beschrieben wird der »Verkauf von hunderten von Kindern an Amerikaner«<sup>21</sup> als Folge der großen Arbeitslosigkeit und der italienische Arbeitslose, »der aktivste und tätigste Arbeitslose«<sup>22</sup> der Welt, wie z. B. der Mann mit der »Luftexistenz« aus dem Mezzogiorno, »der weder einen Beruf noch eine feste Arbeit hat . . ., aber unaufhörlich umherhastet, einfach alles erledigt und – Gott weiß wie – auch davon lebt. Zahllose Menschen sind damit beschäftigt, nach Touristen zu spähen, um ihnen irgendeinen unverlangten, verblüffend überflüssigen Dienst zu erweisen . . . Vielleicht nur staubige Schuhe zu putzen und dann die offene Hand hinzuhalten«.<sup>23</sup>

Das von der Presse gezeichnete Italienbild weicht kaum von dem der älteren Generation ab. Der Italiener galt und gilt in Ungarn als ein Mensch des »dolce far niente«<sup>24</sup> – des süßen Nichtstuns, wenig auf Äußerlichkeiten bedacht, leicht unordentlich, schlechter Soldat, kein Reinlichkeitsfanatiker, etwas laut und mit schauspielerischem Talent gesegnet. Ein lächelndes Volk, das man gern selbst ein wenig gönnerhaft belächelt. In dieses Lächeln mischen sich heute Töne des Mitleids für das einfache Volk und dissonante Haßakkorde für die Reichen des Landes.

»Ein freundliches, offenes und gemütliches Volk also«,<sup>25</sup> heißt es in einem der vielen Portraits der Italiener, »... ihr Herz ist offen wie ihr Leben und so offen, wie sie ihre Unterhosen und Dessous auf die Straße hängen . . . und wie sie wissen, was im Haus gegenüber gerade gefrühstückt wird . . . genauso offenherzig teilen sie einem ihre Alltagssorgen mit«.<sup>26</sup>



»Ein Volk, das gerne redet. Deshalb jagen nachts nicht nur gelangweilte Millionäre dem ›süßen Leben‹ nach. Auch in den Vorstädten sitzen die Leute vor den Espresso-Bars und erzählen sich endlose Geschichten in ihrer melodischen Sprache. Inzwischen kriechen die Kinder unter den Tischen herum und schmieren sich gegenseitig das Eis ins Gesicht. So durchwacht Rom die Nacht ... nicht gerade, um für die Sünden der Menschheit Buße zu tun! ›Carpe diem‹, die Weisheit des Horaz, ist hier praktisch gelebt.«<sup>27</sup>

Gleichzeitig ist Italien aber auch das Land der stärksten und aktivsten kommunistischen Partei des Westens, die in manchen Gemeinden sogar die Regierungsgewalt ausübt. Eine Tatsache, die zu weit differenzierterer Darstellung zwingt, als dies in der ungarischen Presse sonst üblich ist. Während man aus nichtkommunistischen Städten über deren Armut berichtet, wird das kommunistische Bologna als »die fröhlichste, lebenslustigste, gastlichste ..., die politisch aufregendste und interessanteste Stadt Italiens« geschildert.<sup>28</sup>

Dank dieser kommunistischen Partei sei Italien – im Gegensatz zu Frankreich, wo steigender Wohlstand und technokratische Entwicklung sich hemmend auf den revolutionären Elan der Arbeiter auswirkten – nicht der Gefahr der Verbürgerlichung ausgesetzt. Damit werde aber nur die These vieler »›aufgeklärter‹, konservativer Theoretiker des Neo-Kapitalismus widerlegt«, wonach »gewisse Formen des wirtschaftlichen Fortschritts die kommunistischen Positionen mit Gewißheit zerstören oder zumindest schwächen«.<sup>29</sup> Ursache dieser für eine revolutionäre Bewegung in Italien so günstigen Entwicklung sei einerseits »die konsequente Politik der Partei«<sup>30</sup> – worüber bis auf den heutigen Tag trotz gewisser Eigenwilligkeit der Parteiführung viel Gutes berichtet wird – andererseits der Umstand, »daß es oft schwerer ist, den fremden Reichtum als die eigene Armut zu ertragen.«<sup>31</sup>

### *England – »Insel der Hypokriten«*

Für den Durchschnittsungarn früherer Zeiten verloren sich England, »das nebelumwobene Albion«, und die Engländer »irgendwo im Nebel des Atlantischen Ozeans«.<sup>1</sup> Von beiden hatte er nur Klischeevorstellungen. Den Engländer sah er – »entsprechend den kontinentalen Schablonen« – vor allem als »kaltblütig, überheblich, unfreundlich, reserviert, spröde, Fremden gegenüber abweisend, der in Pfeifenrauch eingehüllt stundenlang im Klubsessel sitzt und seine Lieblingszeitung liest, von den Annoncen bis zu den Börsenkursen. Seine einzige Leidenschaft: Tee-trinken«.<sup>2</sup>

Heute, so heißt es, erlebe man »mit Überraschung den Zusammenbruch dieses konventionellen Englandbildes« und müsse feststellen, daß die Engländer »angenehme, freundliche, Fremden gegenüber, wie auch untereinander, sehr höfliche



Inselbewohner« seien.<sup>3</sup> Dies wohlmeinende Entgegenkommen, wenngleich meist nicht ohne Ironie und Spott, ist heute für Englandreportagen bestimmend; für »das Land der meisten Marotten«,<sup>4</sup> den »Laden antiquierter Raritäten«<sup>5</sup> und die Engländer, »die ihre Hobbies, Exzentrizität und Abnormität mit ähnlicher Ehre umgeben wie die Inder ihre heiligen Kühe«.<sup>6</sup> Diese Nachsicht währt aber nur so lange man die Engländer als Menschen und nicht als bloße Kapitalisten betrachtet. England, – so meint Géza Hegedüs, – trage zwar »die Züge der allgemeinen und gesetzmäßigen Charakteristika der kapitalistischen Welt, unterscheidet sich jedoch stark von den anderen kapitalistischen Ländern«.<sup>7</sup>

Die Feststellung, daß die kapitalistischen Länder sich untereinander stark unterscheiden und daß der Kapitalismus, je nach Nation, verschiedene Gesichter zeige, ist ein Gemeinplatz. Nationale Unterschiede findet man ebenso in der sozialistischen Welt trotz gemeinsamer Ideologie und politischer Ziele. Es gibt wesentliche Unterschiede zwischen dem deutschen, ungarischen und russischen Sozialismus und zwischen dem deutschen, ungarischen und russischen »sozialistischen Menschen«. Diese Selbstverständlichkeit ist nur deswegen interessant zu vermerken, weil es nach der marxistischen Theorie von Unter- und Überbau anders sein sollte.

Das größte Problem des »Inselreiches«<sup>8</sup> sieht der Historiker Ervin Pamlényi »in dem leisen, hartnäckigen, an vielen Fronten ausgetragenen Kampf zwischen den Anforderungen einer modernen Welt und der Tradition«, ein Kampf, der ohne Unterbrechung Tag für Tag in allen Fragen des Lebens ausgetragen werde.<sup>9</sup>

»Die richtungsweisende und hemmende Tradition«,<sup>10</sup> »die unverständliche Halsstarrigkeit«, – »eine der rätselhaftesten Großmächte Englands«<sup>11</sup> – ist denn auch Hauptthema der meisten Berichte. Man liest dort über »die winddurchfegten, schlecht, aber traditionell gebauten Häuser«,<sup>12</sup> die dem Engländer seine »privacy« sichern,<sup>13</sup> aber ihn alljährlich zum Frieren verurteilen, vom Schneechaos auf den Straßen, als Folge jenes »unerschütterlichen Glaubens«, genährt von »subjektivem Idealismus englischer Meteorologen«,<sup>14</sup> daß es in England keinen Winter gäbe. Populäre Themen sind ferner »das traditionell schlechte Essen«,<sup>15</sup> »die zwei Arten von Klubs« – die alten von St. James, aber auch die »neuen«, die, nur aus Heuchelei, als Klub getarnten Strip-tease-Lokale von Soho.<sup>16</sup> Berichtet wird über das komplizierte, aber traditionelle Maß- und Geldsystem, die Pubs mit ihren Zwei-Türen-Eingängen und Abteilungen, die Public Bars für die Arbeiter und Saloon Bars für die besseren Leute. Man bspöttelt das sehr langsame Tempo des Lebens, die Faulheit der oberen Schichten, die »Arbeit als nicht chic ansehen«,<sup>17</sup> belächelt die nie aufgehobenen komischen Gesetze aus dem Mittelalter und die »(typisch englische) fast jegliche Unterhaltung ausschaltende Sonntagsruhe«,<sup>18</sup> die sehr antiquierten Uniformen der Palastwachen und -bediensteten sowie den Snobismus »des in das Königsspiel verliebten, offiziellen England«.<sup>20</sup> Man lernt die auf den alten Schlössern spukenden Geister kennen, die es auch in der Politik gebe: »Die Geister eines Gesellschaftssystems«.<sup>21</sup> Interessant erscheint den Berichterstat tern



auch der Partikularismus der Briten, Schotten und Waliser und schließlich – die Reaktion auf die Tradition – der »nach Profit riechende Aufruhr gegen die bürgerliche Welt«, veranstaltet von den Beatles.<sup>22</sup>

Die hervorstechendste Charaktereigenschaft der Engländer, so behauptet die ungarische Presse, sei aber die Heuchelei im »Inselreich der Hypokriten«.<sup>23</sup> Doch der Ton bleibt »gentlemanlike« – wenn auch stichelnd ironisch – wie im folgenden Beispiel: »Ein nationaler Charakterzug der Engländer ist die Heuchelei. Ein echter Engländer wird sich aber keineswegs darüber ärgern, daß man ihm das vorhält, im Gegenteil. Die meisten Engländer verachten jene Barbaren, die nicht einmal zu dem Minimum an Heuchelei fähig sind, das die allgemeine Höflichkeit nun einmal erfordert.«<sup>24</sup>

Selbst die englischen Institutionen – Überbleibsel des einstigen Imperiums – und die Politik des Landes kommen glimpflicher davon als die der Amerikaner oder der Bundesdeutschen. Kritisiert werden vor allem die »Demokratie des Feudalismus«, deren Ziel sei, »mit Hilfe der Tradition das Gesellschaftssystem zu konservieren«,<sup>25</sup> die heuchlerische »Objektivität« der englischen Massenmedien, »die Schulen der Privilegierten«,<sup>26</sup> Klassenunterschiede, die Klassen- und Rassenbarrieren. Zielpunkte der Pressekritik sind ferner das »englische Establishment«, das englische Bürgertum, »welches jedenfalls in kultureller Hinsicht schwer mit der Horde der westdeutschen oder italienischen Neureichen, mit dem an der Konjunktur schnell reichgewordenen, tobenden, geschmacklosen Geschäftemacher und Glücksritter zu vergleichen ist«,<sup>27</sup> und das beharrliche Bemühen der englischen Oberschicht, »alle Mittel der Tradition für ein Ziel einzuspannen: oben zu bleiben«.<sup>28</sup> Tadelnswert empfindet man die »höfliche Interesselosigkeit, mit welcher (England) die Angelegenheiten des »Kontinents« behandelt«,<sup>29</sup> und ist erstaunt über die »traditionelle Art, persönliche Rechte zu wahren, in welche einzugreifen sie sich auch dann noch scheuen, wenn dadurch Lohnverhältnisse in den verstaatlichten Gesellschaften zu regeln wären«.<sup>30</sup>

Der Niedergang der »imperialistischen Großmacht England« erregte in Ungarns Presse echte Schadenfreude. Man konstatiert mit Genugtuung, daß »das Fundament des britischen Reiches, nämlich die Welt der Starken und der Schwachen, der glücklich und unglücklich Geborenen, der Allmächtigen und der ihnen Ausgelieferten, die so lange unbeweglich und unvergänglich schien«<sup>31</sup>, nicht mehr existiere und, daß sogar die »traditionelle, diplomatische Kunst Englands nicht mehr imstande ist, die Löcher zu flicken, die die Zeit mit ihren Veränderungen geschlagen hat«.<sup>32</sup>

Die »heuchlerische Kolonialpolitik« der vergangenen Jahrhunderte, unterstützt von der »Theorie der rassischen Überlegenheit« und unter dem Vorwand, »die Bürde des weißen Mannes zu tragen«,<sup>33</sup> wird allerdings mit sehr harten Worten verurteilt. Doch mehren sich Stimmen, die sich nun über die »Kolonisierung der Kolonisatoren«<sup>34</sup> – durch die USA – mokieren. Gleichzeitig stellt man aber fest, daß die »neokolonialistischen Ausbeutungsbestrebungen« des Commonwealth jetzt



nicht mehr unter dem Banner des britischen Löwen stünden, sondern vielmehr unter der Überschrift »Alter Herr im neuen Gewand«.<sup>35</sup>

Aus dem Englandbild der ungarischen Presse ist im Laufe der Zeit der Haß verschwunden – er hat dem Spott, ja sogar dem Hohn Platz gemacht. So lacht man heute über die »Enkel der Welteroberer«,<sup>36</sup> die nur noch durch Fußballsiege oder die Taten eines Chichester in Wallung zu geraten scheinen. Die Art, wie die Presse das Englandthema spielt, scheint einer politischen Bewertung zu entsprechen, die man mit den Worten – als Feind nicht mehr gefährlich, als Freund z. Zt. noch indiskutabel – ausdrücken könnte.

### *Das reiche Schweden und die reiche Schweiz*

Es ist interessant, das Bild der Schweiz mit dem Schwedenbild zu vergleichen. In beiden Fällen wird die politische Neutralität als Ursache beträchtlichen Reichtums hervorgehoben. Die Schönheit der Landschaft und die Sauberkeit der Bewohner werden gelobt, ihr Fleiß, ihre technische Begabung anerkennend gepriesen. Beide Beispiele dienen jedoch als Beweis der These, daß Reichtum allein nicht glücklich mache und daß kapitalistischer Reichtum geradezu die Quelle allen Übels sei.

Würde man der ungarischen Presse glauben, so ist weder der Schwede noch der Schweizer fähig, inmitten seiner Reichtümer ein sinnvolles und erstrebenswertes Leben zu führen. Die sichtbaren Auswirkungen dieses Unvermögens äußerten sich aber höchst unterschiedlich, fast diametral entgegengesetzt. Während der Schwede aus der Leere seines Daseins dem Trunk und Rowdytum ver falle und sich in den Freitod stürze, rette sich der Schweizer durch Rückzug in eine unfruchtbare Schrebergartenatmosphäre. Dort könne er die vegetativen Bedürfnisse zwar reichlich befriedigen, müsse aber ohne kulturelle Ambitionen und fruchtbare Spannungen langweilig dahinsiechen.

Die Schwedenreportage beruft sich häufig darauf, daß »die innere Haltlosigkeit der Schweden selbst im Westen als Problem gelte«. »Man diskutiert darüber, ob die steigende Zahl der Selbstmorde und der Verfall der inneren Haltung nicht gar Nebenprodukte des Wohlstandes sind...« »Westliche Studien werfen zudem die Frage nach Gründen und Ursachen der für Schweden so bezeichnenden »sensitiven Todesliteratur« auf. Diese beschäftigt sich besonders gern mit lebendigen Toten, die weder zu lieben noch zu empfinden vermögen. Sie können weder ihrer seelischen Leere und Öde Herr werden, noch die Angst besiegen, weiterleben zu müssen.«<sup>1</sup>

In scharfem Kontrast zu dieser seelischen Labilität sei das Gemüt des »Homo Helveticus«,<sup>2</sup> des Schweizers, von »kleinbürgerlicher Mittelmäßigkeit«<sup>3</sup> geprägt und von einem »auffallenden, politischen und gesellschaftlichen Konservatismus« gezeichnet. Er verfüge über eine »antiquierte, fast verknöcherte, rückstän-



000021  
dige und spießige Mentalität«.<sup>4</sup> Es heißt, »die Schweizer sind wie ihre Berge: unnahbar und verschlossen«.<sup>5</sup> »Ihre Kinder sind hübsch, pausbackig und gesund. Aber schon in den Flegeljahren setzen sich Härte und Gleichmut in ihren Zügen fest.«<sup>6</sup> Besonders hervorgehoben wird ihr nüchterner Materialismus: »Alles wird hier von kalter Berechnung und unbarmherziger Nüchternheit getrieben«,<sup>7</sup> ja »der Gott der Schweizer ist die Bank ...«<sup>8</sup> »Bei ihnen zählt nur das Geld, die Bankeinlage.«<sup>9</sup>

Unter den Völkern der Schweiz wird der Schwarze Peter dem Deutschschweizer zugeschoben. Dieser sei »verschlossen, unnahbar kalt und spröde, geizig bis zur totalen Abstinenz und stolz auf sich selbst«, dagegen herrsche »in den französischen bzw. italienischen Kantonen ... eine bedeutend freiere Atmosphäre. Die dortigen Menschen sind meist offener, aufgeschlossener und freundlicher ... Auf der anderen Seite der Saane bzw. des Gotthard-Passes trifft man auf mehr Lebensfreude, Ehrlichkeit und echte Menschlichkeit«.<sup>10</sup>

### *Das »provinzielle« Österreich*

Das Pressebild Österreichs und seiner Bewohner nimmt in der ungarischen Publizistik einen besonderen Platz ein. Während nämlich die übrigen Nationenbilder im Zeitraum unserer Berichtsperiode im großen und ganzen konstant blieben, änderten sich die Züge des Österreichbildes, den außenpolitischen Erfordernissen Ungarns entsprechend, vom »Feind« zum »Fast-Freund-Bild«, um dann wieder die Züge eines »Fast-Feindes« anzunehmen.

Vor 1964 war Österreich für die ungarische Presse das Symbol des verschlafenen »Provinzialismus« und der »schlappen« Intellektuellen mit einer »kulti-vierten ... aber enervierten Stimme«.<sup>1</sup> In einem Bericht über Österreich unter dem bezeichnenden Titel »Abschied von Morgen – Reise in die Vergangenheit« kam György Kalmár zu folgendem Ergebnis: »Die Menschen sind müde geworden und enttäuscht ... das ist auch in der Atmosphäre Wiens wiederzufinden.«<sup>2</sup> Eine Bestätigung dieser Müdigkeit, so befand ein anderer, sei bereits das politisch sterile Proporzsystem (»ein Ausdruck der Kompromißliebe des österreichischen Menschen«),<sup>3</sup> das mit der »paritätischen Aufteilung« aller Ämter jegliche Spannung ausschließe, was aber die These von einer »modernen pluralistischen Gesellschaft« Lügen strafe.<sup>4</sup>

Ende 1964, Anfang 1965, wurde Wien zum Brennpunkt konvergierender Absichten aus Ost und West. Die Ungarn suchten nach Mitteln und Wegen, ihre Kontakte mit dem Westen auszuweiten, schon deshalb, um damit die Stabilität des neuen Regimes zu dokumentieren. Die Österreicher wollten wiederum ihrerseits durch eine Annäherung »die Rolle einer Ost-West-Brücke übernehmen«.<sup>5</sup> Der Prozeß der Annäherung begann unter dem Motto: »Wenn wir es auch nicht ver-



gessen dürfen, was das kapitalistische Österreich und das sozialistische Ungarn unterscheidet, so müssen wir sehr darauf achten, was uns verbindet.«<sup>6</sup> Als Folge dieser Kontakte glaubt Tibor Pethő feststellen zu können: »Der wohltätige Schleier der Vergessenheit« überdecke heute die Tatsache, daß »die Germanisierungsbestrebungen ... und auch die sukzessiven Versuche des militärischen ›Germanenzuges nach dem Osten‹ ihren Ausgangspunkt«<sup>7</sup> in Wien gehabt haben.

Gerne zitierte in dieser neuen Atmosphäre Tamás István den österreichischen Schriftsteller Fritz Hochwälder, dem in Ungarn klar geworden sei, daß »trotz gleicher Sprache nicht München oder Hamburg die Schwesterstädte Wiens sind, sondern Budapest. Wenn man so sagen könne, die geistige Wellenlänge der beiden Städte ist gleich«.<sup>8</sup> Ähnlich wie Hochwälder empfanden ungarische Touristen in Wien. Mit Genugtuung stellten sie fest, daß man im »Simpl« gemeinsam mit den Österreichern lachen könne, denn »die Pointe kommt meist deshalb an, weil man den Witz schon von zuhause her kennt ...«<sup>9</sup>

Doch nach 1966 trübte sich erneut der Himmel zwischen Budapest und Wien. Das Verbindende zwischen beiden Ländern trat auch im Pressebild in den Hintergrund. Statt der »Wiener Gemütlichkeit« und dem »gemütlichen Dialekt«<sup>10</sup> wurde erneut von der provinziellen »Balkanisierung Österreichs«, der »wachsenden Sterilität und Stagnation« des Landes berichtet.<sup>12</sup>

Das Beispiel Österreichs könnte vielleicht den pessimistischen Beobachter des publizistischen Ost-West-Dialogs optimistischer stimmen, auch dann, wenn das politische Zwiegespräch zunächst im Sande verlief. Das Beispiel zeigt zumindest, daß sogar eingefleischte und liebgewordene Zerrbilder des »ideologischen Kampfes« unter dem Druck politischer und wirtschaftlicher Opportunität veränderlich sind – wenn auch in diesem Fall nur übergangsweise. Die Möglichkeit besteht, daß selbst das überwiegend haßbetonte Allgemeinbild vom Westen und auch von den Westdeutschen keineswegs unerschütterlich bleibt. Der liberale Humanist darf hoffen, daß mit der Zeit die Wünsche der Menschen nach einem echten Ausgleich hüben und drüben ebenso ihre Wirkung haben könnten, wie gegenwärtig jene »Realität«, die das verhindert. Der Politiker sollte aber nur sehr behutsam seine Politik auf diese Hoffnung aufbauen, um nicht einmal vor der »Realität« der Macht und ihren unersättlichen Bedürfnissen kapitulieren zu müssen.



## DAS DEUTSCHLANDBILD DER UNGARN IM WANDEL DER ZEITEN

Im Jahre 896 ließen sich die Ungarn endgültig im Karpatenbecken nieder. Seitdem leben sie in Europa zusammen mit den Deutschen – teils nebeneinander, teils miteinander und teils auch gegeneinander. Die Art, wie sie sich gegenseitig sahen, wurde zu einer Funktion des Feind-Freund-Verhältnisses. Im Frieden gab man sich liebenswürdig und hatte hundert Gründe, sich gegenseitig zu schätzen. In Kriegszeiten war es dann umgekehrt.

Anfangs waren die Ungarn die Angreifer. Viel Schreckliches wurde über ihre Taten aufgezeichnet. Der Chronist des Klosters St. Gallen, Ekkehard IV., weiß aber zu berichten, daß die Ungarn, abgesehen von ihrer kriegerischen Wildheit, auch ganz lustige Kerle sein konnten. Es scheint, daß heute diese wildkriegerischen Züge aus dem Ungarnbild der Deutschen verschwunden sind. Eher ist das Lustige geblieben. Heitere operettenhafte Menschen, wie sie Hugo Hartung in seinem Roman »Ich denke oft an Piroschka« sieht. Keines dieser Bilder jedoch, weder das wildkriegerische noch das operettenhaft-heitere, ist dem Ungarn sonderlich lieb, und keines hält er für wahr. Manchmal räsoniert er innerlich dagegen, meist aber nimmt er es in der weisen Einsicht hin, daß man eh' nie so gesehen wird, wie man gesehen werden möchte.

Im 16. Jahrhundert wurden die Rollen vertauscht. Nachdem 1526 der ungarische König im Kampf gegen die Türken bei Mohács gefallen war, fiel die ungarische Krone durch Erbschaft an die Habsburger. Danach sah sich das Ungarn zum gezwungen, 150 Jahre lang gegen die aus dem Süden angreifenden Türken, die große Teile des Landes besetzten, wie auch gegen die von den Habsburgern geführten Deutschen zu kämpfen. Manchmal gegen beide gleichzeitig, dann abwechselnd mit dem einen gegen den anderen. 1686 gelang es mit vornehmlich kaiserlich-deutscher Hilfe, die Türken aus dem Lande zu vertreiben. Es folgte – 1686 bis 1867 – mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen die lange Periode der Kämpfe und Revolten gegen die Habsburger.

Man kann die Reminiszenzen an diese Zeit der Kämpfe heute politisch manipulieren, indem man entweder »die Deutschen«, »die Österreicher« oder »die Habsburger« als »den Feind« bezeichnet. So verwirft in einem Reisebericht über Westdeutschland János Hajdú z. B. mit sarkastischem Unterton die bei manchen Deutschen beliebte These, die Ungarn hätten es in ihrer Geschichte »niemals mit den Deutschen, sondern immer nur mit dem Herrscherhaus der Habsburger« zu tun gehabt.<sup>1</sup> Lajos Mesterházi stellt dagegen die Frage: »War der Österreicher wirklich »der Deutsche«?«<sup>2</sup> Imre Tatár wiederum behauptet zu einer Zeit, da die Beziehungen zwischen Österreich und dem kommunistischen Ungarn besser wa-



ren, »die verheißungsvollsten Tage unserer Geschichte stehen im Zeichen des Kampfes gegen die Österreicher bzw. die Habsburger«<sup>3</sup>, um anschließend von beiden Feinden nur noch die Habsburger zu verdammen.

In dieser Kampfzeit entwickelte sich naturgemäß ein Bild vom Deutschen als dem »bösen Feind«. Man wird aber annehmen dürfen, daß dieses Bild heutzutage wohl mehr in den Geschichtsbüchern als in den Herzen der Menschen weiterlebt. Allerdings ein Ausspruch jener Zeit: »Ungar, trau' dem Deutschen nicht, was immer er dir auch vormacht«, nach der Machtergreifung Hitlers zu einem oft gehörten Mahnwort und durch den zweiten Weltkrieg zu trauriger Aktualität gelangt, ist sicherlich auch heute noch nicht ganz vergessen.

Doch kamen die Deutschen nicht nur als Krieger und Eroberer nach Ungarn, sondern auch als friedliche Siedler. Viele tausend Deutsche wurden seit dem frühen Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts aus unterschiedlichen Gründen in Ungarn ansässig, und sie haben in friedlicher Arbeit einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung des städtischen Gemeinwesens, der Landwirtschaft und Industrie geleistet. Ihr Wirken machte dem deutschen Namen zweifellos Ehre.

Im Jahre 1867 endlich schlossen die Ungarn ihren »Ausgleich« mit den Österreichern und den Habsburgern – wenngleich mit inneren Vorbehalten und angesichts einer gewichtigen Opposition. Es begann die Periode des friedlichen und in vieler Hinsicht fruchtbaren »Wettkampfes« zwischen Wien und Budapest. Nach einer fast fünfzigjährigen Friedenszeit schlitterte Ungarn 1914 im Bündnis mit Deutschland und Österreich in die Katastrophe des Ersten Weltkrieges – wofür es den verhältnismäßig höchsten Preis zahlte.

In den Nachkriegsjahren von der kleinen Entente im wahrsten Sinne des Wortes in die Zange genommen, sah die ungarische Politik keinen anderen Ausweg, als sich von einem wiedererstarkenden Deutschland die Revision des Vertrages von Trianon zu erhoffen. Diese Position charakterisierte Ungarns Politik zur Zeit der Machtergreifung Hitlers.

Daneben sollte man aber keinesfalls die »goldenen Zwanziger Jahre« vergessen. Die verschiedensten Kreise Ungarns fanden damals in Berlin nachahmenswerte Vorbilder, und viele ungarische Künstler und Schriftsteller erzielten beim Berliner Weltstadtpublikum große Erfolge. Es ist auch interessant festzustellen, daß in dieser Epoche das ungarische Judentum zum stärksten Schrittmacher deutschen Einflusses und deutscher Kultur in Ungarn wurde.

Die Zeit zwischen 1867 und 1933 beeinflusste das Deutschenbild der ungarischen Bevölkerung äußerst günstig. In diesem populär-klischeehaften Bild war der Deutsche der große Dichter und Denker, Musiker und Philosoph, Wissenschaftler und Techniker, aber auch der etwas engstirnige Fachmann. In den Kreisen des ungarischen Mittelstandes gehörte es nun mehr denn je zum guten Ton, die deutsche Sprache zu beherrschen. In den Bücherregalen bürgerlicher Wohnungen fanden sich Goethes und Schillers gesammelte Werke in Prachtausgaben, und Thomas Mann zählte mit zu den höchstgeachteten Autoren der zwanziger Jahre.



Diese germanophile Welle erregte nach dem Gesetz der Dialektik verständlicherweise auch leidenschaftlichen Widerspruch. Schriftsteller versuchten, zu beweisen, daß der Gegensatz zwischen deutscher und ungarischer Mentalität unüberbrückbar sei. Künstler meinten, die hochgeistige Atmosphäre Frankreichs sei dem dumpfen Spießertum Germaniens vorzuziehen, und viele Jünger der bildenden Kunst kehrten den Münchner Lehrmeistern den Rücken, um ihre Zelte im freigeistigen Paris aufzuschlagen. Böse Zungen sollen sogar behauptet haben, bei der Mehrheit der Deutschen falle der Groschen langsamer als bei den Europäern romanischer Zunge, was sie aber mit ihrem unermüdlichen Fleiß kompensierten.

Diese Diskussion über das Für und Wider um die Deutschen schlug sich auch in einer großen Anzahl von Studien und Analysen des deutschen Geistes nieder. In einer dieser Studien »Der Wanderer und der Flüchtling« untersuchte Lajos Prohászka die wichtigsten Züge europäischer Volksseelen und verglich den ungarischen mit dem deutschen Geist. Manche seiner Feststellungen haben nicht nur das Deutschenbild des früheren Ungarn nachhaltig beeinflußt, sondern werden auch heute im kommunistischen Deutschenbild – meistens stark verzerrt – eingebaut. So scheint es angebracht, einige seiner Gedanken auch hier zu wiederholen.

Prohászka charakterisiert den Ungarn als den heimatlosen Flüchtling Europas, als den Einsamen am gemeinsamen Herd der europäischen Völker. Dieser heimatlose Flüchtling – wenn auch nicht in Geist und Lebensauffassung, so doch im geschichtlichen Schicksal – habe jedoch einen Gefährten, einen »ständigen Diskussionspartner« hier in Europa gefunden, nämlich »den Deutschen«, »den ewigen Wanderer«.<sup>4</sup>

Auf der Suche nach dem immer Neuen, im Versuch, »alle Gegensätze dieser Welt in einem Netz einzufangen«,<sup>5</sup> bleibt in der Darstellung Prohászkas diesem Wanderer die Vollendung versagt. Gerade die Unfertigkeit aber, die die endgültige Form ablehnt, sei eine der wichtigsten Charakterzüge des deutschen Geistes im Gegensatz zum lateinischen: »Während die lateinischen Nationen durch die Mittel der Formgebung, durch den harmonischen Abschluß und die Unterbringung der Dinge im Endlichen sich auszudrücken versuchen, empfindet der deutsche Geist die Form als Last, will den Rahmen dieser Form sprengen, denn das, was er als fortwährenden Wandel erlebt, kann er nur durch die Beschwörung des Unendlichen ausdrücken.«<sup>6</sup>

Das Grunderlebnis des deutschen Geistes ist nach dieser Definition im ständigen Wandel und in der Dialektik der Gegensätze zu suchen. Deshalb charakterisiert Prohászka die Deutschen auch nicht wie die anderen Nationen durch eine Reihe von Eigenschaften, sondern mit Hilfe gegensätzlicher Eigenschaftspaare, wobei die eine Eigenschaft die andere sozusagen dialektisch bedingt.

So sei der Deutsche ein Romantiker par excellence und dennoch voll tiefer Sehnsucht nach dem Klassischen, ein Mystiker und doch Meister der Abstraktion, eine lyrische Natur »voller Musik, mit dem Kult der Stimmung und der Selbstver-



leugnung des eigenen Ichs«,<sup>7</sup> aber ebenso auch ein Himmelstürmer mit dem Willen zu titanenhafter Selbstüberwindung.

Sowohl das Lyrische wie das Titanenhafte des deutschen Charakters sei nicht ganz frei von der Gefahr gewisser Entartung. Im ersten Fall werde das Lyrische leicht zur Sentimentalität. Das Titanenhafte dagegen könne sich zum »Kult der nackten Gewalt entwickeln, dem es nicht mehr um die Steigerung der individuellen Existenz oder faustisches Himmelstürmen geht, sondern nur noch um die Massenorganisation, den ›Drill‹ und die antäusartige Kraft«.<sup>8</sup>

Einen weiteren Widerspruch im deutschen Charakter definiert Prohászka wie folgt: »Hier der Philister, der am Rande der Unendlichkeit nur das Triviale und Beschränkte sucht, sich nur in dieser Gesellschaft wohlfühlt.« Dort »der Phantast, der die Wirklichkeit als Sprungbrett benutzt, um sich von dort kopfüber in das Meer des Unendlichen zu stürzen«.<sup>9</sup> Auch der Gegensatz zwischen deutschem Individualismus mit seinen partikularistischen Tendenzen und dem Hang zum Kollektivismus mit seinem Willen zu Einheit und Gleichschritt könne viele Betrachter des deutschen Charakters verwirren, meint Prohászka. »In keinem anderen Volk der Erde findet man so viel Sondermeinungen in der Wissenschaft, Kunst, Religion, Politik und Lebensauffassung wie bei den Deutschen. Gleichzeitig findet man aber auch nirgendwo so viele unselbständige, nur aufs Kommando wartende und an Unterwürfigkeit grenzende Geister wie unter ihnen.«<sup>10</sup>

Selbst das Arbeitsethos des Deutschen, der »inmitten pedantischer Arbeit von großen Plänen träumt und die Synthese des Universalen im Geiste alltäglich-emssiger Arbeit sucht«,<sup>11</sup> zeuge ebenso von diesem Widersprüchlichen wie sein »Heroismus der Selbstaufopferung«, der »das Opfer mehr schätzt als das Ziel, dem das Opfer dienen soll«.<sup>12</sup>

Diese Spannung aber, das ewige Treiben im Strom von Werden und Vergehen, das Suchen und Pulsieren ohne Ruhepunkt, verleihe dem deutschen Charakter einen gewissen »dämonischen Zug«.<sup>13</sup> Doch während Prohászka das Tragische an diesem Zug betont, wird heute nur das Gefährliche und Böse hervorgehoben.

Durch die Ereignisse in Deutschland nach Hitlers Machtübernahme stark beeinflusst, begann in Ungarn eine Polarisierung des politischen Lebens, was wiederum eine entsprechende Polarisierung des Deutschenbildes mit sich brachte.

Aus recht unterschiedlichen Gründen begrüßten viele Ungarn die wachsende Macht Deutschlands. Die Deutschfreundlichkeit der deutschsprachigen Bevölkerung lag auf der Hand; rechts-extreme Nationalisten durften auf die Erfüllung ihrer irredentistischen Träume hoffen, und die antisemitischen Kleinbürger jubilierten. Ein beachtlicher Teil der Arbeiterklasse und des landlosen Bauerntums erhoffte von den betont antikapitalistisch eingestellten Nationalsozialisten längst fällige soziale Reformen. Die Erfolge der NS-Planwirtschaft wirkten deutschwerbend auf viele Angehörige des Mittelstandes, die während der Weltwirtschaftskrise an den Rand des Ruins geraten waren. Die Deutschenfreunde, obwohl sie verschiedenen sozialen Schichten entstammten, bildeten eine ziemlich homogene



Gruppe hinsichtlich der politischen Zielsetzung. Bezüglich der Übernahme gewisser Nazi-Methoden bestanden allerdings wesentliche Meinungsverschiedenheiten unter ihnen.

Die Gegner einer deutschfreundlichen Politik setzten sich dagegen aus sehr heterogenen Gruppierungen zusammen, sowohl in bezug auf ihre soziale Zugehörigkeit als auch hinsichtlich ihrer Zielsetzung. Neben der von der Mehrzahl geteilten Furcht vor einer möglichen Sowjetherrschaft, war das Fehlen gemeinsamer Ziele der Hauptgrund für die Schwäche und Aktionslosigkeit dieser Richtung. Das Judentum bangte um seine nackte Existenz. Manche Schriftsteller bäuerlicher Abstammung glaubten die nationale Identität des Ungarntums von den immer kampflustiger auftretenden Nazis bedroht. Die Kirche sah die Freiheit der Religion und des Glaubens gefährdet. Sozialdemokraten und Linksintellektuelle bangten um die Zukunft der demokratischen Arbeiterbewegung. Konservative und Liberale sahen die liberale Lebensart in Gefahr. Die Tragik dieser Entwicklung liegt u. a. auch darin, daß die Mehrzahl dieser politisch Abgeschreckten früher große Verehrer der deutschen Kultur und Lebensart waren.

Deutschfreundlichkeit und Deutschenhaß trennten bald ganze Familien, und manch alte Freundschaft ging in die Brüche. Gastgeber luden Deutschfreunde und Deutschfeinde lieber getrennt zum Abendessen ein, um erbitterte politische Streitgespräche zu vermeiden. Nach den anfänglichen wirtschaftlichen und politischen Erfolgen der Nationalsozialisten priesen die Deutschfreunde mit immer größer werdender Lautstärke das Organisationstalent des deutschen Volkes, seine militärischen Tugenden und seine technischen Fähigkeiten. Dies wieder forderte den Hohn der machtlosen Deutschegegner heraus, die sich ihrerseits über die sprichwörtliche »deutsche Ordnung« mokierten und über das »Herdenvolk« schimpften, das es fertigbringe, von früh bis spät zu marschieren, falls die jeweiligen Herrscher es nur befahlen.

Wurde früher vor allem die humanistische deutsche Tradition von sehr vielen Ungarn bewundert, so verblaßten in diesen Vorkriegsjahren gerade diese Züge des Deutschenbildes. Jetzt wurde das positive Deutschenbild der Deutschfreunde fast ausschließlich vom perfekten Organisator, ausdauernden Arbeiter, sauberadretten Menschen, vom erstklassigen Techniker und guten Fachmann geprägt.

Der Krieg, vor allem der Einmarsch deutscher Truppen (19. März 1944), änderte dieses zwiespältige Bild endgültig und in fast jeder Hinsicht zuungunsten der Deutschen. Die Mehrheit der Bevölkerung wandte sich nunmehr gegen die Deutschen, die Ungarn nicht nur besetzt hatten, sondern obendrein die bis dahin im Zaum gehaltenen Pfeilkreuzler mit ihrer ungezügelten Bestialität auf das Land losließen. Die Deportation der Juden begann, und das Bild der Deutschen wurde um die mörderischen Züge der Nazis erweitert. Wenn früher auch nicht von allen geliebt, so doch von der überwiegenden Mehrheit des Volkes geschätzt und geachtet, wurden sie nun auch in Ungarn bei der großen Masse der Bevölkerung ver-



haßt. Auch die meisten Deutschenfreunde, getäuscht und blamiert, distanzieren sich jetzt von den Nazis.

Neben dem hier gegebenen geschichtlichen Hintergrund der deutsch-ungarischen Beziehungen und des durch sie geprägten Deutschenbildes ist es nicht ohne Interesse, wie Tibor Pethő, einer der prominentesten parteilosen Journalisten, das »geschichtlich geformte Grundgefühl« der Ungarn gegenüber den Deutschen und den Österreichern heute skizziert. »Der geschichtliche Einfluß« auf dieses Grundgefühl sei »sehr kompliziert«, schreibt Pethő, denn »seit der Schlacht von Augsburg 955 ist die ungarische Geschichte untrennbar mit der deutschen verbunden. Der ›Drang nach Osten‹ wies immer in Richtung des Donaubeckens, und so hat sich im Verlauf der Jahrhunderte in uns das Gefühl verstärkt, unser ›Erzfeind‹ sei das Deutschtum, beziehungsweise jene Kreise, die die deutsche Expansion und Eroberungsbestrebungen repräsentieren. Das war die Grundsituation auch während der vierhundertjährigen Habsburgherrschaft. Andererseits lebten wir in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie mit dem Deutschtum Österreichs im gleichen Staat und waren Verbündete in zwei Weltkriegen. Wahr aber ist auch, daß dieses Bündnis die Nazis nicht daran gehindert hat, hunderttausende ungarischer Staatsbürger in die Vernichtungslager zu verschleppen.«<sup>14</sup>

Kriegsende und Einmarsch der sowjetischen Truppen gaben dann den Anstoß zu einer erneuten Änderung im Deutschenbild. Die Exzesse und die Primitivität der sowjetischen Soldaten, die Perfidie der Besatzungsmacht, die wirtschaftliche Ausbeutung durch die Sowjets, Brutalität und Terror der Rákosi-Diktatur sorgten für eine zunehmende Relativierung der deutschen Sünden. Vergleiche boten sich an, die frühere Not verblaßte vor aktuellen Tagessorgen, und die Flüsterpropaganda pochte bald an offenen Türen mit ihrer These: »Die Deutschen hatten also doch recht« – zumindest mit ihrer Warnung vor dem Bolschewismus.

Das inzwischen neuentstandene günstige Deutschenbild ist gewissermaßen ein Nebenprodukt der pro-westlichen Einstellung der ungarischen Bevölkerung. Der Anti-Kommunismus des Westens, seine freiheitlichen Institutionen, das mobile Leben seiner Menschen und ihr Wohlstand sind die Gründe einer allgemeinen Sympathie für den Westen, welche heute mehr und mehr auf die Bundesrepublik und ihre Bewohner übertragen wird. Man stellte sich im stillen die Frage: Wenn die ehemaligen westlichen Gegner Deutschlands den Deutschen verzeihen konnten, warum sollten wir es nicht tun? Darüber hinaus rief das Wirtschaftswunder den Glauben an alte Tugenden, vor allem an die deutsche Tüchtigkeit, wach. Die demokratische Regierungsweise beruhigte die Zweifler. Das wachsende Ansehen der Bundesrepublik auf wirtschaftlichem, politischem und militärischem Gebiet erweckte Hoffnungen bei der Bevölkerung, daß Westdeutschland vielleicht sogar Ausgangspunkt einer Zählung des Kommunismus und einer Zurückdrängung der Sowjets aus dem osteuropäischen Raum werden könne.

Im Gegensatz zu Polen und der Tschechoslowakei wird diese Hoffnung nur bei wenigen durch die Furcht vor einem wiedererwachenden deutschen Militarismus



gedämpft. Übrigens scheiden sich, jenseits aller offiziellen Sprachregelung der jetzigen Regime, an dieser Frage in ganz Osteuropa die Geister.

Soweit die kurze Übersicht der geschichtlichen Entwicklung beider Länder mit ihren Auswirkungen auf das Deutschenbild der Ungarn in der Vergangenheit. Sie kennzeichnet den Ausgangspunkt des gegenwärtigen offiziellen Deutschen- und Deutschlandbildes der ungarischen Massenmedien.

Die in weiten Kreisen der ungarischen Bevölkerung wachsende Sympathie für die Westdeutschen zwangen das kommunistische Regime Ungarns, diesem Prozeß mit einer stark negativen Darstellung der Westdeutschen und einer übertrieben positiven der Ostdeutschen entgegenzuwirken – entsprechend dem Motto: »zwei Welten in einem Land«.<sup>15</sup> Aus ideologischen und innenpolitischen Gründen begannen Presse und Rundfunk mit ihrer Verteufelung der »kapitalistischen« Westdeutschen, die sie der verschiedensten politischen, nationalen und menschlichen Sünden und Fehler bezichtigten.

Darüber hinaus sollte eine Diskriminierung der Bundesrepublik die Außenpolitik des von Moskau geleiteten sozialistischen Lagers unterstützen, deren Ziel es ist, die westliche Allianz durch Verdrängung der USA aus Europa zu schwächen und die Einheit des eigenen Lagers durch Zementierung des europäischen Status quo zu stützen. Hier verfahren die Massenmedien ähnlich wie bei der Verteidigung der ideologischen Interessen. Was immer die Bundesrepublik tat oder zu tun unterließ, sie wurde des »Militarismus, Revanchismus und Faschismus« bezichtigt. Gleichzeitig beschwor man unverdrossen die Erinnerung an die Jahre 1933/1945 herauf und malte die Gefahr eines Rückfalls an die Wand. Dieses Vorgehen sollte einerseits die Freunde der Bundesrepublik von ihrem »bösen«, vorbelasteten Verbündeten abwenden, andererseits, gemeinsam mit dem Schreckgespenst USA, indirekt und als negatives Bindemittel den Zusammenhalt des eigenen Lagers fördern.

Nach Bildung der SPD/FDP-Koalition und Einleitung einer neuen Ostpolitik Anfang 1970 mußte auch das Deutschlandbild der neuen politischen Lage angepaßt werden. War im Falle Westdeutschland das Darstellungsproblem bislang leicht zu lösen, weil der politische Feind mit dem ideologischen identisch war, so mußte dieses nun wesentlich differenzierter werden. Bleibt nämlich der »Westdeutsche« auch weiterhin ein ideologischer Feind, so sind doch manche Westdeutsche inzwischen doch zu möglichen politischen Freunden avanciert.

In Kursänderungen aus Gründen der höheren Politik dialektisch erfahren, wandte die ungarische Regierung und ihre Massenmedien eine selektive Taktik an, die gewisse Kreise der Bundesrepublik, darunter in erster Linie die Bundesregierung selbst, vom Vorwurf des »Militarismus, Revanchismus und Faschismus« freispricht. Die neue Ostpolitik wird als »längst fälliger Schritt« auf dem »richtigen« Wege gelobt, jedoch mit dem Vorbehalt, den »schönen Vorsätzen müßten auch Taten folgen«,<sup>16</sup> und die »Realitäten« seien auch in Zukunft zu »respektieren«. Weiterhin wird aber unablässig die Gefahr des »Militarismus, Revanchismus und



Faschismus« beschworen, die vor allem von seiten einer »mächtigen« Opposition drohe. Noch immer, so heißt es, vertreten die Westdeutschen und mit wenigen Ausnahmen auch die Sozialdemokratie eine gefährliche Art des »sündhaften Kapitalismus« mit schädlichen Auswirkungen auf Menschen und Institutionen des Landes. Es muß jedoch eingeräumt werden, daß der westdeutsche Kapitalismus, infolge der gewissen wichtigen westdeutschen Kreisen erteilten politischen Absolution, manches von seiner früheren »Sündhaftigkeit« verloren hat. Es scheint, als ob die neue Unterscheidung zwischen politischem und ideologischem Feind beim Aufbau eines neuen Deutschlandbildes vorerst eine spürbare Unsicherheit ausgelöst hat.

Das Deutschlandbild der Nachkriegszeit wurde und wird jedoch nicht nur von Ideologie und Politik bestimmt. Auch persönliche Ressentiments seiner Zeichner spielen hier eine gewichtige Rolle. Die anti-westdeutsche Pressekampagne vereinigt unter ihrer Fahne auch heute nicht nur gehorsame Kommunisten und Tagesopportunisten, sondern auch zahlreiche parteilose Journalisten, die eine persönliche Aversion gegen die Deutschen hegen, ja sogar einen untilgbaren Deutschenhaß pflegen. Es handelt sich zumeist um Naziverfolgte oder Personen, deren Familienangehörige von den Nazis umgebracht wurden. Ferner um Menschen, die den deutschen Einmarsch vom März 1944 auch heute noch als schmachvollen Verrat betrachten, oder um solche, die das deutsche Wesen einfach als unsympathisch empfinden und die »unberechenbaren Teutonen« heute noch oder schon wieder fürchten. Viele Anzeichen lassen jedoch vermuten, daß diese Gruppen der Deutschen- und Westdeutschen-Hasser heute bereits ziemlich klein sind und gegenüber dem großen Lager der Freunde Westdeutschlands jedenfalls eine kleine Minorität darstellen. Freilich fiel dieser Minorität bei der Gestaltung des offiziellen Deutschlandbildes bisher aus politischen Gründen eine unverhältnismäßig große Rolle zu.

Es verdient erwähnt zu werden, daß manche Kenner der ungarischen Politik die anti-westdeutsche Pressekampagne der sechziger Jahre nur als ein Manöver zur Beschwichtigung der Sowjets werten. Damit wollte man, so meinen sie, einen stark prosovjjetischen Kurs simulieren und dadurch dem eigenen Regime ein Alibi für eine liberalere Innenpolitik und ungestörten Handel mit dem Westen verschaffen. Diese Ansicht läßt sich durch manche Leitartikel der Parteizeitungen wohl belegen. Jedoch gelten bei Reportagen, Buch- und Filmrezensionen oder Nachrichten, die allein für das ungarische Publikum bestimmt sind, sicherlich andere Gesichtspunkte. Hier sind für Inhalt und Ton der Artikel nicht außenpolitische Rücksichtnahme ausschlaggebend, sondern innenpolitische und ideologische Zielsetzungen sowie persönliche Gefühle der Journalisten.



## DIE DEUTSCHEN

### *»Die Deutschen« – ein leidiges Vorurteil*

In der Berichtsperiode zählte die pausenlose Verteufelung der Deutschen, wenn auch nicht zu den wichtigsten, so doch jedenfalls zu den stark bezeichnenden Zügen der ungarischen Presse. In Tausenden von Artikeln war zu lesen, der Deutsche sei materialistisch, unsittlich, korrupt, von Untertanengeist geprägt und undemokratisch, manchmal zwar tüchtig, aber fast immer ein Nazi und ein Militarist. All jene Behauptungen suggerierten zwangsläufig den Schluß: »Der Deutsche« ist unverbesserlich böse.

Angesichts der wahrhaft endlosen Beschuldigungen mußte es den arglosen Betrachter eigentlich überraschen, wenn er dann plötzlich und unvermittelt las: »Mein Gerechtigkeitssinn rebelliert jedesmal heftig, wenn ich leichtfertig hingeworfene Verallgemeinerungen über die Deutschen höre.«<sup>1</sup> Mit Bemerkungen dieser Art aber wandten sich hin und wieder einige ungarische Journalisten gegen »leidige Vorurteile«, die »die Deutschen« in Bausch und Bogen verdammen, und sie rügten jene Leute, die sich von dieser Befangenheit noch immer nicht befreit hatten. Ja, manche riefen sogar zum Kampf gegen diese Pauschalurteile auf: »Man kann hier nicht mehr von Ahnungslosigkeit oder Beibehaltung konventioneller Sprachgewohnheiten reden. Vielmehr haben wir es mit unzutreffenden Vorurteilen, ganzen Komplexen eines Aberglaubens zu tun. Dem müssen wir uns entschieden widersetzen...«<sup>2</sup>

Eine paradoxe Situation. Einerseits eine schier grenzenlose Anstrengung, »den Deutschen« pauschal zu verurteilen, andererseits gelegentliche Mahnungen, mit den Verallgemeinerungen aufzuhören. Einwände und Ermahnungen, wenn gleich bis heute nicht verstummt, häuften sich insbesondere in den Jahren 1959 bis 1962. Dieser Zeitpunkt allein gibt schon eine hinreichende Erklärung für den widersprüchlichen Zustand. In jenen Jahren nämlich erreichte die anti-westdeutsche Kampagne ihren Höhepunkt, während gleichzeitig der Versuch unternommen wurde, die DDR beim Parteivolk und in der breiten Öffentlichkeit populär zu machen. Wie weit es sich bei den kritisierten Vorurteilen um echte oder von der Presse nur vorgetäuschte handelte, bleibt dahingestellt. Sicher ist, daß echte Vorurteile und Haßgefühle gegen die Deutschen unter Parteimitgliedern weitaus häufiger und stärker anzutreffen waren als in der breiten Öffentlichkeit. Gerade hier aber erwiesen sie sich als Hemmnis für eine offizielle Politik der Brüderschaft unter sozialistischen Staaten, d. h. in Bezug auf die DDR: Man kann nicht »die Deutschen« in ihrer Gesamtheit beschimpfen, ohne damit auch gleichzeitig die Deutschen in der DDR zu beleidigen. Eine genauere Differenzierung zwischen Deutschen und »Deutschen« war aus politischen Gründen unbedingt geboten.



Bei der nunmehr gelegentlichen Bekämpfung globaler anti-deutscher Vorurteile wurden diese teils entschuldigt, teils selbstkritisch getadelt, manchmal aber auch scharf verurteilt – wie z. B. von Lajos Mesterházi. Er schreibt unter anderem: »Da gibt es bei uns Fesseln, von denen sich unser Denken nicht befreien kann; manche schleppen sie mit sich herum und sind noch stolz darauf. Es sind die Vorurteile gegenüber den Deutschen. Jahrhunderte hindurch waren diese Vorurteile mit unserem Patriotismus verbunden, seit anderthalb Jahrzehnten sind sie mit dem Antifaschismus verknüpft. Heute haben sie weder mit dem einen noch mit dem anderen etwas zu tun. Ja, ich befürchte, sie beruhen nur noch auf Beschränktheit.«

Wie schädlich es sei, Ressentiments beizubehalten, wie schwer aber auch, sie abzustreifen, erläutert Mesterházi an folgenden Beispielen: »In diesem Frühjahr betrat ich nach dreiundzwanzig Jahren wieder deutschen Boden. Ich muß gestehen, es überkam mich ein sonderbares Gefühl, als ich auf dem Schönefelder Flughafen die bekannten feldgrauen Uniformen wiedersah. Reisegefährten bestätigten mir später, daß auch sie im ersten Augenblick bestürzt waren. Wir versuchten uns selbst eine Erklärung zu geben: ›Zum Teufel, das hier sind doch Freiwillige, Soldaten des Friedens. Sie haben uns um Waffen ersucht, um in ihrem Lande dieselbe Ordnung zu schützen, die auch unsere Soldaten daheim verteidigen. In Adenauers Deutschland dagegen werden die Leute angeworben. Trotz anderer Uniform, khakifarben und nach amerikanischem Schnitt, greift man dort, im Grunde genommen, doch für dieselben Ziele zu den Waffen wie einst unter Hitler. An die feldgrauen Uniformen hier hat man sich inzwischen längst gewöhnt, und Gewohnheit ist sowieso eine große Macht. Warum also sollten wir daran Anstoß nehmen? Unsinn! Das Ziel, das man auf seine Fahnen schreibt, ist das Wesentliche. Sollen sie hier daher ruhig ihre alten Uniformen tragen!‹ – So argumentierten wir gegen unsere eigenen rebellierenden Gefühle.«

»Und noch einen Fall möchte ich erwähnen. Das war vor etwa sechs Jahren bei irgendeiner Friedenskundgebung in der Sporthalle. Ein westdeutscher Friedenskämpfer meldete sich zu Wort. Mit scharfen Worten verurteilte er die Pläne der Bonner Regierung, deren Ziele schon damals offensichtlich waren. Er sprach mit hartem Tonfall und norddeutschem Akzent, etwas zu energisch, etwas zu laut. Eine neben mir stehende Frau bemerkte: ›Furchtbar!‹, eine andere: ›Fehlt nur noch die Uniform‹ und eine Dritte: ›Ich kann es nicht mit anhören.‹ Keine verstand deutsch; was der Mann da sagte, erfuhren sie erst durch den Dolmetscher... Doch auch in mir wurden unangenehme Erinnerungen wach, und ich verstand das Unbehagen. Ich glaube, es gibt bei uns viele Menschen, denen es genauso ergeht – sie verstehen kein Wort, wissen nicht, was der Redner sagt, ob er überhaupt ein Deutscher ist – aber allein der rhythmische Ablauf der Sprache läßt keinen Zweifel aufkommen: ›Der da sagt's auf deutsch.‹«<sup>3</sup>

Das politische Problem undifferenzierter Voreingenommenheit gegenüber den Deutschen illustriert auch Jenő Szántó, Kommunist und Redakteur der Partei-



zeitung »Népszabadság«, in seinem Artikel »Wie stehen wir Ungarn eigentlich zu den Deutschen?« Er zitiert einleitend Antworten aus dem Kreis seiner – vermutlich kommunistischen – Freunde und Bekannten und stellt fest: »Überall hört man recht selbstbewußte Äußerungen wie ›ich habe die Deutschen nicht gern‹ oder ›weißt Du, mein Lieber, es klingt vielleicht überheblich, aber Du magst sagen, was Du willst, ich liebe diese Deutschen nun einmal nicht‹.«

Diese Antipathie versucht Szántó zunächst zu rechtfertigen: »Solche Gefühle sind die Überreste tiefen Leides und als Folge persönlich erlittener Erniedrigungen, ausgestandener Torturen, schmerzhafter Erinnerungen voll Trauer und Haß mehr als verständlich. Wären solche Gefühle Ausdruck eines Antifaschismus, so könnte man sich kaum etwas Heiligeres und Humaneres wünschen. Aber« – und hier verweist Szántó auf die Gefahren einer solchen Rechtfertigung – »welche Ideologie, welche politische Richtung hat denn schon einmal Kollektivhaß gepredigt, wer ganze Völker und Menschengruppen verdammt, ja sie in Waggons verfrachtet und in Krematorien verbrannt, nur weil diese Menschen dieser oder jener Gruppe angehörten? Diese Ideologie, diese politische Richtung war ganz gewiß nicht diejenige des Antifaschismus. Das wissen wir wohl... Es soll womöglich noch kämpferisch klingen, wenn man jetzt die Deutschen en bloc verdammt. Wir müssen tapfer sein und die Wahrheit offen aussprechen: Eine solche Verallgemeinerung ist nicht Teil des antifaschistischen Kampfes. Sie kann es nicht sein. Man kann nämlich nicht den Faschismus und gleichzeitig damit auch die Opfer des Faschismus hassen. Wer diese Frontlinie verwischt, erschwert den Kampf gegen den Faschismus und seine Überreste. Es ist nicht zu leugnen, daß die ersten Opfer der Nazis doch Deutsche waren. Wenigstens – um auch hier nicht zu verallgemeinern – Millionen der Besten des deutschen Volkes.«

Abschließend erläutert Szántó, wo die heutige »Frontlinie« zu verlaufen habe: »Wir müssen lernen, Freund und Feind zu unterscheiden. Allein schon deshalb, weil in der Bundesrepublik der Nazismus in einem neuen, doch keineswegs so ganz neuem Gewande wieder die Szenerie beherrscht. Angebliche Kameradschaftstreffen sind seine Kanzeln, seine Presse hetzt gegen benachbarte und andere Völker, und der Bonner Staat tritt in seinen offiziellen Verlautbarungen sogar offen für die Grenzen von 1937 ein. Leider gibt es auch ein ›solches‹ Deutschtum. Europa, sei auf der Hut!«<sup>4</sup>

Die Bestrebungen, anti-deutsche Pauschalurteile abzubauen, dienen in der Regel dem Wunsch, das Verhältnis zwischen Ungarn und Ostdeutschland zu verbessern. Doch keine Regel ohne Ausnahme. Nachfolgendes Beispiel zeigt, welche Konstruktion Lajos Mesterházi gebraucht, um eine äußerst »heikle Frage« zu präsentieren: Den Nationalismus der ungarischen Bevölkerung, der die Beziehungen zu Moskau stört.

»Vor einigen Tagen«, schreibt Mesterházi, »besuchte mich ein relegierter Publizist. Man hatte ihn ungerechterweise kaltgestellt. Deshalb schimpfte er mit einiger Berechtigung auf seine Widersacher in der Redaktion. Aber wie?! Einen bezeich-



nete er sogar abfällig als einen ›Volksdeutschen‹. Ich sagte ihm, daß dies nicht zutrefte. Darauf antwortete mein Gesprächspartner: ›Mag sein, dann hat sich aber bestimmt so ein deutscher Landsknecht seinerzeit allzusehr um dessen Großmutter gekümmert.‹ Ich fragte erstaunt, wie er denn darauf komme. ›Weil der Kerl feige und opportunistisch ist‹, lautete die Antwort. – Klingt das alles nicht merkwürdig? Hier offenbart sich doch die mangelnde Logik einer Mentalität, die alle guten menschlichen Eigenschaften wie Gastfreundschaft, Tapferkeit, Aufrichtigkeit, Ritterlichkeit usw. als ungarisch monopolisiert, während jede menschliche Niedertracht als nicht-ungarisch bezeichnet wird . . . .«<sup>5</sup>

Es wäre müßig, darüber zu spekulieren, ob das obige Gespräch überhaupt stattgefunden, beziehungsweise ob sich der Vorfall tatsächlich so abgespielt hat. Eines steht jedenfalls fest: Welche »Teufel« die »bösen Deutschen« sonst auch sein mögen, im heutigen Ungarn hat kein einziger »Volksdeutscher« die Macht, einen Publizisten kaltzustellen. Die besitzen heute nur Moskau-hörige Opportunisten, und gegen sie richtet sich die Bemerkung des ausgebooteten Publizisten. Unter vier Augen wird über diese moskautreuen Machttträger ausgiebig geschimpft. Doch ist es undenkbar, dieses Tabu öffentlich zu berühren oder gar darüber zu schreiben. So nähert man sich dem heiklen Problem über eine Eselsbrücke und beschwört die angebliche Romanze der Großmutter mit dem deutschen Landsknecht.

### *Die falsche These vom »Nationalcharakter«*

Verallgemeinerungen über die Deutschen widersprechen nicht nur dem politischen Gebot, sich an die »Realität zweier deutscher Staaten« anzupassen, sie stehen vor allem in krassem Widerspruch zur marxistischen Ideologie. Stereotypen wie, »ein »Deutscher bleibt immer ein Deutscher« – »wieder sind es die Deutschen, die den europäischen Frieden gefährden« – »das Kriegerische entspricht dem deutschen Charakter und ist Teil seines Wesens«<sup>1</sup> sind, marxistisch gesehen, schon deshalb unsinnig, weil der Mensch als Produkt seiner Umwelt nicht mit erblichen Veranlagungen und unveränderlichen Charaktereigenschaften belastet werden kann.

Dennoch wird in der ungarischen Presse gegen diese marxistische These immer wieder verstoßen. Ja, der Verstoß hat sich langsam als die Regel etabliert. Abgesehen von Gedankenlosigkeit bei der tagtäglichen Schreibaarbeit, scheint es doch bedeutend einfacher und wirksamer zu sein, mit altgewohnten Populär-Stereotypen und tiefverankerten Denkschablonen zu agieren, als sich exakt an die Ideologie zu halten. Doch hat dieses ideologisch unkorrekte Verhalten immer wieder Bedenken laut werden lassen, die – wenngleich nur von einer kleinen Minderheit geäußert – mitentscheidend waren für die Anfang der 60er Jahre eingeleitete und bis heute praktisch nicht beendete Diskussion über den »deutschen Nationalcharakter«.



In diesem Rahmen bemerkt der bereits zitierte Lajos Mesterházi: »Einige verwechseln den Nationalcharakter mit der Denkweise der herrschenden Klasse, wie sie im Leben einer Nation zum gegebenen geschichtlichen Zeitpunkt zum Ausdruck kommt. Manche meinen z. B., Militarismus und Soldatentum seien typisch deutsche Nationaleigenschaften... Wie aber erklärt man die Tatsache, daß gerade Antimilitarismus und Pazifismus in der deutschen Literatur und Kunst eine so starke Überlieferung haben? Ebensowenig ist der Faschismus dem deutschen nationalen Charakter arteigen. Wer die algerischen Ultras und die Hintergründe ihrer Putschversuche kennt, wird mühelos feststellen, daß Challe und Massue nationalistische Politiker sind, ja daß diese ›französischesten aller Franzosen‹ sogar gespenstisch viele ›deutsche‹ Charakterzüge aufweisen.«

»Natürlich gibt es so etwas wie einen nationalen Charakter. Ob aber die einzelnen Charakterzüge, vom Gesichtspunkt der Gesellschaft aus, gut oder schlecht, wertvoll oder wertlos sind, darauf gibt es keine klare Antwort. Die sprichwörtliche Gründlichkeit der Deutschen beispielsweise kann sich ebenso in der Massenvernichtung von Menschen ausdrücken wie auch in friedlicher Arbeit. Selbst die Arbeit, von der die Deutschen so viel halten, kann einem guten wie einem schlechten Ziel dienen, so dem Vorteil der Ausbeuter oder dem des Volkes, den Zwecken des Krieges oder denen des Friedens. Und dem sprichwörtlichen Gefühlsreichtum der Deutschen entstammt zwar der schale und blöde Kitsch, aber auch die reichste Musikkultur der Welt!«<sup>2</sup>

Diese Erklärung wurde, zweifellos aus politischen Gründen, begrüßt und mit Veröffentlichung im offiziellen Parteiblatt honoriert. Es scheint aber, als ob gerade der willkommene politische Inhalt über die marxistische Fehlerhaftigkeit hinwegtäuscht. Mesterházi betont zwar, daß nationale Charakterzüge in Bezug auf ihre »geschichtliche Funktion« untersucht werden müssen, betrachtet sie aber praktisch als Ursache, obwohl sie nach marxistischer Auffassung nur Konsequenz und Folge sein dürfen. Er nimmt sie als vorgegeben an, redet von der »sprichwörtlichen deutschen Gründlichkeit«, anstatt zu untersuchen, warum die Deutschen gründlich sind. Nach marxistischer Ansicht keinesfalls, »weil es ihrem Charakter entspricht«.

Eine breitere, auch amüsantere Bewertung der National-Charakter-Theorie findet sich in einer Rezension von Béla G. Németh. Seiner Auffassung nach ist die nationale Charakterologie »ein stark hemmendes und verseuchendes Erbe bürgerlicher Denkweise des 19. Jahrhunderts«. In seiner Besprechung prangert er nicht nur diejenigen an, die im vergangenen Jahrhundert aus Reaktion gegen deutsche Kultureinflüsse die Unterschiede zwischen einem deutschen und einem ungarischen Volkscharakter überbetonten, sondern auch die anderen, die aus lauter Voreingenommenheit sogar Beethovens Deutschtum bezweifelten.

»Die ›Wissenschaft‹ von den nationalen Charaktereigenschaften« – so stellt Németh fest – »hat außer bei unserem Volk nur noch bei den Deutschen das kulturelle und geschichtliche Profil so schlimm entstellt. Beöthy z. B. behauptete



um die Jahrhundertwende aufgrund dieser ›Wissenschaft‹, die Seele des ungarischen Volkes stehe der Psyche keines anderen Volkes ferner als derjenigen der Deutschen. Und das ausgerechnet in Bereichen deutscher Kultur, die schönste und wertvollste Beiträge zur Weltkultur erbracht hat, z. B. in Musik, Literatur und Philosophie. Zwar hat diese ›Wissenschaft‹ heute bei uns keinen Nährboden, aber einige Überreste sind lebendig geblieben und haben ihre Spuren in Herz und Gehirn hinterlassen.«

»In einer unserer führenden Zeitungen konnte man kürzlich einen Artikel lesen, dessen Verfasser sich aus seinem tragikomischen Zwiespalt, Antipathie gegenüber dem deutschen Charakter und Begeisterung für klassische deutsche Musik, dadurch zu retten versuchte, daß er allen Ernstes erklärte, Beethovens künstlerisches Genie hätte seinen Ursprung im flämischen Volkscharakter und nicht in der deutschen Geschichte.«

»Diese hartnäckige Krankheit kann man nur mit authentischen geschichtlichen Argumenten bekämpfen. Die Gründe der Grausamkeiten, deren Augenzeugen wir waren, liegen in der deutschen Geschichte und nicht im Charakter des deutschen Volkes; wir wissen, daß ähnliche geschichtliche und gesellschaftliche Umstände bei Völkern mit gänzlich anderer Eigenart zu denselben Grausamkeiten geführt haben und wieder führen können. (Aber ebenso wie die Grausamkeit, erwuchs auch die Musik eines Beethoven oder Brahms aus der deutschen Geschichte und nicht aus dem Erbe flämischer Ahnen und damit dem Volkscharakter der Flamen.)«<sup>3</sup>

Auf die Irrtümer der »Nationalcharakterologie« und die daraus entstehende Befangenheit verweist auch Gábor Tolnai. »Antipathie gegenüber deutscher Kultur beweist antimarxistische Anschauungen«, behauptet er und setzt sich anschließend mit dem bekannten kommunistischen Schriftsteller Gábor Goda und dessen Artikel »Goethe in Florenz« auseinander.<sup>4</sup> Goda schreibt hier: »Goethes ›Italienische Reise‹ hat mich stellenweise stark fasziniert, dann wieder so geärgert, daß ich das Buch am liebsten weggeworfen hätte ...« Und warum? »Weil Goethe auch ein Deutscher ist und ihm allein deshalb schon Grenzen gesetzt sind.«<sup>5</sup>

Derartige Verallgemeinerungen forderten Tolnais Zorn heraus: »Ich werde das Gefühl nicht los, daß der konsequente Antifaschismus, der alle Werke Godas durchdringt, hier fehl am Platze ist. Vor lauter Ablehnung des faschistischen Deutschland übersieht er in seinem Wald von Haß die großartigen Bäume, die aus dem Kulturboden dieses Volkes mit allen seinen nationalen Eigenschaften in Literatur, Kunst, Musik, aber auch in der Politik emporgewachsen sind. Die Kultur eines Volkes kann uns fremd bleiben; wir können auch von Grenzen irgendwelcher Kultur sprechen, aber nur aufgrund einer geschichtlichen Analyse, nicht aufgrund einer derart subjektiven Betrachtungsweise, wie dies der Verfasser tut.«<sup>6</sup>



Es gebe zwei Arten von Deutschen, gute und böse, suggeriert Kornél Haynal in einer mit kommunistischer Langatmigkeit verfaßten Betrachtung über das Wesen der Deutschen und fährt weiter fort: »Ist wirklich jeder Deutsche dem von allen gehaßten ›Übermenschen‹ gleichzustellen? Dem Vertreter des alles unterjochenden ›Herrenvolkes‹? Dem hochmütigen SS-Schergen, dem Massenmörder in Glacéhandschuhen? Der unschuldige Frauen, Kinder, Gefangene und hilflose Greise in selbstgeschaufelte Gräber niedermäht, nachdem er sie vorher aller Kleidungsstücke beraubt hat?«

»Angesichts der durch Jahrhunderte deutscher Unterdrückung erzeugten Verbitterung neigt man dazu, ›Ja‹ zu sagen ... Doch kann man, ja darf man ein Volk mit seinen Mördern identifizieren? Ich persönlich habe eine ganze Familie in Todeslagern verloren, in Strafkompagnien, die man über Minenfelder jagte ... Aber habe ich deswegen das Recht, ein ganzes Volk zu hassen? Dieses Volk hat nicht nur Hitler, Goebbels und die mordenden schwarzen Regimenter hervorgebracht, sondern auch schöpferische Genies in Literatur, Musik und Wissenschaft, ohne die eine europäische und Weltkultur undenkbar wäre.«

»Richtig, wird man einwenden, aber nicht die Größen der Kultur und Wissenschaft befehligten die Truppen Bismarcks, als sie in Frankreich einfielen und mithalfen, die Pariser Kommune in Blut zu ersticken ... Auch waren nicht sie es, die die Regimenter Kaiser Wilhelms zum meuchlerischen Angriff gegen Belgien führten ... Nicht diese befehligten Hitlers Horden, die Warschau niederbrannten, tausende sowjetischer Dörfer und Städte ausraubten und ausrotteten.«

»Das stimmt natürlich. Doch sollte man auch nicht vergessen, daß sich Marx und Engels gegen die Eroberungspläne Bismarcks auflehnten; daß August Bebel sich dem Feldzug Kaiser Wilhelms widersetzte, indem er die Losung für das echte Deutschland ausgab: ›Diesem System keinen Soldaten und keinen Pfennig.‹ Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Ernst Thälmann und Wilhelm Pieck haben Stimme und Faust gegen den nach der Niederlage des Ersten Weltkrieges wieder erwachenden Militarismus erhoben; und es war ein Deutscher, Thomas Mann, der die Aufmerksamkeit der Welt auf die Unmenschlichkeit des Nazifaschismus lenkte, als er ausrief: ›Ich warne Europa‹ – und das zu einer Zeit, als die Angelsachsen noch mit den Mördern flirteten ...«<sup>1</sup>

Mit diesen Überlegungen versucht Haynal zu demonstrieren, wo in den letzten 150 Jahren deutscher Geschichte die bösen und die guten Deutschen standen. Seine Gedankengänge sind nicht sonderlich originell. Man denke an die im Westen übliche Kontrastierung »hier Potsdam – dort Weimar«. Eine Etikettierung, an der sich im allgemeinen auch die heutige ungarische Presse orientiert: Hier die bösen Charaktere, »extreme Gestalten der Aggressivität wie Friedrich d. Gr., Bismarck, Kaiser Wilhelm, Hitler«,<sup>2</sup> dort die guten Charaktere, »Humanisten« und »Dichter und Denker« wie Goethe, Schiller, Hölderlin, Marx und Engels; ebenso



Thomas Mann, »der das Gedankengut Goethes wieder aufleben ließ, als er seinem Volk die Rolle des geistigen Vermittlers empfahl und es vor hochmütiger Absonderung, geschmacklosem exzentrischem Benehmen, vor Selbstlob und verrückten und selbstmörderischen Welteroberungsplänen warnte«;<sup>3</sup> ebenso auch die deutschen Komponisten mit ihrer Musik, »deren Reinheit der romantischen deutschen Gefühlswelt entspringt und Teil der humanistischen deutschen Tradition ist«.<sup>4</sup>

Jenseits aller historisierenden Betrachtung erhebt sich angesichts der Teilung Deutschlands die Frage, wie heute zu unterscheiden sei. Ideologische Ansatzpunkte einer Antwort sind in folgenden Feststellungen gegeben, die aus Diskussionsbeiträgen über den »deutschen Nationalcharakter« stammen: »Nationale Charaktereigenschaften können wir nur dann richtig beurteilen, wenn wir sie in ihren geschichtlichen Veränderungen und Funktionen untersuchen«;<sup>5</sup> und: »Nationale Eigenschaften werden durch konkrete Gesellschafts- und Klassenformen verkörpert«.<sup>6</sup>

Diese kompliziert anmutenden Leitsätze besagen letztlich nichts anderes, als daß der Mensch mit seinem Verhalten von der jeweils gegebenen historischen Umwelt bestimmt werde. Der Kapitalismus, weil eine überholte Gesellschaftsform, entfalte im Menschen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur schlechte Eigenschaften und forme entweder den Typ des bösen Unterdrückers oder den Typ des degenerierten, nicht vollwertigen Unterdrückten. Der Sozialismus dagegen, die gesellschaftliche Vorstufe des Kommunismus, erwecke im Menschen die guten Eigenschaften und verwandele ihn allmählich zum perfekten »neuen sozialistischen Menschen«.

Über Originalität, Logik und Übereinstimmung dieser These mit den Tatsachen ließe sich mancherlei Kritisches sagen. Sie hat aber zweifellos den Vorzug, plausibel und leicht verständlich zu erscheinen. Darüber hinaus liefert sie der kommunistischen Presse die ideologische Rechtfertigung, die guten und bösen Deutschen, entsprechend der »politischen Realität«, auch geographisch getrennt zu versammeln: Die bösen Deutschen ausschließlich dort, wo die kapitalistische Gesellschaft weiterbesteht, also im Westen. Die guten hauptsächlich da, wo man den Sozialismus aufbaut, also im Osten.

Diesen Gedankengang umreißt Lajos Mesterházi wie folgt: »Die Teilung Deutschlands ist so nachteilig für Europa und die Welt, daß es schwer fällt, daran auch etwas Gutes zu finden. Immerhin aber hat sie den Vorteil, uns eines verständlich zu machen: Nicht nur heute, sondern schon immer gab es zwei deutsche Nationen, wenn früher auch nicht geographisch oder staatlich aufgeteilt. Die Zwei-Nationen-Theorie Lenins wird uns heute an der Existenz zweier deutscher Staaten ganz klar.«

»Es gibt da einen Adenauer, einen besessenen Greis, einen Wahnsinnigen wie Hitler und Kaiser Wilhelm, ein verschrobenes Gehirn, der sein Land trotz der Millionenverluste im letzten Krieg am liebsten wieder in einen neuen Krieg führen möchte. Und es gibt Frontkämpfertreffen in Westdeutschland, wo man Hitler



hochleben läßt und wo marschiert wird; wo Übungen abgehalten werden, bei denen Soldaten mit den neuesten Methoden der Massenvernichtung bekanntgemacht werden; wo die kommunistische Partei verboten ist; wo zwei von drei neuen Büchern mittelbar oder unmittelbar die Unbesiegbarkeit des deutschen Heeres verherrlichen und wo solche Bücher auch noch Leser finden. Und der Egoismus des nach Bier stinkenden, feigen Kleinbürgers duldet und applaudiert sogar diesem parlamentarisch verkleideten Faschismus.«

»Es gibt aber auch ein anderes Deutschland, wo der ›heilige‹ und ›unantastbare‹ Grundbesitz der alten Junkerkaste aufgeteilt wurde, wo mehr als 90 % der Industrieerzeugnisse aus modernen Großbetrieben stammen, die volkseigener Besitz sind; wo das große technische Können der Deutschen, ihr sprichwörtlicher Fleiß und ihre Gründlichkeit dem Frieden, der besseren Zukunft der Menschheit, unserer Sache dienen; wo einst nach Feldherren benannte Straßen und Plätze nach den Namen der auch bei uns beliebten Dichter umbenannt wurden; wo dieselben Lieder der Arbeiterbewegung gesungen werden wie bei uns, nur eben auf Deutsch; wo unsere Helden und Märtyrer ebenso geehrt werden wie die eigenen. Zwar ist die Teilung ein großes Unglück für ganz Europa und die Welt, aber sie macht aus dem Wort Deutsch eine greifbare Wahrheit, löst in kluger Art und Weise das bisher im Dschungel der Vorurteile versteckte Problem der Ambivalenz, das der Ausdruck ›Deutsch‹ früher in uns hervorgerufen hat.«<sup>7</sup> Kurz, »die Begriffe ›Deutschland‹ und die ›Deutschen‹ haben heute einen doppelten Inhalt«.<sup>8</sup>

Diesen und ähnlichen Feststellungen entsprechend differenziert die Presse heute zwischen den Deutschen weitgehend nach geographischen Gesichtspunkten. Im Westen Deutschlands, so heißt es, finde man »die von Nationalismus, Untertanengeist und Rassenstolz durchdrungenen Massen«.<sup>9</sup> »Teutonen-Esprit, der Monumentales leicht mit Großem verwechselt ...«.<sup>10</sup> »Die schlechtesten der deutschen Eigenschaften, die ihnen am meisten geschadet haben, wie Wichtigtuerei, Hochmut, pedantischer Dogmatismus, dumme Überheblichkeit, Grobheit und Gewalttätigkeit ...«<sup>11</sup> »Den deutschen Geist, von dem Heine in seiner Satire ›Deutschland, ein Wintermärchen‹ nur mit Verachtung schrieb ... Einerseits kleinbürgerliche Sentimentalität, andererseits der myrtengeschmückte Soldatenrock und manchmal auch beides zusammen: Der gefallene junge deutsche Soldat, umrankt von Rosenzweigen.«<sup>12</sup>

»Im besseren Deutschland«,<sup>13</sup> im Osten dagegen, finde man »17 Millionen fleißige, arbeitsame, ehrliche Bürger der Deutschen Demokratischen Republik«<sup>14</sup> ..., »in denen die Liebe zu Betrieb und Handwerk tief verwurzelt ist«<sup>15</sup> ..., »die bescheiden über ihre Erfolge berichten und den Schwierigkeiten tapfer entgentreten, aus denen weder der viel gescholtene Hochmut noch Überheblichkeit sprechen. Die, auf welchem Gebiet eines neuen Lebens sie als Leiter oder Arbeiter auch immer tätig sein mögen, von Realismus und Optimismus durchdrungen sind, mit aller Nüchternheit die Tatsachen erwägen, positive Errungenschaften in die Waagschale werfen, aber auch nicht vergessen, Kritik an negativen Erscheinungen zu



üben ...<sup>16</sup> »Eine Lebensform mit vielleicht weniger individueller Farbe und Bewegung« als auf der westlichen Seite, dafür aber ein Mehr an »Planmäßigkeit, kollektivem Gefühl ..., Zweckmäßigkeit, Ausgeglichenheit und Folgerichtigkeit«;<sup>17</sup> nicht zuletzt durch »die Mitglieder jener Partei, die die Energien der Deutschen potenzieren und ihre besten Eigenschaften formen konnte«.<sup>18</sup>

Mit anderen Worten: »Die Existenz zweier deutscher Staaten ist eine geschichtliche Notwendigkeit ... Sie fixiert die These: Es gibt zwei Arten einer deutschen Nation, eine sozialistisch-demokratische und eine kapitalistisch-neonazistische.«<sup>19</sup> Oder, in der so oft benutzten, pathetisch-schwülstigen Sprache ausgedrückt: »Nicht nur rein geographisch existieren zwei deutsche Staaten. Der eine, die Deutsche Demokratische Republik, ist das Vaterland des deutschen Volkes, das zum Frieden strebt, wahrer und sprießender Keim eines zum Erblühen bestimmten Deutschland. Der andere Staat, die Bundesrepublik Deutschland, ist das Land eines, seine Reihen neu ordnenden, großdeutschen Imperialismus und kriegslüsternen Militarismus«,<sup>20</sup> »wo die beunruhigenden Flammen des Neonazismus lodern, der die Vergangenheit eher vergessen als tilgen will, die Verantwortlichen lieber freispricht als verurteilt, alte Mythen eher rehabilitiert als niederkämpft«.<sup>21</sup>

Allein mit der Teilung der Deutschen in Gute und Böse sind die Bemühungen der Presse jedoch noch nicht erschöpft. Sie versucht darüber hinaus der Bevölkerung auch eine Verhaltensweise zu diktieren, nämlich die Guten zu lieben und die Bösen zu hassen. So ruft Lajos Mesterházi nach einer Analyse der beiden Arten von Deutschen aus: »Lieben wir das, was liebenswert ist, und hassen wir alles, was wir im Interesse unserer eigenen Existenz hassen müssen.« Und gleichsam bedauernd schließt er: »Auch ohne Vorurteile bleibt uns leider noch genug zu hassen übrig.«<sup>22</sup>

In einer Reportage über die DDR ertönt derselbe Ruf, dieses Mal aus dem Munde eines Westdeutschen, der seine Flucht in die DDR in einem Presse-Interview so motiviert: »Die Unmenschlichkeit der Gesellschaft ›drüben‹ war einer der Hauptgründe, warum wir in die DDR gekommen sind ... Die Humanität der neuen deutschen Gesellschaft ›hier‹ prägt sich der Seele des Ankömmlings am tiefsten ein ... Das eine Deutschland, das ›hiesige‹, muß man lieben; das andere, ›da drüben‹, ist zu hassen.«<sup>23</sup>

Jenő Szántó dagegen versucht, dieses Thema mit einer gewissen Toleranz zu behandeln, wenn er schreibt: Ich kenne witzige Zyniker, die von der DDR behaupten: ›In diesem Teil Deutschlands leben jene Deutsche, die man lieben muß.‹ Nein! Lieben soll man, von Staatsgrenzen unabhängig, alle, die es verdienen, und nicht die, die man lieben ›muß‹. Das deutsche Volk hat in beiden Teilen Deutschlands hervorragende Söhne, progressive Elemente. Doch der Unterschied ist überwältigend: In der DDR kann sich zum ersten Mal alles, was im deutschen Volk achtenswert ist, organisieren und voll entfalten. Denn man muß wissen: Die deutsche Geschichte seit Friedrich dem Großen über Bismarck bis hin zu Erhard zeigt nicht nur eine manisch aggressive, expansive Linie, sondern auch eine andere voller



Insurrektionen, Bauernkriege und unvollendeter Revolutionen. Die DDR wurde gegründet, um diese Linie zu vollenden.«<sup>24</sup>

### »Gute« und »böse« Westdeutsche

»Man sagt, die Deutschen seien fettwanstig, stopften sich mit Sauerkraut voll, träumten von der Rückkehr der Nazis und kümmerten sich nicht um ihre Säuglinge«. Mit diesem provokativen Satz beginnt eine Artikelserie von Imre Tatár über die Westdeutschen. »Doch ist das wahr?«, fragt der Autor, um dann sogleich zu beteuern, daß er sich an Ort und Stelle gewissenhaft umgesehen habe, ob dieses Klischee, das im Westen immer noch herumgeistere, der Wahrheit entspreche. Über das Ergebnis dieser Wahrheitssuche ist dann allerdings nur wenig zu erfahren. Über Sauerkrautverbrauch und mangelnde Kinderliebe der Westdeutschen läßt Tatár seine Leser im ungewissen, und hinsichtlich westdeutscher Fettleibigkeit und Traumbilder berichtet er lediglich, daß »einige« von den Jugendlichen, die er traf, weder von den Nazis träumten noch »an einer (körperlichen oder geistigen) Verfettung litten«.

Statt seine Frage konkret zu beantworten, zieht Tatár es vor, seinen Lesern neue Vorstellungen von einem »zwiespältigen« Land und seiner Bevölkerung zu vermitteln. Er läßt eine große Zahl von Westdeutschen Revue passieren, unter ihnen viele »enttäuschende« und wenige »vielversprechende«, viele mit gefährlichen, einige mit richtigen politischen Ansichten, manche sympathisch, die meisten unsympathisch. – Tatár ist sichtlich bemüht, eine neue und differenziertere Schablone von den »Westdeutschen« aufzubauen, ohne jedoch die alten Klischees von den »Deutschen« zu widerlegen. Eine Methode, die heute von den meisten ungarischen Journalisten praktiziert wird.

Die Angehörigen der älteren Generation Westdeutschlands, meint Tatár, seien nicht mehr »verheißungsvoll«, denn »sie haben bereits vier Systemen untertänigst gedient, dem Kaiserreich, der Weimarer Republik, Hitler und dem heutigen Regime. Dadurch sind sie schon reichlich zynisch geworden«. Die junge Generation hingegen gibt ihm eher Anlaß zu Hoffnungen. Sie bestehe nicht nur aus den unverbesserlichen, »überheblichen« Westdeutschen, die beispielsweise »vor ein paar Tagen den entlassenen Kriegsverbrecher Baldur von Schirach mit Applaus empfangen«, sondern aus jenen »vielversprechenden«, »die die Welt zwar nicht mit den Augen des Sozialismus betrachten, aber Verständnis und Freundschaft für den aus dem Osten kommenden Menschen aufbringen und den Dialog mit dem Osten suchen«.<sup>1</sup>

Die Bewertung der Westdeutschen wird hier auf die einfachste politische Formel gebracht: Wer die kommunistische Politik direkt oder indirekt begünstigt oder den Kommunisten – aus welchem Grund auch immer – nützlich erscheint, ist mehr



oder weniger gut, alle anderen sind böse und schlecht. In der Sprache der ungarischen Presse, die Tatár schließlich spricht, und dessen Beitrag nur ein Beispiel unter zahllosen ähnlichen ist, wird diese Ansicht natürlich nicht so unverhohlen zum Ausdruck gebracht. Da werden die Bösen meist als »Revanchisten«, »Militaristen« und »Faschisten« bezeichnet. Die guten, die hoffnungsvollen Westdeutschen hingegen firmieren unter »Realisten« und »Antifaschisten«, bereit, »die Verantwortung für die Vergangenheit« zu tragen und sich für die »Anerkennung der Realitäten« einzusetzen. Man stellt sie dar als »einsichtige«, »realistische«, »nüchterne« und »friedliebende« Menschen, die, nach ungarisch-kommunistischer Auffassung, auf dem Pfad der Tugend wandeln und »unter ungünstigen Bedingungen einen Kampf der Selbstaufopferung gegen die machtvollen Kräfte des Revanchismus, Neofaschismus und Militarismus führen«.<sup>2</sup>

Eine detailliertere und gleichzeitig bezeichnende Aufgliederung der guten und vor allem der bösen Westdeutschen findet sich u. a. in einer Rezension von Zoltán Fábrys Buch »Der Raub Europas«, einer Analyse der deutschen Frage. Der Rezensent, Pál Pándi, versucht das Werk gegen den Verdacht der ungerechten Verallgemeinerung in Schutz zu nehmen und betont, daß es »nicht pauschal gegen die Deutschen« gerichtet sei, nicht »gegen die Deutschen, die mit Mitteln der Politik, der Wissenschaft und Kunst gegen den Faschismus waren und auch heute dagegen sind«. Es richte sich allein gegen »Nazi-Generale, die sich wieder in Machtpositionen einschleichen, gegen die preußischen Militaristen, die Machthaber der Konzerne, die Neo-Nazi-Ideologen, die rückgratlosen Kleinbürger, das beutewitternde Lumpenproletariat, die neuen und alten Barbaren . . ., die Fürsprecher der Großraumtheorie und des »völkischen Imperialismus«, die Klerikalen . . ., die die deutsche Reichsidee unterstützen . . .«<sup>3</sup>

Diese Liste läßt der Interpretation weiten Spielraum. Doch wenn man bis heute noch keine Einigung darüber erzielen konnte, ob in die Reihe der alten Barbaren nicht auch Stalin gehört, wie will man dann feststellen, wer die neuen Barbaren sind? Wer ist ein »rückgratloser Kleinbürger«, wer ein »beutewitternder Lumpenproletarier«, ein »preußischer Militarist« oder ein »Neo-Nazi-Ideologe«? Die Antwort der ungarischen Presse auf diese Fragen fällt deshalb auch sehr pauschal aus: Es sind alle diejenigen, die auf der anderen Seite der Barriere stehen.

Charakteristisch mithin für die Darstellung der Westdeutschen ist die starke Politisierung und Polarisierung des Bildes. Nicht allein die Bundesrepublik, sondern alles, was in diesem Staate lebt und wirkt, ja selbst die Landschaft wird in die Politik miteinbezogen und nach politischen Nützlichkeitsaspekten bewertet. Nicht menschliche Qualitäten, sondern vornehmlich politisches Engagement und soziale Stellung sind bestimmend für die Beurteilung des westdeutschen Menschen. Wer aus kommunistischer Sicht »richtig« liegt, wird engelsgleich porträtiert, wer »falsch« placiert ist, erscheint als Teufel. Selbst der Amerikaner, sonst Feind Nummer Eins, ist in seiner Darstellung nicht so stark von politischen Aspekten geprägt wie der Westdeutsche; ganz zu schweigen von den Angehörigen anderer



europäischer Nationen, die – machtpolitisch geringer eingestuft – meistens nur gesellschaftspolitische Betrachtungsobjekte abgeben.

So freundschaftlich die ungarische Presse im allgemeinen den Franzosen beschreibt, so frostig wird allerdings auch hier ihr Ton, wenn von französischen Kapitalisten die Rede ist. Doch wird unter den Franzosen weitaus seltener ein Kapitalist entdeckt als unter den Deutschen, und wenn, so avanciert er nicht gleich zum Imperialisten. Der Westdeutsche dagegen hat in der Regel von vornherein ein Militarist und Imperialist, ein Faschist und Revanchist zu sein, wie es die abertausende von Anschuldigungen gegen westdeutsche Politiker, Würdenträger und selbst gegen den westdeutschen »kleinen Mann« bezeugen.

Die Darstellung der westdeutschen Szene gleicht einem apokalyptischen Kampf, in welchem die bösen Militaristen und Faschisten einen erbitterten Angriff gegen die Kräfte des Friedens innerhalb und außerhalb des Landes führen. Dem Lager der Aggressoren und provokatorischen Störenfriede stehen die hehren Repräsentanten der sozialen Gerechtigkeit und internationalen Freundschaft gegenüber. Während aber die Friedensstörer immer in dunkelstem Schwarz gemalt werden, finden sich bei den Friedenswächtern farbliche Abstufungen von grau bis schneeweiß, von den aner kennenswerten Mitläufern und »Realisten« bis hin zu den Mitarbeitern, den überzeugten Kommunisten.

Die Kluft zwischen Gut und Böse gilt als unüberwindlich. Um so verwunderlicher ist dann die Beweglichkeit, mit welcher die ungarische Presse einzelne oder Gruppen von Westdeutschen, je nach politischer Opportunität, kurzerhand von einem Lager in das andere versetzt. Gerade aber dieses, für westliche Beobachter kaum durchschaubare Zusammenspiel von ideologischer Starrheit und politischer Beweglichkeit, erklärt die oft so überraschenden Reaktionen der Kommunisten. Es basiert nicht zuletzt auf jenem Lehrsatz Lenins, zwischen Strategie und Taktik, zwischen weitgesteckten Zielen und den Möglichkeiten des Augenblicks scharf zu unterscheiden und die dargebotenen Chancen zu nützen.

Diesem pragmatischen Denken entsprechend fand sich schon mancher bundesrepublikanische Bürger ohne eigenes Zutun in die Reihen der »guten« und »friedliebenden« Westdeutschen gestellt. Zu jenem Personenkreis gehören »progressive Bürger«, einige Staatsanwälte, verschiedene Gewerkschaftsführer, gesellschaftskritische Schriftsteller, von offizieller Seite übergangene Leute und – insbesondere seit 1970 – auch Politiker, sobald und solange sie den politischen »Realitäten« Reverenz erweisen.

In den meisten Fällen werden diese Personen von der ungarischen Presse als »Zeugen der Anklage« gegen angebliche Mißstände in der Bundesrepublik zitiert. Ein Schulbeispiel hierfür ist der oft erwähnte ehemalige Generalstaatsanwalt Fritz Bauer. Nach seinem Tode widmete ihm u. a. Sándor Karcagi über »Radio Kossuth« folgenden Nachruf: »Das Zimmer des Generalstaatsanwaltes Fritz Bauer unterscheidet sich stark vom obligaten westdeutschen Amtsprunk. Als ich ihn zuletzt in Frankfurt besuchte, bat er mich höflich, Platz zu nehmen, und bot



mir Zigaretten an. Er strich über seine silbernen Haare. »Fragen Sie nur ruhig, Ihr Beruf ist ja die Neugierde«, sagte er. Fritz Bauer, Generalstaatsanwalt in Hessen und Verfolger der Nazisünden, eine große Figur des antifaschistischen Kampfes, ist tot. Herzkrankheit und Überarbeitung haben seinem Leben ein Ende gesetzt. Als ich ihn anlässlich unserer letzten Unterhaltung über die Resultate seiner Arbeit befragte, sagte er mir, daß man das Ergebnis seiner Bemühungen nicht gleich wahrnehmen werde, trotzdem solle man geduldig und zäh ausharren. Er beklagte sich über verschiedene westdeutsche Behörden, die die Aufdeckung der Nazitaten behinderten. Auch äußerte er sich besorgt über das Wiedererwachen des alten Nazi-Geistes, der sich jetzt im neuen Gewand zeige.«

»Keinen anderen Staatsbeamten hat die Rechte öfter angegriffen als gerade ihn. Noch nie wurde die Versetzung eines Beamten dringlicher verlangt als die seine; aber Dr. Bauer verzagte nur vorübergehend. Um die Moral seines Volkes zu erhalten, meinte er, müsse die Vergangenheit ehrlich aufgedeckt und vor der Öffentlichkeit diskutiert werden. Recht zu sprechen allein genüge nicht, man müsse auch die Wahrheit aussprechen. Und diese sei, wie er aufgebracht sagte, daß in Westdeutschland jährlich kaum ein paar Menschen wegen Kriegsverbrechen verurteilt werden, während nach seiner Schätzung die Zahl der zur Rechenschaft zu ziehenden Personen ein oder zwei Millionen betrage. Er hat öfter unterstrichen, das Ziel der Gerichtsprozesse sei, die Menschen darüber aufzuklären, was geschehen ist, um sie dadurch von zukünftigen Unmenschlichkeiten abzuhalten ... Er bekämpfte alle, die unter Berufung auf ein verletztes Nationalgefühl die Verfolgung von Nazi-verbrechen vereiteln wollten. Jetzt aber ist Dr. Bauer tot ...«<sup>4</sup>

Dieser Nekrolog könnte auch in einer konservativen westdeutschen Zeitung gestanden haben, hätte man aus dem Text manche Worte, die die Wahrheit verzerren, gestrichen. Doch gerade diese wenigen, aber gut placierten und den Inhalt verfälschenden Worte charakterisieren heute das Instrumentarium des »ideologischen Kampfes« in Ungarn, der immer mehr die grellen Farben meidet. Es setzt sich allmählich die Ansicht durch, daß »weniger oft mehr ist«, jedenfalls dann, wenn es um die Glaubwürdigkeit geht. Auch hat man festgestellt, daß massive Anschuldigungen eher Sympathien und Hoffnungen erwecken, statt zu diskreditieren.

Ein weiterer Typ des »guten Westdeutschen«, mit dem die ungarische Presse meistens das »Böse« in der Bundesrepublik zu beweisen versucht, ist der »Gesprächspartner«. Es handelt sich hier wohl eher um fiktive Personen als um konkrete Menschen, sehr oft namenlos, »um sie vor dem Zugriff der deutschen Polizei zu schützen«.<sup>5</sup> Sie erscheinen in Reportagen als »ein Hafenarbeiter« in Hamburg, »ein Kommunist« in der Kneipe, »Herr K.« oder als »ein erboster Student«. Sie kommen zu Wort als »ein enttäuschter Sozialdemokrat« oder als ein gewisser Graf Emil Wedel, »der sich für einen echten deutschen Patrioten hält«,<sup>6</sup> was trotz seines Grafentitels vom Reporter nicht bestritten wird. Es sind, wie es heißt, »ehrliche Deutsche, die derselben Meinung sind«<sup>7</sup> wie mutatis mutandis der Verfas-



ser selbst. Diesen guten Geistern fällt in den Reportagen die Aufgabe zu, die Ausführungen des jeweiligen Kommentators zu unterstreichen und gewissermaßen aufzuwerten. Darüber hinaus sollen sie den Eindruck erwecken, als würden die westdeutschen Sowjet-Sympathisanten in allen Kreisen der Bevölkerung auf großes Entgegenkommen stoßen, das aber, wie man im Westen sagen würde, nur infolge der »repressiven Toleranz« des »Establishment« nicht oder nicht entsprechend zum Zuge kommen könne.

Die besten der »guten Westdeutschen« sind selbstverständlich die »Friedenskämpfer« und Kommunisten. Jenő Szántó z. B. traf einen dieser »gutwilligen Deutschen, die unsere Brüder sind«, auf dem Kongreß der »finnischen Bruderpartei«: »Ich lernte dort den westdeutschen Delegierten kennen, und wir sprachen über vieles. Doch mit wem ich eigentlich gesprochen hatte, wurde mir erst später bewußt, als der Präsident der Sitzung ankündigte: »Der Delegierte der Kommunistischen Partei Westdeutschlands hat das Wort.« Der Name wurde nicht genannt. Der anonyme, in tiefer Illegalität angereiste Genosse eilte zum Podium. Das öffentliche Verschweigen des Namens eines mir persönlich bekannten Menschen wirkte auf mich wie ein Symbol: Plötzlich und mit einem Mal sah ich all die Namenlosen, die auch in der Bundesrepublik tun, was getan werden muß, weil sie anders nicht mehr leben können.«<sup>8</sup>

Wird der westdeutsche Mensch ausnahmsweise nicht als »böser« Militarist und Faschist, beziehungsweise als guter »Realist« oder Kommunist dargestellt, so erscheint er häufig als ein »mißliches« Produkt der kapitalistischen Gesellschaft, als geldgieriger Bürger, Protistuierte, korrupter Politiker, unhöflicher Tourist oder, im günstigsten Fall, als einer, »der zwar nichts Böses ahnen läßt« und einem vielleicht im ersten Augenblick sogar noch sympathisch erscheinen mag, bei dem aber »der äußere Schein trügt und seine Gefährlichkeit tarnt«. So z. B. jener »rundliche, rotblonde Mensch«, der als Reiseleiter eines westdeutschen Reisebüros eine Gruppe von Franzosen durch das Konzentrationslager Buchenwald führte. Die einleitenden Worte dieser Reportage sind noch voller Beifall. Es wird vermerkt, daß der Reiseleiter »alles korrekt erklärte, was an diesem Platz zu erklären ist, nämlich, daß man sich schämen müsse, Zeitgenosse dieser Schmach Europas gewesen zu sein, etc.« Diese Anerkennung aber wandelt sich in Entsetzen, als darüber berichtet wird, wie derselbe Mann in einem gekachelten Raum erklärt habe: »Sehen Sie sich bitte hier um. Dort oben sind Haken eingeschlagen – Fleischerhaken – wie auf einem Schlachthof. Die Unglücklichen mußten sich dann hierher stellen, da wo ich jetzt stehe, die Schlinge wurde ihnen um den Hals gelegt, und dann, hoppla, wurden sie gehenkt ... Es lief mir kalt über den Rücken bei dem »hoppla« dieser burschikos-kecken Stimme inmitten der Kacheln. Ich begegnete den Blicken zweier Franzosen der Gruppe. Ich glaube, wir haben das gleiche gedacht. »Siehe da, dieser Mensch, diese blonde runde Grammophonplatte. Er versteht und fühlt nicht, was er da sagt. Er wiederholt nur das, was man ihm vorschreibt, und tut nur das, was man ihm befiehlt. Heute führt er nur Fremde auf



Befehl seines Chefs, morgen, wenn ihm ein anderer befiehlt, wird er vielleicht eine Schreckenstat begehen.«<sup>9</sup>

### *Die tüchtigen Deutschen*

Dem überlieferten Klischee entsprechend werden die Deutschen in den ungarischen Massenmedien oft als tüchtig, fleißig, präzise, gründlich, diszipliniert, ordentlich und reinlich bezeichnet und zuweilen auch gewürdigt. Sobald es sich allein um die Westdeutschen handelt, ist die Erwähnung dieser Charaktermerkmale aber nur selten vorsatzlos und uneingeschränkt. Hier schwingt fast immer ein Hauch von Ironie mit, oder sie sind begleitet von einem abwertenden Nebensatz oder einer entwertenden Feststellung. Durch geschickte Manipulation, und ohne das altgewohnte Klischee sichtbar zu zerstören, werden somit die positiven Vorstellungen von den Deutschen in das negative Bild vom »bösen Westdeutschen« integriert.

Die Form, in der diese Integration vorgenommen wird, ist verschiedenartig. In vielen Fällen führt der Eifer, mit dem ungarische Journalisten bemüht sind die als »typisch deutsch« angesehenen Tugenden abzuwerten, zu den seltsamsten Assoziationen. So mokiert sich ein Journalist über die Reinlichkeit und Ordnungsliebe der Deutschen, der man selbst noch im Dirnenviertel von St. Pauli begegne: »Es ist ein wahres Sündenbabel... Aber die Straßen sind rein. Überall die mahnende Aufschrift: ›Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden.‹ Und die Bürger halten sich an diese Ordnung.«<sup>1</sup> Auch Imre Tatár beschreibt Westdeutschland als ein Fleckchen Erde, wo äußerlich alles in schönster Ordnung zu sein scheint. Wo »im nahen Hauptbahnhof die schnellen und bequemen Züge der westdeutschen Bundesbahn wie immer auf die Minute pünktlich einlaufen; wo auch heute, wie an jedem Tag, die Teilzahlungsbanken mit gewohnter Hartnäckigkeit bei den Kunden anklopfen, um die fälligen Monatsraten zu kassieren, und wo auch heute, wie in jeder Nacht, die Straßenreinigung mit bemerkenswerter Disziplin zur Stelle sein wird, um die Stadt blankzufegen«. Diese schöne äußere Ordnung, meint Tatár, sei aber nur ein Deckmantel für den »selbstzufriedenen Spießbürger«, der sich von der Politik fernhalte und selbst angesichts des »wiedererwachenden Faschismus« die Maxime »Unruhe ist die erste Bürgerpflicht« verneine.<sup>2</sup> In einer Glosse wiederum über den protokollarischen Faux-pas Lübkes, welcher, wie man sich erinnert, der nichtexistierenden Witwe Cocteaus kondolierte, heißt es: »Präzision hält man für eine deutsche Tugend... Wenn schon der Präsident ein so ungenaues Gedächtnis hat, so nimmt es nicht wunder, daß in seinem Staatsapparat so viele Nazi-Schergen beschäftigt sind.«<sup>3</sup> Ein anderer Journalist dagegen entblößt in drastischer Weise den tüchtigen deutschen Fachmann, »der auf deutschem Boden immer sehr hoch eingeschätzt wurde. Mulka hat sich in der Bundes-



republik als Fachmann für Export-Importgeschäfte erwiesen. Genaugenommen hat er auch in Auschwitz nichts anderes getan. Täglich hat er Tausende von Gefangenen »importiert« und sie später über Gaskammer und Krematorium als Rauch in die Luft, ins Nichts »exportiert«. Er hat fachmännische Arbeit geleistet, und niemand hat sich darüber beschwert.«<sup>4</sup>

In anderen Fällen sucht man weniger krampfhaft nach einer Abwertung der sprichwörtlich deutschen Tugenden, sondern begnügt sich mit Ironie und einem gewissen Sarkasmus; wie etwa Péter Rényi, wenn er die, wie er meint, unsoziale Baupolitik Bonns durch seinen westdeutschen »Gesprächspartner« kritisieren läßt: »Sie sind tüchtig, ja schrecklich tüchtig... Schauen Sie sich doch um! Hier ein neues Versicherungsgebäude, drüben noch eines und dort wieder ein anderes. Hier eine neue Bank und gegenüber schon wieder eine. Lauter Prachtbauten! Goldeingelegte Fensterrahmen, Stahl und Chrom überall, und alles blitzt nur so... Doch statt der Prachtbauten für Banken sollte man eher Wohnungen für arme Leute bauen.«<sup>5</sup> Gelegentlich wird selbst vor den Grenzen der DDR nicht haltgemacht. Als dort zur Einführung der Fünftagewoche ein besonders dickes Buch mit den entsprechenden Anleitungen erschien, fragte Ervin Réti: »Ob es sich hier nicht um eine leichte Übertreibung der deutschen Gründlichkeit handelt?«<sup>6</sup> Gleich aber entrüstete er sich über derart abwegige Gedanken, denn ein so bedeutender Schritt im Leben der deutschen Arbeiterklasse, so betonte er, rechtfertige durchaus eine solch umfangreiche Dokumentation.

Der vorbehaltlosen Anerkennung deutscher Tüchtigkeit begegnet man eigentlich nur dann, wenn es darum geht, der ungarischen Bevölkerung das »Wirtschaftswunder« plausibel zu machen. Offensichtlich läßt sich der wirtschaftliche Aufschwung Westdeutschlands leichter mit dem »traditionellen deutschen Fleiß«<sup>7</sup> erklären – auch wenn es ihn nach marxistischer Auffassung gar nicht geben kann – als mit der freien Marktwirtschaft oder gar der Tatsache, daß Privateigentum zu diszipliniert fleißiger Arbeit anspornt. Als Grund für den Wohlstand der Westdeutschen wird nicht das liberale Wirtschaftssystem angeführt, sondern der »sprichwörtlich zähe Arbeitseifer, mit welchem Westdeutsche auf den kapitalistischen Weltmärkten vordringen«.<sup>8</sup>

Im Klischeedenken der Ungarn entlädt sich die Tüchtigkeit der Deutschen häufig in kleinbürgerlicher Geschmacksverirrung und mündet zumeist in sture Humorlosigkeit. Diese Untugenden werden in der heutigen Presse, je nach den Erfordernissen des »ideologischen Kampfes«, einmal angeprangert, ein anderes Mal verlacht, meistens aber beides zusammen. So bespöttelt ein Unbekannter in der »Esti Hírlap« eine Witzzeichnung von Brandt und Erhard: »Den deutschen Geschmack kann man auch heute nicht vorbehaltlos anerkennen, besonders nicht vor Wahlen. Man betrachte nur die obige Neuheit einer hessischen Keramikfabrik – Erhard und Brandt als Gartenzwerge. Sicher kein »großartiger« Einfall!«<sup>9</sup> Der »tollpatschige deutsche Witz«,<sup>10</sup> im allgemeinen nicht sehr geschätzt, wird sarkastischen Beifall durch die Presse immer dann ernten, wenn der Deutsche sich



selbst persifliert und in etwa vermerkt werden kann: »Unter deutschem Humor verstand man einst derbe Späße und Zoten. Anscheinend zeigen die Deutschen auch auf diesem Gebiet eine gewisse Weiterentwicklung. In Westdeutschland trifft man neuerdings sogar auf Selbstironie, ein sicheres Zeichen des Fortschritts. So wurde in einem westdeutschen Kabarett eine NATO-Sitzung parodiert. Man verteilte die verschiedenen Waffengattungen auf die einzelnen Mitgliedsstaaten. Die Engländer erhielten die Marine, die Franzosen die Panzertruppe, die Amerikaner die Luftwaffe und die Deutschen – die Kriegsverbrecher.«<sup>11</sup>

Es ist interessant festzustellen, daß sich die publizistische Anerkennung deutscher Tugenden, wie Tüchtigkeit, Fleiß, Sauberkeit, »Präzision, worauf die Deutschen so maßlos stolz sind«<sup>12</sup> usf., weniger auf den Menschen bezieht als vielmehr auf das von ihm aufgrund seiner Eigenschaften hergestellte Erzeugnis. Werden Geist und Esprit der Franzosen gerühmt, so gilt die Bewunderung dem Menschen und nur ihm allein. Lobt man den »tüchtigen« Deutschen, so denkt man an das Produkt: Im Osten Deutschlands die sozialen Errungenschaften und das staatliche System selbst, im Westen der Wohlstand, die Qualitätswaren »made in Germany« und die Leistungen auf technischem Gebiet. Vor allem beeindruckt zeigt man sich von den Autobahnen, »imponierend schön geschwungen und mit einem grandiosen Verkehr. Am Rand zahlreiche Tankstellen, denen schön gebaute, komfortable Motels angeschlossen sind...«<sup>13</sup>

Einer so überschwenglichen und nicht immer wörtlich zu nehmenden Bewunderung westdeutscher Tüchtigkeit und ihrer Produkte begegnet man häufig, doch handelt es sich in der Regel um kurze Einblendungen, die meist im krassen Gegensatz zu den langatmigen und an Beschuldigungen reichen Berichten stehen. Dennoch haben sie zumindest zwei wichtige Funktionen zu erfüllen.

In erster Linie haben sie den Schein der »Objektivität« zu wahren und dienen gleichsam auch dem Autor als – meist stillschweigende – Entschuldigung für das überwiegend Negative. Manche Journalisten allerdings halten es für geraten, sich hin und wieder auch öffentlich zu rechtfertigen wie hier András Rajk: »Fragt jemand, wie es wohl kommt, daß ich so viel Schlechtes oder Verwerfliches aus Westdeutschland zu berichten habe, so bin ich um die Antwort nicht verlegen. Ich habe vorher ja durchaus auch über Gutes und Nachahmenswertes berichtet. Ich muß ferner zugeben, daß es darüber hinaus auch noch mehr Schönes und Überzeugendes in Technik, Bauwesen und Kunst gibt. Angesichts der Immoralität und des Aufflackerns eines neuen deutschen Nationalsozialismus, verdüstern sich diese an sich erfreulichen Eindrücke unter schweren, dunklen Schatten, die man unmöglich übersehen kann und keinesfalls verschweigen darf. Das ist elementare Menschenpflicht, und ich sprach mit vielen ehrlichen Deutschen, die der gleichen Meinung sind.«<sup>14</sup>

Zugleich aber helfen diese Einblendungen, Schock- und Kontrastwirkungen zu erzielen: Das Schlechte wird dem Menschen angelastet, das Gute in die Sach- und Dingwelt verbannt. Wie wenn István Hajduska am Ende einer langen Reportage



über die randalierenden Amerikaner, die sinkende Moral und das Wiedererwachen des Faschismus in Westdeutschland nur kurz erwähnt: »Ich fahre den Rhein entlang. Eine wunderbare, sanftmütige und poetische Gegend«, um mit dem wehmütigen Ruf zu enden: »O Deutschland! Wann wirst du wirklich nur wegen deiner Landschaft, nur wegen deiner ausgezeichneten Pkws und deiner vorzüglichen Kunststoffe weltberühmt?!«<sup>15</sup>

### »Ein Herdenvolk«

Während der Nazizeit gehörte die Bezeichnung »Herdenvolk« – gleichsam als Kontrast zum nazi-propagierten »Herrenvolk« – zum ständigen Vokabular der ungarischen Deutschegegner. Es mag auf den ersten Blick verwundern, daß dieses Schlag- und Schmähwort von den ungarischen Kommunisten nicht übernommen wurde und damit auch in der heute stark antideutsch eingestellten Presse eine nur noch untergeordnete Rolle spielt. Doch ist das kein Zufall, denn Marschieren und rhythmisches Klatschen, diese typischen Merkmale politisierten Herdentums, sind ohne nationalen Unterschied gerade im sozialistischen Osten Europas gang und gäbe.

Dennoch ist dieses Schlagwort nicht ganz vergessen. Es lebt weiter in Anspielungen auf die »Herdenmentalität« der Deutschen und ihre »Schafsnatur«; jenen Herdentrieb, »den Rabelais so gut mit der Geschichte von den Schafen charakterisierte, die sich, eines nach dem anderen, ins Meer stürzten, weil man den Widder über Bord geworfen hatte«.<sup>1</sup> Ähnliches entdeckte die Journalistin Erzsébet Mágori in dem Tagebuch des Italieners Carlo Levi über seine Deutschlandreise, »La doppia notte dei tigli«. Seine Ausführungen erschienen ihr bedeutend genug, um sie auch dem ungarischen Leser zugänglich zu machen, wobei allerdings manchmal offen bleibt, was von Levi und was von ihr selbst stammt:

»Nach ausgedehntem Rundgang durch die Alte Pinakothek in München besuchte ich nachmittags gegen fünf Uhr, müde und hungrig, ein wegen seiner Wurstspezialitäten bekanntes Speiselokal am Dom. An den bauerlichen Tischen saßen auf hochlehnigen Stühlen Damen mittleren Alters, aßen Wurst und tranken Bier. Sie gaben sich ohne Hemmung der Wonne des Essens hin. Doch sie aßen nicht: sie fraßen, kauten, zermalmten, schlürften gierig und gefräßig wie riesige Raupen. Ihre schlaffe Gesichtshaut spielte in allen Farben zwischen rot und lila. Nasen glänzten, Augen leuchteten, blonde Haarlocken schauten wirr unter den kleinen Hüten hervor. Die schwammigen Wangen hingen labbrig herunter, die aufgedunsenen Leiber quollen fast aus den Kleidern, während dicke, beringte Hände, automatischen Greifern gleich, schonungslos alles an sich zu raffen trachteten. Zwischen den Bissen redeten sie pausenlos, lachten, freuten sich und schienen glücklich. Ihre fetten Hunde, in gestrickte Westen gekleidet, lagen daneben, und ihre



schlanken, blonden und sehr hübschen Töchter wechselten gefühlvolle Blicke mit ihren männlichen Begleitern, fraßen und schluckten dabei aber wie die Mütter. Trotz dieser glücklichen, tierischen Freiheit aber zeigten alle einen ängstlichen und schlappen Gesichtsausdruck, so als sei alles auf Erden, was nicht vor ihnen in der Schüssel liegt, unverständlich und erschreckend.«

»Solche Gesichter hatte ich bereits kurz zuvor gesehen: Auf den großartigen Bildern deutscher Maler, bekannter und unbekannter, von Stefan Lochner bis Kaulbach, vom Meister der ›Pollinger Tafel‹ bis Martin Schongauer, bei Grien, Altdorfer, Cranach, Dürer und Grünewald. Diese wunderbaren Bilder waren erste Spiegelbilder der Menschen, wie sie Maler ihrem Volke gaben; realistische Werke, die Gefühle kräftig zum Ausdruck bringen. Nur eines fehlt ihnen vollkommen, das, was wir mit ›ideal schön‹ bezeichnen. Vielleicht – dachte ich, während ich meine gefräßigen Nachbarinnen betrachtete – fühlen sich diese Frauen gerade deshalb auch heute noch an kein Maß gebunden. Vielleicht haben sie deshalb kein Alter und überlassen ihren Körper ohne Angst und Hemmung der Maßlosigkeit. Kein Maler gab ihnen jemals ein Ideal der Schönheit, ein Leitbild der Vollkommenheit, das dem späteren Menschen, erst unbewußt, dann aber zum nachstrebenswerten Pflichtvorbild wird. Raffaels Madonnenbildnis, das in billigem Öldruck über dem Bett der italienischen Bäuerin hängt, gibt der Besitzerin einen Maßstab der Schönheit, ohne daß sie sich dessen bewußt wird. Die großen deutschen Maler gaben kein Vorbild, nach dem man sich richten könnte, sie vermittelten nur nackte Wirklichkeit. Auch später wurde die urwüchsige, anarchistische Freiheit durch keine Fesseln der Form gebändigt. Künstlerischer Ausdruck war von Anfang an innerer, individueller und heftiger Protest. Es ist anzunehmen, daß diese Frauen, während sie ihren Leidenschaften frönen, mit der eigenen Maßlosigkeit höchst zufrieden und in aller Unschuld vielleicht sogar von ihrer eigenen Schönheit überzeugt sind.«

»Das Bierlokal am Platz gegenüber dem Rathaus mit seinem unechten gotischen Stil ist überfüllt. An den Tischen sitzen laute Gesellschaften, die Bedienung ist in Volkstracht. Lauter freundliche, einfache, ausgeglichene Menschen wie die Bürger einer Schweizer Stadt, ohne Vergangenheit, vielleicht noch etwas zahmer, ergebener, mit einem Hauch von Künstlertum, das in dieser Stadt so traditionell ist. In diesen rotwangigen, lächelnden Gesichtern ist nicht die leiseste Spur von Hochmut oder Grausamkeit zu entdecken, eher schon die kraftvolle Weichheit wohlherzogener, zufriedener Bürger. Wo sind da die Bestien der Malerei und Satire? Ein neben mir sitzender Franzose flüstert mir lächelnd ins Ohr, als habe er aus meinem Blick Gedanken gelesen: ›Hier gibt es keine Ungeheuer‹. Und setzt dann hinzu: ›Scheinbar die zahmste Tiergattung der Welt. Was treibt sie nur, ihre blumigen Wiesen zu verlassen, in fremde Länder zu ziehen und Kriege zu führen? Wer zwingt sie zu Grausamkeiten, die um so größer und unsinniger werden, je instinktiver sie begangen werden? Ein übergeordneter Wille vollbringt dies, der Wille eines Führers, dessen unbekannte Kraft die gehorsame Herde voran-



treibt. Und, ist eine dahinstürmende Herde nicht zu allem fähig? Sie kann viel Unheil anrichten, sich gar selbstmörderisch in tiefe Schluchten stürzen... Er schloß seine Ausführungen mit dem Zusatz: »... obwohl das Schafe tun sollen, sie, die lieblichsten aller Tiere!«<sup>2</sup>

### »Das Herrenvolk«

Die Publikation westlicher Kritik an den Deutschen, wie die von Carlo Levi, dient der Fundierung und Aufwertung des eigenen negativen Deutschenbildes. Doch lassen wir der entliehenen sarkastischen Stimme aus Italien die haßgezeichneten Tiraden eines ungarischen Deutschenfressers, András Rónai Mihály, folgen über den »Herrenvolk-Geist« der Deutschen,<sup>1</sup> der ihren Charakter verderbe:

»Valdicastello Carducci, ein schönes, kleines italienisches Dorf am Fuße der grünen apenninischen Alpen mit einem melodisch klingenden Namen. Gleich beim Dorfeingang, am allerersten Haus eine Marmortafel an der fensterlosen Wand. Darauf folgende Inschrift: »Am 12. August 1944 veranstalteten bestialisch mordende deutsche Truppen und ihre italienischen Gesinnungsgenossen in Sant' Anna ein Blutbad, dem 600 Unschuldige zum Opfer fielen. Die Schmach dieser Tat, die wir betrauern, belastet die Täter für die nächsten Jahrhunderte. Der Tag der Sünde fand seinen Abschluß vor dieser Mauer, an der 14 Jungen erschossen wurden. Sie wurden willkürlich aus einer zusammengetriebenen Menge von mehreren hundert Menschen ausgewählt, die zur Sklavenarbeit für Deutschland bestimmt waren, einem Land, dessen Volk nicht zu den Auserwählten, sondern zu den Verdammten gehört!«

»Ein schauderhafter Text; aber man gehe und sehe sich einmal in Frankreich oder Belgien um: in tausendfacher Abwandlung findet man Varianten des Textes von Valdicastello. Und in Italien unter den Arkaden der Renaissance-Rathäuser findet man neben Marmorgedenktafeln für Garibaldi, Mazzini, Cavour auch das Memento der Jahre 1943-45. Inhalt und Stil lesen sich wie eine Kopie der Inschrift von Valdicastello. Doch unter diesen Tafeln und Texten bewegt sich der riesige Strom unbefangener, westdeutscher Touristen. Und die Autokolonnen jagen von Tafel zu Tafel. »Verfluchte«, beschimpfen sie die einen, »man spricht deutsch«, versichern höflich die anderen.«

»Gespannt beobachte ich den eleganten deutschen Herrn, der, hinter mir haltend, seinem großen Mercedes mit Kölner Nummer entsteigt. Ob er wohl italienisch versteht? Ich beneide ihn nicht, als er vor der Marmortafel seine Brille aufsetzt, um den Text zu lesen.«

»Es ist schon eine Seltenheit, daß ein Mannheimer Opel oder Kölner Mercedes überhaupt die Touristenstraße am Meer verläßt, um hier vorbeizukommen. Wer das tut, muß schon seine Gründe haben. Im schlimmeren Fall sind es Erinnerungen



an die Militärzeit. Manchen Täter zieht es auch in Zivil und als Tourist zum Tatort zurück. Im besseren Fall ist es ein Lehrer oder Literat, der meist auch die Aufschrift der Tafel zu lesen versteht – ich kann ihn meines Mitgefühls versichern.«

»Es muß furchtbar sein, in ganz Westeuropa auf Schritt und Tritt solche Tafeln zu sehen. Was würden wir sagen, wenn man uns auf Marmortafeln als verdammte, mörderische Ungarn ansprechen würde? Es wäre unerträglich.«

»Aber für eine herrschende Klasse ist dies nicht unerträglich. Eher eine den Ohren angenehme Musik, ein Beweis überlegener Macht, die auf Höhen steht, zu denen Verwünschungen und Flüche nicht hinaufreichen, die solche braucht, sie sogar genießt, denn – der Fluch ist eigentlich hilflose Klage und wird nur vom Verfluchten als Kompliment genossen.«

»Auch Hitler und mit ihm die ganze herrschende Klasse der Deutschen fühlten sich daher recht wohl inmitten des allgemeinen Hasses. Deswegen stört so etwas auch die fröhlich-bürgerlichen westdeutschen Touristen nicht, wenn sie mit ihrem Opel oder Mercedes zwischen den von den Nazis geschlagenen und noch nicht geheilten Wunden ganz Europas herumschwirren und in lautem Gespräch und lächelnd zwischen ›verflucht‹ und ›man spricht deutsch‹ dahinspazieren. Darum benehmen sie sich auch so, als hätten sie den Krieg gewonnen, und deswegen beansprucht die Bonner Politik auch eine Führungsrolle in Westeuropa. Ja, sogar die Verantwortung für all diese Wunden wird übernommen, auch wenn es etwas Geld und widerwilliges Entschuldigen kostet. Es interessiert den Deutschen nicht, welches Bild von ihm in Westeuropa besteht; er weiß, daß er nicht beliebt ist, glaubt aber, daß gerade darin auch heute noch seine Stärke liege.«

»Die Unerträglichkeit dieses Bildes spüren vielleicht die Lehrer unter den Touristen, das schaffende Volk zu Hause und derjenige Teil der Nation, der sich diesseits der Helmstedter Schranke langsam zu einem neuen Deutschtum entwickelt, zum ersten menschenwürdigen Staat in der deutschen Geschichte.«<sup>2</sup>

### *Der verbannte »Mensch« und ein politischer Popanz*

In den Spalten der ungarischen Presse sucht man zumeist vergeblich nach dem Typ jenes Deutschen, der weder Engel noch Teufel ist, sondern einfach ein Mensch mit guten und schlechten Eigenschaften. Solche Normalwesen finden ungarische Journalisten zwar häufig unter Italienern, Engländern, Franzosen und sogar Amerikanern. Der deutsche Nur-Mensch hingegen, ein Geschöpf ohne jeden politischen Bezug, scheint aus ihrem Blickfeld weitestgehend verbannt; jedenfalls in Hinsicht auf die heutige westdeutsche Generation.

Bisweilen und ausnahmsweise ist ihm eine Anwesenheit in der Vergangenheit gestattet, wie etwa in dem nachfolgenden Beispiel. Es entstammt der Feder von Béla G. Németh und ist Teil einer wohlwollenden Besprechung der »Anthologie



der deutschen Dichtung« von Dezső Keresztury: »Er braut weder aus den Gedichten ein faustisches, ewig mit sich selbst ringendes Deutschtum zusammen, noch versucht er uns ein Bild verinnerlichter Dichtung, voll pantheistischem Idyll und unauslöschlich-übersinnlicher Nostalgie zu formen. Auch will er uns nicht das sich selbst ewig suchende und nicht findende Volk mit der gespaltenen Seele vor Augen führen – das sich windet zwischen höchstem Humanismus und tiefster Barbarei, zwischen sonnigen, doch unerfüllbaren Träumen und grausam dunkler Realität, das da schwankt zwischen zügelloser innerer Anarchie eines unbefriedigten Wollens und der schwärmerisch-sehnsüchtigen Ehrfurcht vor äußerer Ordnung, das entweder individualistischem Hochmut oder unterwürfiger Liebedienerei verfällt. Nichts dergleichen will er beweisen – wobei wir nur einige Thesen der Volkscharakterologen genannt haben, die im Laufe der letzten 150 Jahre innerhalb und außerhalb Deutschlands an Hand von Beispielen aus der Dichtung illustriert und bewiesen werden sollten.«

»Statt solche Charakterzüge und Thesen beweisen zu wollen, zeigt uns die Anthologie, wie sich mit dem Ende des Mittelalters, angesichts eines relativen Gleichgewichtes zwischen Wohlstand und Sicherheit, die menschliche Seele entfaltet. Kaum hat der Druck der Dogmen nachgelassen, da entfaltet sie sich auf deutschem Boden so reich, wie selten in der Geschichte. Es wird sichtbar, wie der menschliche Verstand zu Beginn dieser neuen Zeit, unter Anarchie und Tyrannei einer untergehenden Gesellschaftsordnung, seine eigene Würde, sein Recht und damit sich selbst sucht. Keresztury zeigt, wie in den Pausen des Gemetzels des Dreißigjährigen Krieges, dessen apokalyptisches Grauen wohl nur mit dem des Zweiten Weltkrieges zu vergleichen ist, die Menschlichkeit doch noch mit größter Anstrengung zum Vorschein kommt, damit der Mensch den Glauben an sich selbst nicht für immer verliere. Oder, er läßt tiefsinnige Elegien sprechen, die von den besten deutschen Vertretern des europäischen Bürgertums der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen. Kurz, er schildert, wie sich der Mensch auf deutschem Boden durch Glück und Qual wiedergefunden hat.«<sup>1</sup>

Diese unvoreingenommene Betrachtung des deutschen Menschen ist nicht zufällig im Reservat der Dichtkunst zu finden. Abseits der Einflüsse der Tagespolitik, in den stillen Gelehrtenstuben ist Objektivität erlaubt, falls man es mit ihr nicht zu weit treibt. Solche Oasen sind aber selten in einem Staat, der »Parteilichkeit« zur ersten Bürgerpflicht erhoben hat. Eine Parteilichkeit überdies, die den bösen Feind mit dem häßlichen Antlitz zur Rechtfertigung der eigenen Existenz braucht.

So wird es verständlich, daß in der ungarischen Presse auf tausend böse Deutsche und Westdeutsche höchstens zwanzig bis dreißig gute kommen. Das zahlenmäßige Übergewicht der Bösen ist überwältigend. Mehrere tausend Einzelporträts von Deutschen mit häßlichen Zügen ließen mosaikartig die Karikatur des »häßlichen Deutschen« entstehen. Die wenig überzeugende Ansammlung des personifizierten Guten in der DDR, das Häuflein von guten Westdeutschen – meist auch nur aus durchsichtigen politischen Gründen zugelassen –, die guten Gestalten der Ge-



schichte und der Literatur – es sind nur die berühmten Ausnahmen zur Bestätigung der Regel. Sie ändern wenig an den häßlichen Zügen und der Verallgemeinerung der Karikatur, auch wenn man etwa beteuert: »Das Deutschland, das wir hassen, ist jenes des deutschen Imperialismus, der nicht mit dem deutschen Volk identisch ist«.²

Angesichts einer so einseitigen und gehässigen Darstellung der Deutschen und insbesondere der Westdeutschen, erhebt sich die Frage, wie weit sie noch einem echten Bedürfnis nach »Frieden« und einer »besseren Ordnung« entspricht, wie es von den ungarischen Massenmedien in ihrem Kampf gegen das »Böse« immer wieder betont wird. Vielmehr ist man geneigt anzunehmen, es handele sich hierbei um eine politisch kalkulierte und bewußte Schmähung einer Nation und ihrer frei gewählten Gesellschaftsordnung im Kampf um die Macht. Manchmal scheint es, als seien sich die Verfasser von Schmähtiraden auch durchaus dessen bewußt, was sie da tun. Doch sie sind um Rechtfertigungen keineswegs verlegen, wie etwa Péter Serény in folgendem Frage- und Antwortspiel: »Wann und womit hätten wir das deutsche Volk ›ewig und kollektiv‹ geschmäht? Die Antwort wird allein dadurch vereinfacht, daß eine solche Anschuldigung uns nur im Bezug auf die Bundesrepublik treffen kann. Welche Sünde der ›ewigen kollektiven‹ Schmähung begehen wir, was für ›Propagandaparolen‹ verbreiten wir, wenn wir von der Wiederaufrüstung, vom Militarismus, von Revanchesucht und Nazigreueln berichten? Will man uns denn wirklich nicht glauben, daß wir überglücklich wären, wenn wir darüber nicht zu reden brauchten?«³



*Über alles?*

»Wenn ich morgens mein Fenster öffne, fällt mein Blick auf das Tal der Rems, das man fast ganz entlangsehen kann, von Waiblingen bis Schwäbisch-Gmünd. Parallel zum Bach führt eine Schnellstraße entlang, auf der der Verkehr unaufhörlich dahinfließt. Zu beiden Seiten, am Fuße der Hügel, liegen Kleinstädte, deren schlanke Kirchtürme das Tal seit Jahrhunderten beherrschen. Um sie herum schnee-weiße Fachwerk-Märchenhäuser und moderne Siedlungen. Weiter oben die terrassenartigen Weingärten und Eichenwälder, während unten, an den Ufern des Baches, eine Fabrik neben der anderen steht. Wohin man auch sieht, überall die schöne Harmonie zwischen der Patina des Alten und den frischen Farben des Modernen. Es spricht für die Deutschen, daß es ihnen gelungen ist, mit emsiger Energie auch dem letzten Winkel von Germania ihren Stempel aufzudrücken. Die hübschen, sauberen Häuser mit ihren unvermeidbaren Blumengärten, die sich schlängelnden Betonstraßen, die asphaltierten Gehsteige, die glattgemähten Rasenflächen, die Fabriken und die sorgfältig bestellten Weingärten zeugen davon. Dieses Land – seufze ich – macht den Eindruck, als würde es jeden Morgen von unsichtbaren Händen reingewaschen und auf Glanz poliert. Der Duft von Sauberkeit schwebt über dem Land.«

»Ich habe das Gefühl, daß dieser Duft auch mein Denken trübt. Als wir später mit einer Geschwindigkeit von 150 km pro Stunde auf der legendären Autobahn dahinrasen, in Gesellschaft von beschwipsten jungen Leuten, versinke ich angesichts der Landschaft in friedliches Nachsinnen. Um so mehr trifft es mich wie ein Blitzschlag, als die jungen Leute beginnen, ›Deutschland, Deutschland über alles‹ zu singen. Und vor der zweiten Strophe dieser hochmütigen Hymne heben sie plötzlich ihre Arme zum Nazigruß, weil so der Text beim Singen stilechter wirkt. Von diesem Augenblick an strömen mir die Anzeichen der Schattenseite entgegen. Ich brauche sie nicht erst zu suchen.«

»Wir besuchen in Grunbach den Schwiegervater meines Gastgebers. Er arbeitet im Garten und winkt uns zu, wir sollten ins Haus gehen, dort sei seine Frau; er selbst müsse erst noch seine dringende Arbeit beenden. Wir treten in die Küche: ›Grüß Gott.‹ ›Grüß Gott,‹ erwidert ohne ein Lächeln die Frau unseren Gruß und fährt unbekümmert fort, ihren Apfelstrudel zu bestreichen. Wir stehen herum. Ich wundere mich, wo die lebenswürdige Gastfreundschaft der Hausfrau bleibt, die sich, wegen der Unordnung um Entschuldigung bittend, beeilt, ihren Gästen Platz anzubieten, nach ihrem Gatten ruft und sich nach dem Befinden der Gäste erkundigt. Aber die Frau läßt uns unbeachtet. Es wird für mich immer peinlicher. Plötzlich sagt sie: ›Ich dachte, Sie kommen erst morgen . . .‹«



»Sollen wir also nach Hause gehen? Nein. Ich muß mich einfach damit abfinden, daß ich ein Opfer der eigenartigen deutschen Gastfreundschaft wurde. Endlich rafft sie sich auf und ruft in den Garten hinunter: ›Vati, komm herauf, die ganze Küche ist voll!‹ Gemeint sind wir. Der Vati hinkt herauf, reicht mit ernster Miene jedem die Hand und setzt sich hin. Obgleich uns niemand dazu aufgefordert hat, nehmen auch wir endlich Platz. Eine Flasche Wein kommt auf den Tisch, wir trinken und schweigen. ›Der Wein ist gut‹, sage ich. ›Ja‹, antwortet er, ›hier wachsen gute Weine. Mein Kompaniechef sagte immer: ›Soldaten, den Sieg feiern wir mit Grunbacher Wein.‹ ›Den Sieg?‹, denke ich mir im Stillen. Wir trinken, die Augen fangen an zu glänzen ...«

»›Als wir uns auf dem Balkan auf dem Rückzug befanden, haben wir auch dort ausgezeichnete Weine getrunken. Dalmatinische Weine.‹ ›Auf dem Rückzug?‹, frage ich, um sicher zu sein. ›Ja‹, antwortet er. Danach mische ich mich nicht mehr in das Gespräch der Anwesenden. Es fließt von allein, ich höre nur noch zu.«

»›Wir mußten zurückweichen. Die Russen kamen über uns wie die Flut. Wir schossen, und sie fielen haufenweise wie die Hühner. Aber weniger sind sie nicht geworden, die Gottverdammten. Sie kamen und kamen und wurden immer mehr. Und dann liefen wir.‹«

»›Jeder sagt, wir liefen‹, mischt sich der andere aufgebracht ins Gespräch. ›Warum liefen wir? Weil jeder, anstatt am Don die Heimat zu verteidigen, nur daran dachte, wie er seine Haut retten könne.‹«

»›Paulus war ein Hochverräter.‹ ›Nicht das war der Fehler‹, sagt der Metallarbeiter, ›die Amis begannen die Russen zu versorgen.‹ ›Das ist wahr. Die Amis, sie haben alles verdorben. Aber wenn sie wenigstens Anfang 45 klar gesehen hätten. Wenn sie sich mit uns verbündet hätten, dann wären wir in drei Wochen wieder an der Wolga gewesen ...‹«

»›Eines Tages vielleicht ...‹ ›Ja, heute sind die Amis gescheiter. Besser spät als nie.‹«

»›Aber auch Hitler hat die Sache verdorben, als er es mit den Juden anlegte. Es war ein Blödsinn, sie auszurotten. Damit hat er den Westen gegen uns aufgebracht.‹«

»›Auf jeden Fall ist Adenauer gescheiter.‹ ›Adenauer ist alt und unbeholfen. Aber vielleicht Strauß oder Willy Brandt ...‹«

»›Nein, solange er lebt, müssen wir bei Adenauer aushalten. So einen Bundeskanzler kriegen wir nicht noch einmal. Im übrigen, lassen wir die Politik, sie ist nicht unsere Sache. Die Großköpfe werden es schon machen.‹«

»›Nicht wahr, dich interessiert die Politik auch nicht?‹, wendet sich der Veteran vom Don an mich. ›Aber warum bist du so blaß? Komm, trink noch vom Grunbacher Wein, der macht gute Farbe.‹ Ich trinke.«

»In der Gaststätte ›Zum grünen Baum‹ trinke ich weiter. Am letzten Abend vor dem Abschied möchte ich meine gedrückte Stimmung in Rotwein ertränken. Es ist



ein richtiges Volksfest im Gange. Die Gäste sitzen an langen Tischen und trinken, die Jugend schwingt das Tanzbein. Was für starke Beine die Mädchen doch haben, und ihre Bewegungen strotzen vor Gesundheit. Die Gesichter glänzen über den Weingläsern. Es ist wie ein Bild von Breughel, denke ich, denn ich weiß auch als angeheiterter Intellektueller, was ich dem Snobismus schulde.«

»Das Volk von ›Breughel‹ singt begeistert Lieder wie: ›Anne, Anne, Anne hop-sassa‹, ›Anne-Marie‹ oder ›Oh, Susanna, wie ist das Leben doch so schön . . .‹«

»Alle singen diszipliniert – wie eine Wehrmachtskompanie. Das Leben ist wirklich schön. Um elf Uhr herum folgen die Lieder und Märsche des zweiten Weltkrieges wie ›Erika‹, ›Lili-Marlen‹ usw. Aus den Kehlen tönt lautstark die Vaterlandsliebe, Tränen benetzen die blutunterlaufenen Augen, die Gaststätte ›Zum grünen Baum‹ wird auf die Wogen der Nostalgie gehoben. In einer Ecke sitzen mit erschrockenen Gesichtern italienische Gastarbeiter, als ob sie sich in den Tempel eines fremden Rituals verirrt hätten. Um Mitternacht erreicht die nationale Gerührtheit ihren Höhepunkt, und alle brüllen aus vollem Hals: ›Deutschland, Deutschland über alles . . .‹«

»Es klingt jetzt anders als damals im Wagen auf der Autobahn. Jetzt kenne ich mich schon aus. Ein untersetzter Deutscher fällt mir um den Hals und summt mit heiserer Stimme die Internationale in mein Ohr.«

»Du sollst ja nicht denken, daß ich Angst habe. Ich habe keine Angst! Ich bin ein Arbeiter und habe nichts als meine beiden Hände . . .«, und sinkt weinend auf die Tischplatte.«

»Das ›über alles‹ dröhnt, ein kahlköpfiger Sudetendeutscher brüllt wie von Sinnen ›Heil Hitler‹, hebt den Arm zum Nazigruß und schlägt sich kurz darauf – als wollte es noch jemand bezweifeln – bezeugend auf die Brust, ›ja, ich bin ein Nazi und bleibe es auch!‹«

»Ich stolpere zum Tisch der Italiener hinüber, als würde ich in diesem Inferno einen Vergil unter ihnen suchen. Aber ich komme aus dem Regen in die Traufe. Ein junger amerikanischer Soldat sitzt ihnen gegenüber. Er muß schon sehr viel Bier getrunken haben, apathisch erduldet er die Liebkosungen eines deutschen Fräuleins. Auch ein junger Mann gehört zu ihrer Gesellschaft, wohl ein Bruder des Mädchens, der sich in seinem Delirium auf die Italiener spezialisiert.«

»Seid ihr schlechter Laune, he? Wo fehlt's? Gefällt euch etwas nicht? Ihr werdet reich bei uns . . . ist es nicht so? Ich sehe, ihr habt euch fein gemacht . . . dabei seid ihr Schweine, alle Italiener, denn ihr seid alle Kommunisten . . . Wie? . . . Ihr seid keine Kommunisten? . . . Na, also . . .«<sup>1</sup>

Dies ist eine der über tausend Reportagen, die über das Leben in Westdeutschland auf Grund »persönlicher« Eindrücke berichten. Weitere Kostproben sollen folgen.



»Der erste ›Bundesrepublikaner‹, mit dem ich ins Gespräch kam, abgesehen von den Grenz- und Zollbeamten, war zufällig ein Amerikaner, ein Angehöriger der amerikanischen Streitkräfte in Zivil. Er zeigte mir den Weg zur Autobahn Frankfurt. Es könnte ein echter Zufall sein, wenn . . .«

»Wenn es nicht so bezeichnend wäre. Es ist auch nicht das Auffallendste, daß gerade in Frankfurt und seiner Umgebung sehr viele Amerikaner leben; auf Schritt und Tritt stößt man auf ihre Kasernen, Lastwagen und Panzerkolonnen. Angesichts der Pläne des Pentagon und seiner abenteuerlichen Methoden könnte man dies – allerdings nicht ohne Besorgnis – noch hinunterschlucken. Es ist nämlich kein Geheimnis, daß sich die amerikanischen Besatzer nicht nur als symbolische Gäste in diesem Land aufhalten. Ihre Bedeutung liegt einerseits in der Anzahl, andererseits, und das ist das Wichtigere, in der systematischen Amerikanisierung der westdeutschen öffentlichen Meinung und Lebensform. Es entstand der berechnende, eiskalte, sich vordrängende, erbarmungslose amerikanisch-deutsche Menschentyp, der heute das vom Staat in den Himmel gepriesene und bevorzugte nationale Vorbild ist. Nach Hitlers Übermensch kam der amerikanisierte Wirtschaftswunderheld. Freilich hat dieser Typ nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Millionen demokratisch denkender, fleißiger amerikanischer Kleinbürger. Maßgebend ist der amerikanische Businessman, also eine kleine und nicht gerade die sympathischste Schicht der amerikanischen Bevölkerung.«

»Doch halten wir eine gewisse Ordnung ein und betrachten hauptsächlich die Tatsachen. Die Autobahn Frankfurt könnte ebensogut eine Highway in Michigan, in Ohio oder in einem anderen der fünfzig Staaten von Amerika sein. Die Straßenkreuzer mit amerikanischen Nummernschildern brausen mit einer schauerhaften Geschwindigkeit auf ihr dahin. An ihrem Rande, jeweils im Abstand von ca. einem Kilometer, befinden sich Wegweiser in englischer Sprache zu den Quartierämtern, Tankstellen, Rastplätzen, Lagern und wer weiß wie vielen weiteren Nebenämtern und Niederlassungen der US Army.«

»Dasselbe wiederholt sich in Frankfurt, in dieser sechshunderttausend Einwohner zählenden Handelsmetropole mit ihrem unvorstellbaren Straßenverkehr. Auch hier fährt jeder dritte bis vierte Wagen mit einer amerikanischen Zulassungsnummer, und die Jeeps der Military Police patrouillieren zumindest ebenso zahlreich wie die Volkswagen der westdeutschen Verkehrspolizei. Die Geschäfte, Warenhäuser, Gaststätten und Bars sind voll von amerikanischen Soldaten und deren Angehörigen. Die Amerikaner ließen sich von ihren ›Gastgebern‹ in einer der schönsten Gegenden der Stadt ein modernes Wohnviertel bauen, dessen Ausmaß dem Gebiet zwischen Donau, Szent István-Ring, Váci Straße und Csanádi Straße entspricht. Hier wohnen selbstverständlich nur Amerikaner, und zwar die Ranghöheren der Militär- und Zivilverwaltung. In diesem Stadtteil haben sie auch ihre eigenen Einrichtungen wie Clubs, Kirchen, Schulen, Sportplätze, Kegel-



bahnen, Bars und vieles andere mehr. Mit einem Wort, sie ließen sich im vollen Komfort nieder, und sie machen den Eindruck, als würden sie ewig bleiben, wenn es nur von ihnen abhinge.«

»Freilich, trotz Propaganda und amtlicher Anstrengungen, erweckt die Anwesenheit der Amerikaner mit ihrem herausfordernden Benehmen in breiten Schichten der Bevölkerung Unmut und Ablehnung. Vor allem ist man nicht ohne Grund um die jungen Mädchen besorgt, die den amerikanischen Dollarverlockungen nicht immer widerstehen können. Es vergeht kaum ein Tag, an dem die amerikanische Militärpolizei und die westdeutsche Polizei nicht Raufereien schlichten müssen, die zwischen den Amerikanern und der Bevölkerung immer wieder aufflammen.«

»Versuchen wir nun in die tieferen Schichten der Amerikanisierung einzudringen. Gerade während meines Aufenthaltes in Frankfurt wurde das neue Hallenbad in der Innenstadt eröffnet. Es war schon wirklich notwendig, denn in Frankfurt fehlt es an Hallenbädern, die für Sport und Erholungszwecke verwendet werden können. Der moderne Neubau ist schön und geschmackvoll. Bei seiner feierlichen Eröffnung nahm die Propagandamacherei kaum ein Ende. So weit, so gut. Aber ich glaube, jeder wird meine Verwunderung verstehen, als ich das Inserat eines gewissen Ludwig Jost, Fraktionsführer der CDU (Adenauer-Partei) im Frankfurter Stadtrat, las, das er aus diesem Anlaß in allen Zeitungen veröffentlichen ließ. Darin hieß es: ›Das neue Hallenbad ist wie jede neue Schule, Straße oder Brücke dem Fleiß der Bürger und der Wirtschafts- und Sicherheitspolitik der CDU zu verdanken.« Diese Art ist schon typisch ›Made in USA‹. In Amerika ist es üblich, daß die verschiedenen Parteien und Politiker versuchen, sich durch Zeitungsinserate den ›Verbrauchern‹ wie Waschpulver aufzudrängen. Wahllos befragte ich mindestens ein Dutzend Menschen in Frankfurt und anderen Teilen der Bundesrepublik über ihre Meinung zu solchen Methoden. Solide Kaufleute, ernsthafte politische Journalisten, ja sogar der Hafenarbeiter in Hamburg gaben mir dieselbe Antwort: ›Ein geschickter Kerl. Seine Idee ist Gold wert. Bei den Wahlen bringt er seine Ausgaben wieder ein . . .«

»Diese Anschauung, ›er bringt die Ausgaben wieder ein‹, ist für die kapitalistische Denkweise allgemein bezeichnend. Aber das Ausmaß der in der Bundesrepublik feststellbaren Versachlichung und der damit verbundenen Verunmenschlichung ist zweifellos eine affenartige Nachahmung der amerikanischen Verhältnisse und auf den Einfluß der in der Bundesrepublik lebenden Amerikaner zurückzuführen.«

»Ein anderes Beispiel: Während meines Aufenthaltes in Frankfurt besuchte auch Oskar Maria Graf, der in Amerika lebende deutsche Dichter, die Stadt. Er muß beide, die amerikanische und die deutsche Lebensform kennen, denn er stammt aus Bayern. Vor den anwesenden Presseleuten und zu deren großen Begeisterung sagte Graf: ›Frankfurt erinnert mich an New York. Die Lichtreklamen, die vielen fremden Sprachen. Man erwartet, in ein völlig anderes Land zu kommen, und muß dann feststellen, wie viele gemeinsame Züge vorhanden sind.



Ich bin verliebt in New York, es ist die Stadt, nach der ich immer suchte. Nirgends auf der Welt kann man so ungestört arbeiten wie in New York, denn nirgends ist man so einsam wie dort.«

»Leider trifft Graf den Kern der Wahrheit. Tatsächlich ist – fast wie in Amerika – der Mensch in Frankfurt wie allgemein in der Bundesrepublik ganz allein, zur Einsamkeit verurteilt. Das Tempo ist groß, und die Losung heißt: ›Geld machen‹. Überall und mit allen Mitteln wird das von Gefühllosigkeit und Interesselosigkeit getragene Grundprinzip propagiert: ›Hast du was, so bist du was‹.«

»Um die Richtigkeit meiner eigenen Beobachtungen zu kontrollieren, stellte ich bei meinen vielerorts geführten Unterhaltungen diese Fragen immer wieder zur Diskussion. Eines der interessantesten Gespräche hatte ich mit einem rabenschwarzen Universitätsstudenten in Köln. Sein Vater ist hoher Staatsbeamter eines erst vor kurzem unabhängig gewordenen afrikanischen Staates. Die Identität meines Gesprächspartners kann ich nicht verraten, denn er studiert an einer westdeutschen Universität, und ich möchte ihn vor Unannehmlichkeit bewahren, die ihm durch die Veröffentlichung unseres vertraulichen Gespräches entstehen könnten.«

»Im Kolleg sind die Deutschen furchtbar zurückhaltend. Bei uns zu Hause ist das Studentenleben viel herzlicher und kameradschaftlicher. Wenn wir sie aber in ein Lokal einladen, trinken sie gerne auf unsere Zeche. Wir erwarten schon gar nicht, daß sie unsere Einladung erwidern, doch müßte es für sie eine Selbstverständlichkeit sein, wenigstens irgendein Zeichen ihrer Freundschaft uns gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Meine deutschen Kollegen sind sehr eingebildet. Für sie bedeutet das ›Wirtschaftswunder‹ alles, und außer Amerika schätzen sie vielleicht kein anderes Land.«

»Was hätte ich darauf antworten können? Ich gestehe, ich beging eine in der Bundesrepublik schwerwiegende Sünde: Ich lobte die DDR.«

»Der junge Mann zeigte sich sehr interessiert an den Erfahrungen, die ich im anderen deutschen Staat über dessen Bürger, ihre Lebensweise und ihr Verhalten gesammelt hatte. Dieser afrikanische Student verstand sehr wohl – auch gefühlsmäßig – den Unterschied zwischen den beiden deutschen Staaten. Allerdings war er in vielen Fragen anderer Meinung als ich und weit davon entfernt, die sozialistische Idee anzuerkennen. Eines aber ist gewiß: Zusammen mit vielen tausend Studenten, darunter die Mehrzahl der westdeutschen Studentenschaft, ist ihm der ›internationale Deutsche‹ wesentlich sympathischer, als der ›amerikanisierte Deutsche‹, dessen Herz allein am Profit hängt.«<sup>1</sup>

### *St. Pauli – »das Babel der Sünde«*

»Wir schlendern ›die geschlossene Straße‹ entlang, eine weitere Sehenswürdigkeit von St. Pauli, da tauchen zu beiden Seiten Schaufenster auf. In den Schaufenstern



Ware, lebendige Ware sogar, und staunend stellt man fest, daß diese Ware sich auch noch lauthals selbst anpreist. ›Komm herein, Schätzchen, es lohnt sich!‹«

»Die ganze Skala weiblicher Reize steht dem Kunden zur Verfügung, von herausfordernden Sexbomben bis zu alten Hexen. Er braucht nur zuzugreifen. ›Komm herein, Schätzchen, es lohnt sich!‹ So werden die auf- und abspazierenden, kritisch wählenden Männer angestachelt.«

»Ein moderner Sklavenhandel mit allen Merkmalen der kapitalistischen Gesellschaft: Angebot für jeden Geschmack, Nachfrage nach allem. Die Auswahl scheint schier unerschöpflich.«

»In einem Fenster wiegt sich ein riesengroßes Weib in den Hüften, häßlich wie die Nacht. Sie trägt nichts außer einem Lederwams und kniehohen Schnürstiefeln. Welch widerlicher Anblick!«

»›Ich wette, die wird nie einen Kunden finden‹, vermutet mein Begleiter. Doch er irrt sich, denn kaum hatten wir uns abgewandt, ist schon ein Interessent zur Stelle. Unbegreiflich! Sollten die Schnürstiefel eine solche Anziehungskraft haben?«

»Einige Häuser weiter gestikuliert eine Frau mit ungewöhnlich groben Zügen. Sie spornt die Kundschaft an und schwingt vielsagend eine Lederpeitsche dazu. Man könnte meinen, ein Gespenst aus der Wachmannschaft eines Frauen-KZ's vor sich zu sehen. Doch auch hier täuschen wir uns. Die Frau wird ebenfalls gemietet. Über Geschmack läßt sich natürlich streiten.«

»Die Hübschesten erzielen freilich den größten Umsatz. Vor ihren Fenstern entsteht ein wahres Gedränge.«

›Wieviel?‹

›Zwanzig Mark!‹

›Fünfzehn reicht!‹

›Da zahl' ich selbst drauf!‹

»Kaum zu fassen, man traut seinen Ohren nicht! Das Weib weiß sehr genau zu erklären, wieviel Abgaben auf dem Zwanziger ruhen, für dies und das. Schließlich beweist sie dem Kunden, daß allein ihre Regiekosten schon höher liegen ...«

»Während ich die schwatzenden, handelnden Gruppen betrachte, beginne ich allmählich zu verstehen: Den meisten Männern dient das Feilschen mit seinen schlüpfrigen Gesprächen nur zur famosen, kostenlosen Unterhaltung; allein zu diesem Zweck kommen sie hierher. Noch loben und locken die Frauen, das belebt das Geschäft. Doch als sie begreifen, daß sie von einigen Männern zum Narren gehalten werden, ergießt sich über diese eine wahre Sturmflut übelster Beschimpfungen, die nur eingefleischten Hamburgern verständlich sind. Die Korona der Männer hingegen ist äußerst erheitert, denn gerade so eine Gratisvorstellung liefert ihrer Unterhaltung erst die richtige Würze.«

»Dies alles ist bedauernswert und tief empörend. Man kommt sich wie in einem Tierpark vor, wo bitterböse Kinder ihren johlenden Spaß daran finden, die eingesperrten Tiere zu reizen. Allerdings benehmen sich die Frauen auch wie wilde Tiere. So streichelt im Vorbeihuschen ein junger Mann die Wange einer ›Dame‹.



Die Bewegung war nicht böse oder gar verletzend. Trotzdem schnellte die Frau empor und krallt ihre Nägel wie ein Raubvogel in das Gesicht des Jungen. Aus ihrem wütenden Ausbruch höre ich immer wieder das Wort ›umsonst‹ heraus. Wahrhaftig, für Geld hätte der junge Mann alles haben können, aber umsonst? Eine Unverschämtheit, sie zu berühren! Die Frau kreischt wie eine Bestohlene. Im Sinne der kapitalistischen Logik hat sie natürlich recht: Sie verkauft ihre Ware für Geld, und ohne Geld ist sie für niemanden zugänglich . . .«

»Es taucht eine Touristengruppe auf. Der Reiseleiter erklärt ihnen alles Wissenswerte, das sie hier erwartet. Auch Frauen sind unter den Touristen; in ihren Gesichtern spiegeln sich Mitleid, Entsetzen, aber auch unverhohlene Neugier. Die Prostituierten lassen die Prozedur geduldig über sich ergehen, solange sie die Frauen vor der Auslagenfront noch nicht entdeckt haben. Dann aber wirkt dieser Anblick so aufreizend auf sie, als käme ihnen plötzlich die ganze Bitterkeit ihres eigenen Daseins zum Bewußtsein. Sie überschütten die Betrachterinnen mit einem Regen abscheulichster Schimpfworte. Dolmetscher sind hier überflüssig, denn die begleitenden Gesten sind sowieso international. Mit eingezogenen Köpfen sucht die Touristengruppe das Weite.«

»Auch andere Frauen erscheinen bisweilen vor dem Schaufenster. Es zählt nämlich zu den beliebtesten Unterhaltungen der besseren Hamburger Gesellschaft, zwecks kleiner, niveauvoller Zerstreuung im Anschluß an üppige Abendessen und durchzechte Nächte, die ›geschlossene Straße‹ zu besuchen. Nicht selten kommt es vor, daß manch würdiger Hamburger Bürger sich gemeinsam mit seiner angehauchten besseren Hälfte hierher begibt, um – wie böse Zungen behaupten – nicht bloß mit dem Auge die gebotenen Besonderheiten dieses Ortes zu ergründen. Da wartet dann die ehrbare Hamburger Bürgerin – zum größten Triumph der Kultur des ›Übermenschen‹ – geduldig vor der Tür des Etablissements auf ihren Gatten, der, reich an neuen Erfahrungen und Erlebnissen, zu ihr zurückkehrt.«

»Nun besitzt Hamburg selbstverständlich auch andere Sehenswürdigkeiten. So zum Beispiel den wirklich großartigen und hochmodernen Hafen. Auch prächtige Neubauten zeugen von Fleiß und Begabung der westdeutschen Techniker und Werktätigen. St. Pauli aber ist nicht nur ein Schandfleck Hamburgs und Westdeutschlands, es ist ein Schandmal der gesamten Menschheit.«

»Man kann mir glauben, daß mein Urteil nicht durch falsche Prüderie gefärbt ist. Wir wissen, daß auch andernorts die Prostitution heimisch ist. Selbst bei uns geistert sie noch im Geheimen als Überbleibsel der Vergangenheit herum. Aber die Kommerzialisierung dieses Erwerbszweiges in einer derart raffinierten Weise, die dem Angebot eines Supermarktes gleichkommt, ist hier in Hamburg am besten geglückt.«

»Traurig und überdies charakteristisch für das Ganze ist, daß die Hamburger auf ihr St. Pauli auch noch stolz sind. Natürlich loben sie es nicht uneingeschränkt, aber ihr Urteil wird meist von einem gewissen kleinen Augenzwinkern begleitet, so daß ihre Kritik eher einem Lob gleicht.«



»In Hamburg erfuhr ich auch die Geschichte von dem König eines benachbarten westeuropäischen Landes, der vor Jahrzehnten ständiger Kunde auf St. Pauli war. Gutinformierte Kreise berichten, daß er hier das Zeitliche segnete. Aus Pietät verschwiegen man diese Tatsache allerdings vor der Welt. Doch würden die Hamburger am liebsten – nach meiner Überzeugung – die bewußte Stelle mit einer Gedenktafel zieren, auf der dann zu lesen stünde: ›St. Pauli ist der letzte Schrei, sogar ein König starb dabei.«<sup>1</sup>

### *Düsseldorf – die Stadt der Persil-Werke*

»Auf dem Düsseldorfer Flughafen empfängt den Reisenden eine fünfssprachige Aufschrift, und da Ungarisch selbstverständlich nicht dabei ist, zitiere ich sie im Original-Deutsch: ›Willkommen in der Stadt der Persil-Werke!«

»Mit der Reizlosigkeit dieser Idee kann sich nur die Albernheit derer messen, die diese Aufschrift angebracht haben und die sie dulden. Meiner Meinung nach nämlich ist Düsseldorf – außer dem zweifelsohne ausgezeichneten Waschpulver – noch aus anderen Gründen erwähnenswert:

- 1) Es ist die Geburtsstadt von Heinrich Heine.
- 2) Es war Jahrhunderte lang eine der Hochburgen der deutschen Malerei (von Schadow über Hasenclever bis Mataré).
- 3) Es ist bis heute die Hochburg des deutschen Monopolkapitals (am 27. Januar 1932 unterschrieb Hitler im Düsseldorfer Industrie-Club das Abkommen mit den Großindustriellen, die ihm ihre Unterstützung zusagten).
- 4) Es war Forum der deutschen Einheit. (1923 entfaltete sich hier ein großer Kampf gegen die rheinischen Separatisten, an deren Spitze zu dieser Zeit ein Kölner Politiker namens Adenauer stand).«

»Wenn also aus dieser keineswegs vollständigen Auswahl das Persil das Rennen machte, dann dürfen es die wohlhabenden Bürger dieser vornehmen Stadt ungarischen Journalisten nicht übelnehmen, wenn wir angesichts der Begrüßungsaufschrift daran denken müssen: Sie schätzen das Persil deswegen so hoch ein, weil sie nach dem Krieg gute Persilscheine bekommen haben. So nennt man bis heute zynisch, aber treffend die von den Entnazifizierungs-Spruchkammern ausgestellten ›Reinheits-Bestätigungen«.

»Düsseldorf macht einen imposanten Eindruck. Seine Architekten zeigten den vielleicht besten Geschmack beim Wiederaufbau der zerbombten Stadt. Die funktionale Schönheit der Gebäude ist frei von amerikanischem Einfluß – im Gegensatz zu Frankfurt am Main –, und die keineswegs prahlerische Architektur verbreitet eine solide, beruhigende Atmosphäre. Die Schaufenster dagegen darf man nur mit gewissem Vorbehalt betrachten; denn obgleich es wahr ist, daß sich die bundesrepublikanischen Bürgerinnen in dieser Stadt am geschmackvollsten kleiden, so



bieten andererseits auch manche Geschenkläden oder Möbelgeschäfte ein furchterregendes Mischmasch zwischen Schönerem und Kitsch an.«

»Während meiner Ankunft in Düsseldorf erinnere ich mich einer Geschichte, die mir der alte Kämpfe des ungarischen Journalismus, László Frank, erzählt hat: Vor vierzig Jahren ... kam eine aus dreißig österreichischen Journalisten bestehende Gruppe auf ihrer mehrwöchigen Reise auch nach Düsseldorf. Beim Empfang des Bürgermeisters stellte dieser nach seiner Begrüßungsansprache die obligate Frage: »Sind die Herren mit dem Besichtigungsprogramm zufrieden, oder hätte jemand einen Sonderwunsch?« Nach den üblichen Höflichkeits- und Dankesfloskeln beanstandeten einige linksgerichtete Wiener Journalisten, daß man ihnen das Geburtshaus des großen Dichters Heinrich Heine nicht zeigen wollte. Der Bürgermeister gab selbstverständlich sofort einem seiner Sekretäre die Anweisung, die Interessenten in einen Wagen zu setzen und sie zum Geburtshaus zu fahren.«

»Die kleine Gesellschaft fuhr los. Der Wagen kurvte einmal nach rechts, einmal nach links, und wiederholt erkundigte sich der Fahrer bei Passanten, in welcher Richtung er wohl weiterfahren müsse. Die Wageninsassen merkten alsbald, daß sie herumirrten und der Sekretär des Bürgermeisters keine Ahnung hatte, wo sich das Geburtshaus Heines befand. Darüber wunderte sich allerdings niemand, denn es war allgemein bekannt, daß bei den Aufnahmeprüfungen preußischer Beamter niemals eine Frage über Heine und seine Weltanschauung gestellt wurde. Die Empörung wurde aber groß, als sie endlich vor einem, sich in einem furchtbaren Zustand befindlichen, baufälligen Haus anhielten. Sie stiegen aus und suchten zunächst nach einer Gedenktafel an der Hauswand. Es fand sich aber nichts dergleichen. Dann gingen sie in den Toreingang, und der Herr Sekretär mußte erst beim Hausmeister anklopfen, um zu erfahren, in welcher Wohnung der Dichter das spärliche Licht der Welt erblickt hatte. Der Hausmeister wußte es und führte die betroffene Gesellschaft zu einer der Türen im Erdgeschoß. Als auf ihr Klopfen die Tür geöffnet wurde, strömte ihnen der typische Geruch bitterer Armut entgegen. Im Halbdunkel stand ein kleiner, buckliger Flickschneider, im Hintergrund spielte eine zerlumppte Kinderschar. Sogleich begann der kleine Schneider mit großer Begeisterung zu erklären, daß er wisse, wie die Wohnung eingerichtet gewesen sei, wo das Bett des kleinen Heinrich gestanden habe usf., weil es jeder Mieter dieser Wohnung seinem Nachfolger weitererzähle.«

»Die Wiener Zeitungsleute blieben mit dem Sekretär, der mit einem abweisenden Gesichtsausdruck dastand, nur einige Minuten im »Geburtshaus« und waren gerade dabei, in ihren Taschen nach einem Trinkgeld für den Wohnungsinhaber zu suchen, als dieser ihnen plötzlich mitteilte: »Sie müssen wissen, meine Herren, ich bin ein Blutsverwandter der Familie Heine!«

»Sofort kamen die Notizblöcke zum Vorschein, und die Augen der Journalisten blitzten hoffnungsvoll auf: Das gibt eine Sensation! Doch der kleine Schneider winkte resigniert ab: »Ja, meine Herren, wir sind Blutsverwandte der Heines, weil



uns die Urenkel derselben Wanzen beißen, die sich damals an den armen Heines vollsaugten!«

»So also sah vor vierzig Jahren der Heinekult in Düsseldorf aus. Die Fortsetzung ist auch bekannt. Neben Marx und Engels waren es Heines Bücher, die als erste auf die Scheiterhaufen der Nazis wanderten. Sein Name wurde sogar aus der Literaturgeschichte gestrichen, und in den Lehrbüchern schrieb man unter seine Gedichte, die längst so volkstümlich waren wie bei uns viele Gedichte Petöfis, »von einem unbekannten Dichter«. Natürlich darf man sich nicht wundern, daß der wilhelminische Imperialismus ebenso wie der Hitler-Faschismus den guten Freund von Marx, den Sozialisten, den Dichter von »Atta Troll« und »Deutschland ein Wintermärchen« für einen hochverräterischen Schuft gehalten haben. Um so aufregender ist für mich die Frage, was wohl die Bundesrepublik, die ja Heines Andenken in einem ganz anderen Geist pflegen mußte, als es die Nazis taten, im Interesse dieses Zieles tut und was Düsseldorf dazu beiträgt; und wenn auch nur im Zeichen der schamhaften Heuchelei, so doch als billiger Beweis für die Bewältigung der bösen Vergangenheit.«

»Es bestätigt sich wieder einmal die alte Wahrheit: Der Teufel fürchtet sich vor dem Weihwasser auch dann, wenn es ihm zur Seligkeit verhelfen würde.«

»Auch wir ungarischen Journalisten wollten gemeinsam Heinrich Heines Geburtshaus aufsuchen und sein Andenken ehren. Unser Begleiter, ein amtlicher Fremdenführer, der übrigens ein sehr gebildeter und schlagfertiger junger Mann war, versprach uns, die für diesen Zweck notwendige Zeit in unserem sehr ausgedehnten Programm zu sichern. Als bald teilte er uns mit, daß er soeben erfahre, Heines Geburtshaus sei im Krieg vernichtet worden und an seiner Stelle stehe nur eine Gedenktafel. Daraufhin versuchte ich es auf eigene Faust und erkundigte mich beim Portier des Hotels (es war ein sehr feines, herrschaftliches Haus) nach Heines Gedenkstätte in der Stadt. Nach Durchsicht des städtischen Branchenverzeichnisses (!) versicherte er mir höflich, es gebe keine Firma, die sich mit der Pflege von Heines Andenken beschäftige.«

»Doch wir hatten Glück. Innerhalb der nächsten 24 Stunden konnten wir uns überzeugen, daß unsere beiden Informanten mit ihrer Unkenntnis keine Ausnahme bilden und die galligen Bemerkungen über den bundesrepublikanischen Heinekult berechtigt sind.«

»Am zweiten Tag unseres Aufenthaltes in Düsseldorf besuchten wir das politische Kabarett »Kommödchen«, dessen ausgezeichnete satirische Sticheleien auch die Bevölkerung zu spüren bekommt. Unter anderem gab es im Programm eine vorzügliche Einzelnummer, die sich mit dem Kulturhunger der Düsseldorfer beschäftigte und mit dem Knalleffekt der an die Zuschauer gerichteten Frage endete: »Wer von Ihnen weiß, wo die Gedenktafel Heines steht?« Das Lachen im Zuschauerraum steigerte sich nur allmählich von einem zögernden Gekicher zu einem brüllenden Gelächter.«

»In dieser Stadt der Persil-Werke mit den architektonisch schönen Palästen und



den eine solide Atmosphäre verbreitenden Straßen erhoffte ich etwas ganz anderes: Die Erkenntnis wenigstens einer der Tausenden von Konsequenzen der deutschen Geschichte der letzten 100 Jahre; und zwar die, daß der Bonner Staat sich nicht als bürgerliche Demokratie ausgeben kann, solange er nicht einsieht, daß sein Ansehen schon damals in Mißkredit geraten war, als Ästheten, Zensoren und Staatsanwälte Heinich Heine als ›übermäßig haßerfüllt‹ abstempelten, als einen, ›der nicht in der Lage ist, künstlerischen Genuß zu bieten!‹<sup>1</sup>

### »Die Schmiere« – ein Frankfurter Kabarett

»Das durch Bomben beschädigte Frankfurter Karmelitenkloster wurde bis heute nicht wiederhergestellt. Durch den ehemaligen Eingang führen einige Treppen zuerst hinauf, dann tief hinunter in den Keller. Wir lösen unsere Karten für Rudolf Rolfs' Kabarett, dem er den Namen ›Schmiere‹ gab und das er selbst für das ›schlechteste Theater der Welt‹ hält.«

»Über die Wendeltreppe gelangen wir in den durch Mauerbögen verzierten Saal, in dem ungefähr 120 Leute Platz finden. Es ist ein kleines Theater. Es muß schwer sein, davon zu leben. In der ›Schmiere‹ werden sieben vollständige Programme aufgeführt, jeden Tag ein anderes, und täglich gibt es zwei Vorstellungen. Das Ensemble besteht aus fünf Personen. Hauptdarsteller ist Rudolf Rolfs selbst, der einzige auch, der die Stücke für dieses Kabarett schreibt; seine Gattin, eine hübsche junge Frau, die abwechselnd die Rolle der naiven Studentin und der selbstbewußten Frau spielt; Johann Busse, ein schmaler, bebrillter Student, und Ute Kosska, eine junge Frau, beide ausgezeichnete Charakterschauspieler; und schließlich Reynold Nonsens, ein bekannter Kabarettist, der mit unnachahmlicher Sicherheit den Typ des deutschen Spießbürgers darstellt, der sich gerne unschuldig stellt, innerlich oft aber vor sich selbst zurückschreckt. Für seine Umwelt hat er im allgemeinen nur ein Brummen übrig.«

»Das Theater selbst ist ein Kellerraum, dessen unverputzte Wände mit Plakaten bedeckt sind. Schon in der Tür muß man lachen, denn auf fünf Plakaten prangt die Frage, ob man auch alle Knöpfe zugemacht habe.«

»Als Dekoration hängt von der Decke Trödelkram alter bürgerlicher Wohnungen: Ausgemusterte Tischlampen, zerschlossene Krawatten, sitzlose Rohrstühle, durchgebrannte Töpfe, leere Bilderrahmen und Klodeckel. Unbrauchbarer, aber dennoch aufbewahrter und geschätzter bürgerlicher Plunder.«

»Im Durchgang verkauft Rudolf Rolfs seine eigenen Bücher. In eines schrieb er mir die Widmung: ›Meine Aufgabe ist, zu erreichen, daß meine Tätigkeit verboten oder aber überflüssig wird.‹ Das hauptsächlich aus Studenten bestehende Publikum erfährt jeden Abend aus der Ansage, welches neuen Programmteils wegen die Staatsanwaltschaft ein Verfahren eingeleitet hat. Das allein bedeutet schon gutes



Kabarett. Überflüssig wird dieses freimütige Kabarett nicht so schnell werden, denn was machen die täglich 200–250 Menschen schon aus? Selbst wenn sie alle überzeugt werden können, den Frühling bringen sie noch nicht. Heute genießt ›Die Schmiere‹ bereits Weltruf, und es wird immer schwerer, sie mundtot zu machen.«

»Was will ›Die Schmiere‹, was greift ›das schlechteste Theater der Welt‹ an? Sie will eine Welt schaffen, in der manches anders ist. Doch lassen wir sie am besten selbst sprechen: ›Ein Traum: Wenn der Tag kommt, an dem die Katholiken kein alleiniges Vorrecht mehr auf Gott haben, ein Neger unter Weißen keine Hemmungen mehr hat, ein Kommunist sich einen Scherz über den Parteisekretär erlauben kann, das Wort Jude wie jedes andere Wort ausgesprochen wird und niemand erschrickt, wenn man den Ausdruck ›Deutsche Demokratische Republik‹ benützt. Wenn der Funktionär keine Angst mehr vor seiner eigenen Meinung hat und der Politiker seine Meinung auch über die Oder-Neiße-Linie kundtut. Wenn sich der Gewerkschaftsfunktionär mit den Arbeitern solidarisch fühlt und man die Beamten in höheren Positionen an ihrem intelligenten Gesichtsausdruck erkennen kann. Wenn die Antikommunisten die kommunistische Lehre studieren und die Soldaten vor lauter Lachen den Paradeschritt durcheinanderbringen. Dann ist es soweit.« Rudolf Rolfs erhebt seine Stimme gleichermaßen gegen die Vorurteile und spießbürgerliche Gleichgültigkeit, gegen den Militarismus, den kapitalistischen Business-Geist, den Snobismus, gegen die Bürokratie und die scheinheilige Staatsmaschinerie, die die Demokratie und den einzelnen Menschen unterdrückt.«

»Wie erscheint der westdeutsche Bürger in diesem hypermodernen Programm? Obgleich von ihm kaum die Rede ist, wird er in mehreren Szenen mit künstlerischer Sicherheit dargestellt.«

»Szene: Licht blitzt auf, der Lautsprecher brüllt: ›Mehr Freizeit fürs Einkaufen. Mein Herr, wenn Sie viel arbeiten, bleibt Ihnen keine Zeit zum Einkaufen. Warum arbeiten Sie, wenn Sie nichts kaufen?‹ Sodann beginnt die endlose Reihe der Geschäftsofferten, denen man genüge tun muß: Man muß das Neueste kaufen, und das, was der andere schon hat. Man kauft, was man gar nicht braucht, nur weil es Mode ist und sich ein Gelegenheitskauf anbietet.«

»Szene: Auf der Bühne ein Ehepaar, das soeben aus dem Wagen steigt, beide haben einen zusammenklappbaren Gartenstuhl unter dem Arm. Sie setzen sich darauf, anscheinend auf die Landstraße. Die Frau preist ununterbrochen die Vorzüge des Stuhles. Der Mann schweigt und schildert zeitweise seine Geschäftsprobleme. Es soll ein Ausflug sein, aber keiner sieht die Natur, keiner rührt sich vom Fleck. Der wunderbare, zusammenklappbare Gartenstuhl!«

»Szene: Eine junge Studentin rückt an ihren Verehrer näher heran, will ihm etwas ins Ohr flüstern. ›Ich möchte dir etwas sagen. Ich möchte, daß du es weißt.« Auch der junge Mann rückt näher, in Erwartung des süßen Geheimnisses. Das Mädchen beugt sich zu seinem Ohr und flüstert: ›Ich möchte dir sagen, daß zur Zeit in der Bundesrepublik zehntausend politische Strafverfahren laufen.««



»Szene: Ein 16–18jähriges Mädchen bestürmt erst naiv, dann immer selbstbewußter seinen Vater mit der Frage: »Vati, was ist Freiheit?« Der Vater kaut an seiner Zigarre, schaut nervös seine Tochter an und schweigt. Dann holt er seine Brieftasche hervor: »Hier hast du 10 Mark, geh dich amüsieren.««

»Szene: »Ich bin die Bombe. Ich mache Ihnen die sachliche Mitteilung, daß ich in einem Umkreis von 12 Kilometern alle Menschen vernichten kann.«

»Das ist großartig.«

»Großartig?«

»Ja, wir wollen Sie ja nicht gegen uns selbst, sondern gegen unsere Feinde einsetzen.«

»Einsetzen?«

»Ja, psychologisch. Eigentlich wollen wir Sie gar nicht verwenden, nur besitzen möchten wir Sie.«

»Ich verstehe«, sagt die Bombe, »dasselbe Los wie die Bibel. Man besitzt sie, doch man rührt sie nicht an.««

»Von der leidenschaftlichen Satire Rudolf Rolfs' bleiben die Menschen nicht unbeeindruckt. Sie nehmen kurze Sätze auf, die sie zu später Stunde auf dem Heimweg durch die Frankfurter Straßen wiederholen. Sie erzählen sich nochmals die lehrreiche Geschichte von dem Staat, der größer werden wollte und dadurch nur kleiner wurde.«<sup>1</sup>

### »Realisten« und »Militaristen«

Viele Ungarn haben seit 1965 auf Einladung verschiedener westdeutscher Organisationen (Journalistenverband, »Inter Nationes«, »Friedrich-Ebert-Stiftung«, Gewerkschaftsverbände usf.) die Bundesrepublik besucht. Die Einladung hat auf die Gäste ihre Wirkung getan. Der Ton, in dem sie nun über die Westdeutschen sprachen und schrieben, war um Nuancen freundlicher als derjenige der anderen Berichterstatter; zuweilen allerdings nur deshalb, um jenen deutschen Gesprächspartnern zu schmeicheln, deren Sympathie für die eigenen Ansichten sie sicher waren oder sicher zu sein glaubten.

In ihren Rechenschaftsberichten stellten die meisten dieser Gäste mit Genugtuung fest, daß nicht jeder Westdeutsche ein »Nazi« oder ein »Militarist« sei, ja daß man in der Bundesrepublik sogar auf potentielle Verbündete stoße. Árpád Fáy z. B. schreibt aufgrund seiner Fühlungnahme mit westdeutschen Schriftstellern: »Wir konnten jetzt unmittelbar erleben, was uns früher schon bewußt war: Es gibt auch ein »anderes« Westdeutschland. Selbstverständlich lebt dieses »andere« innerhalb des »einen«, mit dem wir unseren Prozeß führen. Manchmal ist es gar nicht leicht, beide zu unterscheiden. Aber dies »andere« prozessiert ebenfalls gegen das »eine«, und unsere Prozeßgegner sind die gleichen: Die Verkünder des alten und des neuen



Faschismus und Militarismus, die Vertreter der Idee der Revanche ... Persönliche Bekanntschaft und persönliches Erleben erhöhten in uns den Realitätswert des ›anderen‹ Westdeutschland. Außerdem ist uns noch etwas klar geworden: Bisher kannten wir nur die passive Seite der ideologischen Diversion und das zur Genüge; jetzt aber wurde uns klar, daß auch unsere Ideologie drüben einwirkt, daß wir im Bewußtsein der besten der deutschen Intellektuellen präsent sind.«<sup>1</sup>

Manche Journalisten allerdings kritisierten alsbald ihren freundlichen Tonfall gegenüber den Westdeutschen und fühlten sich zu entschuldigenden Erklärungen verpflichtet. Lóránt László Endre z. B. spricht von einer »einseitig günstigen Darstellung«, schreibt aber die Schuld dem zweckgefärbten Programm zu, weil die »westdeutschen Gastgeber sich verständlicherweise von ihrer besten Seite zeigen wollten, was sie übrigens auch nie zu leugnen versuchten«. Dadurch aber, schreibt er weiter, »gerieten die markanten Konturen ... der Reaktion und des Revanchismus, die das Bild der Bundesrepublik bestimmen«, gewissermaßen in den Hintergrund.<sup>2</sup>

Endre versucht, die »Einseitigkeit« des Bildes damit zu korrigieren, daß er die positiven Züge entweder als Ausnahme oder aber als Kontrast zur »reaktionären« Wirklichkeit präsentiert, etwa in der Art: »Das Bayerische und Hamburger Schulfernsehen versuchten Tausenden von Erwachsenen ein Wissen der mittleren Reife zu vermitteln, das sie in ihrer Schulzeit wegen des überholt-reaktionären Schulsystems nicht erwerben konnten.«<sup>3</sup> Dieser Kunstgriff ist eine beliebte Methode der ungarischen Deutschendarstellung. Sie wird oft noch dadurch ergänzt, daß man das unbestreitbar Gute in Westdeutschland einfach östlichen Einflüssen zuschreibt. So behauptet Péter Rényi in einem Bericht über die westdeutsche Betriebsverfassung: »Das Vorbild der sozialistischen Staaten zwingt die Herren bei W. (W. ist ein westdeutscher Fabrikbesitzer) zu Dingen, die sie ohne dieses Vorbild früher überhaupt nicht getan hätten. Wenn heute dort manches ›anders‹ aussieht als früher, so nur deswegen.«<sup>4</sup>

Péter Rényi ist Redakteur des Parteiblattes »Népszabadság«, seine Gedanken spiegeln gewissermaßen die offizielle Meinung. Darüber hinaus zählt er zu den besten Kennern der westdeutschen Szene, und seine Art, westdeutsche Probleme parteikonform darzustellen, wird von vielen ungarischen Journalisten nachgeahmt. Seine Artikel verdienen schon deshalb mehr Aufmerksamkeit als gemeinhin. In der hier auszugsweise zitierten Serie über die Politik der Großen Koalition begründet er an Hand zahlreicher Beispiele, warum man seiner Ansicht nach der westdeutschen »Friedensliebe« auch weiterhin keinen Glauben schenken kann und soll – trotz einiger »vernünftiger« und »realistischer« Politiker der Bundesrepublik, und obgleich »die Massen, die wirklich großen Massen, die große Mehrheit der Umsiedler inbegriffen, die Entspannung wünschen ...«. Denn »diejenigen, die heute in der Bundesrepublik nach Popularität streben, müssen einfach von Entspannung, Verständigung und Aussöhnung sprechen, weil die Mehrheit der Bevölkerung den Frieden wünscht und fühlt, daß die Politiker schon



seit geraumer Zeit Unsinn reden, unrealistische Ziele verfolgen und keine klare Konzeption haben; außer der des Kalten Krieges, vor der sich aber die meisten Menschen fürchten«.<sup>5</sup>

Die Darstellungstechnik Rényis ist charakteristisch. Er läßt in seinem Bericht sehr viele anonyme Westdeutsche zu Wort kommen, unter ihnen »einen Abgeordneten«, »einen Geschäftsmann«, »einen militärischen Sachverständigen«. Er legt ihnen Äußerungen in den Mund, die es ihm dann leicht machen, das Gesagte im eigenen Sinne zu widerlegen und zu kommentieren. So schreibt er: »Beginnen wir mit dem Militarismus. Auf diesen Vorwurf reagieren die Westdeutschen vielleicht am heftigsten. ›Wir sollen Militaristen sein? Lieber Herr!«, so antwortete mir sehr aufgebracht ein Abgeordneter, der als der große Militärexperte seiner Partei gilt. ›Wo sehen Sie denn bei uns Soldaten marschieren? Wo wird wirklich marschiert, wo noch der preußische Stehschritt exerziert? Bei Ihnen doch, in der DDR, wo Menschen in Uniformen in den Straßen nur so herumwimmeln, wo schon bald jeder eine Uniform trägt. Schauen Sie sich unsere Grenzpolizei an! Wo haben Sie eine zivilere und saloppere Gesellschaft gesehen? Hier haßt man alle Systeme mit Uniformen. Selbst die Soldaten ziehen sich Zivilkleidung an, sobald sie es nur können. Aber drüben...« – Andere haben sich ähnlich geäußert und ebenfalls mit den Uniformen und dem Straßenbild angefangen.«

»Aber glauben die Westdeutschen tatsächlich, daß Militarismus an der Zahl der Uniformträger oder am Paradeschritt zu messen ist? Mein Gesprächspartner war gerade am Vortag aus dem Fallex-Bunker zurückgekehrt, wo man unter anderem fünf Tage lang durchprobiert hatte, wie die Bundesrepublik – die nebenbei auch eine 500 000 Mann-Armee unterhält – im Falle eines Atomkrieges regiert werden soll... Wenn ich davon ausgehen würde, was man in den Straßen sieht, so könnte ich damit argumentieren, daß ich auf der Autobahn oft unendlich lange Fahrzeugkolonnen amerikanischer Atomeinheiten sehe, die mir viel gefährlicher erscheinen als ein noch so strammer Stehschritt. Aber auch das entscheidet nicht über die Frage des Militarismus.«

»Im Oktober hat man hier mit großer Aufmachung die Fallex-Manöver abgehalten. – ›Wozu war das nötig?«, habe ich bei einer Unterredung gefragt. ›Weil wir uns verteidigen müssen«, lautete die im strengen Ton erteilte Antwort. – ›Und vor wem haben Sie sich eigentlich zu fürchten? Doch nicht vor uns?«, fragte ich zurück und erhielt die Antwort: ›Nein, vor Ihnen kaum.« – ›Aber vor wem dann? Vielleicht vor den Russen?« – ›Ach, ich glaube nicht, die wollen ja den Frieden«, hieß die Antwort. – ›Und die anderen, die Tschechen, Bulgaren, Rumänen, die Jugoslawen? Wollen die vielleicht nicht den Frieden?« – ›Ja, auch diese wollen ihn.« – ›Aber dann verstehe ich wirklich nicht, wer Sie dann angreifen sollte!« – ›Die DDR ist ja zu allem bereit«, war die entschiedene Antwort auf die Frage. – Diese Möglichkeit wäre mir wirklich nicht eingefallen. – ›Beurteilen Sie die Lage wirklich in dieser Weise?«, habe ich gefragt. ›Glauben Sie wirklich, daß die DDR, wenn sie wollte – was allein schon ein Ding der Unmög-



lichkeit wäre –, ohne die Unterstützung der sozialistischen Staaten, ja gegen deren Willen die Bundesrepublik angreifen würde, die viermal so groß ist und über eine viel stärkere industrielle und militärische Potenz verfügt als die DDR?« – Eine unglaubliche Unterstellung, und ich habe dem gleich ironisch hinzugefügt: »Dies war das größte Kompliment, das ich je über die DDR gehört habe. In der Bundesrepublik behauptet man doch ständig, daß in der DDR niemand die Regierung unterstütze und jeder von dem Wunsch beseelt sei, die Wohltaten der westlichen Welt zu genießen; und bei einer solchen Lage im Hinterland soll die DDR in einen Krieg ziehen? Wir haben selbstverständlich eine unterschiedliche Meinung über die DDR, doch für so stark haben wir sie eigentlich nicht gehalten.«

»Mein Gesprächspartner winkte ärgerlich ab. Er empfand offensichtlich, daß er sich da in eine logische Sackgasse hineinmanövriert hatte ... Denn man kann die These, daß die BRD von einem militärischen Angriff bedroht sei, nur aufrechterhalten, solange man annimmt, daß die sozialistischen Staaten im allgemeinen von aggressiven Absichten beseelt seien. Das aber hat selbst ein De Gaulle bezweifelt, und sogar Adenauer hat sich einmal versprochen ... Einem Politiker somit, dessen Partei sich als Repräsentant der Progression betrachtet, steht es noch weniger an, die alten Phrasen zu wiederholen.«

»Jedoch, ohne ein Rückzugsgefecht konnte mein Gesprächspartner, als militärisch bewandeter Mann, das Feld nicht räumen. Er berief sich darauf, wie feindselig die DDR-Presse heutzutage die Bundesrepublik und ihre Politiker angreife. »Sie sollten nur nachlesen ...« Es ist nicht zu leugnen, die Adjektive sind wahrlich nicht schmeichelhaft. Wer aber kann sich schon darüber freuen, wenn er Tag für Tag als Militarist bezeichnet wird? Doch was hatte mein Gastgeber da vorher gesagt? Ach ja, daß in der DDR jeder in eine Uniform gesteckt und das ganze öffentliche Leben militarisiert werde, so daß man dort die Angriffsabsichten zu suchen habe. Kurz, die DDR sei militaristisch. – Und dann wundern sie sich noch über diese harte Reaktion!«<sup>6</sup>

Zum Problem der Grenzen schreibt Rényi folgendes: »Ich habe mit Diplomaten und außenpolitischen Sachverständigen über die Grenzfrage gesprochen. Sie sagen, daß man keine Gewalt anwenden wolle, daß keine Ansprüche bestehen, die man mit Krieg erzwingen wolle. »Ist dem so?«, habe ich die Frage gestellt. Die Antwort war ein heftig bejahendes Kopfnicken. – »Warum wollen sie dann nicht die Oder-Neiße-Grenze anerkennen?«, habe ich mich weiter erkundigt. Die Antwort, gepaart mit einem überheblichen Lächeln, so als hätte man sie bei einer Finte ertappt: »Wie können Sie erwarten, daß wir eine Grenze anerkennen, die ja, wie es heißt, gar nicht die unsrige ist, sondern diejenige der sogenannten DDR? Was gehen denn uns deren Grenzen an?« ... Jedoch, wenn die Westdeutschen davon ausgehen, daß die Oder-Neiße-Linie nicht ihre Grenze ist – was zutrifft –, dann sollten sie doch, bitte, die DDR anerkennen. Wenn sie dazu nicht bereit sind, weil sie sagen, dies sei eine innerdeutsche Angelegenheit, die man durch die Ver-



einigung der beiden Landesteile zu lösen habe – eine Möglichkeit, die wir nie abgestritten haben –, warum können sie dann nicht garantieren, daß nur Grenzfragen westlich der Oder-Neiße zu regeln sind und sie darüber hinaus keine Ansprüche haben? Entweder – oder.«

»Die Frage, wie wir uns zu Grenzfragen verhalten, kann man höchstens so formulieren: Wie würde sich ein wiedervereinigtes Deutschland in einem Friedensvertrag zu dieser Frage verhalten?«, sagte einer der außenpolitischen Sachverständigen. Gut, wir wollen uns das anhören, obwohl wir nicht verstehen, wieso die heutige Bonner Regierung im Namen eines später zu vereinigenden Deutschlands sprechen darf. »Wie also würden Sie sich in der Grenzfrage verhalten, sollte es zu Friedensverhandlungen kommen?« – »Das kann man noch nicht definitiv sagen«, lautete die Antwort. »Es kann sein, daß wir die Oder-Neiße-Grenze anerkennen, es kann aber auch sein, daß wir gewisse Korrekturen verlangen oder ein anderes Abkommen vorschlagen. Darüber müßte man dann verhandeln. Aber Sie können von uns keinesfalls verlangen, daß wir unsere Rechtspositionen bereits vor dem Friedensvertrag aufgeben.« – Das Gespräch erfolgt in einem angenehmen Ton, es gibt keine wilden Parolen. Meine Partner lächeln zuvorkommend ...«

»Sehr richtig – auch du mußt ruhig bleiben, sagte ich beschwichtigend zu mir selbst. »Sagen Sie nur, was wollen sie aushandeln? Was berichtigen?«, bohre ich weiter. »Sie denken wohl an Landbesitz? Vielleicht wollen Sie die Polen und die Russen wieder aussiedeln, die dort schon 20–21 Jahre leben, diese Landesteile wieder aufgebaut haben und aus den Trümmern des Krieges neue Städte schufen, ein blühendes neues Leben? Und wenn sie nun nicht weggehen wollen, was geschieht dann? Wie sollen wir den Deklarationen über Gewaltverzicht glauben, wenn Sie diese Frage offen lassen wollen ...? Sie wissen doch genauso wie wir, daß dies nur mit Gewalt möglich ist.« Ich achte peinlich auf jede Nuance, um nicht die geringste Erregung zu zeigen. Aber jetzt scheint es so, als ändere sich bei ihnen der Tonfall. In der Antwort schwingt spürbar zurückgehaltene Leidenschaft mit: »Uns hat man nicht auf diesen Posten gestellt, um die nationalen Interessen zu vergessen, sondern um diese zu vertreten.« – Ich werfe den Kopf hoch, nicht nur wegen des Tons, sondern auch wegen der Logik. Meine Antwort: »Ich bin mir darüber im klaren, niemand erwartet von Ihnen etwas anderes, als daß Sie die Interessen ihrer Nation vertreten. Unsererseits tun wir dasselbe. Aber was sind das für nationale Interessen, die zu einer neuen Weltkatastrophe führen?« – Warschau, Auschwitz, Berlin, Hiroshima, Nagasaki ... Diese Bilder kamen mir ins Bewußtsein. Unmöglich! Wie gerädert sitze ich auf meinem Sofa. Was soll ich hier noch sagen ... Auch meine Partner fühlen es: Wir sind am Limes, wir haben die Grenzen erreicht mit diesen Grenzfragen. Wir sind an dem Punkt, von dem es kein zurück mehr gibt.«<sup>7</sup>

Seine Eindrücke kommentiert dann Rényi zusammenfassend folgendermaßen: »Es ist nun schon das dritte Mal, daß ich versuche, das mir von meinen westdeutschen Freunden gesteckte Ziel anzustreben, das heißt, ohne Vorurteile objek-



tiv die Politik der Bundesrepublik zu untersuchen und einzusehen, daß ihre Regierung von friedlichen Absichten geleitet werde. Weit bin ich nicht gekommen; wenn man nämlich in bezug auf östliche Grenzen ›Positionen‹ hütet und nirgends genau festgelegte Gebietsansprüche stellt beziehungsweise aufrechterhält, dann kann ich darin nichts Glaubwürdiges mehr sehen.«

»Wer sonst wohl hat das Vorrecht darauf, erstens, zweitens, drittens und immerfort Sicherheit zu fordern, wenn nicht diejenigen, gegen die die Bundesrepublik bis heute Gebietsansprüche aufrechterhält? Darunter die DDR, wo man nicht nur Gebietsansprüche stellt, sondern gleich das ganze Staatsgebiet fordert! . . . Darunter auch Polen, das auf gesicherte Grenzen zu warten habe bis zur Wiedervereinigung.«

»Wenn dem so ist, dann habe ich kein Recht, alles andere zu übersehen, ja ich muß es zwangsläufig mit einbeziehen: Das Streben nach der Atombombe, den unverhältnismäßig raschen Ausbau der Bundeswehr, der bereits die Entwicklung der westdeutschen Wirtschaft gefährdet, die Notstandsgesetze, die eine totale Militarisierung des Landes ermöglichen, das Verbot der Kommunistischen Partei, die Tolerierung nazistischer Parteien und Organisationen, die Einschränkung der Verjährungsfrist für Kriegsverbrechen, die fragwürdige Haltung in bezug auf das Münchner Abkommen, der unqualifizierte und maßlose Kalte Krieg gegen die DDR, der Anspruch auf West-Berlin, das Alleinvertretungsrecht . . . und das ist nur eine Auswahl dessen, was sie offiziell tun. (Wenn ich noch hinzurechne, womit sie den Menschen Tag für Tag einen Schrecken einjagen, angefangen damit, daß sie gegen Pastor Niemöller ein Verfahren anstrebten, weil er Nord-Vietnam besuchte; daß sie Mulka, den Mörder von Auschwitz, aus ›humanitären‹ Gründen auf freien Fuß gesetzt haben . . .!)«

»Wir sollen glauben . . . glauben . . . glauben! Wem aber sollen wir glauben, wenn nicht unseren eigenen Augen, vor welchen sich das alles abspielt? Wie können sie sich nur wundern, wie sich beklagen, daß Argwohn, Mißtrauen, ja sogar Furcht und das Gefühl der Bedrohung weiterbestehen und damit auch der extremste Haß gegen diejenigen weiterlebt, die sie bedrohen! War es noch nicht genug? Wollen sie schon wieder dasselbe?«

»Wie glauben sie nur, das alles auf die DDR abwälzen zu können? Und wie stellen sie sich das vor (worauf sie so oft in ihren Gesprächen anspielen), daß wir unsere Genossen in der DDR, die weder in westlicher noch in östlicher Richtung Forderungen stellen, zurechtweisen sollen – nur weil sie sich hart verteidigen und entrüstet gegen den Druck stemmen, der in erster Linie auf ihnen lastet? Wie können die in Bonn erwarten, wo es um die Zukunft Europas geht, daß der Geist der Mäßigung und Verständigung das Feld beherrscht, wenn man bei der ersten Annäherung gleich auf solche unlösbaren Widersprüche stößt. (Dabei sollten sie bedenken, daß auch nach dem Verzicht auf solche unberechtigten Forderungen noch viel Zeit vergehen wird, bis die Welt selbst ›eindeutigen‹ Erklärungen Glauben schenken kann.) Als ungarischer Journalist kann ich noch rela-



tiv leichter unvoreingenommen sein als unsere Freunde in der DDR, die anzu-  
erkennen Bonn nicht bereit ist, leichter auch als die Menschen jener Länder, die  
Deutschland im vorigen Krieg angegriffen hat und denen gegenüber die west-  
deutsche Regierung wer weiß welche Ansprüche stellt... Oder glaubt man, daß  
wir, weil an uns keine offiziellen Forderungen gestellt werden, als internationale  
Sozialisten und als ein Volk, das den Frieden will, gleichgültig dem gegenüber-  
stehen, was sie in Europa vorhaben?»<sup>8</sup>



## DIE KONJUNKTURFROHE GEGENWART

### *Das Wirtschaftswunder und seine Richter*

Faßt man den Inhalt des vorangegangenen Kapitels im Jargon der ungarischen Presse zusammen, so ergeben sich folgende Themen: »Die ›Konsumgesellschaft‹ der sich gegenseitig auffressenden, satten Drohnen des Wirtschaftswunders;«<sup>1</sup> die »Amerikanisierung« und oft damit zusammenhängend die »Kulturlosigkeit« der westdeutschen Gesellschaft;<sup>2</sup> »das unqualifizierbare arrogante Gebaren« westdeutscher Behörden<sup>3</sup> und das »laute Benehmen und anmaßende Auftreten« der westdeutschen Menschen,<sup>4</sup> die »allgemeine Unmoral«, auch in der Gestalt des oft beschriebenen »berüchtigten Freudenviertels« der Hamburger Reeperbahn,<sup>5</sup> und schließlich die im »westdeutschen Alltag herumgeisternden Überbleibsel von Nazismus, totalitärer Diktatur und Militarismus«.<sup>6</sup>

Seit vielen Jahren bedient sich die Presse dieser Themen in verschiedenen Abwandlungen, um die westdeutsche Gesellschaft und ihre Gegenwart zu diskreditieren. Größtes Kopfzerbrechen bereitet den Verfassern dabei das Phänomen »Wirtschaftswunder«, weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Denn nach kommunistischer Auffassung und Theorie taumelt der Kapitalismus – durch innere Widersprüche bedingt – unaufhaltsam von Krise zu Krise bis hin zum endgültigen Zerfall. Die Tatsachen hingegen zeigen das Bild eines ungeheuer vitalen Kapitalismus, der die sozialen Gegensätze Schritt für Schritt aufhebt.

Es wäre mithin Aufgabe der Presse, diese, das Dogma Lügen strafende Entwicklung, den Menschen hinter dem gelockerten »Eisernen Vorhang« dialektisch verständlich zu machen. Dieser schweren Aufgabe versuchte man sich zunächst dadurch zu entziehen, daß man das Wort »Wirtschaftswunder« einmal deutsch, dann wieder ungarisch und in Anführungszeichen schrieb, um beim Leser eine gehörige Menge ironischer Zweifel anzubringen. Die Methode erwies sich aber als zu schwach, die Tatsache des wirtschaftlichen Aufschwungs in Westdeutschland zu vernebeln. – Und an diesem Problem schieden sich die Geister.

Die Behandlung des Themas bewegt sich heute in zwei diametral entgegengesetzt verlaufenden Richtungen, die zueinander im logischen Widerspruch stehen. Einige Unentwegte behaupten, daß das »Wirtschaftswunder« ökonomisch gesehen gar kein Wunder sei. Über ihre Beweisführung wird an anderer Stelle berichtet werden. Andere hingegen haben den Kampf aufgegeben und das Wirtschaftswunder als Faktum anerkannt. Mit dieser Anerkennung aber verbindet sich für sie die Pflicht, die Pose eines Sittenrichters einzunehmen, der alle Mißstände und Schattenseiten dieser, wie es heißt, »konjunkturfrohen Gegenwart«<sup>7</sup> anzuprangern und zu verurteilen hat. So versuchen sie nun zu beweisen, daß in der Bundesrepublik »mit dem hohen Lebensstandard die Unmenschlichkeit der Anschau-



ungen« einhergehe.<sup>8</sup> Diese Unmenschlichkeit stelle sich, laut Miklós Asztalos, auch »in der schwülen Atmosphäre der wirtschaftlichen Selbstzufriedenheit« dar, welche »in den Augen der Mächtigen für eine Bestätigung für die Lebensfähigkeit des Systems gehalten wird«.<sup>9</sup>

Ein anderer Sittenrichter, Vilmos Faragó, wirft folgende Fragen auf: »Hat das Wirtschaftswunder das moralische Bewußtsein der Westdeutschen erneuert? Bescherte es den Massen, zugleich mit der Wunderwelt, auch höhere Menschlichkeit? Hat es neben Kühlschränken auch humaneren Lebensinhalt vermittelt? Rief es den Drang nach gesunder Revision des Geschichtsbildes wach? In welche Richtung lenkt dies Wunder die Hoffnungen und Sehnsüchte? Steuern westdeutsche Volkswagen jetzt auf eine Bahn, die zum gemeinsamen Endziel aller friedliebenden Menschen führt?«

»Lauter rhetorische Fragen«, meint Faragó, die auf Grund seiner Erfahrungen ohne Ausnahme mit einem energischen »Nein« zu beantworten seien. Denn: »Westdeutschland bietet das Gesamtbild eines trostlos-öden kosmopolitischen Amerikanismus, unter dessen Oberfläche nationalistische Strömungen des Faschismus ungestört weiterwirken.«

Mit diesem rhetorischen Frage- und Antwortspiel will Faragó die von vielen ungarischen Journalisten vertretene Ansicht suggerieren, daß die Westdeutschen große Materialisten seien, voller Profitgier und nur der materiellen Seite des Lebens zugeneigt.

Dem westlichen Leser mag es paradox erscheinen, daß die Kommunisten, die philosophisch-weltanschaulich Materialisten sind, sich mit ihrer idealistischen Lebensführung brüsten und zugleich die philosophisch-weltanschaulich gesehenen »Idealisten« des Westens unentwegt einer materialistischen Lebensweise bezichtigen.

Selbst Kommunisten wittern hier einen kleinen Widerspruch, und so versucht die ungarische Presse im Rahmen ihrer ideologischen Aufklärungsarbeit mit folgendem Gedankengang Klarheit in das Problem zu bringen: Nur »Vulgärmarxisten« oder die Feinde des Marxismus seien der Ansicht, daß der philosophische Materialismus mit einem materiellen Lebensstil oder einer materiell motivierten Handlungsweise etwas gemein habe, – vielmehr lehre er, daß alle Wirklichkeit, einschließlich Fühlen und Denken, durch die Gesetze der Materie bedingt seien und somit »das Sein das Bewußtsein bestimmt« und nicht umgekehrt, wie es die Anhänger des philosophischen Idealismus glauben. Aus dieser »wissenschaftlichen« Erkenntnis ergebe sich für den Marxisten die prinzipiell moralische Aufgabe, durch einen uneigennützigen, idealistischen Einsatz der eigenen Kräfte der Weltanschauung des philosophischen Materialismus mit allen seinen Konsequenzen zum Endsieg zu verhelfen, d. h. sich an dem Kampf um den Sieg des Kommunismus zu beteiligen.

Anders die Menschen im kapitalistischen Westen, führt die ungarische Presse weiter aus. Die dort vorherrschende Weltanschauung des philosophischen Idealis-



mus mit seinen unwissenschaftlichen Theorien vermöge nicht den Menschen zu fesseln, geschweige denn zu durchdringen. Demzufolge lebe er ohne Ideale in einem seelischen Vakuum und versinke notgedrungen in einer materiellen, nur auf Nutzen und Vorteil ausgerichteten Lebensweise. Zumindest in Hinsicht auf die materialistische Lebensführung aber fällt die Rolle des Prügelknabens unter den westlichen Nationen dem Westdeutschen zu.

Doch lassen wir noch einmal die »idealistischen Materialisten« in ihrer Auseinandersetzung mit den »materialistischen Idealisten« zu Wort kommen. In einem Kommentar von »Radio Kossuth« heißt es: »Das bedeutsamste Instrument, mit dem die westdeutschen Seelen künstlich verkrüppelt werden, ist der Materialismus, unter dessen ständiger Einwirkung humane Kultur und Geist ersticken.« Um der Behauptung noch mehr Gewicht zu verleihen, fährt der Kommentator, sich auf die französische Zeitung »Combat« berufend, fort: »Dem Osten wirft man Materialismus vor. Rein philosophisch betrachtet ist dies richtig. In der Praxis aber feiert der Materialismus gerade im täglichen Leben Westdeutschlands seine größten Triumphe. Eben in jenem Land, dem es nicht gelang, über den stumpfsinnigen Hang seiner Bevölkerung zu materiellen Dingen hinaus auch eine Wiedergeburt auf geistigem und kulturellem Gebiet zu erreichen.«<sup>10</sup>

#### *»Biedermeier der Raubtiere«*

»Man hält mich hier in Westdeutschland für verrückt, weil ich als Angestellter und Jungeselle noch keinen Wagen habe. Was für ein Mensch, der nicht einmal ein Auto besitzt!«, mokiert sich Joachim F. in einer Reportage über den Pkw-Fetisch der Westdeutschen. – Wie es heißt, ist dieser Joachim F. »kein Bürokratentyp«. Er verfüge über Herz und Kultur und sei ein Schönggeist, den gerade deshalb so vieles im heutigen Westdeutschland abstoße. Und Joachim F. beschwert sich weiter:

»Ein jeder Metzger besitzt hier seinen Mercedes. Denn bei uns wird man erst durch den Besitz eines Mercedes zum Menschen. Sehen Sie sich nur diese Mercedes-Helden an! Sie hocken in ihrem Wagen, klammern sich ans Steuerrad und drücken auf das Gaspedal ... und dann wird mit 110–140 Stundenkilometern dahingerast.«

»Wozu, zum Teufel, brauchen diese Leute ein Auto? Meinen Sie, sie könnten noch irgend etwas in Muße betrachten oder genießen? Quatsch! Das Auto spielt hier die Rolle eines Modegegenstandes, das gleich dem Modellkleid einer Frau zur Schau getragen wird. Feist wie sie sind, spielen sie den Vornehmen, geben an und wollen zeigen, daß sie die Herren sind. Der Wagen, immer wieder der Wagen, dazu die verrückte Raserei, das ist ihr ganzes Leben! Doch es geht hier nicht um den Wagen allein. Das Auto ist nur ein Symptom, die wirklichen Gründe die-



ses Verhaltens liegen viel tiefer... Wer will es bezweifeln, daß ein Auto eine feine und praktische Sache ist? Ein Feind des Automobils bin ich ganz gewiß nicht. Mich bedrückt aber die rücksichtslose Art der Leute, die Angeberei, ihr skrupelloses Gewinnstreben. Alles genauso wie unter den Nazis – auch damals waren sie mächtig stolz auf ihre ›Erfolge‹. Und wo endeten sie? Sagen Sie mir, wo...?»

»Das Traurige ist nur, und das läßt mich verzweifeln, daß die Leute hier wieder bereit sind, sich betrügen zu lassen. Der schreiende, drittklassige Luxus verführt sie. Haben Sie schon unsere Geschäfte gesehen? Zum Beispiel den Juwelierladen dort gegenüber? Gold und Platin und Diamanten, daß die Auslagen sich nur so biegen. Braucht das etwa unser Volk? Wer kann das bezahlen? Amerikaner, mit denen ich sprach, erzählten, daß es einen derartigen Rummel nicht einmal auf dem Broadway gibt. Vor zehn Jahren trugen sie hier noch zerschlissene Hosen, heute behängen sie ihre Weiber mit Gold. Als hätten sie längst vergessen, wer das Giftgas für Auschwitz lieferte, wer die U-Boote und Bomber baute, die halb Europa verwüsteten.«<sup>1</sup>

Zu diesem Thema ließ man auch andere »Schöngeister« zu Wort kommen. So den gewissen Graf Emil Wedel, der über die nachteiligen Folgen schnellen Reichwerdens philosophierte: »Der schnelle Erfolg eines Menschen wirkt sich auf sein Seelenleben gar nicht gut aus. Der unverhoffte Erfolg eines ganzen Volkes gar kommt einer wahren Katastrophe gleich. Die Deutschen stiegen aus furchtbarer materieller, geistiger und moralischer Lethargie fast über Nacht zu allerbesten Lebensumständen auf. Man wird unwillkürlich an die Zeit der Jahrhundertwende erinnert. Auch damals erlebte Deutschland einen unerwarteten Aufschwung. Und das hatte auch damals schon ungesunde Folgen.«

»In einem gegebenen Augenblick wird diese Entwicklung abstoppen, eben weil sie gestoppt werden muß, denn es fehlt die wahre, sichere, feste, nationale Grundlage. Würde am Ende ein Rückfall eintreten, so wären die Menschen hier erneut zu jedem Wahnsinn fähig...«<sup>2</sup>

Zu ähnlichen Schlüssen, zwar anders formuliert, kommt auch György Walkó in einer Analyse der »gesättigten Bäuche«, in der es heißt: »An der Oberfläche weist das Wirtschaftswunder Anzeichen einer scheinbar friedlichen Entwicklung auf. Durch das Hochgefühl voller Bäuche geraten alle Bereiche des Lebens in die vielbesungene Atmosphäre ›eines neuen Biedermeier‹. Aber dahinter fletschen schon die Raubtiere im Schafspelz ihre Zähne. Doch sonderbar, selbst waffenklirrende Machtpolitik... sowie hier und da aufkeimende, gefährliche Symptome des Faschismus stören die ruhige Verdauung des selbstsicheren Durchschnittsbürgers nicht im geringsten.«<sup>3</sup>



»Den westdeutschen Spießbürger interessiert nur sein physisches Wohlbefinden, und er schreckt davor zurück, über die Grenzen des Alltags zu blicken«,<sup>1</sup> will ein Beobachter der westdeutschen Bühne wissen. Ähnlich kritisch äußert sich ein türkischer Gast-Student in einer Reportage: »Im Familienkreis sind sie die reinsten Egoisten. Selten kümmern sich die Kinder um die Eltern, als sei jegliche Gefühlsregung in ihnen erloschen. Alles geschieht nur noch um des eigenen Vorteils willen.«<sup>2</sup> Um derartigen Anwürfen stärkeres Gewicht zu verleihen, zitiert man dann auch Wolfgang Wehrauch, der die »Parolen des ›neuen Biedermeier‹ wie etwa: ›was war, gehört der Vergangenheit an‹; ›es genügt, wenn wir emsig und fleißig arbeiten‹; ›Hauptsache, es geht uns gut‹; ›nur wir haben recht, sonst niemand‹«, als Zeichen »einer maßlos engstirnigen, egoistisch-spießbürgerlichen Vogel-Strauß-Politik« betrachte.<sup>3</sup>

Die angeblich niedrigen Geburtenziffern der Bundesrepublik werden ebenfalls als Zeichen des Egoismus gewertet und folgendermaßen beschrieben: »Touristen aus dem Süden und Osten haben den Eindruck, in ein fast kinderloses Land gekommen zu sein. Es fällt ihnen auf, daß Frauen mit Kindern einfacher gekleidet sind als der Durchschnitt. ›Leisten sich hier denn nur die einfachen Leute Kinder?‹, fragen die ausländischen Besucher, denn auch in den vielen schönen Autos sehen sie oft mehr Hunde als Kinder. Sie vermissen in Westdeutschland ebenfalls jenes Gefühl betonter Sympathie, mit der man anderswo spielende Kinder betrachtet. ›In der Bundesrepublik beschäftigt man sich mit Kindern erst dann, wenn sie Schwierigkeiten verursachen‹, schrieb ein italienischer Journalist. Kinderfeindliche Hausherren gibt es auf der ganzen Welt, doch in keinem anderen Land sieht man mehr Wohnungsanzeigen mit dem Vermerk: ›Nur für kinderlose Ehepaare‹.«<sup>4</sup> – Den Berichterstatter stört es wenig, daß Ungarn die zweitniedrigste Geburtenrate Europas aufweist, die damit viel niedriger ist als die der Bundesrepublik.

Über die Gründe dieses »Egoismus« ist man geteilter Meinung. »Trägt der verlorene Krieg an diesem Verhalten die Schuld, oder ist das Ausdruck ihres übermäßigen Stolzes auf technische Errungenschaften?«, fragt ein Journalist.<sup>5</sup> Ein anderer macht dafür die »amerikanisierte Lebensform« verantwortlich, »die sich mit dem Eindringen amerikanischer Wirtschaftsmethoden ausbreitet.«<sup>6</sup>

Die meistgenannte Ursache aber ist – wie bei fast allen Sünden des Westens – die Gier nach Geld und Reichtum, denn »im Leben der Westdeutschen dominiert das ›Wirtschaftswunder‹, und Geld tötet alle Ideale... anstatt zu denken, fressen sich die Menschen dort nur satt«. Das Ergebnis sei dann nicht nur der Egoismus, sondern »eine Gesellschaft des Faustrechts, eine Zivilisation der Brutalität«.<sup>7</sup> In einer anderen Formulierung: »Geld, der Wunsch reich zu werden, die Hetze nach Gewinn wurden zur treibenden Kraft dieser Gesellschaft. Alles steht in diesem Zeichen: Das Geschäft, der Warenverkehr, die Erziehung der Jugend,



Kultur und menschliche Verbindungen, die Liebe, aber auch die Niedertracht.«<sup>8</sup> János Szentkirályi konstatiert sogar: »Aus dem Munde der sechzig Millionen Westdeutschen hört man nur halb so oft die Worte Gott, Brot, Ehre, Güte und Gerechtigkeit wie das Wort ›verdienen‹ ... Selbst das erste Wort des Kindes sei dort nicht ›Mutter‹, sondern ›Verdienst‹ ...«<sup>9</sup>

### *Öder Amerikanismus*

Die Presse berichtet des öfteren über »nicht gerade sympathische Merkmale einer geistigen Amerikanisierung«,<sup>1</sup> die in der Bundesrepublik überall anzutreffen sei. Hier wird über die »durch die Manager-Welt amerikanisierte und kosmopolitisierte Sprache«<sup>2</sup> der Westdeutschen Klage geführt, dort wiederum läßt man Graf Wedel in einer Reportage bemerken: »Die Amerikaner korrumpieren nicht nur unsere Leute, sie verblöden sie auch.«<sup>3</sup>

Mit Beschwerden dieser Art über »die Amerikanisierung« und ihre vermeintlichen Folgen, versucht man die Gefahren eines wachsenden Materialismus, der Verrohung, der geistigen Verarmung und Technisierung der westdeutschen Gesellschaft zu suggerieren. Die meisten Journalisten begnügen sich mit vagen und allgemein gehaltenen Andeutungen, in welchen das Wesen der »Amerikanisierung« dem Leser abwechselnd durch Attribute wie »öde«, »geistlos«, »kosmopolitisch«, »seelentötend« etc. erklärt wird.

Mitunter allerdings wartet die Presse mit ganz spezifischen Formen der »Amerikanisierung« auf. In einer Beschreibung des deutschen Karnevals wird z. B. die »Cowboy-Militarisierung« der westdeutschen Szenerie geschildert und fremder Einfluß verantwortlich gemacht, ohne jedoch die Amerikaner beim Namen zu nennen. Da heißt es:

»Ich bereiste Westdeutschland zur Zeit des großen deutschen Karnevals – ein glücklicher Zufall? Glücklich ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort. Nur jemand, der imstande ist, sich am Treiben des totalen Irrsinns zu ergötzen, wäre hier in seinem Element. Es kam hinzu, daß mich der Karneval buchstäblich von Stadt zu Stadt verfolgte, da er seine Höhepunkte an verschiedenen Orten jeweils mit einiger Verschiebung erreicht. Auch in ihrer Intensität sind diese Höhepunkte ganz unterschiedlich. Verläuft der Fasching in München fast gemächlich, so findet er in Frankfurt auf eine halbverrückte Weise statt. In Mainz, in Bonn und in den Städten des Ruhrgebiets wird er dann immer übertriebener, ausschweifender und überspannter. Wildfremde Menschen strapazieren sich mit Spielzeugtrompeten gegenseitig das Trommelfell. Alle möglichen Dinge verschiedener Größe fliegen durch die Fenster. Na ja, das sind halt so gewisse Volksbräuche. Man kann auch noch als Spaß durchgehen lassen, daß die Menschen Masken tragen und sich zur Kostümierung meist mehr aus- als anziehen. Trotz der win-



terlichen Kälte sieht man überall spärlich bekleidete Männer und fast entblößte Frauen.«

»Eines kann man jedoch nicht mehr als Scherz akzeptieren, es sei denn, als einen schlechten: Warum tragen fast alle verkleideten Männer Cowboymasken und verursachen mit ihren Colts ein ohrenbetäubendes Geknatter zum Schrecken aller Großstädter? Was hat denn das noch mit deutschen Volksbräuchen oder gar mit deutscher Tradition zu tun?«<sup>4</sup>

Eine gewisse Amerikanisierung bedrohe nach Ansicht der Presse jedoch mehr oder weniger alle europäischen Nationen. Insofern sei sie also nicht allein für Westdeutschland typisch. In Schweden z. B. sei »der amerikanische Einfluß« für die »intellektuelle Kriminalität« verantwortlich,<sup>5</sup> in Frankreich dagegen zeige er sich u. a. in einer Sprachzersetzung, im Entstehen des »Franglais«.<sup>6</sup> Während in den meisten europäischen Staaten aber die Amerikanisierung den Unwillen sowohl der betreffenden Bevölkerungen als auch der Regierungen hervorrufe, vollziehe sich »die amerikanische Invasion in der Bundesrepublik als Folge einer von Bonn und den Vereinigten Staaten gemeinsam durchdachten Politik«.<sup>7</sup> Anders formuliert: »Die politischen Richtlinien der Bundesrepublik haben Westdeutschland praktisch zur europäischen Ausgangsbasis der amerikanischen Politik gemacht.«<sup>8</sup>

Die »amerikanische Invasion« und »Kolonisierung« der Bundesrepublik, wie es heißt, »die Präsenz und insbesondere das herausfordernde Benehmen der Amerikaner« verbreite in der westdeutschen Bevölkerung »trotz aller Propaganda und offiziellen Anstrengungen allgemeines Unbehagen«.<sup>9</sup> Teils schon deswegen, weil die Deutschen weder die Bombardierungen ihrer Wohnviertel noch den Morgenthau-Plan vergessen könnten, teils aber auch, weil das Verhalten der amerikanischen »Besatzungsarmee« starken Widerwillen erwecke, wobei es der ungarischen Presse – in Anbetracht der Sowjet-Präsenz in Ungarn – vornehmlich darauf ankommt, die amerikanische Armee und ihre Angehörigen anzuschwärzen. In diesem Zusammenhang berichtet sie dann auch viel über das Verhältnis der »deutschen Fräuleins« zu den »Ami-Soldaten« wie etwa: »Man befürchtet, und das nicht ohne Grund, daß die jungen Mädchen der Verführungskraft des Dollars nicht widerstehen können.« Für die Gesellschaft ergebe sich daraus das »schwer lösbare Problem der Besatzungskinder«.<sup>10</sup> Diese Verführung, nicht etwa durch die amerikanischen Männer, sondern durch den US-Dollar, werde schon dadurch erleichtert, daß »die Amerikaner ihr Geld zu einem irrationalen, offiziellen Wechselkurs in DM umwechseln können... An Zahltagen besetzen sie die besten Lokale, besaufen sich, verüben Gewalttätigkeiten und verursachen überall Ruhestörung«. Einzelne Vorfälle werden dann dem Leser mit jeweils großem Behagen als Beispiel »amerikanischer Brutalität« präsentiert.<sup>11</sup>

So viel über das nahezu einmütig gezeichnete Bild vom »Unbehagen« der westdeutschen Bevölkerung angesichts der »vom Rum... heruntorkelnden«, »betrunkenen«, »randalierenden«, »gewalttätigen« Soldaten der amerikanischen »Besatzungsarmee«.<sup>12</sup> Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, daß die Angehö-



rigen der englischen und französischen Armee in Westdeutschland von derartigen Angriffen verschont bleiben.

Vielfältiger dagegen sind die Ausführungen über eine geistige und wirtschaftliche Amerikanisierung des Landes. Einerseits spricht man von Protesten westdeutscher »Patrioten«, andererseits versucht man den Eindruck zu erwecken, die Westdeutschen fühlten sich wohl in diesem »Reklamegeschrei der amerikanisierten Städte«.<sup>13</sup> Eine dritte Art von Beiträgen berichtet über eine ambivalente Haltung: »Würden sie auf ihr Herz hören, würden alle sagen: ›Hinaus mit den Fremden.‹ Aber Geschäft ist Geschäft, und sie fragen sich: ›Was wird aus der Konjunktur, wenn die Amis einmal gehen?‹«<sup>14</sup>

### *»Nitribitts Sumpfwelt«*

Westliche Sittenskandale, Gangstergeschichten und Korruptionsaffären – angefangen bei Englands Christine Keeler über Italiens Maffia bis zu Westdeutschlands Gerda Münsinger, um hier nur einige zu nennen – werden in der ungarischen Presse zumeist ungewöhnlich breit geschildert, insbesondere diejenigen aus Westdeutschland. Auffallend hierbei ist, daß diese Skandale, gemeinhin unter dem Gesichtswinkel »Kapitalismus« anvisiert, bei der Bundesrepublik eher auf ihre typisch deutschen, d. h. nationalen Merkmale hin untersucht werden.

Die weidlich ausgeschlachtete und fast genüßlich dargebotene westliche Skandalchronik dient mehreren Zwecken. In erster Linie ist sie dazu bestimmt, den Sensationshunger der ungarischen Zeitungsleser zu stillen, ohne damit gleichzeitig vor der eigenen Tür kehren zu müssen. Das urmenschliche Bedürfnis nach Sensation konnte auch der »Sozialismus« nicht verdrängen. Doch wird es durch heimische Affären kaum befriedigt, weil jene – »Überbleibsel der Vergangenheit« oder »Auswirkungen westlicher Einflüsse« – entweder gar nicht oder nur sehr kurz erwähnt werden. So greift man mit Freuden auf die westliche Skandallektüre zurück, nicht zuletzt auch mit dem Hintergedanken, damit das Westbild noch um einige schillernde Farbtöne zu bereichern. Eine zweifellos billige und sicher nicht ganz wirkungslose Methode, den Westen zu diskreditieren.

Es ist im Rahmen dieser Arbeit unmöglich, die Skandalchronik Westdeutschlands im Spiegel der zahlreichen Artikel, Nachrichten und Kommentare lückenlos wiederzugeben, geschweige denn, die wahren Affären von den erdichteten zu trennen. Einige Themen aber seien erwähnt – beginnend mit Fräulein Rosemarie Nitribitt über die Leihwagenaffäre, den Mordfall Vera Brühne und den »Spiegel«-Prozeß bis hin zu den erfundenen und tatsächlichen Verwicklungen um F. J. Strauß und der Bestechlichkeit der Demokratie. Genannt seien ferner die Berliner Call-Girl-Affären, die Karriere Gerda Münsingers, als »deutsch-kanadische Koproduktion« dargestellt, die »Skandale« um Contergan (»es ist eine



schreckliche Angelegenheit, die Gewinnsucht hat das Leben von Hunderten, ja Tausenden zugrunde gerichtet«.)<sup>1</sup> und den Contergan-Prozeß, die Starfighter-Abstürze und ihre vermeintlichen Gründe, das abenteuerliche Verschwinden der Volkacher Madonna und ihre Wiederentdeckung sowie der Betrug mit den angeblich von Nazis verschleppten Hatvany-Bildern – das Ende der Liste ist damit noch lange nicht erreicht.

Bezeichnend für den Stil all jener Darstellungen ist folgender Bericht über die »nitribittöse Sumpfwelt«: »Leben und Tod des nach amerikanischer Methode arbeitenden Callgirls, die traurigen Folgen zu schnell verdienten Geldes, Korruption und jede Art von Prostitution, das ist der wahre Hintergrund der nach außen hin moralpredigenden christlich-demokratischen Politik. Die Kundschaft des Mädchens Rosemarie setzte sich bekanntlich aus Trustchefs, Fabrikdirektoren, qualifizierten Politikern der christlichen Demokraten und frischgebackenen Neureichen zusammen. Nicht nur in einem Fall blätterten sie ungerührt Tausende auf den Tisch, um die Gunst der Dame Rosemarie zu erringen. Sie sicherte sich die ›Exklusivität‹ ihres Kundenkreises, indem sie größte Ansprüche stellte.« Moralische Schlußfolgerung: »Der Fall Rosemarie Nitribitt ist das Drama eines hemmungslosen Luxus-Weibchens, dessen Treiben unter der Oberfläche des westdeutschen ›Wirtschaftswunders‹ verborgen blieb und dessen Sturz erst die ganze verfaulte Sumpfwelt erhellt.«<sup>2</sup>

Diese Art der Berichterstattung hat nur noch wenig mit echter moralischer Entrüstung zu tun. Es scheint eher politisches Kalkül dahinter zu stehen. Ein Vergleich der Betrachtungsweise des Pariser und des Hamburger Nachtlebens mag als plastische Illustration dienen. Das Nachtleben Hamburgs, »Großbetrieb der Prostitution«,<sup>3</sup> wird in sehr vielen Reportagen als typisch für die westdeutsche Laszivität geschildert, während dasselbe in Paris als Kuriosität erscheint, mit der alleinigen Aufgabe, die Fremden zu unterhalten: »In Paris traf ich keinen einzigen Franzosen, der sich das Programm der Folies angesehen hätte. In der Tat, man könnte ein Schild ›nur für Ausländer‹ aushängen, weil sich im Zuschauerraum außer Platzanweisern und Polizisten in Paradeuniform kein einziger Franzose befindet.«<sup>4</sup> »Dänische und schwedische Nacktheit wird Engländern und Brasilianern präsentiert... Paris beherbergt zwei Städte, nur die eine ist französisch.«<sup>5</sup>

Wird Hamburg als Zentrum der Prostitution dargestellt, so stempelt man in vielen Artikeln Bonn zum Brennpunkt der Korruption. »Die Bestechung von Beamten in leitenden Positionen ist fast schon zu einer alltäglich praktizierten Gewohnheit geworden«, zitiert »Esti Hirlap« den Direktor der Daimler-Benz-Werke, »der im Prozeß gegen Oberst Löffelholz als Zeuge vernommen wurde«. Nicht weniger »bezeichnend« für westdeutsche Verhältnisse sei die im Zusammenhang mit dieser Bestechungsaffäre gefallene Bemerkung eines Ministers, in Bonn gebe es auch nicht mehr Korruption als im alten Rom. Das Blatt kommt zu dem Schluß: »Wir können somit ohne weiteres feststellen und uns dabei sogar auf



offizielle Äußerungen stützen, daß in Westdeutschlands starrer klerikaler Welt nicht nur mittelalterliche, sondern im Hinblick auf die Sauberkeit des öffentlichen Lebens sogar altertümliche Sitten und Gebräuche herrschen.«<sup>6</sup>

### *Vera Brühne und andere*

Der sogenannte »Brühne-Prozeß« hat seinerzeit in Ungarn großes Aufsehen erregt. Viele Artikel, ja ganze Artikelserien wurden diesem Thema gewidmet. Er bot erneut eine gute Gelegenheit, das »Bild einer morschen und verdorbenen Gesellschaft« aufzuzeichnen. Einen abschließenden Kommentar zu dem Prozeß gab das Parteiblatt »Népszabadság« bei dem ostdeutschen Starkommentator Karl Eduard von Schnitzler in Auftrag. Er bewies abermals sein propagandistisches Talent, als er schrieb:

»Zur gleichen Zeit, als Gericht und sensationslüsternes Publikum sich über das ›süße Leben‹ der Madame Brühne entrüsteten, konnten westdeutsche Bürger der ›für die Hebung der Moral‹ eintretenden BILD-Zeitung (Druckauflage 3 Mio.) entnehmen, auf welche Art die Helden der ›freien Marktwirtschaft‹ ihre fetten Geschäfte abschließen. Beispielsweise in einer eigens für solche Zwecke gemieteten 22-Zimmer-Luxusvilla im Taunus, mit riesigem Park und geheiztem Schwimmbaden. Sie war als ›Gästehaus‹ eines Konzerns getarnt, und nach gelungenen Vertragsabschlüssen lud man Bardamen, Filmsternchen, Mannequins und Fotomodelle zur besonderen Unterhaltung der Geschäftsfreunde ein. Nicht unbedingt ein Einzelfall. Andere tun dasselbe mit geringerem Aufwand, wieder andere – besonders im reichen Ruhrgebiet und in Hamburg – in noch größerem Stil. Und trotz allem bemüht sich die seriöse Presse Westdeutschlands unablässig, nachzuweisen, daß ›der Fall Brühne nicht im geringsten als moralisches Spiegelbild Westdeutschlands anzusehen ist‹.«

»Ist das aber wirklich so? Unter den prominenten Gästen der Frau Brühne befanden sich ein hoher Ministerialbeamter und ein Herr namens Kammhuber. Letzterer ist nebenbei auch General und Befehlshaber der westdeutschen Luftwaffe. Das Jagdrevier des Doktor Praun, des alternden Playboys der Vera Brühne, befindet sich ganz zufällig in der Nachbarschaft des Jagdreviers von Herrn Kapfinger, von dem man weiß, daß er wiederum engster Freund von Franz Josef Strauß ist und mit Dr. Praun die gleiche Leidenschaft teilte, nämlich die Jagdleidenschaft. Der Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard – der nach 1945 selbst durch eine saftige Schiebung zu Reichtum kam – konnte aus dem Turmzimmer seiner Luxusvilla am Ufer des Starnberger Sees (!) in Salon und Park der Praunschen Villa hinüberblicken, wo seit Jahren das Ratespiel der besseren westdeutschen Gesellschaft gespielt wurde: Wer mit wem?«

»Ist das etwa kein Sittenbild der Bundesrepublik? Ganz sicher nicht, soweit es



die anständigen, einfachen Menschen betrifft. Welche Beziehung hätten sie denn auch zu diesem Staat, dieser Regierung und dem ›süßen Leben‹?»

»Minister Erhard erklärte, der Kapitalismus sei in Westdeutschland ›nur noch dem Namen nach vorhanden‹. Als Hauptaktionär der Nürnberger Triumph-Werke steckte er aber die bescheidene Dividende von 50 % in die Tasche und rief im gleichen Atemzug die westdeutschen Arbeiter und Angestellten zum ›Maßhalten‹ auf. Der Kapitalismus lebt also doch, und das ist die eine Seite. Die andere Seite ist der Sittenverfall, der nicht nur in den Betten der Nitribitts, Brühnes und Kapfingers vonstatten geht, sondern auch vor den allgemein moralisch-ethischen Bereichen des Lebens nicht haltmacht. Gemessen an ›dieser Größenordnung‹ sind die Herren Globke und Oberländer wahre Ehrenmänner. Bundeskanzler Adenauer spekulierte in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg als Oberbürgermeister der Stadt Köln mehr, als gesetzlich zulässig war. Das ist aus Gerichtsakten und Presseberichten hinlänglich bekannt. Im übrigen unterhielt er Kontakte zum französischen Geheimdienst, was durch den sogenannten ›SPIEGEL-Ausschuß‹ bewiesen wurde. Trotzdem ist er Bundeskanzler. Er deckte seinen korrupten Referenten Kilb mittels einer falschen eidesstattlichen Aussage. Trotzdem ist er Bundeskanzler. Natürlich blieb Kilb vollkommen unbehelligt auch weiterhin ein hoher Beamter der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, und auch Strauß wurde Minister, trotz Kapfinger-Affäre und FIBAG-Skandal.«

»All das beweist, daß der Brühne-Prozeß doch ein Spiegelbild, ein Symbol der öffentlichen Moral Westdeutschlands ist und daß Vera Brühne und ihr Komplize nur verurteilt wurden, um dieses Bild nach außen hin zu retuschieren. Gerade deshalb, weil Typen wie Kapfinger, Strauß und Globke viel unangenehmere Zeitgenossen sind als Vera Brühne, mußte die gnädige Frau herhalten. Sie hat nur ihre Pflicht getan; durch den Wirbel um sie konnte der Strauß-Skandal in Vergessenheit geraten.«

»Wie man sieht, braucht man die Dinge nur in den richtigen Zusammenhang zu bringen: Die BILD-Zeitung, den Nitribitt-Skandal, das Fernsehen, den Fall Brühne, den Fall Strauß, die Sexualverbrechen an Kindern, die Atombewaffnung, das Anwachsen der Kriminalität, die NATO, die Luxusbordelle, den Antikommunismus, Globke, den Bundestag und die Grenzprovokationen. Man kommt dann nicht umhin, die Frage zu stellen: Was ist das wohl für eine Ordnung, daß solche Dinge geschehen können? Was ist das schon für ein System, wenn all das Erwähnte mit den ›Moralbegriffen‹ dieser ›Ordnung‹ in Einklang steht? Diese Fragen bedürfen natürlich keiner Erwiderung; sie tragen ihre Antwort bereits in sich.«<sup>1</sup>



Vor dem Zweiten Weltkrieg gehörte es zu den wohletablierten Urteilen bzw. Vorurteilen, den preußischen Geist oder den preußischen Militarismus für die ganze deutsche Misere verantwortlich zu machen. Noch während der Konferenz von Jalta soll Churchill gesagt haben, »das Böse am Deutschen stammt aus Preußen«.<sup>1</sup> Das Schicksal aber wollte es, daß das ehemalige Preußen heute geographisch zu dem Teil Deutschlands gehört, in dem die »guten Deutschen« wohnen. Dadurch ging der ungarischen Presse ein historisch bereits bestens eingeführter »Sündenbock« verloren. Die sich häufenden abschätzigen Bemerkungen und einige speziell Bayern gewidmete Artikel lassen den Versuch erkennen, einen neuen Prügelknaben aufzubauen, der den heutigen politisch-geographischen Verhältnissen entspricht: Die Bayern, »die Freunde kompakter, schwerer Speisen und des vielen Biers«,<sup>2</sup> die »biertrinkenden Katholiken« aus deren Kreis schon »die arme Tony Buddenbrook erschrocken entflohen ist«.<sup>3</sup>

Inzwischen aber sei das Land Bayern ein Prüfstein der deutschen Demokratie, meint Imre Vámos. Auch sehe er Gründe für die Frage: »Kann man denn mit den Bayern überhaupt zusammenleben? Mit diesem reinrassigen Bauernvolk, mit dessen Hilfe Hitler einst versuchte, im verjudeten Berlin Ordnung zu schaffen! Es ist ja kein Zufall, daß München zur ›Hauptstadt der Bewegung‹ wurde und der Demagoge aus Braunau just eine Münchnerin zur Braut erkor ... Kann man denn mit den Bayern zusammenleben? Mit den Bayern, die durch Lokalpatriotismus und rassische Voreingenommenheit einen erbitterten Haß gegen andere Völkstämme der Bundesrepublik – hauptsächlich gegen die Norddeutschen – pflegen und deren gängigstes Fluchwort ›Saupreiß‹ lautet?« Einer der Gründe dieser Fremdenphobie sei: »Die ›Zuagroasten‹ bilden im allgemeinen eine viel wendigere und unternehmungslustigere Schicht im Lande.«<sup>4</sup>

Imre Vámos, der vieles aus westdeutschen Zeitungen teils mit, teils ohne Anführungszeichen übernimmt, trägt noch weiter zum Aufbau des neuen Sündenbocks bei: »›Geschieht im politischen und moralischen Bereich der Bundesrepublik ein Skandal, so müssen dessen Hauptakteure im katholischen Land der Bayern gesucht werden‹, stellt die Hamburger ›Zeit‹ fest. Die Deutschen selbst sind über die Widersprüche verblüfft, die in diesem Landesteil – ehemals ein Hort der reinen Vernunft – zwischen öffentlich gepredigten Grundsätzen und deren tatsächlicher Ausführung klaffen. In der Formulierung des Hamburger Blattes: ›Hier werden bombastische Reden geschwungen über die Verteidigung des christlichen Abendlandes. Nach den Reden aber, am Stammtisch im Wirtshaus, verhandeln die Redner sehr real über die Abwicklung ihrer schmutzigen Geschäfte‹. Ein wahrhaft günstiger Nährboden für die Machenschaften von Interessengruppen, für niedrige Triebe der Gewinnsucht und der eigennützigen politischen Kumpanei!«

»Charakteristische Figuren dieses urwüchsigen Landes sind Verteidigungsmi-



nister a. D. F. J. Strauß, der Verleger Kapfinger und natürlich auch Frau Vera Brühne. Ihr Skandalprozeß wirft ein bezeichnendes Licht auf diese merkwürdige bayerische Welt, wo Gazetten, Lebenslust, Politik und gesellschaftliches Leben etwas drollig Familiäres, um nicht zu sagen Vulgäres an sich haben.«

»Hier gilt das Wort: ›s Sach zammhalten«. Wenn vor Gericht ein Schwur geleistet wird, so hebt der Zeuge die Schwurfinger der rechten Hand vorschriftsmäßig nach oben, hinter dem Rücken aber leitet er mit den drei gespreizten Fingern der Linken wie ein Blitzableiter den Meineid nach unten ab. Laut west-deutschem Statistischem Jahrbuch werden in Bayern die meisten Meineide geschworen.«

»Man nennt sich hier auch vertraulich beim Vornamen. Der Verteidigungsminister ist der ›Franz‹, Herr Kapfinger der ›Hans‹, auch zahlreiche Nachtlokale tragen den Vornamen ihrer Besitzer. (›Die Jo traf ich gestern beim Heinz oder beim James.‹) Vor Gericht gibt man sich sehr offenherzig und spricht auch Intimstes unmißverständlich aus. Man könnte ironisch sagen, daß in Bayern die Sitten der Eskimos herrschen, nach denen der Gastgeber dem Fremden in seiner Schneehütte neben Speise und Trank auch die eigene Frau anbietet. Diese familiäre Atmosphäre bestimmt – wie gesagt – auch das gesamte politische Leben. Zwei Hauptakteure auf diesem Gebiet sind Franz und Hans, der aus Niederbayern (!) stammende Verteidigungsminister der Bundesrepublik und der Zeitungsmillionär aus Passau. Ihre Partei ist die Christlich-Soziale Union; daher sind die beiden ›Kinder der bayerischen Erde‹ (Ausspruch von J. E. Kapfinger) nicht nur christlich, sondern auch sozial. Es muß anerkannt werden, daß beide strebsame Sprößlinge ihrer Heimat sind – Strauß auf dem Gebiet der Atombewaffnung der Bundesrepublik, Kapfinger einmal als Gründer einer klerikalen Gangster-Presse und ein andermal als Meister undurchsichtiger geschäftlicher Manipulationen, an denen wiederum Herr Strauß einen nicht unbeträchtlichen Anteil hatte. Der sogenannte FIBAG-Skandal beschäftigt heute noch die Öffentlichkeit. Vor den Kanzlerwahlen 1961 gab Kapfingers Clique ein Pamphlet gegen Willy Brandt heraus mit dem Titel: ›Da war auch ein Mädchen«. Darin attestieren fünf ehemalige Liebchen dem sozialdemokratischen Kanzlerkandidaten Willy (›Der Bär‹), welch schwacher Liebhaber er in fremden Betten war. Dabei machte es weder Hans noch Franz etwas aus, daß Ersterer just im Jahr zuvor von einem Passauer Gericht wegen Kuppelei und Unzucht zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Urteil und Begründung gab die Münchener ›Süddeutsche Zeitung‹ damals ausführlich wieder, und man konnte lesen: ›Zwecks Belebung seines Geschlechtstriebes ließ er sich von zwei Frauen die Fußsohlen kitzeln.«

»Trotz seiner Skandale und Schiebungen blieb Strauß weiterhin Verteidigungsminister. ›Das wäre nicht einmal im einstigen Preußen möglich gewesen, schon gar nicht in einem als demokratisch bezeichneten Staat‹, stellt die ›Zürcher Woche‹ fest. Der Schweizer Reporter äußert sich auch sonst nicht gerade schmeichelhaft: ›Früher hätte er nicht eine Minute länger Minister bleiben können, trotz seines



dicken Fells, das nur mit einer bayerischen Lederhose vergleichbar ist. Denn früher war wenigstens die Öffentlichkeit nicht so dickfellig.«

»Auf Bayern selbst beschränkt, wären die Taten von Kapfinger und Strauß ja noch vertretbar«, schreibt Christian Amery, »dort an Ort und Stelle wäre das alles noch in bester Ordnung. Aber sie begingen einen Fehler, als sie ihre Tätigkeit auf die ganze Bundesrepublik ausdehnen wollten. So etwas erfordert schon feinere Formen gesellschaftlicher Heuchelei. Hier erwartet man nämlich, daß Dinge, deren Ursprung dem unerforschlichen Willen Gottes zugesprochen werden, wenigstens vier Wochen hindurch glaubhaft bleiben. Bayerische Methoden sind hier nicht anzuwenden, und ein Redner, der inmitten einer bombastischen Ansprache vom Rednerpult aus seinen Hörern mit den Augen zublinzelt, gilt zumindest als ungeschickt. Das dürfte er sich höchstens nach einer Rede beim Stammtisch unter seinen Freunden leisten!« Kommentiert Vámos: »Dieser Gedankengang hat leider eine fatale Ähnlichkeit mit jenem Gericht, das einen Kannibalen nicht etwa wegen seiner Menschenfresserei belangte, sondern deshalb, weil er beim Essen schmatzte.«<sup>5</sup>

Die Berichterstattung der ungarischen Presse verleiht dem neuen Sündenbock heute auch dadurch eine spezielle Note, daß sie diesen häufig mit seinem gegenwärtigen westdeutschen Buhmann in Verbindung bringt. Sie betont, daß Bayern »die engere Heimat«<sup>6</sup> von Franz Josef Strauß sei, den sie häufig als »korpulenten bayerischen Politiker«<sup>7</sup> und »berüchtigt reaktionären Bayern«<sup>8</sup> apostrophiert, wenn sie behauptet, daß er »machtpolitische Ambitionen nährt«,<sup>9</sup> »der bekannteste Exponent der westdeutschen Politik der Stärke ist«<sup>10</sup> und sein Buch »der neue ›Mein Kampf‹ der Deutschen«<sup>11</sup> sei.

München, die Hauptstadt Bayerns, rundet das Profil des neuen Prügelknaben entsprechend ab. Man erfährt aus den Berichten, daß es »530 m über dem Meeresspiegel liegt, viele Kunststätten und Bierhallen beherbergt, ein bischöfliches Ordinariat und föhniges Klima hat«, aber auch eine »heitere Ansiedlung« sei, in welcher »einst das künstlerische Schaffen größere Ehre genoß als Reichtum und Nützlichkeit, die in unseren Tagen Verdienst und Tugend ersetzen«.<sup>12</sup> Man liest manchmal über die Museen, öfters über die »Sauforgien« des Oktoberfestes und viel über das Hofbräuhaus, »berüchtigt« wegen »Hitlers Bierhallenreden«.<sup>13</sup> Daneben wird in den meisten Berichten immer wieder erwähnt, daß »die radikalsten Emigranten, darunter auch die Pfeilkreuzler, ihr Lager in München aufgeschlagen haben und sich dort organisieren. Sie hetzen von dort aus schon seit mehr als zwanzig Jahren«.<sup>14</sup>

Oft wird auch über den »berüchtigten Bierdunst« Münchens geschrieben, der z. B. Ignác Vámos zu folgenden Gedankengängen veranlaßte: »Hier fühlten sich Hitler und seine Anhänger wie zu Hause, und einige ihrer weltvernichtenden Pläne wurden hier geboren ... In der mächtigen Halle des Hofbräuhauses treffen sich an glatt gehobelten Tischen noch heute viele Vereine, es gibt viele Stammtische. Es wäre möglich, daß sie heute nur noch aus alten Krügen, aber nicht mehr aus den alten Ideen schöpfen. Ich weiß es nicht. Eines steht jedoch fest: Bayern ist die



Bastion der ›schwärzesten‹ und reaktionärsten politischen Kräfte in der Bundesrepublik, es ist das Reich der Strauß'schen CSU. Bayerns Herz schlägt am stärksten in München. Zwar sind im Stadtrat die Sozialdemokraten in der Mehrheit, doch befindet sich die Zentrale des Senders ›Radio Freies Europa‹ in München, und daneben fanden noch 40 andere antikommunistische Geheimorganisationen, ausländische Spionagedienststellen, ein Heim in dieser Stadt. Nicht umsonst nennt man München auch deshalb die heimliche Hauptstadt Deutschlands.«<sup>15</sup>

### *Langeweile als Lebensform*

Aus vielen Werken der westlichen Gegenwartsliteratur ziehen ungarische Rezensenten den Schluß, daß der westliche kapitalistische Reichtum mit seinem »Alltag der von Zivilisationsschäden schwangeren ›Wohlstandsgesellschaft‹« letztlich zu innerer Leere und Einsamkeit führe, »zu der Einengung der Ansichten, zu der Unfähigkeit, die Gesellschaft von innen heraus zu ändern und auch zu einer inhaltlosen Hoffnung auf etwas anderes«.<sup>1</sup> Sie wiederholen in ihren Rezensionen unentwegt die Behauptung, daß dieser Reichtum den Menschen nicht befähige, sich aus der Tretmühle des Daseins zu befreien, denn sein »Überfluß an Waren, Comics und Unterhaltung«<sup>2</sup> schlage um in Überdruß. Mit anderen Worten: »Komfort schützt nicht vor Langeweile.«<sup>3</sup> In diesem Sinne werden auch westdeutsche Literaturbeiträge interpretiert wie etwa Christian Geißlers Roman »Kalte Zeiten«, für Frigyes Rayda eine exakte Beschreibung der »zur Lebensform gewordenen Langeweile«.<sup>4</sup>

Interessant ist es dabei zu sehen, wie der Rezensent, nach den ungeschriebenen Regeln der heute üblichen Literaturkritik, das allzumenschliche Allgemeinproblem der Monotonie täglicher Arbeit in ein spezifisch kapitalistisches bzw. westdeutsches Phänomen ummünzt und begrenzt. Sicher, der Roman spielt in Westdeutschland, und die Hauptfigur lebt das Leben der Westdeutschen. Der logische Trugschluß und die Hauptfigur lebt das Leben der Westdeutschen. Der logische Trugschluß des »post hoc ergo propter hoc« liegt nahe – für den Rezensenten und, wer weiß, vielleicht auch für den Autor. Doch lassen wir den Rezensenten selber sprechen:

»... Ahlers heißt der Romanheld, obwohl diese Bezeichnung hier eher nur als Metapher zu verstehen ist. Dieser Ahlers tut an diesem Werktag nichts besonderes, eigentlich dasselbe wie an jedem anderen Tag. Morgens geht er ein wenig mürrisch zu seiner Arbeitsstelle, einem Bauplatz, und er verrichtet dann ohne besondere Lust seine Arbeit als Kippwagenfahrer. Ein Arbeiter wie die anderen auch. Einer von vielen. Mittags holt er seinen Lohn ab, trinkt ein Glas Bier und arbeitet weiter; später macht er eine Extrafahrt für den Chef; warum auch nicht, wo der Chef ihm doch eine Wohnung verschafft hat. Ahlers ist ein guter Arbeiter, es lohnt sich, ihn zu behalten. Warum soll er denn nicht eine Wohnung, anständigen Lohn und einen kleinen Wagen haben? Herr Ratjen, der Chef, tut ja wirklich alles für



seine Leute. Und die Extrafahrt? Keine große Angelegenheit. Man muß teure antike Möbel in Ratjens Wohnung schaffen, und Ahlers ist ein verlässlicher Mann und ein guter Fahrer.«

»Die Ehefrau, Renate Ahlers, arbeitet nicht. Für sie bestehen die Werktage, dank des mechanisierten Haushalts, nur aus Herumlungen und Auslagenbetrachten. Manchmal auch ein bißchen träumen von einer kleinen Tochter, die doch vielleicht einmal kommen wird. Nein, hier gibt es keine besonderen Ereignisse. Sie sind auch kaum möglich. Herr Ratjen hat ein Interesse daran, daß der gute Arbeiter Ahlers bei ihm arbeitet, und Ahlers ist es auch nicht egal, wer sein Chef ist, und ›wenn‹ er auch umziehen und anderswo arbeiten würde – er bekäme doch denselben Lohn, dieselbe Wohnung und einen neuen Ratjen.«

Dieser Synopsis folgt die Analyse des Romans: »Doch hier, an diesem ›wenn‹, gelangt die glatte, leidenschaftslose Beschreibung zu ihrem eigentlichen Sinn. Jetzt fällt mit einem Mal auf, wie dürr und trocken dieser Stil eigentlich ist und wird plötzlich als erdrückend empfunden. Alles ist von einer eigenartigen Langeweile, von einer selten eingestandenen, aber überall unter dem Chromglanz der Opels, aus den Loewe-Opta-Musiktruhen und Kühlschränken verräterisch hervorschauenden totalen Leere überschwemmt, in welcher der ›ansonsten‹ gut verdienende, ›ansonsten‹ zufrieden scheinende Durchschnittsmensch des Westens lebt. Ahlers könnte ein ›Arbeiteraristokrat‹ genannt werden, aber der Roman läßt es ahnen, daß nicht nur die Arbeiter sich so langweilen und der Welt überdrüssig werden, sondern auch alle jene, die man als ›Mittelklasse‹ bezeichnet. Man könnte in der sozialen Stufenleiter sogar noch höher hinaufsteigen, vielleicht bis zu Ratjen selbst. Die Leere, mit welcher Kulisse auch immer verdeckt, hat keine nähere Bezeichnung.«

»Das ist eigentlich der Kern der ›Kalten Zeiten‹. Geißler will nicht weitergehen. Er durchleuchtet nur ein Phänomen, und man kann sagen, in vollkommener Weise. Und wie lautet die Schlußfolgerung? Es sind die Gedanken des Autors, wenn er über den nach gewohntem Arbeitstag heimgekehrten und über sich nachsinnenden Ahlers schreibt: ›Er wollte was sagen, konnte aber nicht sprechen. Er war stumm, als habe er einen Stein im Mund. Wie kann der Mensch aus dieser Lage ausbrechen? Er blickt auf die Tür. Er könnte sie öffnen. Er blickt auf das Fenster. Kein Gitter davor. Um das Haus verläuft keine Mauer, es gibt weder Wachen noch Kontrollen, keine Strafe. Himmel Herrgott, aber wie hier herauskommen? Aber auch das hat er nicht ausgesprochen. Kein Wort hat er gesagt. Ihn fror. Das war alles.«

»Der Autor bereitet hier auf emotionaler Ebene eine weitere Konklusion vor, die ungefähr so lauten könnte: in Hamburg, Köln, aber auch in Rotterdam und New York kann man ganz anständig leben. Der Verdienst ist annehmbar, die Arbeit, wenn man gerade eine hat, nicht unerträglich, und der Chef gutwillig, warum auch sollte er es nicht sein? Man kann sich bei einiger Ausdauer eine Waschmaschine, eine Kühltruhe, ein Auto, manchmal sogar eine Wohnung anschaffen.



Man kann also ganz angenehm leben, nur man weiß nicht, wofür man eigentlich lebt.«

»Das eine weiß man wirklich nicht.«

»Kälte Zeiten« – »Also gefährliche Zeiten?« – fragt der Autor und beantwortet die Frage gleich mit einem »Ja.« Ergänzt Rayda: »Wenn jemand nicht weiß, warum er lebt und arbeitet, so gerät er in Gefahr, weil er die Kontrolle über sich verliert und keinen Halt findet. Und wenn diese These auf die Gesellschaft als Ganzes zutrifft, dann ist die ganze Gesellschaft in Gefahr.«<sup>5</sup>

### *Aufbruch gegen die Konsumgesellschaft*

Analog zur Gesellschaft, in der sie lebt, wird auch die westdeutsche Jugend als eine dem Moloch Konsum verfallene Generation geschildert, die durch ihre Konsumhörigkeit zu kritik- und geistloser Trägheit verdammt und charakterlich verdorben werde. Man erfährt aus einer Reportage, daß in Westdeutschland »8,6 Millionen Jugendliche zwischen 14 und 24 Jahren registriert sind, die jährlich 23,8 Milliarden Mark ausgeben. Diese Jugend, die schnell zu Geld kommt und dann mit vollem Recht, aber wenig Erfahrung in das Konsumgewühl hineinplatzt, ist leicht zu verführen. Darauf bauen die Bekleidungsindustrie, die Schallplattenkonzerne und Filmfabriken, die Schlageragenturen, Sporthäuser, Illustrierten und die Kosmetikhersteller ... Das wirtschaftliche System und die Organisation der Gesellschaft können diese Jugend in größte Versuchung bringen, mit dem Ergebnis des Nihilismus, dem Absinken fachlichen Könnens und der Ausweitung der Jugendkriminalität, wie es die »Frankfurter Rundschau« unlängst aufgezeichnet hat.«<sup>1</sup>

Seit dem Beginn der Jugendrevolten erblickt die Presse in zunehmendem Maß bei einem Teil der westdeutschen Jugend, insbesondere bei den Studenten, auch positive Züge, darunter den Versuch, sich gegen die konsumbesessene Wohlstandsgesellschaft aufzulehnen und aus der Reklamemühle auszubrechen. Dieser Teilaspekt der Revolten wird bei keinem anderen Land so stark herausgestellt wie bei Westdeutschland, als wolle man unterstreichen, die Krankheit der Konsumlüsternheit habe gerade hier die schwersten Folgen gezeitigt. Die Rebellion westdeutscher Jugendlicher, so heißt es, entspringe teilweise der Erkenntnis, »daß die »Wohlstandsgesellschaft« eine Reihe soziologischer Krankheitskeime mit sich gebracht hat«, gegen die es anzukämpfen gelte.<sup>2</sup>

Diese rebellierende Jugend, so berichtet die ungarische Presse, suche nach »einem Ausweg aus der in eine Krise geratenen »Konsumgesellschaft«, die nach Aussage derjenigen, die in ihr leben, längst nicht so schön ist, wie sie dem Touristen erscheint.«<sup>3</sup> Sie habe sich »die revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft, den Kampf gegen die »verchromte« oder »manipulierte« Gesellschaft«<sup>4</sup> zum Ziele ge-



setzt und probiere nun den »Aufstand gegen das von der Konsumgesellschaft hervorgerufene Spießbürgertum«.<sup>5</sup>

In ähnlichem Sinne pflichtet auch ein Kommentator von »Radio Kossuth« einem nicht näher bezeichneten »westdeutschen Publizisten« bei, der geäußert haben soll: »In Westdeutschland kämpfen heute die Söhne gegen ihre Väter und Großväter. Beide Generationen, sowohl die der 55–80jährigen Großväter, die eigentliche Nazigeneration, wie auch die verworrene Generation der 30–55jährigen, sind politisch desinteressiert. Jetzt kommen die Söhne und Enkel unter 30 Jahren, die zum ersten Mal die Nazigeneration richtig angreifen und damit das höchste Gut der Wirtschaftswunder-Generation, die spießige Ruhe, gefährden.«<sup>6</sup>

Die Jugendrevolten, öfters als Rebellion der »bürgerlichen Kinder, der auf Vaters Tasche liegenden Söhne«<sup>7</sup>, apostrophiert, gab der ungarischen Presse mehrere Rätsel auf. Darunter die Frage, warum gerade die Wohlhabenden gegen ihre eigene Gesellschaft revoltieren, noch dazu in Zeiten einer Hochkonjunktur. Die Antwort – der Marxismus selbst hat wohl keine – überließ man dem aus der DDR nach Westdeutschland geflüchteten Ernst Bloch, dem »Veteranen der ›marxistisierenden‹ Philosophie«: »Die Revolutionen brechen heute in den Wohlstands- und Konsumgesellschaften aus, weil auch die Langeweile, gleich dem Elend, den Wunsch gebiert, mit ihr zu brechen. In unserer Gegenwart entstand eine dem Untergang geweihte, verfettete Lebensform, eine Epoche der Routine, des ›Establishment‹ und der Versteinerung. All das kann genauso zum Motiv für eine Revolution werden wie die Not. Dies mit Langeweile gefüllte, inhaltslose Leben, mit dem einzigen Ziel, die Arbeitskraft zu reproduzieren, hat dafür gesorgt, daß heute eine neue Ära der Unmenschlichkeit im Entstehen ist. Die Menschen sind dieses Lebens überdrüssig und wollen eine Änderung – auch wenn an täglichem Brot kein Mangel herrscht. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein – und das ist nicht nur in der Bibel wahr. Auch dann nicht, wenn er Hunger leidet. Obwohl Hunger immer der natürliche Boden der Revolutionen war, wissen wir heute, daß sich eine revolutionäre Situation auch anders einstellen kann ... Man weiß auch, daß man sich nicht weiter mit den Erzeugnissen der Kulturindustrie füttern lassen darf. Opium für das Volk sind heutzutage andere Dinge als zu Marxens Zeiten, wo man darunter nur die Religion verstand. Heute zeigt sich, daß es viele Arten solcher Opiate gibt. Und mit der Zeit werden die Menschen auch dieser überdrüssig.«<sup>8</sup>



## »Volk der Dichter und Denker«

»Volk der Dichter und Denker« – dieser Ausspruch von Madame Germaine de Staël, bis kurz vor dem Kriege noch ein fester Bestandteil des Deutschenbildes der Ungarn, ist der Nachkriegsgeneration kaum noch geläufig. Dieses Faktum markiert den Endpunkt einer längeren Entwicklung. Schon vor dem Ersten Weltkrieg begannen der deutsche Techniker und Wissenschaftler den Humanisten, den »Dichter und Denker« aus dem Deutschenbild zu verdrängen, während Hitlers Herrschaft ging er endgültig unter.

Für diese Entwicklung sind jedoch nicht nur politische Umstände verantwortlich. Nicht weniger hat eine Verlagerung der kulturellen Interessen dazu beigetragen, daß man sich in den vergangenen 150 Jahren merklich vom Typ des deutschen »Dichters und Denkers« abgewandt hat. Der deutsche Philosoph – bedächtig und tiefgründig – kam aus der Mode. Seinen Platz nahmen die knapp und schnell denkenden Intellektuellen, Romanciers, Essayisten und Soziologen ein, die eher in anderen Ländern der westlichen Hemisphäre zu Hause sind. Die Auflagen dichterischer Werke sind auch in Ungarn im Sinken, relativ und gemessen an den Auflagen der Romanliteratur. Allein das Interesse für die deutsche Musik ist unveränderlich.

Das Zentrum der Wissenschaften lag vor dem Krieg für die Ungarn eindeutig in Wien und Berlin. Heute will man es offiziell nach Moskau verlegt wissen. Tatsächlich orientiert man sich in den Forschungsinstituten allerdings nach dem Westen, kopiert und imitiert mit unterschiedlichem Erfolg vor allem was Amerika produziert.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs nahm auch die starke Monopolstellung der deutschen Kultur in Ungarn ein Ende. Zwar gab es auch vor dem Krieg Minderheiten, die ihre Kulturkontakte mit Paris, Rom und London pflegten, doch für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung waren Berlin, Wien und München die ersten und auch letzten westlichen Stationen, bedingt durch Neigung, geographische Lage oder durch Sprachbarrieren. Heute sind die privat-geknüpften kulturellen Bande vielseitiger als vor dem Krieg und wären es noch mehr, wenn sie sich freier entfalten könnten. Ein Presseartikel, der gegen westliche Einflüsse zetert, faßt die Entwicklung folgendermaßen zusammen: »In früheren Zeiten haben gewisse Schichten die Deutschen nachgeäfft, heute sind Engländer, Franzosen und Amerikaner in Mode gekommen.«<sup>1</sup>

Es gibt Anzeichen dafür, daß den Deutschen bei freier Entfaltung des kulturellen Lebens auch heute noch ein weites Feld offenstünde. So ist Deutsch im privaten Sprachunterricht wieder zu einer der meistgelernten Fremdsprachen geworden. Darüber kursiert in Budapest übrigens ein recht tiefsinniger Witz. »Der Leh-



rer fragt seine Schüler, welche Fremdsprache sie wohl erlernen möchten und registriert ihre Wünsche: ›Deutsch‹, ›Englisch‹, ›Französisch‹, wiederum ›Deutsch‹. Der Lehrer unterbricht die Meldungen und macht die Kinder darauf aufmerksam, daß diese Wünsche zwar alle berechtigt seien und von Lerneifer zeugten, doch müsse man wohl auch die Sprachen der sozialistischen Bruderländer berücksichtigen, besonders eine der größten Weltsprachen. Prompt meldet sich Klein-Moritz: ›Herr Lehrer, ich will eine solche Sprache lernen.‹ ›Sehr gut‹, sagt der Lehrer lobend, ›welche denn?‹ ›Ostdeutsch‹, antwortet Klein-Moritz.«

Diese kleine Anekdote über die Liebe zum Westen und die Abneigung gegen die Russen deutet aber auch an, daß der Weg vieler Ungarn zur deutschen Kultur und Sprache gegenwärtig über Ostdeutschland führt. Zeichen dafür sind die große Zahl der ungarischen Kinder, die ihre Sommerferien im Austausch bei ost-deutschen Familien verbringen, und die vielen ungarischen Gastarbeiter in der DDR. Letztere versprechen sich von diesem Arbeitsaufenthalt nicht nur höhere Löhne, sondern auch optimale Verbesserung ihrer Deutschkenntnisse mit dem Hintergedanken, das erworbene Wissen später vielleicht in Westdeutschland verwenden zu können. Denn trotz dieser »Realitäten« gehört die Liebe und das Interesse der Ungarn vornehmlich nicht dem ost-, sondern dem westdeutschen Leben und Kulturschaffen.

Dieses wachsende Interesse beunruhigt die Verantwortlichen und erklärt auch die Versuche der ungarischen Presse, das westdeutsche Kulturleben den politischen Erfordernissen entsprechend zu deuten. Diese Absicht spiegelt sich deutlich in der Bemerkung von Lajos Mesterházi: »›Volk der Dichter und Denker‹ – das ist wohl wahr. Aber wahr ist auch das traurige Wortspiel von Karl Kraus: ›Volk der Richter und Henker‹. Zwei Grundzüge, die unvereinbar sind.«<sup>2</sup> (Ein Wortspiel übrigens, worauf sich hie und da auch andere ungarische Journalisten berufen.) Über solche gelegentliche Bemerkungen hinaus werden alle nur möglichen »Be-weise« dafür erbracht, daß »im geistigen Leben der Bundesrepublik die öde Unbeweglichkeit einer Wüste herrscht«<sup>3</sup>, und »daß in dem an materiellen Gütern so reichen Landesteil Deutschlands das geistige Leben, das Unterrichtswesen und die Wissenschaft an einem Tiefpunkt angelangt sind«.<sup>4</sup> Oder wie es Péter Rényi formuliert: »Man pflegt zu sagen, die Deutschen seien ein Volk der Denker und Dichter. Aber was für Dichter, was für Denker sind schon diese (Deutschen der Gegenwart) ... die sich in ihre Höhlen verkrochen haben, sich ducken und schweigen ... Doch will ich ihnen nichts vorwerfen ... Wer könnte schon in dieser ›über alles‹ Atmosphäre schreiben und schaffen? In der kann man nur verrecken und ersticken.«<sup>5</sup> Während einerseits das westdeutsche Kulturleben in Abrede gestellt wird, behaupten andere Stimmen, in Westdeutschland habe »die Linke die Kultur in der Hand, die sich von der ›offiziellen Kultur‹ absondert, denn dort steht die ›offizielle Kultur‹ rechts außen«.<sup>6</sup>



Das Kulturleben Westdeutschlands wie des Westens überhaupt, werde im allgemeinen durch, wie es heißt, »aufblühenden kulturellen Snobismus als Folge einer in Klassen aufgeteilten Gesellschaft«, durch Mangel an kulturellem Interesse der unterdrückten und manipulierten Massen und durch Kommerzialisierung des Kulturlebens charakterisiert. Im Pressebild lassen sich Unterschiede zwischen den Ländern nur insofern feststellen, als Beispiele der »Entartung« am häufigsten aus den Vereinigten Staaten und aus der Bundesrepublik stammen und man den Westdeutschen dazu noch eine gewisse Denkfaulheit unterstellt.

Csaba Görgey glaubt z. B. in dem von ihm rezensierten und in »Radio Kossuth« gespielten Hörspiel »Bartschedel« von Wolfgang Hildesheimer einen schlagenden Beweis für den Kultursnobismus der reichen Westdeutschen gefunden zu haben. Bezeichnend ist dabei, daß der Rezensent die Persiflage auf die Flut der westlichen Festivals seinen Lesern als pure Wahrheit und typische Erscheinung verkaufen möchte.

Worum handelt es sich in diesem Hörspiel? »Geschäftspartner beim Abendessen in einer deutschen Stadt. Stockende Konversation, Snobismus, Langeweile. Ein gewisser Dr. Geyer beginnt, der Langeweile überdrüssig, ein Spiel. Er erfindet einen Menschen, den er Bartschedel nennt, und fängt an über ihn zu sprechen, als wäre er eine große Gestalt der deutschen Literatur. Die Notablen der Stadt trauen sich nicht einzugestehen, daß sie noch nie von diesem Bartschedel gehört haben, und so loben auch sie seine Größe. Auf Grund dieses Erfolges spinnt Dr. Geyer weiter: er findet heraus, daß Bartschedel eigentlich ein Sohn eben dieser Stadt sei und regt an, ihm ein Denkmal zu setzen. Dies geschieht dann auch. Weiter wird entdeckt, daß Bartschedel auch komponierte. Man bestellt Musikstücke, die man dann ihm zuschreibt. Die Stadt entschließt sich Bartschedel-Festspiele abzuhalten. Der Fremdenverkehr der Stadt wird immer größer, das Geschäft blüht, und der Weltruhm der Stadt wächst täglich. Der Bürgermeister erhält eine hohe staatliche Auszeichnung, und schließlich melden sich sogar Nachfahren des imaginären Bartschedel. Dann aber wird das Spiel von einem neidischen Rivalen des Dr. Geyer entlarvt, doch alle seine Anstrengungen bleiben vergeblich, denn Bartschedel ist bereits unsterblich, das gewinnbringende Gewimmel ist einfach nicht mehr aus der Welt zu schaffen.«

Hier die kommentierte Moral der Geschichte: »Eine erstklassige und geistreiche Geschichte, und der Autor schöpft auch die Möglichkeiten dieser Idee völlig aus. Seine Satire enthüllt vieles: Geschäftsgier mit Snobismus vermischt, Schöngestei mit Unbildung gepaart, rohes politisches Streben durch Pflege geistiger Werte getarnt, ein Dumping der Festspiele, kurz – die westdeutsche Gesellschaft, in der, nach dem Urteil des Autors, ein Bartschedel erfindender Geyer sein groteskes Spiel mit so viel Erfolg treiben kann.«<sup>2</sup>

Die Ansicht, daß deutsche Kultur heute aus snobistisch getarnter Kulturlosig-



keit bestehe, läßt man auch durch Hans Magnus Enzensberger belegen, der gesagt haben soll: »Die Deutschen meinen, sie seien gebildet, wenn sie ›automatisierte Bach-Wochen‹ organisieren und Ansichtskarten aus Capri schreiben.«<sup>3</sup> Auch die Vorliebe für Antiquitäten zeuge von »einem eigentümlichen Kulturnobismus«, der sich »in den nutznießenden Kreisen des wirtschaftlichen Aufschwungs, in der Gesellschaft der Händler, Vertreter, Reisenden, Export-Import Kaufleute breitmacht. Diese Neureichen versuchen wetteifernd, das Leben, die Gewohnheiten und die Wohnkultur der alten herrschenden Klassen, der Aristokraten, Grundbesitzer und Industriearbeiter zu kopieren. Kennzeichnend für diese Nachäffung ist, daß sie ihre meist modernen Wohnungen mit geschnitzten Heiligenfiguren – Madonnen und verschiedenen Statuen – mit alten Stichen und Bildern vollstopfen, denn sie glauben, daß dies ihnen in ihrer profitgierigen Gesellschaft einen besonderen Status verleiht. Es gab einen Händler, der in seiner Hausbar einen alten Beichtstuhl Geldhetze keine Zeit, den Kultur-Ersatz kaufen sie beim Antiquitätenhändler. hatte und von dort aus Getränke ausschenkte. Zu echter Bildung haben sie in ihrer Das geht schnell und ist eine gute Geldanlage.«<sup>4</sup>

Die angebliche kulturelle Indifferenz der westdeutschen Massen versucht Vilmos Faragó durch die Wiedergabe seiner Eindrücke von Westdeutschland zu erhärten: »Die ausschließliche Popularität des Fernsehens, des Radios, der Illustrierten und des Kinos ist ein nicht zu übersehendes Merkmal des kulturellen Abstiegs. Ich möchte die Ausschließlichkeit (der Vorherrschaft dieser Medien) betonen, denn ganz abgesehen davon, was diese inhaltlich bieten, besteht ihre größte Gefahr darin, daß sie in den Massen die Illusion eines kulturellen Lebens erwecken. Dabei schläfern sie nur das Bedürfnis nach Theater, Oper, Konzert und Literatur ein und lassen wahres Interesse dafür erst gar nicht aufkommen. Nach einer Woche wird mir auch klar, was ich hier in den komfortablen Wohnungen vermisste: den Bücherschrank. Ich erkenne, was in den Trambahnen von Stuttgart und Heidelberg und in den Zügen fehlt: Bücher in den Händen der Reisenden. Goethe ist hier eine verblässende Schulbucherinnerung, Heine unbekannt und Thomas Mann hat nie gelebt. ›Kennen Sie einen lebenden deutschen Schriftsteller?‹ – fragte ich einen Arbeiter. ›Ja‹ – antwortete er und brachte ein Buch hervor: ›Heinkels Leben‹. Drinnen Bilder wie ›Heinkels erstes Flugzeug‹, ›Zwei Freunde: Heinkel und Messerschmitt‹, ›Feldmarschall Göring besichtigt die Heinkel-Werke‹, ›Adolf Hitler gratuliert Heinkel zum neuesten Kampfflugzeug‹ und so weiter. Das ist sein einziges Buch. Zum Glück hat er es noch nicht gelesen. Ein Vertreter hat es ihm aufgedrängt, auf seinen Lokalpatriotismus appellierend: Heinkel wurde im benachbarten Grunbach geboren. Ich würde so gerne andere Dinge verallgemeinern, doch die Tatsachen lassen es nicht zu: nach einer Meinungsumfrage gab es hier keinen einzigen Bauern oder Arbeiter, der jemals ins Theater oder in die Oper gegangen wäre.«<sup>5</sup>

Der Vorwurf, daß der Westdeutsche nicht lese, und wenn, so das falsche Buch, wird immer wieder erhoben. Dabei beruft sich Imre Vámos in dem Artikel »Mehr



Autos als Bücherschränke« auf das »Westdeutsche Demographische Institut« und berichtet: »55 Prozent der Westdeutschen haben noch nie ein Buch gekauft... Wenn sie doch Bücher kaufen, dann meterweise Taschenbuchausgaben, die die Wohnungen gut schmücken. Acht Prozent zeigen ein mäßiges Interesse an Büchern, und 19 Prozent lassen sich nicht dreinreden, was sie lesen sollen – es sind dies die Leser der Schundromane. 18 Prozent bekennen sich als regelmäßige Bücherleser.« Nach dieser Darstellung stellt er die rhetorische Frage: »Und warum liest man so wenig?« Seine Antwort: »Für eine Minute Fernsehen oder Radiohören muß der westdeutsche Bürger zwanzig Sekunden arbeiten, eine Minute Lesen dagegen bedeutet eine Minute Arbeit.«<sup>6</sup>

Statistische Angaben dienen gelegentlich dazu, den schlechten Geschmack des deutschen Leser-Publikums zu beweisen. Auf Grund einer Bestsellerliste »der westdeutschen Verleger« wird mit Bestürzung festgestellt: »An erster Stelle steht in der Gunst der Leser ein ›Werk‹ mit dem Titel ›Ich denke oft an Piroschka‹ von einem Autor namens Hugo Hartung, dessen Held, ein deutscher Student, den Sommer in Ungarn verbringt, selbstverständlich in der Puszta, wo er sich in Piroschka verliebt. An zweiter Stelle rangiert der anti-sowjetische, nazistische und militaristische Roman von Josef Martin Bauer ›Soweit die Füße tragen‹. Der erste bekannte Name in der Aufstellung der westdeutschen Verleger ist Thomas Mann auf Platz acht, von dessen Roman ›Felix Krull‹ vierhunderttausend Exemplare weniger verkauft wurden als von Hartungs Piroschka. Gleichzeitig verlassen den Dreiecksverhältnissen gewidmete Kleinromane in sehr großen Mengen die Druckereien. Die in vergangenen Jahren so populär gewordenen Taschenbuchausgaben folgen ausschließlich dem Geschmack des Marktes. So ist es verständlich, daß auf seriöse Literatur nur ein Anteil von 10 Prozent entfällt. Hiervon gehören wiederum nur acht Prozent zur zeitkritischen Literatur.«<sup>7</sup>

Wenn dann Mihály Sükösd, auf der Frankfurter Buchmesse von der Fülle der Bücher überwältigt, »im Schatten des allbekannt erstklassigen deutschen Verlagswesens« die Frage aufwirft: »Wo soll man nur die Romane in mehreren hunderttausend Exemplaren, die Bestseller der modernen deutschen Soziologie unterbringen?« so legt er die Antwort westdeutschen Schriftstellern wie Paul Schallück und »anderen Mitgliedern der Gruppe 47« in den Mund, die nur »abwinken«: »Geschäft, Mode, Massensnobismus der Massengesellschaft. Die ungelesene Bibliothek schmückt schön das bürgerliche Wohnzimmer. Selbst das Lesen bedeutet noch nicht, daß man das Gelesene auch verarbeitet, sondern nur, daß den Erfordernissen eines rein äußerlich nach oberflächlichem Schein ausgerichteten Wertbewußtseins Genüge getan wird.«<sup>8</sup>

Zeitschriften und Zeitungen in Westdeutschland seien ebenfalls verantwortlich für die geistige Oberflächlichkeit. So spricht die ungarische Presse von den »Münchener Illustrierten, die der Volksverdummung auf hohem Niveau dienen«<sup>9</sup> und mokiert sich über die »Konsumgesellschaft, die sich nach der Bild-Zeitung orientiert«. »Die Bild-Zeitung ist vielleicht Europas einfältigste illustrierte Tageszeitung, die



eine Auflage von mehr als vier Millionen Exemplaren erzielt.«<sup>10</sup> Zu diesem Thema wird auch Günther Grass zitiert, der höhnisch festgestellt habe: »Drei Millionen Analphabeten nehmen täglich mit dem Frühstück die Bild-Zeitung zu sich«. Diese diene – laut Grass – zusammen mit dem ›Spiegel‹, der in jedem Haushalt zu finden sei, dazu, die Westdeutschen von der Qual eigenen Denkens zu befreien, denn besonders letzterer ersetze durch »zehntausend und mehr wohlgeordnete Karteien ... und ein gutes Archiv das Denken, weil die Menschen nicht mehr nachdenken, sondern sich nur noch schnell informieren wollen«.<sup>11</sup>

Ähnliches über den schädlichen Einfluß westdeutscher Massenmedien entdeckte Illés László bei Hans Magnus Enzensberger: Der scharfsichtige Autor schildere, »wie das Individuum im Mechanismus der modernen Industriegesellschaft seine Fähigkeit verliert, die Welt zu apperzipieren und selbständig zu denken. Wie der Mensch in der kurz bemessenen Freizeit sein Gehirn mit dem pausenlos fließenden und wohlpräparierten Informationsmaterial der mit großindustriellen Methoden arbeitenden Presse, des Radios, des Fernsehens, der Wochenschauen, der Serienhefte und der Reklame füllt. Wie die ›Frankfurter Allgemeine Zeitung‹ ... im Dienste der Bonner Regierungspolitik die Tatsachen der Weltpolitik verdreht, verfälscht, den Leser bewußt irreführt und zu provinziellen Anschauungen erzieht ... Er stellt mit Bedauern die geistige Anspruchslosigkeit der großen Masse des Mittelstandes, aber auch der westdeutschen Arbeiterschaft fest und konstatiert, daß diese mit dem Erwerb materieller Güter ihrer geistigen Selbständigkeit entsagt haben.«<sup>12</sup>

### *Krise der Wissenschaft*

»Die Deutschen waren mein Idol! – Die pharmazeutische Forschung war insbesondere im westlichen Teil Deutschlands bahnbrechend. Sie war die beste der Welt. Wissenschaft war bei ihnen großgeschrieben!« – zitiert István György den bekannten ungarischen Arzt und zweifachen Kossuth-Preis-Träger Miklós Jancsó.

Nach diesem Lob wirken Jancsós Feststellungen über den gegenwärtigen Stand der westdeutschen Wissenschaft dann um so düsterer. Ein Grund mehr, Jancsó weiter zu zitieren: »Vor etlichen Jahren war ich wieder drüben auf einem Kongreß. Nach Gesprächen mit deutschen und anderen Wissenschaftlern habe ich feststellen müssen, daß der gute Ruf der westdeutschen pharmazeutischen Forschung fast ganz verschwunden ist. Sie machen keine neuen Entdeckungen mehr, und was sie produzieren, ist auch viel weniger wert als früher. Den Aderlaß des Krieges hätte die Forschung noch verwinden können. Viele Forscher sind im Felde gefallen, andere emigriert und ihre Studenten sind ebenfalls in Hitlers Krieg verblutet. Aber die heutige Atmosphäre begünstigt die Forschung nicht ... Ich will selbstverständlich dem Rückfall einer spezifischen wissenschaftlichen Disziplin



keine übergroße Bedeutung beimessen, aber ich finde es doch bezeichnend, daß deutsche wissenschaftliche Forschungsinstitute und Universitäten vor 30 Jahren noch die Kapazitäten der halben Welt an sich zogen, während man heute auf internationalen Kongressen kaum ein Wort von den Deutschen hört.«<sup>1</sup>

»Der westliche Teil Deutschlands ist seit langem nicht mehr das Land der wissenschaftlichen Forschung und der Entdeckungen. Patente und Erfindungen werden heute nicht mehr exportiert, sondern eingekauft«, schreibt Imre Vámos über die gegenwärtige Lage der westdeutschen Wissenschaft.<sup>2</sup> Berichte und Nachrichten mit Beschwerden über die »technologische Lücke« und die Abwanderung westdeutscher Wissenschaftler nach den USA ergänzen und bekräftigen solche allgemein gehaltenen Urteile. Im Zusammenhang mit der Abwanderung der Wissenschaftler bezeichnet die ungarische Presse den defekten wissenschaftlichen Betrieb als Ursache. Gleichzeitig mokiert sie sich aber auch über Amerika, das keine bodenständige wissenschaftliche Forschung aufzubauen vermöge, sondern Wissenschaftler im Ausland »einkaufe«. Eine der beliebtesten Zielscheiben ist Wernher von Braun, in dessen Person sich »unverfälschter, deutscher Militarismus mit der Yankee-Soldateska« vereinige.<sup>3</sup>

Um diese Krise der deutschen Wissenschaft zu dramatisieren, werden dann Nachrichten über schwarze Magie und Wahrsager kolportiert, die im 20. Jahrhundert ihre großen Geschäfte in unmittelbarer Nachbarschaft der Stätten der Wissenschaft abwickeln. In einem dieser Berichte heißt es mit Berufung auf die »New York Herald Tribune«: »Wie unglaublich es auch erscheinen mag, wir haben zur Kenntnis zu nehmen, daß sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Bundesrepublik Deutschland, einem der entwickeltsten Länder Westeuropas, gut 10 000 Menschen mit schwarzer Magie und Hexerei beschäftigen und damit gutgläubigen Mitmenschen das Geld aus der Tasche ziehen. Verleger geben sich dazu her, Bücher zu drucken, die ausführlich über Hexerei berichten.«<sup>4</sup>

Ein anderer Bericht zitiert entsetzt aus einer deutschen Quelle, »daß die Manie der Hexerei bereits kriminelle Taten zur Folge hat... Unlängst hat ein Parlamentarier namens Rudolph die Regierung gebeten, gegen Hexenaustreibungen einzuschreiten. Die Antwort hieß: Es mag sein, daß das neue Strafgesetzbuch sich mit dieser Frage befassen wird. Doch sind die Juristen der Meinung, daß in solchen Angelegenheiten schwer einzuschreiten ist, denn nach § 5 der Verfassung, darf in Westdeutschland jede Art von Forschung frei ausgeübt werden.«<sup>5</sup>

Zu den Hauptgründen dieser »Krise der Wissenschaft« zähle in erster Linie die Unzulänglichkeit des westdeutschen Unterrichtswesens. Man berichtet häufig über veraltete pädagogische Methoden, etwa die rohrstockschwingenden Lehrer in Hamburg, die »mit ärztlich überprüften, hygienischen Züchtigungsstöcken bewaffnet« würden. Kommentar: »Die Eltern Hamburgs können sich mit ihren Kindern freuen. Jene werden nicht mehr nur verprügelt, sondern mit »genormten Stöcken« gezüchtigt.«<sup>6</sup>



Man liest viel über Lehrermangel an Volksschulen («Es fehlen 40 000 Lehrer»<sup>7</sup>). Man erfährt über die angebliche Unterentwicklung westdeutscher Kinder: »In Hamburg hat man festgestellt, daß jedes fünfte Kind weder körperlich noch geistig für die Einschulung reif ist.«<sup>8</sup> Immer wieder wird die Knausrigkeit der Politiker in kulturellen Angelegenheiten kritisiert, die zu »Kulturdemontage«<sup>9</sup> und »Bildungsnotstand«<sup>10</sup> führe. Damit werde auch den Schulen das Geld verweigert, denn: »Im Lande des Wirtschaftswunders ist praktisch wieder die Parole ›Kanonen statt Butter‹ das Entscheidende.«<sup>11</sup> Man erfährt ferner, daß »in Europa nur in Griechenland, in Spanien und in Portugal weniger Geld für Bildung und Wissenschaft ausgegeben wird, als im Bonner Staat«.<sup>12</sup> Das bewirke auch der als »Unterrichtsprovinzialismus« apostrophierte »schulpolitische Föderalismus Westdeutschlands«.<sup>13</sup>

Es erscheinen Berichte über die Armut der Studenten, die »zu Nebenarbeiten gezwungen werden – vom Tellerwaschen bis zum Kinderwagenschieben – ja, westdeutsche Zeitungen schreiben sogar von Studentinnen, die versuchen, als Taxi-girls zu Geld zu kommen. Sie unterhalten sich nach Tarif mit fremden Männern«.<sup>14</sup> Auch kann man einiges über die »Burschenschaften«<sup>15</sup> lesen, deren Mitgliedern das »Saufen« und »die Zickzack-Schmisse« das wichtigste seien.<sup>16</sup>

In den letzten Jahren berichtete die ungarische Presse außerdem sehr viel über die Probleme der westdeutschen Hochschulen und das »veraltete Universitätssystem«. Es gebe »zu viele Studenten, zu wenig Lehrkräfte und ungenügende Lehrsäle. Die Lehrmethoden sind veraltet, die Studenten haben kein Mitspracherecht in der Leitung der Institute und in der Auswahl des Lehrstoffes. Die Autonomie existiert nur auf dem Papier, und das Autoritätsprinzip tötet die freie geistige Entfaltung. ... In Westdeutschland, wo mehr als 300 000 Studenten studieren, finden mehr als 60 000 keinen Platz in den Hörsälen. Das Resultat: Zu viele minderwertige Doktorhüte und zu wenig Absolventen ...«.<sup>17</sup> Reportagen über die Unwissenheit der Studenten ergänzen das düstere Bild: »Es kam vor, daß bei Universitäts-examen – so berichtet der Spiegel – mehrere Kandidaten Martin Luther in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg versetzten. Einige gaben als Datum der Französischen Revolution 1848 an. An der Bonner Universität wußte ein Student der Germanistik weder ein Gedicht von Goethe noch eine Wagneroper zu nennen.«<sup>18</sup> Schuld an dieser Misere sei »die amerikanische Lebensform«, die »die Studenten zur Oberflächlichkeit zwingt.«<sup>19</sup>

Diese »Kulturdekadenz« ergebe sich aber nicht allein aus einer mangelhaften Bildungspolitik, sondern basiere letztlich auf dem kapitalistischen Gesellschaftssystem selbst. Auf der »Klassengesellschaft«, die »die Mehrheit des Volkes aus dem Lernprozeß ausschließt und Reserven, die in den Arbeiterkindern stecken, nicht zur Geltung kommen läßt«. Auf dem Kapitalismus, denn »in einer Gesellschaft, in welcher nur jener Ansehen genießt, der Geld hat, verkümmert verständlicherweise der Instinkt zu höherer Bildung. ... In einer Gesellschaft, in der Geschäftsleute und Geldaristokraten die führende Rolle spielen, lautet der herrschen-



de Grundsatz, daß man für Geld alles erwerben kann. Wenn jemand Kultur braucht, so kauft er sie in der Form von Kulturersatz.«<sup>20</sup>

### »Deutschland – deine Filme«

In Analysen und Besprechungen westlicher Filmkunst und Filme begegnet man immer wieder der Feststellung, daß das kapitalistische Filmwesen durch die Vor-  
spiegelung einer Traumwelt den Betrachter vom Klassenkampf ablenke und seine  
wirklichen Bedürfnisse und Nöte durch wertlosen Ersatz zu befriedigen versuche.  
Die Wertung der deutschen Filmproduktion bewegt sich in ähnlichen Bahnen, wie  
es die folgende Betrachtung zeigt: »Nach dem Zusammenbruch schien es zunächst,  
als würde die deutsche Filmindustrie eine grundlegende Wandlung durchmachen.  
Doch bald siegten wieder Opportunismus und Routine, und man kehrte mit mo-  
dernisierten Formen auf den alten Weg zurück.«

»Die Filme, die den Wunschtraum der Kleinbürger von einer ›harmonischen‹  
Welt befriedigen, sind wieder da. Jene, die wenigstens für zwei Stunden die wirk-  
lichen Probleme des Lebens vergessen lassen, aber gerade dadurch zur permanen-  
ten Erhaltung derselben beitragen. Andere wiederum verherrlichen den preußi-  
schen Feudalismus, betrauern die Monarchie und die ›guten alten Zeiten‹. Aus ihrer  
Perspektive erscheint schon die Weimarer Republik als Episode des Verfalls.«

»Das Volk spielt in diesen Filmen eine untergeordnete Rolle. Filmhelden sind  
die Fabrikbesitzer, die Mitglieder der Aristokratie, berühmte Ärzte, Personen mit  
einem starken Charakter und Willen – kurz, Übermenschen, die jede Situation  
meistern.«

»Das Arsenal der Verdummung wird ferner durch neue Kriegs- und Soldaten-  
filme über schneidige Flieger und heldenhafte U-Bootskommandanten ergänzt.  
Diese Filme verherrlichen die Wehrmacht, erteilen der Legion Condor Absolution  
und erheben die Helden der nationalsozialistischen Propaganda zu Vorbildern  
der neuen Generation.«<sup>1</sup>

Es versteht sich von selbst, daß solche Filme nur als abschreckende Beispiele  
aufgezählt und geschildert, jedoch nie in Ungarn gezeigt werden. Es gibt aber ei-  
nen Typ des deutschen Filmes, den auch der ungarische Kinobesucher zu sehen be-  
kommt. Welche Filme dies sind und warum sie gezeigt werden, verdeutlicht nach-  
folgende Anmerkung: »Wer nie in Westdeutschland war, aber ein aufmerksamer  
Kinobesucher ist, konnte das Leben der Neureichen des Wirtschaftswunders hier  
gründlich kennenlernen. Die Filme Kurt Hoffmanns, Rolf Thieles, Wolfgang  
Staudtes, ›Wir Wunderkinder‹, ›Rosemarie‹, ›Karussell‹, ›Das Wirtshaus im Spes-  
sart‹ oder ›Moral 63‹ zeigen unverhüllt Westdeutschlands Welt der Oberen Zehn-  
tausend, die Verknüpfung der Neureichen und Neumächtigen mit den Reichen und  
Mächtigen früherer Zeiten.«<sup>2</sup>



Maßgebliche Stellen in Ungarn glauben mit diesen Filmen anschaulich die These untermauern zu können, daß Westdeutschland zwar reich, aber im Grunde genommen böse und sehr unmoralisch sei. Sie hoffen, daß die Satire die verführerische Faszination und den Neideffekt ausgleicht. Manche Rezensenten akzeptieren diese Hoffnung. Andere wiederum, besonders nach 1965, finden, daß die Satire doch nicht richtig begriffen werde und die Filme zuviel von den Versuchungen des Reichtums enthielten, den sie eigentlich entlarven sollten.

So hat die Parteizeitung ›Népszabadság‹ früher über Filme, »die in grotesken Szenen ein satirisches Bild der Gesellschaft des ›Wirtschaftswunders‹ vermitteln«, noch sehr anerkennende, manchmal seitenlange Besprechungen gebracht. Später fing sie an zu bemängeln, daß diese Filme keinen wirklich gesellschaftskritischen Inhalt hätten. »Zwar findet man manch boshafte und kritische Bemerkungen in den Dialogen, aber von Streifen zu Streifen zeigt sich immer mehr, daß diese Art der Satire nicht wirklich beißt ... Das gilt besonders für den Film ›Moral 63‹ ..., bei welchem wir das Gefühl haben, daß es ihm überhaupt nicht um die Entlarvung heuchlerischer Moral geht ... während Fellini durch die Verfilmung von Orgien abschrecken will und Bernhard Wicki Entsetzen zu erregen versucht, zeigt Thiele Nacktheit um der Nacktheit und Unsittlichkeit um der Unsittlichkeit willen. Die Tänzerinnen sind zu hübsch, die Kleider zu schön, die Busenausschnitte zu erregend und der ganze Sumpf zu anziehend, als daß man sich darüber wirklich entrüsten könnte.«

»Solche Filme schneiden die Geschwüre der Gesellschaft nicht wirklich auf, sie berühren nur die Oberfläche. Sie zeigen keine komplizierten Zusammenhänge, sie sticheln und bspötteln nur ... Die Darbietung einer endlosen Orgie kann nicht der Entlarvung jener Immoralität dienen, die sich darin äußert, daß die Angeklagten der Nürnberger Prozesse mit Vertretern des heutigen deutschen Parlamentarismus den Bruderkuß tauschen.« Schlußfolgerung: »Ein geistreicher Film – denn er umgeht sehr geistreich das Wesentliche.«<sup>3</sup>

### *Antiintellektualismus*

Das Verhältnis zwischen Intellektuellen und »Establishment« wird von den ungarischen Journalisten als aufschlußreiches Charakteristikum nationaler Eigenart gewertet. So finden sie in Frankreich dieses Verhältnis normal und ausgewogen. Der »geistreiche Franzose« sei der Intellektuelle »par excellence« und Intellektualismus Ausdruck französischen Wesens: »Ein Volk, das die Vernunft zu seinem Gott erhoben hat«, und dessen geistige Züge Rodins »Denker« am vollkommensten symbolisiere.<sup>1</sup> Anders in den USA und Westdeutschland. Hier sei das Verhältnis der »staatstragenden Kräfte« zu den Intellektuellen infolge eines tief verankerten Antiintellektualismus äußerst gestört. In beiden Ländern werde der In-



telles als suspekter Außenseiter von der »Nation« beiseitegeschoben und schieße deshalb aus seinem Schmollwinkel mit giftigen Pfeilen des Geistes auf die eigene Nation.

Zwar übe auch der französische Intellektuelle Kritik an seiner Gesellschaft, sie berühre aber nicht den gesunden französischen Kern derselben, sondern gelte allein den äußeren kapitalistischen Erscheinungsformen – im Gegensatz zu den amerikanischen und westdeutschen Intellektuellen, deren Kritik sich vornehmlich gegen spezifisch nationale Wesenszüge ihrer Gesellschaft richte. Doch soll noch einmal erwähnt werden, daß die ungarische Presse alles »Amerikanische« und alles »Westdeutsche« stark mit dem »Kapitalismus« identifiziert. Die Darstellung des amerikanischen und westdeutschen Antiintellektualismus zeigt somit viele ähnliche Züge. Allerdings seien die Ausgangspunkte unterschiedlich. Während der Amerikaner im allgemeinen der Tat, der Aktivität den Vorrang gegenüber der Vernunft einräume, fuße die antiintellektuelle Haltung der Deutschen vor allem auf einem kleinbürgerlichen Materialismus, auf Disziplin und Staatsräson.

Immer wieder behaupten ungarische Journalisten, daß die deutsche Nation, zumindest aber ihre offiziellen Repräsentanten, die Intellektuellen als Fremdkörper empfänden, denen kein Einfluß auf das Leben der Gesellschaft gebühre: »Seit ungefähr hundert Jahren spielen die Intellektuellen in Deutschland keine Rolle mehr. Kaiser Wilhelm war zu militant, um sich mit ihnen abzugeben. In der Weimarer Republik wurden sie gerade noch geduldet. In Hitlers Deutschland hat man sie verachtet und verfolgt. Im heutigen Deutschland werden sie bestenfalls ihrer hohen Einkünfte wegen beachtet.«<sup>2</sup> Oder: »In Italien und Frankreich haben die Intellektuellen noch immer einen gesellschaftlichen Rang. In Westdeutschland klingt aber dieses Wort noch schlimmer als in Amerika die Bezeichnung »Eierkopf«. Es bedeutet nämlich so etwas wie »pink«, d. h. »rosarot«, Kommunistenfreund, Mitläufer.«<sup>3</sup>

So seien Künstler und Schriftsteller in der Bundesrepublik »heimatlose Intellektuelle« und lebten in einer »Atmosphäre der Existenzunsicherheit ... es erwartet sie entweder das Totschweigen oder die Rolle des Hofnarren mit Narrenkappe.«<sup>4</sup> »Ein junger Intellektueller, der sich den öffentlichen Angelegenheiten mit Interesse nähert, weil er kein Fachidiot ist, und von seinen demokratischen Rechten Gebrauch machen möchte, wird von seinen jeweiligen Vorgesetzten, aber auch von seinen Kollegen ausgelacht, isoliert und verachtet.«<sup>5</sup> Sogar die Studenten betrachte man »wegen ihrer zu starken intellektuellen Einstellung als ein fremdes und zersetzendes Element im Körper des Volkes.«<sup>6</sup>

Als Beweis für diese Behauptungen wird hin und wieder auf die »in skandalösem Ton gehaltene Erklärung«<sup>7</sup> des damaligen Bundeskanzlers Erhard hingewiesen, wonach »die Schriftsteller, oder wie Erhard sie nannte, die »Pinscher« über Dinge reden, von denen sie nichts verstehen.«<sup>8</sup> Zuweilen zitiert man auch Hermann Höcherl: »Der alles übertreffende Nihilismus der heimatlosen Linksclique ist schon unerträglich.«<sup>9</sup> Selbst die »eiskalte Atmosphäre«, die »den betagten anti-



faschistischen Schriftsteller Fritz von Unruh<sup>10</sup> umgebe, zeuge von der antiintellektuellen Einstellung der offiziellen Kreise in der Bundesrepublik.

Mihály Sükösd setzt sich aufgrund eigener Eindrücke mit dem, wie er meint, »geringen Einfluß« des Intellektuellen auseinander: – »Er hat zwar alles – nur fehlt ihm die Möglichkeit zum Handeln. Revoltierend oder resignierend – er ist dem Neokapitalismus ausgeliefert. Je nach Fleiß und Talent kann er für den Markt arbeiten und davon gut, ja sogar sehr gut leben. Höflichkeitshalber werden ihm auch Kritikmöglichkeiten geboten, nur hat seine Kritik nicht die geringste Wirkung«. Diese Einflußlosigkeit, so Sükösd, hätten deutsche Soziologen und Schriftsteller, darunter auch Paul Schallück, folgendermaßen formuliert: »Die schaffende Intelligenz fühlt sich wie der Bewohner eines Privatzimmers in einem erstklassigen Irrenhaus. Eingeschlossen in seinen vier Wänden, kann der Intellektuelle machen, was er will, kann sagen und schreiben, was ihm gut dünkt, aber seine Stimme wird von den musterhaft gepolsterten Wänden verschlungen. In der Sprache des Alltags ausgedrückt, der Intellektuelle lebt und schafft im luftleeren Raum, das Medium, dem er seine Tätigkeit widmet, bleibt abstrakt und unfäßbar.«<sup>11</sup>

Einen schlüssigen Beweis für den westdeutschen Antiintellektualismus findet Tibor Pethő in den Gedanken des Philosophen Arnold Gehlen. Dieser, »ein Soziologe und Mitglied der CDU ... hat die Intellektuellen als fast überflüssig eingestuft, weil sie 1. keine direkte Verantwortung tragen, 2. ihre Kenntnisse nicht aus erster Hand, nicht aus der unmittelbaren Erfahrung schöpfen und 3. weil sie kritisch eingestellt sind. Gehlen denkt hier in erster Linie an die Vertreter humanistischer Disziplinen und stellt ihnen die »Menschen der Praxis«, die Politiker und Vertreter der technischen und Verwaltungsintelligenz gegenüber. Insbesondere beanstandet er die kritische Einstellung, die früher vielleicht gerechtfertigt, heute aber immer weniger am Platze sei, weil sich die Mängel in der Gesellschaft der Bundesrepublik immer mehr verlieren würden«.

Die hier mit leichtem Spott wiedergegebenen Gedanken Gehlens widerlegt Pethő unter Berufung auf ihr negatives Echo in Westdeutschland selbst. Vor allem habe man sich gegen die Behauptung gewandt, »daß die Gesellschaft in zwei Gruppen zerfalle: In Menschen, die aktiv sind und Verantwortung tragen, und jene, die nur kritisieren. Es sei aber nicht wahr, daß die sogenannten »Männer der Praxis« für ihre Taten die Verantwortung tragen. Eher treffe das Gegenteil zu: Sie fürchten die Kritik, weil sie die Verantwortung scheuen oder ablehnen.«<sup>12</sup>

Diese Furcht vor dem Intellekt, die den Geist zum Prügelknaben der Nation und die Nation zum Prügelknaben des Geistes werden ließe, habe ihr geschichtliches Beispiel in der Auseinandersetzung der »Deutschen« mit Heinrich Heine gefunden. Bis heute wird in zahlreichen Artikeln seine Erniedrigung und erlittene Schmach beklagt, seine Kritik jedoch stürmisch umjubelt. Seine Büste in einem »unzugänglichen Zimmer« der Düsseldorfer Bibliothek beflügelte Péter Rényi z. B. zu folgender Hymne: »Einst kam in kaiserlicher Zeit die strenge Weisung aus



Berlin, in Düsseldorf dürfe keine Heine-Statue aufgestellt werden. Hitler ließ deine Bücher verbrennen, und auch jetzt schreckt Bonn auf, wenn es jemandem einfällt, dich, den Gottlosen, den staatsverleugnenden Umstürzler, auf ein Piedestal zu stellen . . . Du, lieber Meister, bist trotzdem nicht tot. Glaube mir! Man hätte deine Büste nicht hier eingesperrt, würde man dich nicht mehr fürchten. Und das mit Recht, denn du wärest hier am rechten Ort. Dein Herz, dein Geist, deine Augen, deine Ironie, dein Haß und deine Liebe, deine Leidenschaft und ja: Dein großes Deutschtum – um die Wahrheit über das Deutschland der ›schwarz-rot-gold livrierten Lakaien‹ in die Welt zu schreien, um das neue Wintermärchen zu schreiben.«

»Oh, wie würden sie zittern und sich vor deinen Pfeilen verstecken. Die Bonner Demokratie samt ihrem Wirtschaftswunder würde im Gelächter der Welt untergehen, deine Worte würden den Verzagenden und Unterwürfigen Mut geben. Du kannst mir glauben, ›der Stoff‹ ist heute noch viel ›dankbarer‹.«<sup>13</sup>

Heine ist tot – seine Erben Schriftsteller der Gegenwart. Freilich kommt es der ungarischen Presse weniger auf Heines Lyrik an, wenn sie ihn immer wieder mit Lob überschüttet, als vielmehr auf »seinen satirischen Geist und seine journalistische Ader«,<sup>14</sup> mit denen er seine Deutschen kritisierte. Ebensowenig interessiert sich die ungarische Presse für Enzensbergers Lyrik oder die Prosa von Günther Grass. Wenn sie diese auch wohlwollend erwähnt, das Hauptinteresse gilt ihrer Kritik an der westdeutschen Gesellschaft.

In diesem Sinne sind Feststellungen wie die folgenden zu verstehen: »Heinrich Böll, Günther Grass, Schnurre, Walser und die anderen versuchen die Wahrheit über die westdeutsche Gesellschaft aufzudecken und zu verbreiten. Sie leuchten hinter die Kulissen der Demokratie, wo faschistische Bestien die Zähne fletschen. Sie entlarven das grauenhaft parasitäre Leben der regierenden Kreise . . .«<sup>15</sup> Und: »Es ist kein Zufall, daß die besten Köpfe der gegenwärtigen Literatur ausnahmslos als Kritiker der zum Verderben verurteilten Gesellschaft auftreten, und noch nie so viele gesellschaftskritische Werke in Westdeutschland erschienen sind wie gerade heute. Diese Schriftsteller glauben nicht an die Wahrhaftigkeit der westlichen Gesellschaftsordnung, verachten ihre Hypokrisie, ihren utilitaristischen Charakter und ihren Materialismus . . . Es gibt Schriftsteller, die sich über die Borniertheit und den Provinzialismus der Bonner Politik einfach nur ärgern. Viele erkennen aber, daß diese Politik, die nichts aus der Vergangenheit gelernt hat, ein nationales Unglück bedeutet, weil sie ihre irrationalen Ziele mit Krieg oder Atomwaffen verwirklichen will.«<sup>16</sup>

Zu den profiliertesten und damit gleichsam unbequemsten Kritikern im heutigen Westdeutschland zähle H. M. Enzensberger. Er sei das »wachende Gewissen und unbeugsamer Richter der westdeutschen ›sozialen Wohlstandsgesellschaft‹«, ein Mensch, »der die Wahrheit verkündet, wenn er feststellt, er lebe in einer Gesellschaft, in der alles wohlgeordnet sei außer der Situation des Menschen, in einer Gesellschaft, in der es ›alles gibt‹, nur keinen Sinn . . .«<sup>17</sup>



Im letzten Jahrzehnt hat in Ungarn die westdeutsche Literatur der Nachkriegszeit mehr und mehr an Boden gewonnen. Die Werke gesellschaftskritischer Schriftsteller wie Böll, Grass, Enzensberger wurden immer häufiger übersetzt und immer mehr gekauft und gelesen; aber auch die Fortsetzungsromane der Illustrierten werden geradezu verschlungen – soweit man Deutsch spricht und ihrer habhaft werden kann. Mit wachsender Aufmerksamkeit verfolgt deshalb auch die ungarische Presse den westdeutschen Büchermarkt und die Spielpläne westdeutscher Theater, unterscheidet dabei zwischen »progressiver« und »Schundliteratur« und verteilt abwechselnd und differenziert Lob und Tadel.

»Die Schundliteratur der Nachkriegszeit« wird selbstverständlich verschmäht, denn wie József Láng behauptet, handele es sich hierbei um »eine in ihrem Geist offen oder verhüllt faschistische, den Revanchegeanken, den deutschen Übermenschenwahn wiederbelebende Industrie, die, so unwahrscheinlich dies auch klingen mag, den größten Teil des westdeutschen Büchermarktes bestreitet.«<sup>1</sup> Zu dieser »Schundliteratur« gehören »Kleinromane, die Liebesdreiecke behandeln, die Krimi- und Sexbücher mit ihren Millionenauflagen«<sup>2</sup>, aber auch Bücher wie »Ein Leben als Tochter des Kaisers« der Herzogin Viktoria Luise, in welchem der glänzende Pomp der deutschen Kaiserzeit beschworen werde, was wiederum als Beweis dafür gelte, »daß es in der Bundesrepublik viele Menschen gibt, die sich nach den guten, alten Zeiten zurücksehnen, als der Kaiser ›nach der Weltmacht griff‹.«<sup>3</sup> Zu dieser Schundliteratur zählen ferner Schriften, »die nicht der Förderung des Wissens, sondern als Vorbild mörderischer Pläne dienen. Nennen wir gleich drei dieser ›Kunstwerke‹ – der ›Held‹ des ersten ist ein Massenmörder, der sonst aber keiner Fliege etwas zuleide tut, im zweiten ist er ein zivilisierter Ingenieur, der ganz Indien in die Gaskammer schicken möchte, und im dritten Buch der erfahrene Spionagechef.«<sup>4</sup>

Für die starke Verbreitung solcher Bücher sei »die Profitgier der westdeutschen Verleger« verantwortlich, die mit Hilfe ihrer »Hauptwaffen, wie ›Werbung‹, neue Druck- und Reklametechnik, Kenntnis der Neigungen des Käufers und deren Nutzbarmachung ... die deutsche Literatur manipulieren ... und den unerfahrenen Leser zum einfachen Verbraucher degradieren.«<sup>5</sup> Eine große Maschine, die die Menschen mit »Lesefutter« versorge.<sup>6</sup>

Der ostdeutsche Arno Hochmut wurde von der Literaturzeitung »Nagyvilág« auserkoren, die ungarischen Leser darüber aufzuklären, daß sich hinter all dem die Absicht »der Ideologen des staatsmonopolistischen Kapitalismus« verberge, »die oppositionelle Intelligenz in verschiedenster Weise zu neutralisieren«. Die »erfolgreichste« Methode bestehe darin, daß sie »mit der Massenveröffentlichung reaktionärer und illusionärer Schundliteratur, mit literarischem Primitivismus, mit völkisch-revanchistischen, patriotischen ›Werken‹ dem Publikum die Möglichkeit der richtigen Orientierung nehmen ... Dies ist eine Monopolliteratur im doppelten



Sinne. Denn sie dient indirekt den Monopolen und betreibt gleichzeitig die Monopolisierung des literarischen Geschmacks und der Meinungsbildung.«<sup>7</sup>

Manipulierung und Nutzbarmachung der Leserneigungen seien auch für den Aufschwung einer gewissen linken Literatur verantwortlich, die der ungarischen Presse trotz roter Färbung einige Sorgen bereitet und daher von ihr sicherheits halber mit der »Schundliteratur« in einen Topf geworfen wird. »Heute wird im Westen große Reklame für Bücher gemacht, die revisionistische und pseudo-linke Ansichten verkünden«, empört sich György Nonn, »sogar die solidesten deutschen kapitalistischen Verleger spezialisieren sich auf linksgerichtete Schriften . . . Das ist provokativ, spricht die junge Leserschaft an und ist anscheinend auch profitabel«.

Autoren wie Cohn-Bendit, Rosa Luxemburg, Kautsky, Trotzki, Guevara, meint Nonn, sicherten nicht nur den Verlegern einen Profit, sondern seien auch »dem System, dem Establishment nützlich. Denn die kapitalistischen Verleger und Politiker fürchten nicht diejenigen, welche zwar die Revolution verkünden, ihre eigenen Anhänger aber gegen die Vorhut der Arbeiterklasse aufhetzen.« Hier liege auch die große Gefahr und der große Betrug dieser literarischen Richtung. »Es wäre ein großer Fehler«, mahnt Nonn, »wenn wir es nicht bemerkten, daß die westlichen Verleger durch die Herausgabe revisionistischer und pseudo-linker Werke die Nachfrage nach echter revolutionärer, marxistisch-leninistischer Literatur mit falscher Ware zu befriedigen versuchen.«<sup>8</sup>

Außer solchen und ähnlichen Ermahnungen, Bannflüchen und sarkastischen Bemerkungen, beschäftigt sich die ungarische Presse nicht näher mit »Schundliteratur« und »revisionistischen Schriften«. Sie werden nicht übersetzt, daher auch nicht rezensiert, in den Literaturzeitschriften und Spalten der Tagespresse weder analysiert noch besprochen. Allenfalls zitiert man kurze Ausschnitte als Zeichen und Beweis eines wiedererwachenden Faschismus und Militarismus. Gewissermaßen als Bürgerschreck.



Die gesellschaftskritischen Werke westdeutscher Schriftsteller hält man für ein besonders »vielfarbiges Kapitel der deutschen Literatur«<sup>1</sup>, in dessen »Mittelpunkt die Zerstörung der falschen Illusionen steht«<sup>2</sup>. So wird im Gegensatz zur sogenannten »Schundliteratur« aus diesem Kapitel auch vieles ins Ungarische übersetzt und anschließend ausführlich besprochen. Viele Werke, die wegen zu hoher Kosten oder aus anderen Gründen bislang nicht ins Ungarische übertragen wurden, finden literarische Würdigung in der Zeitschrift »Nagy Világ«. Rezension und Wertung unterliegen denselben methodischen Maßstäben wie die entsprechende Literatur anderer westlicher Länder, d. h. es gibt kaum nationale Wertungsnuancen. Wesentlich ist der gesellschaftskritische Inhalt, der stets als Beweis für die Krankheit der Gesellschaft hervorgehoben wird: »Seht ihr denn nicht, daß hier in der Gesellschaft des Überflusses alles verfault?«<sup>3</sup> Den Autoren hingegen wird vorgeworfen, für die entdeckten Mängel nicht die »richtige« Therapie zu finden.

In diesem Sinn spricht György Walkó von der »Diagnose des ›Irrgangs‹« in seiner Besprechung einer Anthologie westdeutscher zeitgenössischer Literatur mit Beiträgen von Walter Jens, H. M. Enzensberger, Wolfgang Weyrauch u. a.: »Die Schriftsteller, die hier ihre Bekenntnisse ablegen, erweisen sich als gute Diagnostiker. Um so größer aber ihre Ratlosigkeit, wenn es zur Frage der Heilmethoden kommt. Diese Ratlosigkeit wirft sogar auf die Richtigkeit der Diagnose einen Schatten. So bleibt ihren bohrenden Augen gerade der wichtigste Krankheitserreger verborgen: Die sich stark ausbreitende Macht des Kapitals. Nicht umsonst beschuldigt sie einer ihrer Kritiker aus der DDR der ›partiellen Blindheit‹. Sie wollen alle Vorurteile abbauen, sind aber selbst Gefangene von Vorurteilen, weil die meisten von ihnen von einem legendären ›dritten Weg‹ träumen. Wenn dann diese Autoren hie und da Vorschläge machen zur Heilung der Übel, so kreisen sie im luftleeren Raum.«<sup>4</sup>

Lob und Tadel werden in den Besprechungen westdeutscher Literaturwerke manchmal ziemlich dick aufgetragen wie z. B. von Irén Komját, die anerkennend feststellt: »Das Glitzern im Wirtschaftswunderland blendet die Schriftsteller nicht, sie erkennen die Unmenschlichkeit der kapitalistischen Raubtiere, die Rolle des Militarismus im Wuchern der Prosperität. Kein Glockengeläute stumpft ihr feines Gehör ab, und sie vernehmen die Seufzer der Elenden, Erniedrigten und Vereinsamten ...« So pathetisch und doppelzüngig ihr Lob über die Diagnose, so scharf und eindeutig ihr Urteil über die »ideologiefreie und ausschließlich negative Gesellschaftskritik eines Günther Grass«. Seine Kritik »zeigt keinen Ausweg« und führe ihn »letztlich in die Isolierung: er bringt die Bourgeoisie zwar gegen sich auf, kann aber das Volk nicht gewinnen, weil er ihm keine Zukunft weist«.<sup>5</sup>

Irén Komját geht in der Verurteilung dieser »ausschließlich negativen« Kritik noch weiter und spricht sogar von »Sterilität«. Eine Ansicht, die sie durch Peter



Weiß bestätigt sieht, der in einem Interview mit »Dagens Nyheter« erklärt habe: »Wenn ich die bürgerliche Zivilisation negativ beschreibe, ohne den Versuch zu machen, aus der Isolation auszubrechen, so hat meine Kritik keinen Sinn. Solange ich mir nämlich einbilde, ich könnte dort – in der bürgerlichen Welt – meine Integrität und Bewegungsfreiheit wahren, bin ich bereits ein Gefangener dieser Gesellschaft. Wenn ich mir einrede, diese Gesellschaft sei noch mit sozialen Maßnahmen zu verbessern, so beschwichtige ich nur mein Gewissen und huldige der Tatsache, daß diese Gesellschaft Quelle meiner materiellen Existenz ist.« Doch vergißt Irén Komját nicht auf die Rettung zu verweisen, die dem zitierten Autor glücklicherweise widerfahren sei: »Weiß hat die Wahrheit im Sozialismus gefunden. Viele in Westdeutschland werden diesem Beispiel folgen.«<sup>5</sup>

Andere Rezensenten sind dagegen zurückhaltender im Tadel und differenzierter im Lob. László Bokor etwa begegnet der Gesellschaftskritik Heinrich Bölls mit gemäßigter Polemik, wenn er feststellt, »Böll steigert sich in seiner Kunst, sobald er aus der Sentimentalität in die Ironie und Satire überwechselt, das lückenhafte historische Erinnerungsvermögen des Bonner Systems, dessen Reichtum auf schmutzigen Kriegsgeschäften beruht«, entlarve und gegen »Immoralität der gewissenlosen Nutznießer« zu Felde ziehe. Dann spreche Böll »mit der Stimme der Armen« und in seinen Schriften klinge weniger der »Neid plebejischer Ressentiments« mit, als vielmehr »die sich abfindende Sanftmut der Erniedrigten und Beleidigten«.

Als bald läßt sich Bokor jedoch auch als strenger Mahner vernehmen: »Hier zeigen sich aber auch seine (Bölls) Schwächen. Er hält die Armut nicht für ein Gebrechen der Gesellschaft, das sich aus Klassenunterschieden ergibt, sondern für eine Naturkatastrophe, eine Art moderner Lepra-Erkrankung. Die künstlerische Folge dieser weltanschaulichen Einengung sind moralischer Doktrinarismus und Sentimentalität, die den Realismus abschwächen.«<sup>6</sup>

Ähnlich verfährt László Illés mit Hans Magnus Enzensberger, dessen Kritik am westdeutschen Kulturleben, Zeitungswesen und der Demokratie Anerkennung findet – weil Enzensberger »die Symptome erbittert entlarvt und fühlen läßt, daß es meist um gravierende Verletzungen der Demokratie geht, jedoch zugeben muß, daß die gegenwärtige Industriegesellschaft mit ihren äußerst komplizierten, unüberschaubaren und bedrohlichen Mutationen (Modifikationen) zu einem unberechenbaren (unabwägbaren) Phänomen geworden ist«. Doch um Mißverständnisse zu vermeiden und wegweisend zu wirken, fügt Illés gleich hinzu: »Eine nicht-marxistische Weltanschauung, die Klassenkräfte und Klasseninteressen ignoriert, kann die Gesetzmäßigkeit der modernen kapitalistischen Gesellschaft nicht mehr erfassen ... sie kann darüber, von der Höhe eines Ideals herab, nur noch Abneigung bekunden oder der Besorgnis Ausdruck verleihen ...«<sup>7</sup>

Die Wertung gesellschaftskritischer Literatur der Bundesrepublik enthält auch spezifisch westdeutsche Aspekte, die hier ebenfalls zu untersuchen sind. Betont wird stets ihr leidvoller Weg von der Problematik der »gebündelten Nazischuld«



bis zur allgemein bürgerlichen Tragödie der Vereinsamung und Selbstentfremdung. Darüber schreibt Miklós Salyámosi in einer Untersuchung der Thematik westdeutscher Romanliteratur: »Nach Kriegsende wurden sich die westdeutschen Schriftsteller des Ausmaßes der deutschen Verantwortung erst richtig bewußt. Ihre Kritik richtete sich gegen die Nazivergangenheit und ihre mögliche Wiederkehr. Später wurde der Nazismus als eines der Charakteristika der kapitalistischen Gesellschaft erkannt. Innerhalb dieses äußeren Rahmens hat sich ihre Kunst dann in der Schilderung der Heimatlosigkeit der bürgerlichen Persönlichkeit geweitet, vertieft und erhöht.«

Salyámosi verweist in diesem Zusammenhang auf den Roman »Ephraim« von Alfred Andersch. Dieses Werk gehöre in die Reihe der »modernen Persönlichkeitsromane« und sei ein »repräsentativer Romantyp der gegenwärtigen bürgerlichen Literatur«. Denn er schildere »nicht den Weg der sich entfaltenden Persönlichkeit, sondern den Zustand einer am toten Punkt angelangten Person, die von dieser ausgewiesen und keine Lösung mehr zulassenden, Endstation in charakteristischer Weise zurückschaut – dabei aber nur die Gründe des Sturzes erforscht, ohne nach anderen Auswegmöglichkeiten zu suchen«.<sup>8</sup>

Unter ähnlichen Gesichtspunkten analysiert László Rigó die Nachkriegsentwicklung der westdeutschen dramatischen Literatur. Er vermerkt zunächst, die deutsche Literatur habe sich im geistigen Leben Europas zuerst durch die Prosa Ansehen erworben, melde sich heute aber »mit ausgezeichneten Dramen« zu Wort. Darin sei aber etwas »fiebrig hastiges« zu erkennen, dessen Ursachen »Eingeständnisse des Zuspätkommens und Wille zum Einlenken« seien. Mit anderen Kritikern ist sich Rigó darin einig, diese Verspätung sei mit dem »Gewissens-Komplex« der deutschen Schriftsteller aller Sparten zu erklären, die »sich an dem einzigen Thema, der Schreckensherrschaft der Nazis, verbissen, andere menschliche Themen vernachlässigten und dadurch in die Gefahr gerieten, einseitig zu werden«. Im allgemeinen werden die zeitgenössischen westdeutschen Theaterstücke aber gelobt: »Wenn das moderne deutsche Drama auch (zahlenmäßig) nicht so viele große Werke aufzuweisen hat wie die amerikanische, englische oder französische Dramatik, so ist die formale Vielfalt (im deutschen Drama) gewiß abwechslungsreicher«, besonders in den »neuartigen tragikomischen Formen« oder in der »grotesken Tragikomödie«.<sup>9</sup>

Die Spielpläne der westdeutschen Theater schneiden dagegen weniger gut ab. Hier dominiere »nach Themawahl, Art der Stücke und Regieform... das klassische, richtiger gesagt, das museale Theater... Man beklagt sich über diese Musealität nicht nur in der auch heute noch (stock) konservativen Handelsstadt Hamburg, sondern auch in Westberlin und München«. Zwar gebe es auch noch das Theater der Avantgarde, doch seine »Ausstrahlungskraft ist abgestumpft« durch »künstlich genährten Konservatismus«, durch »die äußerlich zwar korrekte, im Grunde aber mörderische Ideologielosigkeit« und die »Indifferenz des Publikums im Smoking«. Daraus zieht Miklós Almási die Schlußfolgerung: »Die Anstands-



regel des heutigen westdeutschen Theaters lautet: Man darf mit einer gewissen Lautstärke, aber nur mit gedämpft erschütternder Wirkung die gesellschaftlich-menschlichen Krankheiten der Gegenwart behandeln.« Denn »in Westdeutschland gibt es keine linke Strömung und keinen intellektuellen Kern, der für die Avantgarde ein Zentrum schaffen könnte. Es gibt progressiv denkende Menschen, ja auch Schichten, aber – im Gegensatz zu Frankreich – gibt es keinen solchen Mittelpunkt ... auf den sich ein Avantgarde-Theater stützen könnte«. <sup>10</sup>

Anerkennung findet auch die zeitgenössische westdeutsche Lyrik. Mit der »Weiterführung des großen Erbes, der Bewältigung der schmachvollen Vergangenheit und der Formung der Zukunft des Volkes« habe sie wieder ihren gebührenden Platz eingenommen. Die Lyrik bilde »ein erfreuliches Gegengewicht zu den besorgniserregenden Kräften« in Westdeutschland und unternehme »große Anstrengungen, verbindliche menschliche Werte und Verhaltensweisen zu kreieren.« <sup>11</sup>

So ergibt sich für die westdeutsche gesellschaftskritische Literatur aller Sparten ein ziemlich lobenswertes Bild. Doch weil nicht sein kann, was nicht sein darf: Ohne den rechten Geist gebe es auch kein echtes geistiges Schaffen. Es wird daher nicht versäumt, darauf hinzuweisen, daß »bekanntlich ohne konkrete Weltanschauung heutzutage keine wirklich repräsentative zeitgenössische Literatur entstehen kann, es sei denn, einige Schriftsteller erreichen gewisse Höhen ...« <sup>12</sup>

Diese eher positive Beurteilung der westdeutschen Gesellschaftskritik nimmt plastische Konturen an, wenn man sie mit dem negativen Urteil mancher ostdeutscher Literaturkritiker vergleicht. Eine gute Gelegenheit für einen solchen Vergleich liefert eine Rezension des Essaybandes »Eine Prise Polemik« des Ostdeutschen Günther Cwojdark über die »Gruppe 47«. Der Ungar József Láng stellt in seiner Besprechung des Bandes fest: »Nach Cwojdark sind die gemeinsamen Merkmale aller Mitglieder der Gruppe 47 die idealistische Weltanschauung, die Schwächen in der geschichtlichen und gesellschaftlichen Betrachtungsweise und die immer wiederkehrenden pessimistischen Züge.« Gegen diese Beurteilung meldet Láng jedoch erhebliche Bedenken an: »Zunächst halten wir Cwojdarks allgemeine Einstellung zur Gruppe 47 für grundsätzlich falsch. Sein Essay betont zu sehr das Negative. Dabei wird die Tatsache verwischt, daß die Gruppe 47 innerhalb der westdeutschen Gegenwartsliteratur die Stimme des Gewissens Deutschlands und der Menschheit darstellt und auch die Opposition gegen das faschistische Bonner System verkörpert. In diesem Rahmen sollte man die idealistischen Anschauungen und pessimistischen Schlußfolgerungen der Schriftsteller der Gruppe 47 diskutieren, doch für Cwojdark ist Diskussion gleich totale Ablehnung. Er verlangt mit übertriebener Rigidität von den Mitgliedern der Gruppe 47 eine gesellschaftlich-geschichtliche Analyse, die man nur bei sozialistischen und kommunistischen Autoren voraussetzen kann.«

Weiter meint Láng, man könne in den Werken von Böll und Grass keine »Apologie der westdeutschen Wirklichkeit oder eine Kapitulation vor derselben entdecken, wie dies Cwojdark tut«. Dies sei schon deshalb verwerflich, weil



auch Cwojdark in den Mitgliedern der Gruppe 47 »potentielle Verbündete« sehen sollte. »Denn gerade diese Tatsache mahnt uns, bei der Beurteilung ihrer Werke weltanschauliche Schranken zu übersehen und den Akzent auf den vorhandenen gesellschaftskritischen Gehalt zu verlegen. Nur diese Art von Kritik, so glauben wir, könnte die Schriftsteller der Gruppe 47 von ihrem selbstgewählten ›dritten Weg‹ abbringen und sie veranlassen, sich uns anzuschließen.«<sup>13</sup>

Bei aller inhaltlichen Bejahung westdeutscher gesellschaftskritischer Literatur stoßen sich manche Rezensenten allerdings an Form und Stil gewisser Werke. Diese seien entweder Ausdruck der Dekadenz oder ein Mittel der Darstellung der Dekadenz. »Verzerrte Optik . . . in der eingeengte literarische Anschauungen Ausdruck finden« erachtet z. B. Zsuzsa Radnóti als Ursache für die »Auferstehung, sogar Mode des Expressionismus in der westdeutschen Literatur«.<sup>14</sup>

Tamás Ungvári begründet den »Mangel formaler Harmonie« und die »Zerüttung des Stils« mit den gesellschaftlichen Verhältnissen Westdeutschlands: »... das westdeutsche Schrifttum ist der Alptraum eines gezeichneten Lebens... worauf das Hektische, Aufgeregte und das Anhäufen expressiver Bilder, das gerade die Besten – wie Borchert und Böll – charakterisiert« zurückzuführen sei. Besonders vermißt er bei modernen deutschen Novellen klassische Elemente: »Dem Ton der Erzählung fehlt das gemächliche Tempo, das die alten Meister auszeichnete. Die Verfasser versuchen in ihren Schriften eine zerfallende Welt künstlerisch auszudrücken – manchmal mit Erfolg. Aber auch dort, wo der Schein der Ausgewogenheit, die Novellentechnik von einem Bedürfnis nach Realismus zeugen, bleibt der Wortrhythmus hastig, sind die Bilder grell und in allen Umrissen verzeichnet: es ist schwer für den Künstler, dort ein Gleichgewicht der Materie zu erreichen, wo seit Jahren nur Krisen und Umwälzungen aller menschlichen Werte vorherrschen.«<sup>15</sup>

Indirekt tragen Form und Stil der westdeutschen Literatur sogar dazu bei, heimische Klischees aufzulockern. Viele ungarische Literaturkritiker meinen nämlich, daß »das Groteske als Stilmerkmal notwendigerweise Ausdruck einer pessimistischen Lebensauffassung« sei. Dieser Ansicht widerspricht László Rigó unter Hinweis auf die in Westdeutschland verbreitete Form der »grotesken Tragödie«, indem er sagt: »Im Gegenteil – manche deutsche Schriftsteller haben die Form des Grotesken absichtlich gewählt, weil sie die Möglichkeit erkannt haben, dadurch pointierte Situationen zu schaffen . . ., die eine gründlichere Analyse der Gedanken, Taten und Verhaltensweisen des Menschen ermöglichen als die traditionellen Formen des Dramas.« Nicht zuletzt sei diese Form wie geschaffen, »die entstellten gesellschaftlich-intellektuellen Verhältnisse in Westdeutschland« auszudrücken.<sup>16</sup>



Die »Wirklichkeit« Westdeutschlands mit ihrer politisch und geistig »bedrückenden Atmosphäre«, wie es heißt, führe bei den westdeutschen Schriftstellern zu unterschiedlichen Reaktionen und Verhaltensweisen. Während sich die Mehrheit in der kritischen Beschreibung ihrer »dem Tode geweihten Gesellschaft engagiere und aus Protest teilweise sogar ins Ausland emigriere, flüchteten sich die anderen in die Resignation.

Kritisches Engagement und die »verschiedenen Formen der inneren und äußeren Emigration« umschreibt Mihály Sükösd folgendermaßen: »Ein Schriftsteller, der nicht allein nur ein weltberühmter Belletrist sein will, sondern sich verantwortlich fühlt, etwas zu sagen und zu tun, könnte und kann es auch heute nicht zu Hause aushalten. Enzensberger ging nach Norwegen, Peter Weiß nach Schweden, Uwe Johnson nach Amerika. Böll kreist unruhig von Versteck zu Versteck. Dazu die verschiedenen Wandlungen von Günther Grass. Der erfolgreichste Schriftsteller der letzten Jahre hat sich nicht mit abstraktem Weltruhm begnügt. Aus ihm wurde ein Wahlhelfer der Sozialdemokratischen Partei, später ein pamphletistischer Nachforscher der Nazivergangenheit Kiesingers ...«<sup>1</sup>

Ähnliches schrieb der inzwischen verstorbene György Parragi: »Es zeugt vom geistigen Widerstand, daß es noch immer westdeutsche Schriftsteller gibt, die in der Emigration leben.« Er nennt Hermann Kesten, Fritz von Unruh und Oskar Maria Graf. Um seiner Behauptung größeres Gewicht zu verleihen, zitiert er Graf, der seine Emigration mit der herrschenden Atmosphäre in der Bundesrepublik begründe: »Neuerwachender Antisemitismus, enger, provinzieller Hochmut und spießbürgerlich-nihilistische Selbstgefälligkeit, die sich in der Ansicht äußert, nach mir die Sintflut, wichtig ist allein, daß es mir gut geht!«<sup>2</sup>

Immer wieder wird der ungarische Leser daran erinnert, daß dieser oder jener westdeutsche Schriftsteller im Ausland lebe. So wird vermerkt, daß Arno Reinfrank »seit einem Jahrzehnt nicht in seinem Land, sondern in London wohnt«,<sup>3</sup> daß Wolfgang Hildesheimer, »ein westdeutscher Schriftsteller, in der Schweiz lebt«<sup>4</sup> und, daß Peter Weiß »sich in Schweden niedergelassen hat«<sup>5</sup> und »wegen der ›Übermacht des Konservativismus‹ – bis heute weiter in der Emigration lebt.«<sup>6</sup> Hinter Enzensbergers Namen stehen oft Erläuterungen wie »lebt in Norwegen«,<sup>7</sup> habe sich »nach Norwegen ›abgesetzt‹, weil er die politische und geistige Atmosphäre des eigenen Landes nicht ertragen konnte«,<sup>8</sup> oder, daß »er die Welt, in der er lebt, die gegenwärtige westdeutsche Wirklichkeit verneint und sie verflucht, ob von Italien oder einer norwegischen Insel her ...«<sup>9</sup> Von Heinrich Böll, »der einen resignierten Pessimismus vertritt«, schreibt man wiederum, daß er sich »in Westdeutschland heimatlos fühlt und sich in eine innere oder äußere Emigration begeben oder in andere Gegenden der Welt entfliehen möchte«. <sup>10</sup>

Emigration sei aber nicht nur eine typische Verhaltensweise westdeutscher Schriftsteller, sondern auch ein bezeichnendes Thema der westdeutschen Literatur,



meint Zsuzsa Radnóti in ihrem Artikel »Emigration und Resignation«: »Die Italienische Reise« ist ein immer wiederkehrendes Thema der westdeutschen Literatur, ohne eine Fortsetzung der Tradition im Sinne Goethes zu sein. Einer dieser Reisenden, Walter Jens, erklärt diese Sehnsucht damit, daß die Umgebung, in der ein deutscher Schriftsteller lebt, nicht zu ertragen sei. Er sucht eine herbere, frischere Sprache, mehr elementare Gefühle und eine urwüchsigere Gegend in Italien ... Hermann Kent, Kenner der west- und ostdeutschen Literatur, vermutet hinter dieser so elegant klingenden Erklärung allerdings eine Ausflucht. Der wahre Grund sei, daß sich der westdeutsche Schriftsteller, genau wie zu Hitlers Zeiten, wieder »außer Landes« – in die Emigration sehne«.

Als ein literarisches Beispiel der Sehnsucht nach dem Süden erwähnt Radnóti die Heldin des Romans »Die Rote« von Alfred Andersch, »die vor dem moralischen Elend der westdeutschen Umgebung nach Italien floh.« Den Erfolg des Romans erklärt sie dann so: »Es scheint, als hätte Andersch mit der Wahl des Themas die Stimmung der Gesellschaft gut getroffen.«

Radnóti wirft auch die Frage auf, was wohl diejenigen Schriftsteller aussagen, »die nicht die Emigration gewählt haben, sondern versuchen, in der »unerträglichen Gegend« Umschau zu halten ... die also »im Lande« geblieben sind«. Die Antwort finde sich, wie sie meint, im Inhalt ihrer Werke, die durch »die Einengung der Anschauungen«, durch »Schwächung des Willens zum Handeln«, kurz durch »Resignation« gekennzeichnet seien. Denn »diese Autoren wollen nichts mehr von der Welt sehen« – gleich den »vereinsamten, verzagten Helden« ihrer Romane, »die keinen Willen, keinen Glauben und keine Wahl mehr haben«.

Als Beispiel dieser Resignation nennt sie Günther Grass, »der die Welt durch die Augen eines einfältigen, verkrüppelten Zwerges zeigt, dessen Humor, Tatendrang und Übermut seine Ängste und Resignation nicht überwinden können«. Aber auch Heinrich Bölls Roman »Billard um halbzehn« zeuge von einer Resignation, denn er gebe der Überzeugung Ausdruck, »daß der Mensch, nachdem er zum Handeln unfähig ist, weder für sich, noch für seine Mitmenschen etwas tun kann«. <sup>11</sup>

Selbst in der scharfen Kritik Enzensbergers an der westdeutschen Gesellschaft entdeckt József Asztalos Keime der Resignation: Er spreche zwar in einer großen Zahl von Gedichten davon, »daß ein Dichter sich nicht in das diskrete Halbdunkel verziehen kann«, doch sei »sein Glaube an die Effektivität der zum Selbstzweck gewordenen Kritik zerbrochen«. Man spüre, daß er »den Sinn der Verneinung sucht« und daß er »den Protest nur mittels eines dialektischen Saltos der Gedichtkonstruktion aussprechen« könne – »wie im Gedicht »Die Brücke«: Hier verkündet der Dichter vergeblich die Nachricht, daß die Gesellschaft verende, denn alles geht weiter, und jeden Morgen wird die Milch pünktlich vor die Tür gestellt. Aber am Ende des Gedichtes ändert sich das Bild. Jeden Morgen kommt auch die Nachricht: diese Gesellschaft ist tot«. <sup>12</sup>



Miklós Salyámosi liest auch aus den Romanen von Böll und Walser Resignation heraus, denn »beide behaupten genau dasselbe, daß man nämlich aus dieser Welt, die den Menschen peinigt und deformiert, entfliehen müsse. Nur gibt es kein wohin. Vielleicht sei die andere, die sozialistische Welt besser, wie einer von Bölls Helden erwähnt, wo der Führer des Staates ein Tischler ist, und von der, nach Walser, die Amerikaner eventuell nur zwei Menschen übrig lassen wollen. Doch Böll und auch Walser sehen in ihrer eigenen Welt noch so viel ›Kraft‹, daß aus dem ›vielleicht‹ wenigstens bisher noch keine Wirklichkeit wurde«. <sup>13</sup>

Überraschend ist eigentlich, wie lau die ungarische Presse die Möglichkeit propagiert, aus dieser Situation der Resignation und Emigration in die DDR auszubrechen und dort eine neue Heimat zu suchen. Es wird kaum jemand ermuntert, dies zu tun, weder kollektiv noch individuell. Die es aber getan haben, werden herzlich willkommen geheißen. So wird mit Stolz darauf hingewiesen, daß nach dem Kriege »der an Zahl größte und an Talenten gewichtigste Teil der Emigranten sich in der östlichen Hälfte des deutschen Sprachgebietes niederließ«. <sup>14</sup> In diesem Zusammenhang wird Arnold Zweig zitiert: »Ich habe in der Deutschen Demokratischen Republik mein Vaterland, den Sinn meines Lebens und die praktische Verwirklichung meiner Weltanschauung gefunden.« <sup>15</sup> Johannes Becher wird als weiteres nachahmenswertes Vorbild angeführt, »da er nach Rückkehr aus der Emigration während der Hitler-Jahre die DDR zu seinem Vaterland wählte«, weil ihm »in der Emigration klar wurde, daß die deutsche Bourgeoisie, die den deutschen Staat aus der Taufe hob und ihre Einheit verwirklichte, des Erbes eines Bach, Grünewald und Hölderlin und all dessen unwürdig geworden ist, was diese Nation der Welt an Kultur geschenkt hat. Sie ist nicht mehr Träger, sondern nur Totengräber der Nation. In der Emigration hat er es begriffen, daß nur das Proletariat die humanen Werte des Deutschtums retten kann und retten muß, daß die Nation im Europa des 20. Jahrhunderts von der Arbeiterklasse repräsentiert und geführt und die Kontinuität des nationalen Lebens nur durch die revolutionären Veränderungen der Arbeiterklasse verbürgt wird«. Dieser Erkenntnis entsprechend ist Becher zum »Erwecker der ohnmächtigen Nation und Zünder des Wiederaufbaues geworden. Seine Tätigkeit als Parteifunktionär, als Lehrmeister, Minister des Volkes und als Schriftsteller verschmolz mit der Gründung des neuen Staates«. <sup>16</sup>

### *Die literarische Szene*

»Von München ging es nach Frankfurt. Dort endete die Reise ... Ihr Zweck: persönliche Kontaktnahme mit all denen, die wir schon aus ihren Schriften kannten.« Mit diesen Worten beginnt der ungarische Schriftsteller Árpád Fáy seinen Reiseberichtsbericht über eine Rundreise durch Westdeutschland, die er auf Einladung



des Besucherdienstes »Inter Nationes« im Herbst 1968 mit mehreren ungarischen und anderen osteuropäischen Schriftstellern unternahm.

Fáys Gesamteindrücke dieser Reise lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: es gebe zwei Arten von Westdeutschen, gute und böse; die offiziell sanktionierte Kultur stehe rechts und sei, wenn auch nicht immer faschistisch, so doch zumindest pro-faschistisch; die Masse der Westdeutschen interessiere sich nicht für gute Bücher, sondern höchstens für Sexliteratur; die westdeutsche Politik sei in eine Sackgasse geraten usw. Doch lassen wir Fáy selbst erzählen, zumal der Autor ein zusammenfassendes Bild der westdeutschen Literatur zu geben versucht.

»Ernst Jünger gehört zu den größten der deutschen Literatur. Er ist heute 73 Jahre alt und genießt im offiziellen Westdeutschland großes Ansehen. Er war nie Mitglied der Nazi-Partei, davon hat ihn sein guter Geschmack abgehalten. Heute wird es ihm als großes Verdienst angerechnet. Dennoch hat er dem Faschismus Dienste geleistet wie kaum ein anderer Schriftsteller seines Ranges. In seinem Kriegstagebuch ›Stahlgewitter‹ – Eindrücke aus dem Ersten Weltkrieg – das in mehreren hunderttausend Exemplaren große Verbreitung fand, glorifiziert er den Krieg als biologische Gesetzmäßigkeit und elementare Äußerung des Lebens; als heldenhaftes Abenteuer, das die zerstörenden, die Zivilisation dämpfenden Instinkte der Menschen befreit. Dem Kommunismus, Pazifismus und weichlichen Sozialismus kündigt er den Kampf an: ›Ich hasse die Demokratie wie die Pest‹ – schreibt er in einem seiner Kriegsberichte. Barbarentum und Ästhetik, diese beiden gegensätzlichen Koordinaten scheinen seine Welt als Schriftsteller zu bestimmen.«

»Jünger lebt heute in Riedlingen in Württemberg. Er empfing uns in einem Haus, das man ruhig als Schloß bezeichnen kann. Ein durchgeistigter Künstlerkopf, stramme soldatische Haltung. Unsere Gastgeber sind auf ihren diplomatischen Erfolg stolz: Ein großer Sieg – nun hat er doch noch zwei Dutzend leibhaftige Kommunisten in sein Haus hereingelassen. Er führt uns in sein Arbeitszimmer und organisiert einen Stehempfang, eine Art Cercle, zu dem man Champagner serviert. Ich dränge mich in seine Nähe und frage, was er wohl von der zeitgenössischen westdeutschen Literatur, von der ›Gruppe 47‹ und der Jugend halte. ›Ich habe keine Zeit für solche Dinge. Schauen Sie, in meiner freien Zeit lese ich Dostojewski und Heidegger. Im übrigen untersuche ich gemeinsam mit einem Physiker die psychischen Folgen der Narkotika, beim Alkohol angefangen bis zu Marihuana und LSD. Außerdem pflege ich meine Insektensammlung.‹ Er zeigt uns in seinem Arbeitszimmer Vitrinen mit hunderten von Insekten.«

»Walter Jens, Professor der klassischen Philologie an der Universität Tübingen, Schriftsteller, Kritiker. Er fing mit den 47ern an, und manche seiner Schriften erschienen in ungarischer Übersetzung. Er empfing einige von uns in seiner Wohnung. Einleitend erzählte er gleich eine Geschichte ›mit einem ungarischen Bezug‹: Vor ein paar Jahren sei eine ungarische Studentin mit einem Stipendium zu ihm gekommen. Nach Ablauf des Stipendiums habe sie ihm mitgeteilt, daß sie nicht mehr nach Ungarn zurückkehren wolle, weil sie in Australien eine Stelle als Ger-



manistin bekommen könne. Sie habe diesbezüglich um Unterstützung gebeten. »Selbstverständlich hat sie keine Unterstützung von mir bekommen, aber ich konnte ihren Entschluß auch nicht beeinflussen. Ich habe ihr jedoch gesagt, es sei nicht fair, was sie da tue. Ich habe ihr auch gesagt, daß ihre Handlungsweise für mich selbst unangenehm ist. Wie kann ich erwarten, daß man mir jemals wieder einen ungarischen Stipendiaten schickt? Täte man es trotzdem, so würde ich ihm gleich das Versprechen abnehmen, daß er nach Beendigung des Studiums nach Ungarn zurückkehrt.«

»Einige von Jens Gedanken über Literatur und Politik: Die Gruppe 47 hat sich wahrscheinlich überlebt. Ihre Gründer sind nicht mehr jung. Hans Werner Richter ist über sechzig. Die Kluft zwischen den Jungen und den »alten« Siebenundvierzigern ist groß. Der Modernismus der gegenstandslosen Texte von Peter Handkes »Publikumsbeschimpfung« wie auch jener seiner Gefährten ist problematisch. Ich stimme nicht mit Martin Walser überein, daß sprachliches Jonglieren schon Revolution oder Aufstand wäre. Denn was ist das schon für eine Revolution, von der der einfache Arbeiter nichts versteht. Es ist nicht wahr, daß die Arbeiter nichts lesen. In Dortmund haben sie einen literarischen Zirkel – mit Max von der Grün an der Spitze. Es ist zwar wahr, daß diese »Industriedichtung« noch nicht reif genug ist – aber sie enthält eine Verheißung. Und sie ist lebendige Literatur, Wirklichkeitsliteratur.«

»Die Studentenbewegungen? Man darf die Studenten nicht rügen, darf sie nicht abschreiben, man muß ihnen helfen, ihre ideologischen Grundlagen zu finden. Die gegenwärtige deutsche Politik ist an einem toten Punkt angelangt. Die Sozialdemokratische Partei hat ihre Rolle ausgespielt. Der Neofaschismus ist eine reale Gefahr. Man kann nur auf die Jugend Hoffnungen setzen. In der Jugendbewegung ist vieles unklar und anarchistisch. Aber eines ist sicher, die Jugend haßt den Faschismus und haßt den Krieg. (Übrigens ließen die Studenten während der Frankfurter Buchmesse von sich hören. Einmal haben sie gegen Franz Josef Strauß demonstriert, der im Stand seines Verlages Unterschriften gab. Im zweiten Falle protestierten sie gegen Senghor, dem man in der Paulskirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels übergab. Senghor ließ die Gewerkschaften in seinem Land auflösen und verfolgt die Kommunisten.)«

»Literaturströmungen und Vietnam – man könnte die literarische Diagnose durch folgende Polarisierung ergänzen: einerseits Ernst Jünger und der auch heute noch gelesene Gottfried Benn – Konservenliteratur des Präfaschismus. Andererseits die meistgelesenen deutschen Schriftsteller, der katholische Humanist Heinrich Böll und die jüngeren Günther Grass, Martin Walser, Siegfried Lenz, der heimatlos herumirrende Hans Magnus Enzensberger und seine Gefährten. Sie repräsentieren die Gegenwart, die westdeutsche Wirklichkeit und beanspruchen das Recht, Fragen der Zeit zu beantworten. Wenn man es so nimmt, sind die Verhältnisse nicht gar so ungünstig. Aber man hat dabei auch zu beachten, daß die ganze seriöse Literatur keine Massenwirkung hat. Massenbasis besitzt nur der bil-



lige Sexschund, die Kriminal- und Abenteuerromane. Das empfinden Helmut Heißenbüttel, Vater der experimentierenden Prosa, mit seinem Kreis und die jüngsten (neben Peter Handke erwähnt man am meisten Franz Mohn), die deshalb in den Freuden einer künstlerischen Codesprache Zuflucht suchen. Das sei zwar, nach der Meinung einiger, ein verschleierter Aufstand. Andere halten es für Gaukelei mit Selbstzweck, die allerdings dem alten ›l'art-pour-l'art‹-Standpunkt näher steht, als der engagierten Gegenwartsliteratur.«

»Die engagierte Literatur hat die Vietnamfrage aktualisiert und hält sie auch auf der Tagesordnung. Die Verdienste von Peter Weiß werden diesbezüglich überall anerkannt...«

»Navigare necesse est. Ich konnte mich für diese Studienreise erst nicht recht begeistern. Ich hatte den Eindruck, daß die gegenwärtige internationale Lage keine günstige Atmosphäre bietet, Bekanntschaften mit Schriftstellern zu schließen und Übersetzungsprobleme zu besprechen, gerade in der Ecke der Welt, in die die Reise führen sollte. Das Pflichtbewußtsein war aber stärker als diese Bedenken. Das Ergebnis überraschte: kein störender Zwischenfall, keine Provokation. Die deutschen Schriftsteller und Verleger, die ich traf, haben auch jegliche Anspielung auf die jüngsten politischen Ereignisse vermieden.«

### *Es gibt keine bürgerliche Lösung*

Typisch für die Darstellung der »westdeutschen Wirklichkeit« an Hand eines literarischen Werkes, ist Előd Halász' Rezension von Wolfgang Koeppens Roman »Der Tod in Rom«. Dieser Roman fand übrigens mehrere Interpreten. Die Geister scheiden sich an der Frage, ob Koeppen in der zentralen Figur des Romans, im Nazigeneral Judejahn, einen Geisteskranken oder ein Produkt seiner Gesellschaft sehe. Alle, die in Judejahn einen Geisteskranken sehen wollen, unterstellen dem Autor die Absicht, die Deutschen von der Bürde der Nazischuld zu entlasten. Halász sieht dagegen in Judejahn das Produkt seiner Gesellschaft.

»Im Mittelpunkt des Romans«, schreibt Halász, »steht Judejahn, der Kriegsverbrecher und ehemalige SS-General, der zum Zeitpunkt der Handlung Organisator und Ausbilder der Armee eines Nahoststaates ist und nun in Rom seine Familie trifft. Eigentlicher Zweck des Treffens ist die Vorbereitung einer Rückkehr Judejahns nach Westdeutschland.«

Erwähnenswert findet Halász dabei den Zeitpunkt dieses Treffens, Mai 1953: »Vom Gesichtspunkt der westdeutschen Gesellschaft aus ist es der Beginn einer Periode erneuter weltpolitischer Aspirationen, Entfaltung der Restauration, ›Wirtschaftswunder‹. In weltpolitischer Hinsicht ein Höhepunkt der kolonialen Befreiungskriege: der Fall von Dien-Bien-Phou... In jeder Hinsicht ein kritischer Zeitpunkt«. Von da aus gesehen stelle sich das grundlegende Problem – und seine



möglichen Folgen seien für Koeppen das Entscheidende – »wie reagiert die Familie auf Judejahn, wie sieht das ›restaurierte‹ deutsche Bürgertum durch die Judejahn-Problematik seine eigene Situation, seine Wirklichkeit. Man ist zunächst versucht, von irrealer Wirklichkeit zu sprechen, weil hier ja die Wiedererweckung der Vergangenheit versucht wird. Doch die Familie hat das Treffen in Kenntnis der bestehenden Möglichkeiten vorbereitet. So gesehen ist der Empfang Judejahns in Rom durch seine Familie ein Wertmesser dafür, wie die westdeutsche Gesellschaft ihre Entwicklungstendenz und die weltpolitische Lage einschätzt. Der ehemalige General ist in diesem Zusammenhang zweitrangig – nur ein Prüfstein, der gewisse Reaktionen auslöst. Interessant sind die Reaktionen selbst, die Frage, wie die einzelnen Typen darauf reagieren, und warum sie so reagieren und nicht anders«.

Aufschlußreich ist, wie Halász die Hauptfiguren deutet: »Die Helden Koeppens sind ›Neurotiker‹, sie finden ihren Platz nicht in der Welt, in der sie leben. Der Autor hat sich aber nicht das Ziel gesetzt, kranke Menschen zu schildern, oder pathologische Fälle zu analysieren, wie z. B. Wassermann es tat; er will vielmehr einen gewissen Menschentyp zeigen, der die Eigenschaft hat, krank zu sein. Und das ist eine Eigenschaft der deutschen Bürger nach dem Zweiten Weltkrieg in verschiedenen Abwandlungen, Zeitpunkten und Situationen. Deshalb sind die Akteure des Romans weder ›Charaktere‹ im klassischen Sinne, noch Persönlichkeiten, da sie dafür keine Gelegenheit haben, sondern nur die Spiegelbilder der Möglichkeiten einer bürgerlichen Gesellschaft. Die Gesellschaft drückt sich in ihnen aus, ihre Krankheit ist keine individuelle, sondern diejenige einer Gesellschaft.«

Im einzelnen meint Halász, Judejahn und seine Frau lebten im Irrglauben, »daß Gegenwart und Vergangenheit gleich seien. Die Frau hat nie die Schattenwelt des hitlerischen ›Ruhmes‹ verlassen. Judejahn wiederum lebt so stark in der nationalsozialistischen Vergangenheit, daß er sie mit Gewalt in die eigene Gegenwart versetzt«.

Die verrückte Tat – »in Rom erschießt er in wiedererwachtem Blutrausch einen Menschen – ist die zwangsweise Folge von Judejahns Leben und seiner verzerrten Persönlichkeit, die durch das Einwirken gesellschaftlicher Kräfte über mehrere Generationen geformt wurde. Der Söldnerchef mit der blutigen Hand hat sich vom Sohn eines Kleinbürgers im Chaos der zwanziger Jahre, über den nationalistischen Bannkreis der ›schwarzen Reichswehr‹, durch die Zeit der Feme-Morde und mörderischen Putschversuche, aber immer im Schatten der Uniform in einen ›Hauptuntertanen‹ Hitlers, im Sinne Heinrich Manns, verwandelt. Im Grunde genommen ist er feige und unterwürfig, betet die Macht mit wollüstigem Schauern an, unterwirft sich ihr gleichzeitig ohne Einschränkung, sobald er nur ein Paar Stiefel bekommt, mit denen er andere treten kann... Er fühlt sich zur Zeit ›außer Dienst‹, macht mal ›Pause‹, aber nur um alle seine Kraft, rücksichtslose Gewalttätigkeit und grenzenlose Unmenschlichkeit zu sammeln, und die Auf-erstehung der alten Mythen der vergangenen Wirklichkeit vorzubereiten...«



»Die Frau von Judejahn lebt nicht in der Gegenwart, sondern in und von der Vergangenheit. Für sie ist der Nationalsozialismus eine Religion, sie selbst, eine Norne aus der Götterdämmerung, die in mystischen Nebeln über das Schicksal der Welt wacht und den Untergang des Alls erwartet, denn dies ist noch nicht so gereinigt, um den Erlöser, den Gott, Hitler zu empfangen. Wagnerische Hysterie und Romantik, Fanatismus im Stadium der passiven Schwärmerei ...«

»Pfaffrath, der Schwager, ehemaliger Oberpräsident, rehabilitiert und »demokratisch« gewählter Oberbürgermeister, ist nicht mehr der erschrockene und unsichere Kleinbürger der Nachkriegszeit. Im Gegenteil, er ist der deutsche Durchschnittsbürger, wieder im Besitzgefühl seiner Rechte, gekräftigt im Schatten der Macht florierend und in der Prosperität nationalistischer Restauration erstarkt. Sein Vokabular an Fremdwörtern hat nur symbolischen Wert, es soll weltmännische Allüren vortäuschen, denn er glaubt, über seinen Schwager hinausgewachsen zu sein. Mit dem Erscheinen Judejahns verändert sich aber sogleich alles: instinktiv, aus der Macht der Gewohnheit, »nimmt er sich zusammen« und steht stramm, ein wenig erschrocken, aber mit einer inneren Freude. Er hat das Gefühl, daß wieder die Macht vor ihm steht, die gewesene Macht, der er gedient hat, und deren Schatten ihn noch dazu zwingt, sich stramm auszurichten.«

Halász bespricht zwei weitere Szenen des Romans, die seiner Ansicht nach die Charaktereigenschaften der Hauptfiguren und der »deutschen Kleinbürger« grell beleuchten. »Die Pfaffraths und die Judejahns verwandeln sich zusammen mit einer deutschen Touristengruppe, mit der sie sich nachts beim Trevi-Brunnen treffen, in einen griechischen Chor. Romantische Sentimentalität mischt sich mit Aggressivität und innerer Taktlosigkeit im wahrsten Sinne des Wortes, die vom anderen keine Kenntnis nehmen will: Durch die Stille der Nacht ertönt die Melodie »Am Brunnen vor dem Tore«; aber die mit Innigkeit singende Gesellschaft beginnt sich aufzuregen und wird unangenehm grob, als man sie zur Ruhe mahnt. Sie haben kein Gefühl dafür, daß sie stören und können nicht begreifen, daß andere vielleicht nicht in derselben Stimmung sind wie sie. »Sie wollen unter keinen Umständen an der Vorstellung rütteln, die sie nun einmal von der Welt haben«, nehmen die Realität nicht wahr, und reagieren nur darauf, was ihrer Gefühlswelt entspricht. Sie hören die »kernig-männliche«, sentimental-brutale und aggressiv-nationalistische Ansprache an und sind zu Tränen gerührt. Sie repräsentieren das deutsche Kleinbürgertum, das sich nicht verändert hat, bei dem die Welt bei ihren eigenen bornierten Vorstellungen anfängt und endet.«

Soviel über die alte Generation. Über die deutsche Jugend hingegen, »die aus der Gegenwart in die Zukunft weist«, ist der Besprechung von Halász nur wenig zu entnehmen. Man erfährt über die zwei Söhne Pfaffraths und den Sohn Judejahns: »Der eine übernimmt ohne Zaudern die Ansichten der Alten, die beiden anderen möchten zwar entfliehen, doch im Endeffekt können sie nicht aus dem magischen Zirkel ausbrechen. Es gibt keine bürgerliche Lösung – alle Linien des Romans münden in dieser Feststellung.«



»Quid nunc« – fragt Halász nach dieser Analyse und gibt folgende Antwort: »Koeppen hält die Gesellschaft, die er beschreibt, für von Grund auf böse, nicht aber die Menschen. Das System, in dem seine Menschen leben, läßt die guten Eigenschaften verkümmern und aktiviert die schlimmen. Die Konstatierung dieser Tatsachen ist ebensowenig Zynismus wie bei Swift. Ein anderes Problem ist, daß Koeppen selbst aus seiner Welt nicht ausbrechen kann. Er kommt über den bürgerlichen Humanismus nicht hinaus. Das ist auch die Schranke für Flaubert, Proust und Kafka. Doch Koeppen kommt weiter als seine Vorgänger: Er registriert nicht nur wie Proust und Flaubert, bleibt auch nicht bei der Resignation Kafkas, sondern zeigt trotz aller Nostalgie die Wirklichkeit, wie es auch Thomas Mann tat. Sein Roman ist eine scharfe Warnung und entscheidender Protest, der die Menschen aufrütteln will, indem er ihnen die Frage einhämmert, die eine Vorbedingung des Fortschritts und der Entwicklung ist: ›quid nunc, was ist weiter zu tun?‹«<sup>1</sup>

### *Von Weimar bis Buchenwald*

Nach Ende des zweiten Weltkrieges konnte man in der damals noch vorwiegend »bürgerlichen« Presse Ungarns viel Kritisches über Friedrich Hegel, Friedrich Nietzsche und Richard Wagner lesen. Aus verschiedenen Gründen sah man in ihnen geistige Vorläufer und ungewollte Wegbereiter der NS-Ideologie.

Hegel wurde z. B. vorgeworfen, mit seiner Lehre von der Allmacht des Staates nicht nur den Absolutismus der preußischen Monarchie gerechtfertigt, sondern auch die ideologische Begründung der nationalsozialistischen Diktatur vorweggenommen zu haben. In der uns interessierenden Berichtsperiode werden derartige Vorwürfe nicht mehr erhoben. Vielleicht deshalb, weil Hegel, dem Begründer des Gesetzes einer dialektischen Geschichtsentwicklung, so etwas wie kritische Reverenz erwiesen wird. In ideologischen Schriften kann man gelegentlich lesen daß Marx Hegels »falsche« – weil idealistische – »Dialektik auf den Kopf gestellt« d. h. ihr eine materialistische Grundlage gegeben habe, die als »Dialektischer Materialismus« zu den Grundpfeilern der kommunistischen Weltanschauung gehört.

Ähnliches gilt von Nietzsche, dessen »Irrationalismus« bekannte ungarische Publizisten und Philosophen wie z. B. Georg Lukács für mehr verantwortlich machen, als der Denker Nietzsche wohl selbst jemals ahnen konnte (»für das ›alles ist erlaubt‹ der Übermenschen Hitler, Himmler, Goebbels und Göring«).<sup>1</sup> Die ungarische Tagespresse bringt heute aber kaum noch Kritisches über Friedrich Nietzsche. Nur ganz vage wird hin und wieder angedeutet, er sei Vorfahre des Nationalsozialismus gewesen.

Richard Wagner bleibt bis heute eine umstrittene Figur deutscher Geistesgeschichte, obwohl man sich neuerdings bemüht, in ihm eher den großen Musiker als den Träger einer gewissen Geisteshaltung zu sehen. Zum 150sten Geburtstag



des Bayreuther Meisters schreibt Dénes Zoltán: »Wagner ist für uns kein Ideologe mehr, auf dessen wirre politische Ideen sich der im Faschismus endende großdeutsche Nationalismus nicht ohne Grund berief – vielmehr ist er für uns der epochemachende Meister dramatischer Musik.« Doch er fügt kritisch hinzu: »Das von ihm geschaffene Musikdrama ist ein formloses Monstrum im Vergleich zu der klassisch-humanistischen Welt der Mozartschen Oper. Die Musik hat hier eigene Mittel gefunden, um mit suggestiver Kraft die irrationale Entthronung der Vernunft auszudrücken.«<sup>2</sup>

Mitunter fällt die Beurteilung wagnerianischer Ideen aber strenger aus, etwa in der Besprechung der Arbeiten Thomas Manns über den Komponisten: »Die Romantik Wagners, seine den Rassenmythos fördernde Themenwahl, seine beispiellose Eitelkeit und Selbstanbetung haben nach langer Auseinandersetzung nicht nur eine Schar von Wagnerenthusiasten hervorgebracht. Entstanden ist daraus auch eine beunruhigende, ureigene deutsche Kunstgattung, die im visionären Bann von Blut und Boden ein mythisch-reaktionäres Revoluzzertum bewirkte... das zum geistigen Vorläufer jener metapolitischen Bewegung wurde, die die Welt terrorisierte.«<sup>3</sup>

Doch bietet Wagners schillernder Lebenslauf auch Möglichkeiten einer fast positiven Bewertung seiner Weltanschauung wie hier bei János Lóczy: »Wagner begann als materialistischer Revolutionär, um erst später als Gefangener eines mythischen Glaubens seinen Weg weiterzugehen. Unter Benutzung von Themen aus der deutschen Mythologie wollte er ein breites Publikum ansprechen... das Volk in die tiefsten Geheimnisse seiner Opernkunst einweihen.« Aber gerade die »Massen« habe er dadurch aus dem Wagnertheater verscheucht.<sup>4</sup>

Seit etwa 1963 wird der neue »Bayreuther Stil« in Pressebesprechungen sehr positiv, wohlwollend und relativ häufig kommentiert. Das Lob für die neuen Festspiele ist oft sogar überschwänglich, und auch die gelegentlich mißbilligende Kritik entbehrt in jedem Falle der obligaten ideologisch-polemischen Note. Sie bleibt außer Seitenhieben auf den Snobismus des Publikums, auf »die wahren Gedichte von Roben, die zur ›äußeren Statisterie‹ der Festspiele wurden«, durchaus auf ästhetisch-sachlichem Boden, wie etwa in der Feststellung: »Neu-Bayreuth rechnet ab mit dem germanisch-nationalistischen Mythos – um den Mythos des Abstrakt-Ewigmenschlichen zu retten.«<sup>5</sup> Oder: »Es ist nicht die Bestimmung Bayreuths, zum Museum des romantischen Operntheaters zu werden, sondern dem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts neue Wege zum besseren Verstehen des grandiosen Werkes Richard Wagners zu ebnen.«<sup>6</sup>

Zur Ergänzung des Bildes soll erwähnt werden, daß die Klassiker der deutschen Literatur und Musik in der ungarischen Presse stets mit großer Ehrerbietung genannt werden. Sie erscheinen stets unter der Firmierung »gute Deutsche« – wenn auch ausnahmsweise als zu deutsch. Wie etwa Goethe und Hegel, die sich »unter den Verhältnissen des ›deutschen Elends‹ von philisterhafter Beschränktheit und Zopfigkeit nicht ganz befreien konnten«.<sup>7</sup>



Mit Ehrerbietung wird auch über Weimar geschrieben – doch nicht weit entfernt liegt Buchenwald. Diese geographische Begebenheit wird dann gelegentlich als Beispiel für die »entsetzlichen Gegensätze in der Geschichte einer Nation« erwähnt:<sup>8</sup> »Weimar wurde zwischen den beiden Kriegen zum Symbol der bürgerlichen Demokratie. Später entstand in seiner Nähe das Todeslager der blutigsten und unsinnigsten Tyrannei der Weltgeschichte. Man kann sich einen schauerlicheren Gegensatz kaum vorstellen – hier Weimar, neben Athen und Florenz vielleicht einer der heiligsten Orte menschlicher Kultur – und dort Buchenwald. Wie gebrechlich sind wohl menschliche Schönheit und Güte, die ganze menschliche Kultur...?«<sup>9</sup>



*Die Scheindemokratie*

Nach westlicher Auffassung ist Demokratie die Hohe Schule des Kompromisses, und der Staat eine Organisation, welche die Spielregeln der Kompromißfindung sichert und gefällte Entscheidungen vollzieht. Hauptziel dieser Bemühungen ist der Ausgleich von Interessen und Meinungen unter aktiver Teilnahme möglichst vieler. Die ungarische Presse dagegen sieht in der »bürgerlichen Demokratie« nur eine schillernde Fassade mit der Aufgabe, die Realität des Klassenkampfes zu verdecken, und im »bürgerlichen Staat« ausschließlich ein Instrument in der Hand der Eigentümer, welches die Ausbeutung der proletarischen Massen absichert.

Diese Argumentation ist noch stark im Marxismus-Leninismus verankert. Jedoch zeichnet sich auch hier eine für die ungarische Pressekritik am Westen heute charakteristische Tendenz ab: Sie wurde mit der Zeit immer weniger dogmatisch-marxistisch und immer stärker »westlich«, denn mehr und mehr macht sie sich die kritischen Stimmen der westlichen Linken zu eigen.

Die Kritik an der bürgerlichen Demokratie des Westens weist wesentliche Unterschiede auf, sobald sie sich auf konkrete Fälle bezieht. Manche der westlichen Demokratien werden öfters, andere seltener kritisiert. Auch in Ton, Themenwahl und Argumentation zeigen sich merkliche Abweichungen. Am meisten und gründlichsten wird die amerikanische Demokratie, am größten die Bundesrepublik angegriffen. Die kritischen Stimmen geben dabei die Sympathie oder Abneigung, die die ungarische Presse den charakteristischen Ideen der betreffenden nationalen Demokratien entgegenbringt, ziemlich getreu wieder.

Die Demokratie der Franzosen genießt das Wohlwollen der ungarischen Presse. Ihr Taufpate war schließlich eine Revolution; zwar eine Revolution des Bürgertums, die jedoch nicht versäumte, einen König, eine Königin und viele Aristokraten zu enthaupten. Sie hat nicht nur die abstrakten Menschenrechte, sondern auch das Prinzip der Herrschaft der Mehrheit über die Minderheit, die »volonté générale«, als Souveränitätserklärung des Volkes mit rhetorischer Brillanz deklariert. Sie hat das Volk durch seine gewählten Vertreter auf den Thron gehoben, dasselbe Volk, das die Kommunisten so oft beschwören und als ihr Eigentum betrachten – ob zu recht oder unrecht bleibt dahingestellt. Diese Revolution beflügelt in Ungarn auch heute noch die Phantasie der links-jakobinischen Geister und abstrakt-romantischen Weltverbesserer. Grund genug, um vom Marxismus geliebt zu werden, der eine ähnlich abstrakt-romantische Ideologie vertritt, die das Glück auf Erden proklamiert und sich dabei auf die Vernunft beruft. Diese Liebe ist auch dann noch spürbar und deutlich herauszulesen, wenn an der angeblich entarteten Gegenwartsform dieser Demokratie Kritik geübt wird. Mei-



stens erhebt man nur professoral mahnend den Zeigefinger und verweist auf die Notwendigkeit, der alten Tradition treu zu bleiben.

Dem Grundgedanken der amerikanischen Demokratie dagegen bringt die ungarische Presse bereits ein gewisses Mißtrauen entgegen. Ihre Gründer, die »founding fathers« haben schließlich schon in den »Federalist Papers« der Befürchtung Ausdruck verliehen, daß nicht nur Könige, sondern auch das Volk sich irren könne, und man daher das Individuum nicht so sehr vor dieser oder jener Person zu schützen habe, sondern viel mehr vor den Unzulänglichkeiten der menschlichen Natur im allgemeinen. So finden sich dann in einer ausgeklügelten Konstitution rigorose Bestimmungen über Gewaltenteilung und ausgleichende Gewichte gegen die Regierungsgewalt; jene »checks and balances«, die persönliche Freiheitsrechte gegen die Übergriffe Einzelner, Gruppen, ja sogar des ganzen Volkes und des Staates schützen sollen. Doch allein der Gedanke, daß auch das »gute Volk« sich irren könne und das Individuum auch vor ihm geschützt werden müsse, muß einem Kommunisten suspekt erscheinen. Es ist daher weiter nicht verwunderlich, daß die ungarische Presse die amerikanische Konstitution oft als veraltet, weltfremd und inpraktikabel abkanzelt.

Auch die spezifisch britischen Grundgedanken der Demokratie bleiben dem kommunistischen Geist fremd. Die Engländer mit ihrem Sinn für Pragmatik haben wenig für die Proklamation abstrakter Menschenrechte übrig gehabt, sie legten viel größeren Wert auf praktische Maßnahmen und sicherten die Freiheit der Person in den verschiedenen Habeas Corpus Acts gegen die Übergriffe der Obrigkeit ab. Die Levellers, die erste politische Partei Europas, drängten – inspiriert durch die Idee der Toleranz für Minderheiten – zu einer Praxis der Diskussion, die es jedem ermöglicht, seine Ansichten zu äußern. Denn, wie sie sagten, auch der einfachste und kleinste Mann könne einen Beitrag zur Wahrheitsfindung leisten. Diese empirischen Freiheitspostulate vertragen sich schwer mit dem ideologischen Freiheitsdogma der Marxisten. Ihm zufolge besteht Freiheit aus der Erkenntnis und Erfüllung der geschichtlichen Gesetzmäßigkeiten – d. h. Verwirklichung einer kommunistischen Gesellschaft. Was diesem Ziel entgegensteht, muß im Namen der Freiheit beseitigt werden. Die praktischen Ausdrucksformen dieser Freiheitsauffassung sind, von Lenins revolutionärem Terror über den Stalinismus bis zur Breschnew-Doktrin, allgemein bekannt. So ist es ebenfalls nicht verwunderlich, daß die britische Form der Demokratie in der ungarischen Presse eher als eine Art von aristokratischem Diskussionsclub präsentiert wird.

Die gegenwärtigen Erscheinungsformen dieser drei westlich-bürgerlichen Demokratien unterliegen zwar ausnahmslos scharfer Kritik, doch versäumt man dabei nicht, auf ihre progressive Vergangenheit hinzuweisen. Anders im Falle Deutschlands, wieweil gerade hier die gelegentliche Erwähnung demokratischer Tradition den Kommunisten als zweckmäßig erscheint. So berichtet man einmal über die mittelalterliche Stadt Mühlhausen, »deren handwerktreibende Bürger sich schon frühzeitig alle Rechte erkämpften, die unter den Bedingungen



des Feudalismus überhaupt zu erkämpfen waren«,<sup>1</sup> manchmal über die Bauernkriege, und relativ häufig über die »schönsten Traditionen von Marx und Engels«.<sup>2</sup> Doch fehlt selten der Vermerk, daß diese demokratischen Traditionen heute nur mehr in der »DDR mit viel Sorgfalt gepflegt« würden.<sup>3</sup> Nicht so in der Bundesrepublik: »Dort hat die Demokratie kaum eine Tradition. Weder erzieht man die Jugend dazu, die wenigen demokratischen Traditionen zu schätzen, noch lehrt man, die Traditionen des Faschismus zu hassen, von denen noch viele lebendig sind.«<sup>4</sup>

Nicht allein die demokratische Tradition, auch die Existenz einer demokratischen Gegenwart in Westdeutschland wird mit allen Mitteln in Abrede gestellt. So beruft sich Ferenc Paál in diesem Zusammenhang auf Karl Jaspers als Zeugen, der geäußert habe: »Wir befinden uns mitten im Bankrott einer Demokratie, die bei uns eigentlich nie existiert hat.«<sup>5</sup> Andere wieder übergießen die Demokratie in der Bundesrepublik mit Hohn und Spott, z. B. wenn es heißt: »Doch, es gibt in Bonn schon eine Demokratie, und nicht nur auf dem Papier. Es gab und gibt Demokratie für die Nazipartei, die frei agiert, denn wer sollte ihr das verbieten, wo alte Nazis doch höchste Staatsposten bekleiden. Es gibt eine Demokratie für alle, die mit dem bestehenden Gesellschaftssystem und seiner Praxis übereinstimmen. Es gibt aber keine Demokratie für diejenigen, die sich von der Vergangenheit losreißen wollen, weil sie sehen, daß der Friede in Europa nur auf Grund der Realitäten zu finden ist.«<sup>6</sup>

Diesem sarkastischen Muster entsprechend liest und hört man dann auch meist von »der Fiktion der westdeutschen Demokratie«,<sup>7</sup> über »schöne Worte der kommandierten Demokratie«,<sup>8</sup> »die parlamentarische Komödie«,<sup>9</sup> »den Schein einer Demokratie, den man vorläufig noch aufrecht erhalten will«,<sup>10</sup> oder von der »fiktiven Form der elastischen bürgerlichen Demokratie, die sich als dekadent erwiesen hat«.<sup>11</sup> Manche Journalisten werden dabei auffallend grob und beschimpfen die Bundesrepublik sogar als »scheinheiligen Gewaltstaat des Faschismus und des Wirtschaftswunders«.<sup>12</sup>

Die Argumente zur Begründung derart gehässiger Ausfälle sind mannigfaltig. Einige halten sich an die marxistische Lehre, nach der eine Klassengesellschaft schon im Prinzip jede Demokratie ausschließt, denn ohne wirtschaftliche Gleichheit gebe es auch keine politische Demokratie: »Wenn die kapitalistische Welt die Freiheit jeder Person postuliert, muß sie auch das Kapital verteilen. Jede andere Alternative ist Phrase und Betrug. Besitz ist in der westlichen Welt kein Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zur Freiheit – das einzige Mittel frei zu sein in einer Gesellschaft, die das Geld als höchstes Maß aller Dinge betrachtet.«<sup>13</sup> Mit anderen Worten: Politische Gleichheit könne nur durch die Verstaatlichung der Produktionsmittel, nicht aber durch Miteigentum und Mitbestimmung gesichert werden.

Andere Kritiker bezweifeln die Eignung der westdeutschen politischen Institutionen, eine Demokratie zu tragen. Denn »außer der Wirtschaft ist die Bundes-



republik auf fast allen Lebensgebieten um Jahrzehnte zurückgeblieben. Schul- und Universitätssystem sind genau so veraltet wie die Rechtspflege, die man bei bestem Willen nicht als Rechtsprechung bezeichnen kann, insbesondere nicht im Hinblick auf die Verfolgung der Nazimissetaten. Noch auffallender sind die sozialen Konflikte. Die Machthaber wollen mit Notstandsgesetzen die Freiheitsrechte vernichten, mit dem Erwerb von Atomwaffen ihre Großmacht-Illusionen stützen«. Grob ausgedrückt: »Man darf den westdeutschen politischen Parteien keinen Glauben schenken. In dieser Atmosphäre, in der sich die politischen Parteien nur im Grad ihrer Dummheit unterscheiden, ist (West-) Deutschland »wieder für ein Stalingrad reif«. In diesem Land, in welchem die Spezialisten des Kampfes gegen den Kommunismus leben, wird man sicherlich stolz darauf sein, »in einem Krieg wieder Opfer bringen zu können.«<sup>15</sup>

Die häufigsten Angriffe sind wie immer gegen die Menschen selbst gerichtet. Weder das westdeutsche »Volk« noch seine »Herrscher«, so heißt es, seien geeignet, eine Demokratie zu verwirklichen, denn weder »gehorsame Untertanen« noch »politische Analphabeten« seien befähigt, demokratisch zu leben und zu handeln. »Niemand wird es den in der Demokratie ungeübten Deutschen übelnehmen, wenn die Liebe zur Konjunktur sich dort stärker entwickelt hat als politisches Verantwortungsgefühl.«<sup>16</sup> Doch gerade jene Entwicklung, so wird behauptet, führe dazu, daß »die »westdeutsche Demokratie« immer mehr zum Deutschland der Gedankenlosen, der Befehlsausüber und Träger der von den Vätern ererbten »Ideale« wird.«<sup>17</sup> Die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik sei somit »in jenen Schranken der Vorurteile steckengeblieben, die noch aus dem Geschichtsunterricht der Mittelschule stammen«,<sup>18</sup> und dort zähle, wie man wisse, die eigene Meinung zu den seltensten Ausnahmen. Selbst in Westdeutschland werde man sich allmählich der mangelnden politischen Mitbestimmung bewußt und mokiere sich bereits über die eigene politische Trägheit, wie ein »Bonner Bonmot« beweise: »Das eigene Auto ist leicht zu beschaffen, die eigene Villa ist noch mit Mühe zu erschwingen, die eigene Meinung ist ein unerlaubter Luxus.«<sup>19</sup>

Dem politisch gleichgültigen und verantwortungslosen »Volk« entsprechen in der ungarischen Pressedarstellung selbstverständlich auch seine »Herrscher«, die »nichtssagend lächelnden Politiker«.<sup>20</sup> Einerseits seien sie an der Durchführung einer echten Demokratie sichtlich uninteressiert. Denn »während sie bemüht sind, eine formelle Demokratie zu pflegen, begehen sie den Fehler, die öffentliche Meinung außer acht zu lassen.«<sup>21</sup> Ein weiterer Beweis hierfür seien Meinungen und Äußerungen wie etwa die (des früheren) Justizministers Richard Jaeger, der öffentlich erklärt habe: »Ein Rechtsstaat ist auch »ohne« Demokratie möglich.«<sup>22</sup> Andererseits fehle es ihnen offenkundig an politischer Qualifikation, denn »in Westdeutschland spricht selbst der aufgeklärteste parlamentarische Redner höchstens solche Wahrheiten aus, die überall anderswo in Europa – sofern wir die Länder Francos und Salazars nicht als europäisch betrachten – als mittelmäßige Gemeinplätze gelten.«<sup>23</sup>



Der westdeutsche wie überhaupt der deutsche homo politicus ist in der ungarischen Presse durch zwei Merkmale gekennzeichnet: Er ist erstens ein politischer Analphabet und zweitens ein irrationaler Politiker. Als politischer Analphabet schalte er grundsätzlich falsch, und irrationale Politiker seien immer gefährlich.<sup>1</sup> Dieses Urteil wird mit einer Vielzahl von Bemerkungen untermauert wie etwa: »Schade, daß in der industriell so stark entwickelten Bundesrepublik, wo man gerne die modernsten elektronischen Rechenmaschinen verwendet, in der Politik selbst das Einmaleins nicht recht stimmt.«<sup>2</sup> Oder: »Eine der beängstigenden Seiten westdeutscher Wirklichkeit ist die Tatsache, daß sich in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht wohl niemand so schnell an die sich ändernde Welt anpaßt, wie es gerade die Westdeutschen tun, während sie gleichzeitig in ihrer politischen Handlungsweise genau so pedantisch stur bleiben wie vor fünfzig Jahren. Sie denken immer noch in veralteten politischen Kategorien wie nach dem ersten relativ und nach dem zweiten absolut verlorenen Krieg.«<sup>3</sup>

Viele dieser Bemerkungen zielen darauf ab, die »Konjunktur der politischen Impotenz«<sup>4</sup> in den westdeutschen Ländern plausibel zu machen. Dazu wird Heinrich Böll zitiert: »Die Bundesrepublik verfügt über die größte wirtschaftliche und militärische Potenz, aber auch über die größte politische Impotenz.«<sup>5</sup> Die ungarischen Journalisten hoffen hier bei ihren Lesern Verständnis zu finden. Zwei hintereinander geführte und verlorene Kriege – was immer man von den Ursachen und Methoden halten möge – allein das gibt vielen Ungarn Anlaß, sich über die politischen Fähigkeiten der Deutschen Gedanken zu machen.

Wegen ähnlicher Gründe, so hofft man, würde die Behauptung, der Deutsche sei nicht nur ein stümperhafter, sondern auch ein irrationaler Politiker, bei der Bevölkerung Anklang finden. Zwei Kriege gegen eine Übermacht fast der ganzen Welt zu führen, mag manchen Ungarn zwar als heroische Tat, den meisten aber als ein politisch gänzlich irrationales Verhalten erscheinen. Solche mutmaßliche Überlegungen der Leserschaft wollen die in den politischen Artikeln dann eingeflochtenen Bemerkungen wie etwa diese ansprechen: »Die irrationale Politik Bonns ... die ihre eigenen Wünsche im Vergleich zu den Möglichkeiten immer überschätzt«,<sup>6</sup> oder »wir sind in Deutschland, das als Nest und Nährboden jener Irrationalität gilt, mit der Lukács im Streit ist«,<sup>7</sup> aber auch »die Anerkennung der geschichtlichen Realitäten war nie eine Stärke der Vertreter des deutschen Imperialismus«.<sup>8</sup> Imre Tatár, der hie und da auch positive Züge im Deutschen gelten läßt, formuliert zwar differenzierter, ohne jedoch wesentlich vom allgemeinen Urteil abzuweichen: »Im westdeutschen politischen Leben vermengen sich seit gut zwei Jahrzehnten Illusion mit Realitätssinn, Traum von Großmachtpolitik mit nutzbringender täglicher Arbeit, Wille zum Staatssaufbau mit abenteuerlich-gefährlichen Vorstellungen.«<sup>9</sup> Auch westdeutsche Zeugen werden zitiert, »die dasselbe sagen« wie Karl Jaspers: »Westdeutschland sollte



eigentlich die weitere Jagd nach Gestalten seiner Phantasie aufgeben und sich für ein paar Minuten auf den Boden der Tatsachen stellen.«<sup>10</sup>

Georg Lukács, dessen Ansichten die Presse stark beeinflussten, will die politische Impotenz der Deutschen gerade in ihrer Irrationalität verankert sehen. Die Ursache dieser Irrationalität, so meint er in der Einleitung seines Buches »Von Nietzsche zu Hitler«, sei »in der deutschen Vergangenheit, im verspäteten und reaktionären Nation-werden«<sup>11</sup> der Deutschen zu suchen.

Eines seiner Argumente ist, daß die Deutschen in ihrer Geschichte keine bürgerliche Revolution gehabt und keinen der Hohenzollern geköpft haben. Nach Lukács' Meinung sei aber das Überspringen einer Stufe im zwingenden Ablauf der Geschichte ein verhängnisvoller Fehler. Normalerweise müßte der Feudalismus von einer bürgerlichen Periode abgelöst werden. Ohne den Sieg der bürgerlichen Kräfte über den Feudalismus habe nationale Einheit keine reale Basis, denn sie müsse sich parallel zum Bürgertum entwickeln. Fehle aber diese reale Basis, so werde die Gesellschaft zum Nährboden der politischen Utopien und der Irrationalität.

Lukács nennt auch einen weiteren Grund der Irrationalität deutscher Politik: »Die philisterhafte Kleinlichkeit im zerstückelten Deutschland hat großangelegte und zugleich auf Realität basierende politische Entwürfe unmöglich gemacht.«<sup>12</sup>

Diese Irrationalität kennzeichne, nach Lukács, den Imperialismus der Deutschen und unterscheide diesen gleichzeitig von dem Imperialismus der Engländer und Franzosen, der sich immer realistisch gegeben habe. Gerade die Irrationalität mache aber die deutsche Politik so unberechenbar, daß sie zum Nährboden der befürchteten »incertitudes allemandes« wurde.

Mit diesen »deutschen Unwägbarkeiten« und dem »furor teutonicus« wird die ungarische Bevölkerung auch heute gelegentlich in Angst und Schrecken versetzt. Etwa so: »Heute, zur Zeit des Wirtschaftswunders und in der ›Periode der vollen Bäume‹, zeigt Deutschland die Merkmale einer scheinbar friedlichen Entwicklung. Was aber wird später folgen, wenn es zu einem Rückschlag kommt?«<sup>13</sup> Die Antwort: »Dann werden diese Menschen wieder zu jedem Wahnsinn bereit sein.«<sup>14</sup>

### *Der Untertan*

In der ungarischen Presse erscheint der Deutsche oft als ein Mensch, dem die »Jahrhunderte alte Gewohnheit, Befehlen zu gehorchen« schon zur zweiten Natur geworden sei.<sup>1</sup> Er wird gerne als der gehorsame »Untertan« dargestellt, der als »Symbol bürgerlicher Dummheit« gelte, »der dem Faschismus den Weg bereitet«.<sup>2</sup> Vera Létay schildert ihn als »einen zu Gewalt und Ergebenheit erzogenen Menschentyp, der sich für die Infektion des Nazismus stark empfänglich gezeigt hat ... denn die rückgratlose Unterwerfung unter die Gewalt und die Lust nach Gewaltanwendung sind Folgen derselben Verhaltensweise«.<sup>3</sup>



Oft wird der »Untertan« durch die Hauptfigur von Heinrich Manns gleichnamigem Roman personifiziert, wie es auch Mihály György Vajda tut. Er sieht in ihm »den kleinstädtischen Fabrikantensohn, der am Namenstag des Herrn Studienrats die Rute, die auch seinen Rücken berührte, mit Blumen schmückt ... Der aber gefährlicher ist als sein Lehrer, denn er hat das Kapital in seiner Hand. Erst die Fabrik seines Vaters, dann auch die eigene: beide Symbole der bestehenden Macht. Und er mißbraucht diese Macht hemmungslos. Er verpetzt seit seiner Kindheit die Arbeiter, verfolgt überall die Schwächeren und feiert seine ersten Triumphe bei der Erniedrigung eines kleinen jüdischen Jungen. Er meidet die Härten des Soldatenlebens, aber im Wirtshaus bei einem Glas Bier ist er der lauteste, großmauligste Militarist und »Patriot«. Er kennt keine aufrichtigen Gefühle, seine Liebe ist, wie auch seine übrigen Lebensäußerungen, mechanisch, unmenschlich. Ein Herdenmensch. Er verhindert die Entfaltung individueller Eigenschaften und ist bestrebt, genauso zu sein, wie die anderen. Missetaten, die er in Gemeinschaft mit anderen verübt, bereiten ihm keine Gewissensbisse, kollektive Verantwortung kennt er nicht. Ein Konformist mit selten subalterner Seele.« Während aber die meisten ungarischen Journalisten den »Untertan« als einen spezifisch deutschen Typ schildern, erweitert Vajda dessen Wirkungsbereich: »Eine zur Perfektion gebrachte preußisch-imperialistische Karikatur, aber kein ausschließlich deutsch-preußischer Menschentyp, sondern eine Welterscheinung, die mit der faschistischen Bewegung nach vorne dringt ...«<sup>4</sup>

Mit dem Geist des Untertanen erklärt die Presse nicht nur den aktiven und bösen Faschisten, sondern auch den politisch passiven Deutschen, »den politischen Siebenschläfer«,<sup>5</sup> der für Politik überhaupt kein Interesse zeige, Befehle der Obrigkeit ohne zu mucken akzeptiere, »die politische Verantwortung ablehnt und die Führung auf jene überträgt, die man lieber nicht an die Macht lassen sollte. Eine Haltung, die jemand geistreich nicht als Flucht, sondern als Plätschern im Privatleben bezeichnet hat«.<sup>6</sup>

Ähnliches versucht Imre Vámos an Hand der Schriften von Karl Jaspers beweisen zu können, die er unter der Überschrift »Aus der Demokratie in eine Parteioligarchie, aus einer Parteioligarchie in die Diktatur« zusammenfaßt. »Die Deutschen stimmen alle vier Jahre auf ihnen vorgelegten Listen ab, haben aber eigentlich gar keine Ahnung, was in diesem Staat geschieht. Ihre Aufgabe besteht darin, zu gehorchen. Die Väter des Grundgesetzes hatten sichtlich Angst vor dem Volk, weil sie die politische Aktivität des Volkes auf ein Minimum beschränkten. In den alle vier Jahre abgehaltenen Wahlen entscheiden eigentlich die offiziellen Parteien, denn sie wählen aus, wer Abgeordneter werden soll. Das Volk stimmt nur zu. Die Parteien informieren und belehren das Volk nicht, und was am schwerwiegendsten ist, sie erziehen das Volk nicht zum Denken. Vor den Wahlen greifen sie zu den Mitteln der Reklametechnik und stellen die materiellen Interessen jener Schichten in den Vordergrund, auf deren Zustimmung sie spekulieren. Der Mensch erniedrigt sich in diesem System zum »abstimmenden Tier« (zu deutsch:



»Stimmvieh«), und in den großen Fragen seines Schicksals bestimmen die Parteien ohne den Wähler.« Jaspers sehe im Deutschen also eher »den Untertan« als »den Träger« staatlichen Seins, folgert Imre Vámos.<sup>7</sup>

Die Stabilität der politischen Verhältnisse in der Bundesrepublik hat neben dem in der ungarischen Presse so oft glossierten »Wirtschaftswunder« am meisten dazu beigetragen, die Nachkriegspläne Stalins und der Sowjets zu durchkreuzen. So nimmt es nicht wunder, daß diese Stabilität, ähnlich wie das »Wirtschaftswunder«, zur Zielscheibe der Kritik wurde, und daß man sie gerne abfällig und bedenklich als »Stillstand« apostrophiert, welcher »gefährlich an eine Versteinerung erinnert«.<sup>8</sup> Ebenso verständlich ist es, daß man diese Stabilität ins Lächerliche zu ziehen versucht und sich dabei des international geeichten Pauschalvorurteils gegen die Untertan-Mentalität der Deutschen bedient. Im folgenden Kommentar über Erhards Wahlsieg ist nicht nur Spott, sondern auch eine gute Portion Ärger enthalten: »Darüber braucht man sich nicht zu wundern, die Mehrheit der Bevölkerung stimmt nicht gegen Regierung und Obrigkeit, auch nicht bei geheimen Wahlen, denn seit Generationen glaubt sie daran, daß das, was die Obrigkeit tut, von Gott verordnet ist und nur gut sein kann.«<sup>9</sup> Ähnlich in der folgenden Schilderung westdeutscher politischer Verhältnisse: »Die politischen Bälle werden sorgfältig von jener kleinen Berufsmannschaft gespielt, von der die Deutschen in un-nachahmlicher Ergebenheit untertänig und nur aus der Ferne sagen: »die da oben«.<sup>10</sup>

Die politische Interesselosigkeit der Westdeutschen wird aber nicht allein mit der Untertan-Mentalität erklärt. Manche versuchen es mit schlechten Erfahrungen zu begründen, die einige Deutsche bei der Entnazifizierung gemacht haben sollen. So beruft sich János Nemes auf eines seiner Gespräche mit einem »Kleinnazi«, der gesagt habe: »Ich, mein Herr, will nie wieder politisieren. Ich pfeife auf das Ganze, wer was auch tut. Ich war zu Hitlers Zeiten nur ein kleiner Punkt. Hätte ich es nur gewagt, kein Amt zu übernehmen! ... Und nach dem Krieg hat man mich entnazifiziert. Ich will nie wieder in eine solche Tortur geraten! Was weiß ich, wann man mich das nächste Mal wieder bloßstellen wird.«<sup>11</sup>

Politisches Desinteresse, die »Ohne-Uns«-Haltung, wird auch mit dem Hang der Deutschen erklärt, alles dem Fachmann zu überlassen. Zur Bestätigung dieser Ansicht zitiert János Nemes die »Verzweiflungstiraden eines von der Politik ernüchterten Lesers« aus der Hamburger Tageszeitung »Die Welt«: »Mich interessiert Politik nicht. Was gehen mich die demonstrierenden Japaner, der Staatsstreich in der Türkei oder die hungernden Kinder in Indien an? Ich kann für sie nichts tun. Ich muß bis zur Erschöpfung arbeiten, um für mich und meine Familie zu sorgen. Wir haben gelernte Politiker, genauso wie wir Fachärzte und Fachmetzger haben. Mich interessiert nicht, was mein Arzt während der Operation tut. Mich interessiert das Endergebnis: ich will meinen Blinddarm loswerden. Es geht mich nichts an, wie der Metzger seine Wurst herstellt. Genau so wenig interessiert es mich, was unsere Politiker auskochen. Ich brauche das Endergebnis, ich



will in Frieden leben, und, mein Gott, ich wünsche mir einen höheren Lebensstandard. Darum wähle ich meine Politiker. Deswegen bezahle ich sie, als Steuerzahler.« Nemes' Kommentar: »Ein Blankoscheck! Der Kleinbürger unterschreibt bewußt, ein Teil der Arbeiterschaft unbewußt, den Scheck für die Machthaber ... Es ist schon wahr, daß die Aussteller zwei Bedingungen stellen: Frieden und höheren Lebensstandard. Aber welcher Falschspieler verspricht nicht, daß das Geld zu nützlichen, zinsbringenden und edlen Investitionen gebraucht wird.«<sup>12</sup>

### *Die Maske fällt*

»Es wird noch lange dauern, bis man die hier zersprungene demokratische Lack-schicht zurechtpinselt«, zitiert ›Ország Világ‹ die ›Frankfurter Allgemeine Zeitung‹ anläßlich der »Spiegel-Affäre« und kommentiert: »Das hätte auch in Nazi-Deutschland geschehen können.«<sup>1</sup>

Die »Spiegel-Affäre« lieferte Stoff für gut hundert kürzere und längere Artikel wie auch Artikelserien, und selbst heute noch wird sie öfter ins Gedächtnis der Leserschaft zurückgerufen. Sie gilt als schlagender Beweis dafür, daß Westdeutschlands Demokratie nur eine »Maske«<sup>2</sup> sei, die man fallen lasse, sobald die regierende Schicht ihre Interessen gefährdet sehe. Denn: »Das Spiegelbild der ›Spiegel-Affäre‹ zeigt der Welt ohne Verzerrung, wie wenig im Reklameland der ›freien Welt‹ grundlegende menschliche Freiheitsrechte bedeuten.«<sup>3</sup>

Die »Spiegel-Affäre« – »Presseskandal des Jahrhunderts«<sup>4</sup>, und für die ungarische Presse bis zum heutigen Tag Symbol der antidemokratischen Handlungsweise der Mächtigen dieses Landes – ist jedoch nur eine der vielen wirklichen oder angeblichen Affären und Affärchen, mit denen man die freiheitliche Demokratie Westdeutschlands zu »entlarven« versucht.

Neben der »Spiegel-Affäre« gruppierten sich während der Berichtsperiode solche Diskreditierungsversuche um die Hauptthemen: Parteilichkeit der Justiz in politischen Prozessen, Schikanen linksgerichteter Gruppen, Verbot der Kommunistischen Partei, Notstandsgesetzgebung, Heinrich Lübkes »Baracken-Affäre« und Polizeiterror gegen die Jugend. Diese »Sünden wider die Demokratie« faßt z. B. Miklós Gárdos folgendermaßen zusammen: »Es fängt mit der Verfolgung der Kommunisten (Verbot und Verfolgung der Partei) an, geht mit der Hetze gegen die progressiven Kräfte (Verfolgung der Friedensbewegung) weiter zu Unterdrückungsversuchen der kritischen bürgerlichen Opposition, wie es die ›Spiegel-Affäre‹ zeigt, und es ist schwer zu sagen, wo es dann enden soll.«

Die Presse begnügt sich aber nicht allein mit der böswilligen Kommentierung dieser »großen Sünden«, die Inhalt und Thema ganzer Pressekampagnen wurden. Ähnlich wie sie über das kleinste Sittenskändälchen berichtet, um damit die Verdorbenheit der westdeutschen Gesellschaft zu beweisen, meldet sie auch hier jedes



Vorkommnis, das ihr geeignet erscheint, das Ansehen der westdeutschen Demokratie zu schädigen. Der ungarische Leser erfährt zwar kaum etwas über die westdeutsche Sozialgesetzgebung, doch ist er genauestens über die Verschleppung der Koreaner informiert, und er weiß ebenso gut Bescheid über die Haussuchung bei dem Karikaturisten Sattler wie über die versehentliche Festnahme des Spediteurs Jürgen Henschel, den man irrtümlich für einen wegen Kindesentführung steckbrieflich gesuchten anderen Jürgen Henschel hielt.

Natürlich ist der ungarische Leser auch über die Telefonabhör-Affäre voll aufgeklärt, einschließlich des häufig zitierten Ausspruchs von Hermann Höcherl: »Ordnung ein bisserl außerhalb der Legalität ist immer noch besser, als überhaupt keine Ordnung.«<sup>6</sup> Er liest öfter über »administrative Unterdrückungsmaßnahmen gegen Intellektuelle ... wie Entzug des Rom-Stipendiums für Uwe Johnson oder Entlassung Proskes wegen einer Panorama-Sendung«,<sup>7</sup> und erfährt manches über die deutsche Filmzensur, »die man in der Bundesrepublik euphemistisch als Freiwillige Selbstkontrolle bezeichnet«.<sup>8</sup> Er wird ferner durch eine große Zahl von Nachrichten über »die politische Einschüchterung der Durchschnittsmenschen«,<sup>9</sup> »die gegenseitigen verleumderischen Beschimpfungen der Politiker, Polizeiterror, Korruption, Bestechung und die Verwendung von Staatsmitteln für Parteizwecke«<sup>10</sup> sowie »die Brutalisierung des westdeutschen politischen Lebens«<sup>11</sup> unterrichtet.

Selbst Geschichten wie der persönliche Lebenslauf eines »Ingenieurs Ahrenberg«, scheinen der ungarischen Presse zur Diskriminierung der westdeutschen Demokratie geeignet. Von diesem Ahrenberg wird berichtet, daß er ein Nazi gewesen und nach dem Krieg in die CDU eingetreten sei. »Hier wurde ihm schnell klar, daß diese Partei sich zwar christlich nennt, aber keineswegs nach den Lehren des Christentums handelt. Im Gegenteil: hier ist jeder sich selbst der Nächste ...« So sei er in die »Deutsche Friedensunion« übergetreten, inspiriert durch seine guten Erfahrungen in der DDR. Seitdem habe er »eine große Übung darin, wie man in der Bundesrepublik Stellen verliert ... Die Gründe, die zu seinem Rausschmiß führten, waren nie beruflicher, sondern immer politischer Art«. Daß in dem Lebenslauf auch »zwei Herren von der politischen Polizei« eine bedrohliche Rolle spielen, gehört schon zu den obligaten Gags bei der Dramatisierung solcher Geschichten.<sup>12</sup>

Wie und wo sich in dieser Art von Berichterstattung Wahrheit und Dichtung mischen, kann der Leser bestenfalls nur ahnen, und genauso wenig kann er infolge der verwirrenden Kommentare die wahre Bedeutung einer Nachricht richtig einordnen oder abschätzen. Denn was soll er darüber denken, wenn er über die »Manipulierung der Wahlen durch die antidemokratische Fünfprozentklausel«<sup>13</sup> liest oder über den »Polizeiterror« und die »bürokratische Maschinerie, die während der Wahlen gegen unerwünschte Personen in Gang gesetzt wurde«.<sup>14</sup> Allein die Tatsache, daß er zumeist selbst mit kommunistischem Polizeiterror überaus schlechte Erfahrungen gemacht und die noch vor wenigen Jahren besonders harte »büro-



kratische Maschinerie« des eigenen Regimes kennt, muß – zumindest bei einem Teil der Leserschaft – entsprechende Fehlinterpretationen hervorrufen.

Kampagneartig wurde das politische Strafrecht Westdeutschlands kritisiert, von dem es heißt, es sei »diskriminierend«. Die Polizei verhafte zu schnell und zu vor-eilig: »Jährlich werden ungefähr zehntausend Verfahren wegen politischer De-likte eingeleitet. Ihre Unrechtmäßigkeit illustriert allein schon die Tatsache, daß in kriminellen Fällen auf zwei polizeiliche Ermittlungen ein Gerichtsurteil kommt, während das Verhältnis in Verfahren wegen politischer Straftaten zwanzig zu eins beträgt. Mit dieser großen Zahl an Verfahren versucht man dann zu bewei-sen, daß ›der Feind‹ sehr viele Menschen gegen die Bundesrepublik einsetzt.« Diese Verfahren aber würden »aufgrund nebulös abgefaßter und nicht konkret erwiesener Tatbestände« eröffnet. Genau damit paare sich auch die Voreingenom-menheit der deutschen Justiz, die »von jeher die gleichen politischen Ziele verfolgt: zuerst hat sie sich gegen die schwache Weimarer Demokratie aufgelehnt, dann bis zum äußersten der blutigen Nazi-herrschaft gedient, und heute dient sie den politi-schen Interessen der herrschenden Regierungsparteien. Trotz Verschiedenheit der drei Herrschaftssysteme blieb die Grundeinstellung der politischen Justiz unver-ändert: sie betrachtet alles was links von der Macht steht als ihren Feind.«<sup>15</sup>

Der überaus massive Pressefeldzug gegen Heinrich Lübke anläßlich der »Ba-racken-Affäre«, galt nicht allein dem westdeutschen Staatsoberhaupt, sondern war gleichsam auch gegen die westdeutsche Demokratie selbst gerichtet. Meist wurde dieser Vorfall dazu benutzt, die Bundesrepublik zu einem Staat der politischen Skandale abzustempeln, wie z. B. bei Imre Vámos: »Dies ist vielleicht der größte Skandal des Bonner politischen Lebens, es handelt sich hier ja nicht um die Poli-zeiaktion gegen ein Nachrichten-Magazin, nicht um Nazi-Minister und Staats-sekretäre, auch nicht um Korruptionsaffären wie der FIBAG- oder Starfighter-Affäre, sondern um den Staatspräsidenten. Ein Fall, der wieder klar zeigt, warum die Welt in bezug auf die Politik der Bundesrepublik so mißtrauisch ist.«<sup>16</sup>

Kernpunkt der Kampagne gegen die Notstandsgesetze dagegen war die »dro-hende Gefahr« einer westdeutschen Diktatur. »Das Grundgesetz der militärischen Diktatur«,<sup>17</sup> wie es hieß, bereite »die totale Liquidierung der Demokratie« vor,<sup>18</sup> es stabilisiere »die Gefahr der Diktatur im Herzen Europas und könnte gegeb-enfalls ›griechische Verhältnisse‹ in der BRD schaffen«.<sup>19</sup> Es »›legalisiert‹ die Diktatur«, wurde behauptet, und »bietet dem neuen Führer Möglichkeiten, die Macht zu mißbrauchen«.<sup>20</sup>

Das Verbot der kommunistischen Partei in Westdeutschland und die strafrecht-liche Verfolgung von Kommunisten wird bis heute als Argument gegen die west-deutsche »Scheindemokratie« verwandt. Die Maßnahmen werden als antidemo-kratisch auf das schärfste verurteilt. Empörend vor allem sei, daß die »NPD frei agiert«, während »die kommunistische Partei, ähnlich wie in Spanien, Portugal und Griechenland, verboten ist«.<sup>21</sup> In diese Entrüstung über das Verbot mischt sich gelegentlich auch Spott, denn »niemand will heute mehr die Ammenmärchen über



die kommunistische Verschwörung glauben ... außer den Westdeutschen«. <sup>22</sup> In den Plädoyers für die Aufhebung des Verbotes führt man dann oft die Argumente ins Gefecht, daß einerseits »die Legalität der Partei das Verständnis der beiden deutschen Staaten füreinander erleichtern würde« <sup>23</sup> und andererseits die KPD die einzige Partei sei, »die dem Volk eine echte Alternative bieten könnte«. <sup>24</sup>

Während das KPD-Verbot die westdeutsche Demokratie einer sehr starken Kritik aussetzte, wurde die Neugründung der DKP kaum honoriert, ja man kann sagen, die Kritik geht weiter, wenn auch mehr indirekt. Zwar wurde betont zur Kenntnis genommen, daß endlich wieder eine Partei vorhanden sei, »die sich konsequent für die Interessen der Arbeiterklasse einsetzt, den Kampf zur Einschränkung der Allmacht der Monopole aufnimmt und sich gegen den schädlichen innen- und außenpolitischen Rechtsrutsch auflehnt«. <sup>25</sup> Dennoch wird bis heute beanstandet, daß die Nichtaufhebung des alten KPD-Verbots eine äußerst unsichere Situation schaffe, denn »solange das Verbot von 1956 nicht aufgehoben wird, kann man jedem ein Verfahren anhängen, mit der Begründung, er fordere ja dasselbe wie die verbotene KPD«. <sup>26</sup>

Die Neuzulassung der DKP wurde als ein quasi von außen aufgezwungener Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit dargestellt, mit welcher deutsche Politiker aber tadelnswerte Ziele verfolgten: »Einerseits hat man das KPD-Verbot auch im Westen kritisiert, andererseits sagen sie, ›es sollte schon eine legale kommunistische Partei geben, um der Welt zu zeigen, wie wenig Wähler sie finden wird.« <sup>27</sup> Anders ausgedrückt: »Diese wachsende ›Elastizität‹ und ›Nachgiebigkeit‹ hängt auch damit zusammen, daß die Bundesrepublik sich dem Ausland und den westlichen bürgerlichen Demokratien in einem demokratischen Gewand zeigen möchte. Die Zulassung der kommunistischen Partei erlaubt ihr, aus der Reihe von Regierungen auszuscheren wie die der griechischen, spanischen und portugiesischen Diktatur.« Letzten Endes hoffe man, dadurch die Glaubwürdigkeit der sogenannten »neuen Ostpolitik erhöhen zu können«, <sup>28</sup> einer Ostpolitik, welche die ungarische Presse als Versuch einer Aufweichung des Ostblocks bezeichnet.

### »Die Herren Bonns«

Wer regiert in Bonn? – In ihrer negativen Form lautet die Antwort der ungarischen Presse: keinesfalls das Volk. Vor den Wahlen habe es keine Mitsprache in der Auswahl der Kandidaten, während der Wahlkampagne werde es manipuliert, und nach der Wahl habe es vier Jahre lang zu schweigen. Konkreter formuliert: »Jede kapitalistische Regierung, jede ausbeutende Klasse verfolgt das Ziel, die Forderungen der Arbeiterklasse und der Millionen Werktätigen zu beschränken und sie in den gemeinsamen Stall zu treiben, über dem das Schild hängt: ›Nationales Interesse geht über Klasseninteresse‹. ›Gib uns alle vier Jahre deine Stimme,



danach brauchst du dich vier Jahre lang um nichts zu kümmern. Das andere überlasse uns!« Das plappern die Herren, die hinter einem parlamentarischen Feigenblatt regieren und die Macht in ihren Händen halten. Und die rechtssozialistischen Führer unterstützen noch diese Volksverdummung.«<sup>1</sup>

Regiert werde in Westdeutschland »durch taktische Manöver hinter den Kulissen« und ohne die Mitwirkung des Volkes »genauso wie in den anderen bürgerlichen Demokratien«. Eine Regierungsumbildung – hier wird auf die Koalitionsverhandlungen vom Herbst 1966 Bezug genommen – gleiche »einer Verlängerung des Wahlkampfes unter gänzlichem Ausschluß der Wählerschaft«.<sup>2</sup>

In ihrer positiv-affirmativen Form heißt die Antwort auf die Frage, wer dann in Bonn regiere: »Bonns regierende Kreise«.<sup>3</sup> Diese »Herren Bonns«<sup>4</sup> aber seien Faschisten, Militaristen und Monopolisten. Faschisten – weil die Regierung eine faschistische Politik betreibe und Ex-Nazis in höchsten Staatsämtern dulde. Ein Beispiel sei »Kiesinger, der Ex-Nazi mit dem Filmstargesicht«.<sup>5</sup> Militaristen – weil zu befürchten sei, daß »in der Rivalität zwischen Generalstäblern und zivilen Kreisen die militärischen Kräfte die Oberhand gewinnen könnten«,<sup>6</sup> und weil »es heute schon allbekannt ist, daß die wiedererstandenen und wiedererstarkten Monopole ihren Machtraum für zu eng erachten und, von Revanchegeleuten und Eroberungssucht geleitet, offen ihren Anspruch auf die DDR verkünden«.<sup>7</sup> Anders ausgedrückt: »Die Militaristen sind eine Gefahr, weil die Gruppe um Strauß sich zu einer reaktionären Politik bekennt, welche eine deutsche Einheit durch die militärische Allianz Westeuropas zu erzwingen sucht.«<sup>8</sup> Soviel hier zu den »Faschisten« und »Militaristen«. Beide Beschuldigungen sind in der ungarischen Presse so stark vertreten, daß sie noch im Detail behandelt werden.

»Lenker und Herren« Westdeutschlands seien aber auch die »Monopolisten« und »Großkapitalisten ... wie Abs und Beitz, die Eigentümer nicht nur des nationalen Vermögens, sondern auch der Parteien und des Staates sind. In diesem Staat ist die Macht in ihren Händen ... Das ist ihr Staat«.<sup>9</sup> Die oft wiederholte, meist lapidare Behauptung, die Bundesrepublik sei ein »Staat der Monopolisten«, gehört zu den Grundschemata des »ideologischen Kampfes« und wird damit begründet, daß dieser Staat »die Herrschaft des Großkapitals verwirklicht hat«.<sup>10</sup> Bemerkenswert jedoch ist, daß die ungarische Presse den westdeutschen Staat seltener als monopol-kapitalistisch bezeichnet als etwa die ostdeutsche Publizistik. Ja, die BRD kommt in der ungarischen Presse diesbezüglich sogar besser davon als die Vereinigten Staaten von Amerika, die man als das eigentliche Mekka der Monopolisten und Monopole bezeichnet.

Vergleichsweise selten, wenngleich noch oft genug, findet man auch die Behauptung, »die Bonner Politik« verfolge »ausschließlich die Interessen des westdeutschen Großkapitals«.<sup>11</sup> Im alten dogmatischen Stil formuliert und mit Beispielen illustriert, heißt das: »Die Widersprüche des Imperialismus haben das Hinüberwachsen des Monopolkapitalismus in den staatsmonopolistischen Kapitalismus beschleunigt. Denn während der staatsmonopolistische Kapitalismus die Macht der



Monopole über das Leben der Nation stärkt, vereint er die Kraft der Monopole und des Staates zu einem gemeinsamen Mechanismus ... wobei die Bonner Regierung als eines der überzeugendsten Beispiele eines solchen »gemeinsamen Mechanismus« dasteht. Kanzler Adenauer ist Beauftragter der Deutschen Bank, des Wehrhan-Konzerns, der Rheinischen Braunkohlengruben, aber er hat auch enge Bindungen zu der amerikanischen Morgan-Bank. Verteidigungsminister Strauß ist bezahlter Mann der IG Farben; Dr. Balke auch ein Mann der IG Farben; Innenminister Schröder ist Bevollmächtigter der Schwerindustrie-Konzerne an der Ruhr ...<sup>12</sup>

Andere sagen Ähnliches in einer weniger dogmatischen Verbrämung wie z. B. Imre Vámos: »Hermann Abs, der »wirkliche Bonner Kanzler«, verfügt über die größte Kapitalgruppe Westeuropas. Von seinen Entschlüssen hängt das Los von 1,2 Millionen Arbeitnehmern ab. Die von ihm »beaufsichtigten« Aktiengesellschaften setzen 78 Milliarden Mark um, mehr als das Nationaleinkommen Hollands und Dänemarks zusammen. Wenn Abs etwas beschließt, dann wird damit eine Entscheidung getroffen, die jeden Bürger der Bundesrepublik berührt.«<sup>13</sup> Nicht selten werden solche Behauptungen mit dem Hinweis ergänzt, die Herrschenden unternehmen alles, um »den diktatorischen Charakter und die uneingeschränkte Macht der Monopole ... weitgehend zu verdecken ... und sogar den Schein der Demokratie zu erwecken ...«<sup>14</sup>

Einige kritische Beobachter der Bonner Szene setzen neben die schon erwähnten »Herren Bonns« auch die Kirche als mitregierende Macht. Mihály Sükösd etwa weiß zu berichten: »Das Großbürgertum, dessen kirchliche Bindungen allgemein bekannt sind, blieb als Erbe der christdemokratischen Herrschaft am Ruder und regiert. Universitätsrektor, Bürgermeister, Miteigentümer einer Bank, Hauptaktionär einer Handelsgesellschaft, Mieter eines Autosalons sind immer und überall nur solche Menschen, die ihre Position ihren kirchlichen Verbindungen verdanken.«

Unter Berufung auf »die gläubige und ungläubige progressive Intelligenz der Bundesrepublik« glaubt Sükösd sogar »im »offiziellen« und »institutionalisierten« Katholizismus ... den Hauptschuldigen, aber auch das Symbol der gegenwärtigen deutschen Misere« zu sehen. Allein schon deswegen, weil »der deutsche Katholizismus seine Prinzipien in der Vergangenheit verraten hat und heute überhaupt keine Prinzipien mehr besitzt.« Als Beweis beruft er sich auch auf Carl Amerys »Die Kapitulation«, worin der Verfasser der Katholischen Kirche »zur Hitlerzeit teils offene, teils getarnte Unterwerfung unter den Nazismus vorwirft, in den fünfziger Jahren die Betätigung im Sinne des kalten Krieges und heute eine Haltung, die jede Änderung verneint und eigene Erneuerung ablehnt«.<sup>15</sup>



Echte Opposition, im Sinne der Kommunisten, betreibt in einem kapitalistischen Staat nur, wer sich für die Verwirklichung kommunistischer Interessen einsetzt. Auf die BRD vor 1970 bezogen: Nur derjenige ist ein wirklicher Oppositioneller, der sich die kommunistischen Forderungen – innenpolitisch die »soziale Umwälzung« und außenpolitisch die »Anerkennung der Realitäten« – zu eigen macht und, im Jargon der ungarischen Presse ausgedrückt, »die unverhüllt monopolkapitalistische, militaristische Revanchepolitik Bonns«<sup>1</sup> bekämpft. Jedoch waren in der Berichtsperiode die westdeutschen Parteien in den großen Zügen ihrer Politik einig; einer Politik, die von den Kommunisten in Bausch und Bogen als monopolkapitalistisch und militaristisch diffamiert wurde. Kein Wunder also, wenn ungarische Journalisten, unter ihnen Péter Rényi, im christdemokratisch regierten Westdeutschland umsonst nach einer »echten Opposition« suchten:

»Der aus dem Osten kommende Reisende ... findet es nicht sehr erstaunlich ..., daß die Nazis und die ›Schwarzen‹ – wie man hier die Klerikalen nennt – so sind, wie sie halt sein müssen ... Aber er stellt sich die Frage: haben denn die Antifaschisten und Antimilitaristen keine Sprecher? Haben sie hier drüben aus dem letzten Krieg, aus dem vielen Leid nicht gelernt, was die Hitlerleute, die Monopolisten der Welt und nicht zuletzt auch dem deutschen Volk zugefügt haben?«<sup>2</sup>

Die Beantwortung der von Rényi aufgeworfenen Frage ist voll innerer Widersprüche. Während die Existenz einer echten, im Parlament oder anderswo im politisch-offiziellen Leben organisierten Opposition bestritten wird (insbesondere in der Berichtsperiode), beruft sich die Presse fast ununterbrochen auf die Opposition des Volkes; auf die »Massen, die ihre wachsenden Bedenken äußern«, auf den Widerstand »einsichtiger Kreise« wie Schriftsteller, Studenten, Friedensmarschierer und einzelner Politiker. Während einerseits die Existenz einer Opposition in Abrede gestellt wird, versucht man andererseits den Eindruck zu erwecken, als werde die »unrealistische Politik« der regierenden Kreise von einer starken Opposition bekämpft. Dieser Widerspruch wird von der Presse entweder stillschweigend übergangen, oder sie versucht ihn mit dem Hinweis aufzuheben, unter den gegenwärtigen kapitalistischen Verhältnissen in der Bundesrepublik sei mangels Organisationsmöglichkeiten und infolge des »Polizeiterrors« sowie starker Manipulierung der Bevölkerung jede Opposition, wiewohl latent vorhanden, zur Ohnmacht verurteilt.

Es wird immer wieder betont: »Von einer wirklich demokratischen und parlamentarischen Opposition in Westdeutschland kann keine Rede sein. Genau genommen, seit 1959 nicht mehr; seit der Zeit nämlich, als die Sozialdemokratische Partei in Godesberg auch offiziell ihre Eigenschaft als Arbeiterpartei verleugnet hat – was sie in der Praxis zwar auch schon früher tat. Seitdem sie sich aber in eine bürgerliche Volkspartei verwandelt hat, ist sie nicht mehr eine die echte Alternative verkörpernde Opposition.«<sup>3</sup>



Der SPD, oft als »die angebliche Arbeiterpartei«<sup>4</sup> apostrophiert, wird aus Gründen der Ideologie wie auch in Hinsicht auf ihre praktische Politik die Fähigkeit zur Opposition im allgemeinen abgesprochen. Ideologisch wird ihr in verschiedenen Formulierungen vorgeworfen, sie habe »Marx in den Ruhestand geschickt«.<sup>5</sup> Sie bemühe sich nicht um die Verwirklichung des Sozialismus auf der Basis des Klassenkampfes, sondern nur um eine verbesserte Ausgabe des Kapitalismus, da sie ihr altes Programm, die Verwirklichung des Sozialismus, »durch das Reformprogramm des Kapitalismus abgelöst hat«.<sup>6</sup>

In Hinsicht auf ihre politische Alltagsarbeit hat man die SPD vor Bildung der Großen Koalition wiederholt bezichtigt, nur »ein Möchtegern-Verein«<sup>7</sup> zu sein, mit dem einzigen Programmpunkt, »daß sie regieren möchte«,<sup>8</sup> weshalb ihre Führer sogar »den Papst besuchten«.<sup>9</sup> Die SPD habe »bewußt und mit Eifer an der Ausgestaltung des Bonner Staates mitgewirkt«, welcher »heute von vielen als eine ›Autoritätsdemokratie‹ angesehen wird«.<sup>10</sup> Nach Eintritt in die Große Koalition ertönte dann der Vorwurf, daß die SPD »den Christdemokraten Hilfe leistet, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Sinne der monopolistischen Kreise zu lösen«.<sup>11</sup> Dabei notierte man oft und mit kaum verhohlenem Hohn die Fälle, in denen die SPD der CDU/CSU wieder »klein beigab«<sup>12</sup> (z. B. Notstandsgesetze). Dem Bestreben der SPD, »die CDU-Führer ›von innen heraus‹, sozusagen hinter den Kulissen zu beeinflussen und zu überzeugen«,<sup>13</sup> begegnete die Presse mit Skepsis.

Die kurze Oppositionsrolle der FDP ließ die ungarische Presse kaum aufhören. Solange sie mit der CDU/CSU auf der Regierungsbank saß, wurde sie nur als »Umfallpartei« und »Lobbyist der Interessengemeinschaft der Großunternehmer«, als »die repräsentative Vertretung des Großkapitals«<sup>14</sup> apostrophiert. Als sie später in die Opposition hinüberwechselte, mokierte man sich über sie als die »Miniopposition«, die »demonstrativ die demokratische und parlamentarische Kulisse sichert«.<sup>15</sup>

Die Berichterstattung blieb jedoch spärlich, nur radikalere FDP-Vorstöße in der Deutschlandpolitik ernteten kurzgefaßte Anerkennung. Ansonsten stufte man die Partei unter »reaktionäre Kräfte« ein wie etwa Ferenc Paál, der dem deutschen Liberalismus vorwirft, »sich schon längst einer Politik der Macht unterworfen zu haben . . . . Der Liberalismus ist nicht deswegen veraltet, weil die politischen und sozialen Verhältnisse sich im Vergleich zum 19. Jahrhundert in aller Welt grundlegend geändert haben, sondern weil der Liberalismus politisch ein dienlicher Verbündeter der Rechten geworden ist. Er verwandelte sich in eine Kraft, die Reformen verhindert«.<sup>16</sup>

Trotz häufiger Beschwörung des oppositionellen Geistes der Massen merkt man den einzelnen Artikeln doch ziemlich deutlich an, daß ihre Verfasser nicht so recht daran glauben. Ja, daß sie das Erlahmen des revolutionären Geistes, besonders in Westdeutschland, befürchten und insgeheim der Meinung sind, daß dieses Erlahmen eher auf die wirtschaftliche Entwicklung als auf politische Machenschaften und propagandistische Manipulationen zurückzuführen sei. Diese Befürchtung kommt



besonders deutlich zum Ausdruck in Péter Rényi's Beschreibung verschiedener sozialdemokratischer Typen, etwa des »zweiköpfigen Menschen« oder des »umsichtigen Intellektuellen«.

Der »Zweiköpfige« deshalb, weil er mit jedem Satz, den er ausspreche, den vorangegangenen widerlege. »Im ersten Satz ist er radikal, verflucht das Kapital, die Regierung, den Klerus und alle, die an der Macht sitzen. Im nächsten spricht er vom ›modernen Kapitalismus‹, besingt den Ruhm des ›Neokapitalismus‹ und beweist, daß es keine Ausbeutung mehr gibt und es großartig ist, was das ›Wirtschaftswunder‹ vollbrachte.« Rényi läßt gleich einen dieser »zweiköpfigen Menschen« selbst zu Wort kommen: »Man kann revolutionäre Stimmung doch nicht bis in alle Ewigkeit schüren, man kann nicht immer aufwiegeln, denn was wäre dann? Das könnte sogar Unheil anrichten. Und außerdem: die Arbeiter wollen Ruhe, sie wollen keinen Kampf. Mehr noch: sie wollen überhaupt keine Arbeiter mehr sein. Es ist schon traurig, aber es gibt keine Solidarität mehr. Wo sind die schönen Tage, als noch die Parole galt, einander zu helfen? Heute ist sich jeder selbst der Nächste. Aber ihr von Drüben könnt den heutigen Kapitalismus nicht verstehen. Auch nicht, daß Keynes und Beveridge recht haben, daß die kapitalistische welfare economy sich in Richtung des sozialen Wohlstandes entwickelt und damit der alte Klassenkampf seinen Sinn verloren hat... usw. usw.« Und wehmütig meint Rényi: »Braucht man dazu noch einen Kommentar?«

Den zweiten Typ, den »umsichtigen Intellektuellen«, läßt Rényi mit folgendem Antwort-Monolog zu Wort kommen: »Wie ich die Zukunft sehe? Schwarz, mein Herr, schwarz in schwarz. Es gibt keinen Ausweg... Wer sind wir schon, einige hundert, einige tausend Intellektuelle. Es sind zwar die besten Köpfe des Landes, hervorragende Geister; aber wir haben hier genauso wenig Macht wie Sie. Wo können wir schon Einspruch erheben, wie denn zu den Menschen sprechen? Wir können ja nicht einmal eine Broschüre finanzieren... Und wenn wir etwas tun, dann wird das von der Presse der DDR begrüßt. Denn was könnte sie auch anderes tun? Und dann wird uns das unter die Nase gehalten: kommunistische Agenten...«

»... Wie soll man denn das Problem lösen? Hoffnungslos, hoffnungslos. War schon immer hoffnungslos, seit die Menschheit ›vermasst‹ ist... Und bei Ihnen drüben ist es auch nicht anders... Nein, es gibt keine Persönlichkeiten mehr, es gibt keine freien Menschen, weder hier noch dort. Die Menschen sind nur willenlose Teilchen der Masse. Wenn noch etwas erreichbar ist, so vielleicht, daß wir den einen oder den anderen Menschen aus der Masse herausholen. Von tausend vielleicht einen. Die moderne Geschichte hat widerlegt, daß man die Menschen mit Hilfe der Masse erziehen kann, in der Masse kann man sie nur verderben.« Dieser Pessimismus blieb auch nicht ohne Einfluß auf Rényi selbst, der bekennt: »Wie sehr mich Diskussionen mit Neonazis oder Neokapitalisten auch elektrisiert haben, so sehr mir der Wutausbruch eines Arbeiters Mut gemacht hat, so stark haben mich solche Äußerungen deprimiert.«<sup>17</sup>



In den letzten Jahren mehrten sich Stimmen, die die Existenz einer inoffiziellen Opposition stärker in den Vordergrund stellten. Dies war teils auf die Tätigkeit der APO zurückzuführen, aber auch darauf, daß viele ungarische Journalisten aufgrund offizieller Einladungen die Bundesrepublik bereisten und hier, von denselben offiziellen Stellen gesteuert, mit »oppositionellen Kreisen« in engeren Kontakt kamen. Einer dieser Gäste und vielleicht einer der wohlmeinendsten Berichterstatter über Westdeutschland, Lóránt László Endre, schrieb darüber u. a.: »In den letzten zehn Jahren war ich öfter in der Bundesrepublik, aber in der Frage der Anerkennung der Realitäten habe ich nie eine so starke Kluft zwischen dem offiziellen Standpunkt Bonns und der im allgemeinen obrigkeitshörigen öffentlichen Meinung feststellen können wie gegenwärtig.«<sup>18</sup>

Andere wieder sprechen von der Ohnmacht dieser Opposition wie etwa der des oppositionellen Schriftstellers, der zwar, »wenn er einmal arriviert ist, schreiben kann, was er will, und es wird veröffentlicht: in Zeitschriften, in Buchform, als Pamphlet, und auch ein Soziologe bekommt Geld und Publikationsmöglichkeit für jede Untersuchung, die er durchführen will. Das alles aber bleibt ohne Einfluß auf die Tatsachen und ändert nichts an der Welt. Denn abgesehen von einer dünnen Schicht von Intellektuellen, schreiben die Schriftsteller nur füreinander und für einige Eingeweihte, und die Wissenschaftler entwickeln nur ihr eigenes Wissen für die Wissenschaft selbst«.<sup>19</sup>

Die Ohnmacht des oppositionellen Einzelnen demonstriert Tamás Barabás am Beispiel der Ohrfeige, die Beate Klarsfeld Kanzler Kiesinger versetzte: »Was kann schon der westdeutsche kleine Mann wie z. B. Beate Klarsfeld tun, wenn er der Meinung ist, daß Kiesinger mit seiner Vergangenheit für die Kanzlerschaft ungeeignet ist? Im Grunde gar nichts! Er kann seine Meinung – wenigstens mit Erfolg – nirgends ausdrücken. Sagt er sie zu laut, riskiert er den Verlust seiner Stellung, wie im Fall der Klarsfeld. Beate also, mit einer eigentümlichen Logik der Frauen, fand nur eine Lösung ...«<sup>20</sup>

### *Die Außerparlamentarische Opposition*

»Außerparlamentarische Opposition« – schon diese Firmierung einer politisch engagierten Studentenbewegung ist der ungarischen Presse lieb. Sie sieht darin einen Beweis für die eigene These, daß im politischen Leben Westdeutschlands keine Opposition, »die echte Alternativen bietet«,<sup>1</sup> geduldet werde und daß eine solche nur auf der Straße, das heißt außerhalb des Parlaments und von den Schlägen der Polizei begleitet, möglich sei. Welch willkommene Bestätigung auch für die Behauptung, »hinter der Kulisse der Demokratie lauert in voller Bereitschaft ein Polizei-System«, ein System, das »trotz der formellen Äußerlichkeiten einer bürgerlichen Demokratie systematisch die Mittel der Polizei und andere Unter-



drückungsmaßnahmen einsetzt«. <sup>2</sup> Begreiflich also, daß die Berichterstattung der letzten Jahre sich ausführlich dem Polizeieinsatz gegen demonstrierende Studenten widmete, wobei die Schuld eindeutig der Polizei zugeschoben wird.

Nicht allein der Polizeiterror, auch der Entwicklungsgang der Studentenunruhen dient der Presse als Beweis für die Funktionsunfähigkeit der westdeutschen Demokratie, denn: »Ursprünglich wollten die Studenten nur diskutieren – über die Universitätsprofessoren, gesellschaftspolitische Reformen und über die umstrittene Politik der Regierung. Sie haben das Grundgesetz ernst genommen und gutgläubig vorausgesetzt, daß sie in einer Demokratie leben, in welcher Argumente berücksichtigt werden und die Vernunft eine Chance auf Erfolg hat. Sie irrten sich. So haben sie angefangen zu demonstrieren, wozu sie laut Grundgesetz ein Recht haben. Sie wollten die Öffentlichkeit auf ihre Forderungen und ihre Lage aufmerksam machen. Man hat sie zusammengeschlagen, und der Springer-Konzern, dessen Macht man nur mit derjenigen des Goebbels'schen Propaganda-Ministeriums vergleichen kann, hat eine Pogrom- und Lynchkampagne gegen sie entfacht.« <sup>3</sup>

Der spektakuläre Polizeieinsatz, der gelegentlich auch Todesopfer forderte, die »sit-ins« und »teach-ins«, die zeitweilige Schließung mancher Universitäten sind aber nur ein Teil der Berichterstattung über die Außerparlamentarische Opposition. Auch den Forderungen der Studenten wird wohlwollend Platz eingeräumt, wobei die Besprechung westdeutscher Fälle derselben Linie folgt wie die Behandlung der Studentenrevolten anderer Länder. Die Forderung nach einer Universitätsreform, hervorgerufen durch »die veralteten Unterrichtsmethoden«, »die muffig-unwissenschaftlichen Anschauungen der meisten Professoren« und »den tausendjährigen Muff unter den Talaren«, <sup>4</sup> liegt in den Berichten zahlenmäßig an der Spitze. Gleichzeitig dienten sie aber meist auch als Aufhänger für die Feststellungen, daß die APO »das gesamte gesellschaftliche System der Bundesrepublik kritisiert« <sup>5</sup> und daß »die neue Generation der Intellektuellen im Grunde die westdeutsche Politik und die ganze Richtung ablehnt, die von den Mächten des amerikanischen Imperialismus vertreten wird und deren fatale Wirkung die Jugend mehr spürt, als die arrivierten Bürger«. <sup>6</sup>

Doch bei allem Lob vergessen die Berichterstatter nicht, auf die Probleme dieser »von mehreren Seiten idealisierten, im Grunde genommen aber mit außerordentlich starken Widersprüchen belasteten Bewegung« kritisch hinzuweisen, auch schon deshalb, weil die Bewegung vom Standpunkt eines »kaum umrissenen ›prochinesisch‹ guevaristischen Revolutionärtums und mit der Waffe ›der permanenten Unruhe‹ die gegenwärtigen westdeutschen Verhältnisse angreift«. <sup>7</sup> Dennoch wurde auch für diese ideologische Entgleisung eine Entschuldigung gefunden. Sie sei dadurch zu erklären, daß »die Studenten nur deshalb falsche Vorbilder wählen, weil die politischen Probleme ihrer eigenen Gesellschaft ihnen in einer irrationalen Art vorgeführt werden«. <sup>8</sup>

Die Berichterstattung über die Forderungen der Studenten ist also sehr differenziert. Miklós Almási z. B. rügt einerseits den Umstand, daß »die demonstrierende



Jugend die Taktik des Kampfes, die Elemente des Protestverhaltens genauer ausgearbeitet hat als die Ziele, um die der Kampf geht«. Er entrüstet sich darüber, daß auch »bisherige Verwirklichungsformen des Sozialismus« angegriffen wurden. Andererseits findet er es lobenswert, daß »gerade diese anarchisierende, widersprüchliche, die Politik in ein Happening verwandelnde (Lukács) Gruppe Westdeutschland aus seinem Dornröschen-Schlaf erweckt hat« und daß diese Gruppe, »die sowohl die faschistische Vergangenheit als auch die gegenwärtige ›Wohlstandsgesellschaft« bekämpfe, gleichzeitig auch erkannt habe, daß »die Struktur der westdeutschen Gesellschaft an der Oppositionslosigkeit des politischen Spielplatzes krankt«. <sup>9</sup>

Charakteristisch für diese Art von Berichten über westdeutsche Jugendrevolten ist eine gewisse Unsicherheit, die zwischen Skepsis und Hoffnung, zwischen Schadenfreude über die verursachten Schwierigkeiten und der Furcht vor dem Überspringen des zündenden Funkens hin- und herschwankt. Dabei wird gelegentlich darauf hingewiesen, daß diesem revolutionären Elan der Studenten die konservative Immobilität fast sämtlicher Schichten Westdeutschlands entgegenstehe, ein Umstand, der die Entstehung einer echten revolutionären Situation eigentlich ausschließe. In diesem Sinne interpretiert auch József Darvas die Studentenunruhen, wenn er die sich selbst gestellte Frage: »Kann die Arbeiterklasse ... mit Hilfe ihrer gegenwärtigen ›verkalkten‹ Organe Motor der Revolution sein?« folgenderweise beantwortet: »In West-Berlin und der ganzen Bundesrepublik opponiert die Mehrheit der Arbeiter gegen den revolutionären Radikalismus von Leuten wie Rudi Dutschke; sie fürchten um ihren relativen kleinbürgerlichen Wohlstand, bekämpfen die ›Unordnung‹. (Ist dies aber wirklich ein revolutionärer und nicht nur ein scheinrevolutionärer Radikalismus?) Hauptstütze der Kiesingers ist ja nicht die Polizei, sondern die Vorliebe der Arbeiter und Kleinbürger für Bequemlichkeit ... Die aktive Minderheit ist heute die stärkste revolutionäre Kraft ... Und sie kann sich in der gegenwärtigen, manipulierten Gesellschaft nur in Schichten bilden, die in diesem manipulierten System ihren Platz noch nicht gefunden haben: und das ist die Jugend ... Die Gewerkschaften und die Parteien, ja sogar die kommunistische Partei sind schon der Manipulation der Gesellschaft zum Opfer gefallen.« <sup>10</sup>

### *Die Wahlen, – eine Zirkusshow*

Ungarische Reporter berichten von westlichen Wahlen und insbesondere von den amerikanischen Präsidentschafts- und den westdeutschen Bundestagswahlen nur das, was diese als eine Farce erscheinen läßt. In den Reportagen überwiegt das Skurrile. Die Wahlkampagne wird als billige »Reklame« <sup>1</sup> abgetan, in der sich programmlose Kandidaten mit persönlichen Invektiven bekämpfen und die Wähler



sich vom »Wahlkarneval«<sup>2</sup> uninteressiert abwenden. Unterschiede zwischen 1961 und 1965 waren weder im Ton noch im Inhalt zu verzeichnen. Ergänzend ist zu bemerken, daß sich auch hinsichtlich der Wahlen von 1969 keine wesentliche Änderung in der Darstellung zeigte. Allein die SPD wurde ein wenig differenzierter beurteilt und nicht wie früher mit der CDU/CSU in einen Topf geworfen.

In erster Linie wird der »fehlende Ernst« bei diesen Kampagnen in den Vordergrund gestellt: »Die beiden westdeutschen Parteien schlagen mit amerikanischen Methoden, mit Revuen, Schallplatten, Fernseh- und Kinoreklame auf die Wahltrommel«<sup>3</sup>. »Westdeutschland wurde wochenlang mit Flugblättern, Plakaten, Broschüren, Konfetti und farbigen Reklameparolen überschüttet. Als Gesamtbild entsteht der Eindruck, als wollte man den Kölner Karneval in allen Städten und Gemeinden des Landes wiederholen«.<sup>4</sup> »Auch am Stadtbild Bonns gehen die Wahlen nicht spurlos vorüber. Die Zahl der Plakate ist überwältigend ... Die CDU organisierte einen Cha-Cha-Cha-Abend für die Jugend. Das Orchester war sehr gut, aber es fiel kein Wort über die großen Schicksalsfragen des deutschen Volkes. Die Sozialdemokraten bieten das gutfrisierte Bild von Brandt oder die auf ein Plakat fotografierte Autonummer mit der Verheißung: SPD – 1965. Darüber hinaus aber, wie und mit welchen politischen Mitteln die SPD von der bisherigen Konzeption abrücken möchte, sagen diese Plakate (wie auch die Redner) kein Wort.«<sup>5</sup>

Mit anderen Worten: »Die Wahlkleidung wurde in Amerika geschneidert, doch aus der Hose guckt der Wehrmachtstiefel« – bemerkte treffend und spöttisch ein englischer Journalist, der seit Jahren aus Bonn berichtet ... und wahrlich ... das ganze Wahltheater und Parlaments-Spiel ist nicht viel mehr als ein Sturm im Wasserglas. Vergeblich versucht man mit einem Reklamefeldzug die Bundesrepublik als einen Musterknaben der Demokratie hinzustellen.«<sup>6</sup>

Eine Komponente dieser als Farce dargestellten Wahlkampagne sei die Ähnlichkeit der Parteiprogramme. So behauptet die ungarische Presse in verschiedenen Abwandlungen: »In den Programmen der einzelnen Parteien ist kaum ein Unterschied zu entdecken«.<sup>7</sup> János Nemes sah sogar schon im Jahre 1961 keinen Unterschied zwischen SPD und CDU und deren Spitzenkandidaten: »Brandt sprach wenige Minuten nach Adenauer auf einer Pressekonferenz. Fast war es gespensterhaft, als würde derselbe Mensch sprechen, nur in einer fünfzig Jahre jüngeren Ausgabe und als »moderne« Abwandlung.«<sup>8</sup>

Die quasi Gleichheit der Programme habe zur Folge, daß im Wahlkampf die prinzipiellen Probleme in den Hintergrund treten und die Auseinandersetzung sich überwiegend auf die rivalisierenden Kandidaten selbst konzentriere. »Die Partei und ihr Programm sind Nebensache, vor allem will man die Person dem Publikum verkaufen ...«<sup>9</sup> »Durch diese Programmlosigkeit hat der Streit zwischen den einzelnen Personen den Wahlkampf charakterisiert.«<sup>10</sup> »Noch fünf Minuten vor Eröffnung der Wahllokale wühlte man in der Vergangenheit der Kandidaten herum, und die Manager der Stimmenwerbung suchten nach sensationellen



Enthüllungen. Jeder Parteiredner zeigt mit dem Finger auf den anderen, ohne jedoch die wesentlichen Fragen des Regimes zu berühren...«<sup>11</sup>

Die »starke Agitation« der Politiker wird in der Pressedarstellung mit der »politischen Abgestumpftheit« der Wählerschaft kontrastiert. Diese »Interesselosigkeit« sei teils bedingt durch die »philisterhafte Weisheit« der Kleinbürger, welche in der Anschauung gipfele: »Solange die Konjunktur anhält, interessiert mich die Politik nicht«<sup>12</sup>; teils ergebe sie sich aber auch aus der Programmlosigkeit der Parteien, bzw. der Gleichheit ihrer Programme. Denn: »Den Durchschnittsmenschen interessiert das alles nicht, ihn fesseln die nur gering voneinander abweichenden Plakate und Reden kaum.«<sup>13</sup>

Im »Hexenkessel des Wahldunstes« aber gerate der westdeutsche Wähler in die größte Verlegenheit: »Wen soll er wählen, da ja die Programme der beiden Parteien kaum voneinander abweichen?« Die Antwort klingt einmal höhnisch: »Er kann zwischen den gleichen Programmen der beiden Parteien »wählen«. Das andere Mal ist sie rein sachlich: »Er wählt, ohne vor einer echten Alternative zu stehen.«<sup>14</sup> Und sollte doch eine Wahlmöglichkeit konzidiert werden, dann nur in dieser Form: »Man bietet dem Volk die Wahl zwischen zwei Übeln an.«<sup>15</sup> Die Tatsache, daß es in der DDR überhaupt keine Wahlmöglichkeit gibt, versucht man damit zu übergehen, daß man den Wahlvorgang in eine »Volksabstimmung für den Frieden und die Demokratie« ummünzt.<sup>16</sup>

Über den Inhalt der Parteiprogramme wird nur sehr wenig und dann auch nur Abwertendes gesagt. So behauptet Radio Kossuth, Erhard habe während der Wahlkampagne kein Programm entworfen, sondern, »um Stimmen zu gewinnen, ... Wahlversprechen gemacht und in diesen die Zukunft rosa gefärbt und die Illusionen des Wohlstandsstaates genährt ... Jetzt nach den Wahlen, wo die Versprechen auf Einlösung warten, mußte er zugeben, daß das Füllhorn leer war. Die großkotzigen Versprechen waren nur ein Wahlbetrug.«<sup>17</sup>

### *Die geweihte Halle der Demokratie*

Zentrum der bürgerlichen Demokratie ist das Parlament, die Volksvertretung. Daher widmen ungarische Reporter den Parlamenten westlicher Staaten besonders kritische Aufmerksamkeit, um über ihre Eindrücke ausführlich Rechenschaft ablegen zu können. Die Schilderungen sollen beweisen, daß die Praxis der westlichen Parlamente den Erfordernissen der Demokratie bei weitem nicht Rechnung trägt. Ein solcher Bericht über den westdeutschen Bundestag stammt aus der Feder von János Nemes:

»Ja! – äußerlich ist das Bundeshaus wirklich sehr imposant. Der wie ein Amphitheater ausgebaute Sitzungssaal verbreitet Würde und garantiert gleichzeitig die Bequemlichkeit der Abgeordneten. An der Wand hinter dem Podium des Präsi-



000021

dentem die Staatswappen und ein ungefähr drei Meter hoher stilisierter Adler. Er erinnert gefährlich an den stilisierten Adler des Hitler-Reiches. Mir persönlich sind Hammer und Zirkel der DDR lieber. Aber schließlich wählt jeder selbst, mit welchen Wappen oder Figuren er sein Wesen ausdrücken will ...»

»Die Türsteher sind sehr dekorativ. Goldbeknöpfter marineblauer Frack, rote Weste, steifer Kragen mit Schleife – das ist ihre Kleidung. Die Eröffnung einer Sitzung ist wirklich ein prächtiger Anblick. Einer der Türsteher – er scheint der Hofmeister zu sein – schreit mit lauter Stimme: ›Herr Präsident!‹ – Daraufhin erheben sich die Abgeordneten, und der zur Zeit amtierende, befrackte Präsident zieht ein und nimmt Platz.«

»Später aber glaubt man seinen eigenen Augen nicht zu trauen. Ist man wirklich ›in der geweihten Halle der Demokratie, wo die Gesetze des Volkes verhandelt werden sollen?‹ Von den 519 Abgeordneten lungern höchstens 50 im Saal herum. Sie lungern, denn niemand achtet auf den Redner. Sie lesen Zeitung, palavern, schreiben private Briefe, nur von ihrer parlamentarischen Arbeit ist nichts zu bemerken. Dabei wäre die Frage auf der Tagesordnung des Interesses durchaus wert. Man diskutiert das neue Mietgesetz. Es wird später angenommen und beschert ungefähr 5 Millionen Mietern ab August eine um 15 bis 30 Prozent höhere Miete. Die Herren Abgeordneten lassen sich aber durch eine solche ›Bagatelle‹ nicht stören ...»

»Alte Kenner des Bundeshauses haben mich dahingehend aufgeklärt, daß die Abgeordneten nur darauf bedacht sind, bei namentlichen Abstimmungen präsent zu sein. Dann geht's ums Geld, ums Portemonnaie. Denn Abwesenden wird das Tagegeld abgezogen ... Doch mein Interesse ging weiter. Ich saß im Sitzungssaal, ging im Bundestag herum. Ich wollte feststellen, warum sich dieses Haus als Volksvertretung bezeichnet. Das heißt, warum dieses sich so laut als demokratisch bezeichnende Parlament den Anspruch erhebt, Stimme des Volkes, Fürsprecher seiner Interessen zu sein.«

»Ich habe dann eine Methode angewandt, die ich bereits in der Volkskammer der DDR erprobt hatte. Ich habe die Liste der Abgeordneten durchgesehen. Jetzt will ich nur einige Zahlen wiedergeben, später werde ich auch einige Abgeordnete vorstellen. Von den 519 Abgeordneten des Bundestages sind 71, d. h. 13,8 Prozent Kapitalisten, Eigentümer oder Direktoren von Großkonzernen, 33 (6,4 Prozent) Großgrundbesitzer, 73 (14,2 Prozent) Minister, Staatsbeamte auf hohen Posten oder Offiziere und nur 16 (3,1 Prozent) sind proletarischer Abstammung. Nur 25 (4,7 Prozent) der sozialdemokratischen Abgeordneten sind Bauern, wahrscheinlich Großbauern, und nur 24 (4,7 Prozent) Handwerker. Um den ›volksvertretenden Charakter‹ des Parlaments noch zu verstärken, wurde in den letzten Tagen auch noch die Nachricht verbreitet, die ›Arbeitgeber‹ erachteten ihre Vertretung als zu gering ...»

»Ein großer Zirkus, dieser Bundestag. Zirkus für das Volk. Ehrlich, ich habe wehmütigen Herzens die festlich gekleideten, sichtlich ergriffenen und eines bes-



seren Lebens würdigen Zuschauer betrachtet, die man halbstündlich in die Zuschauergalerie einließ. Besonders die Schulkinder taten mir leid. Man hat sie in diesen Zirkus hineinkommandiert, damit sie aufgrund ihrer Eindrücke einen Aufsatz über ›aktive Demokratie‹ schreiben...«<sup>1</sup>

### »Presse in Fesseln«

»Die Pressefreiheit in Westdeutschland ist das Privileg von 200 reichen Leuten, die ihre Meinung frei äußern können«, zitiert Imre Vámos den westdeutschen Publizisten Paul Sethe. »Man kann seine Ansichten ablehnen oder anerkennen«, meint Vámos, »aber in dieser Beziehung hat er sicherlich recht.«<sup>1</sup> Denn wie im allgemeinen behauptet wird, sei die Pressefreiheit in den kapitalistischen Ländern – und Westdeutschland nicht ausgenommen – durch eine doppelte Abhängigkeit vom Kapital eingeschränkt, ja fast gänzlich aufgehoben. Einerseits gebe es Freiheitsbeschränkung durch direkte Abhängigkeit vom kapitalistischen Unternehmer, andererseits durch die indirekte Bindung an kapitalistische Inserenten. Dieses System komme dem Inhalt der Zeitungen kaum zugute, denn um das Anzeigengeschäft zu beleben, müsse die Auflage gesteigert werden, was man nur durch eine Senkung des Niveaus erziele.

Im Sinne dieser doppelt verstandenen Kapital-Hörigkeit präsentiert Tamás Dersi dem ungarischen Leser die »heuchlerisch-listige« Arbeitsweise der Springer-Presse. Diese gebe sich nach außen gern als Beschützer der Arbeiter und Angestellten, doch, wie »Aktivisten des soziologischen Lehrstuhles enthüllt haben«, sei das Gegenteil der Fall: »Springer ist durch die Fäden des millionenschweren Werbegeschäftes an die größten Banken, Unternehmen und Kapitalgesellschaften gebunden. Dabei muß er auch im Interesse seines eigenen Geschäftes darauf achten, daß die Arbeiter, Angestellten und kleinen Beamten, die Menschen mit kleinen Einkommen – die Leser der Springer-Zeitungen – diese Interessenverbundenheit nicht bemerken. Die Redakteure sind deswegen äußerst behutsam, greifen zu Machenschaften und versuchen zu erreichen, daß die Werbe-Millionäre zufrieden und die Leser ahnungslos bleiben.«<sup>2</sup>

In ähnlicher Form wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die westdeutsche Presse ihre Leserschaft falsch informiere, insbesondere über die Angelegenheiten der sozialistischen Staaten. Denn: »Wenn man über einen volksdemokratischen Staat berichtet, so ist das wichtigste Gebot des bürgerlichen Journalismus, den Bericht selbstverständlich mit der Erwähnung der politischen Unterdrückung, Knechtung der Bevölkerung oder Ähnlichem zu beginnen.«<sup>3</sup> In diesem Zusammenhang macht man sich oft auch über den »Kremlologen« lustig, »der nicht nur alles weiß, sondern alles sogar besser weiß«. Er sei überhaupt ein »eigenartiges Produkt der westlichen imperialistischen Propaganda, jener Propaganda



ganda, die, in Scheinobjektivität und Scheinwissenschaftlichkeit gehüllt, die öffentliche Meinung irreführt«. <sup>4</sup>

Bemerkenswert hierbei ist, daß im Zusammenhang mit konkreten Fällen angeblich oder tatsächlich falscher Information große westdeutsche Zeitungen nur ausnahmsweise namentlich genannt werden. Als Beispiel der »Rheinische Merkur« wegen eines, abgesehen von Detailfehlern, zutreffenden Berichtes über den relativ niedrigen Lebensstandard in Ungarn. <sup>5</sup>

Während man einerseits die westdeutsche Presse im allgemeinen und die Springer-Zeitungen im besonderen der »mit scheinheiliger Raffinesse« <sup>6</sup> praktizierten Irreführung beschuldigt, schöpft man andererseits aus denselben »lügenhaften« Quellen bedenkenlos Zitate und sonstige Weisheiten als Beweis für die Verkommenheit des Westens und die Superiorität des Ostens, bzw. die »Konsolidierung« des Kádár-Regimes. Eine wahrhaft paradoxe Situation. Eine Fundgrube für solches Material scheint Westdeutschlands »Spiegel« zu sein, dessen kritische Titelgeschichten der ungarischen Presse, mit oder ohne Quellenangabe, oft als Grundlage dienen.

Pragmatische Gesichtspunkte entscheiden darüber, wann eine besondere Zeitschrift oder die ganze westdeutsche Presse wegen Irreführung der Leser getadelt und wann wegen Wahrheitsverbreitung belobigt werden soll. Je nach dem heimischen Bedarf des »ideologischen Kampfes« wird z. B. der »Spiegel« einmal als »der nüchterne Teil der deutschen Presse« <sup>7</sup> eingestuft, ein andermal als »scheinradikale Zeitschrift« <sup>8</sup> apostrophiert, wobei man sich auch über die »sogenannte linke Einstellung« <sup>9</sup> des Blattes belustigt. Hier wird der Springer-Presse vorgeworfen, die Arbeiter fehlgeleitet zu haben. Dort wird die »satirische Zeitschrift »Pardon« wegen ihrer Wahrhaftigkeit gelobt, »da sie sich vieles erlaubt, was andere Zeitungen nicht wagen würden«; als Beispiel die Behauptung, »daß in manchen Großbetrieben eine polizeiliche Organisation tätig ist, die sich in alle Arbeiterangelegenheiten des Betriebes einmischt, welche sich aus der »falschen« – kommunistischen – Orientierung der Arbeiterschaft ergeben und die der Leitung des Betriebes gefährlich erscheinen«. <sup>10</sup> Die Frage, warum sich die westdeutschen Leser nicht nur solche Zeitungen und Zeitschriften kaufen, die die echte Wahrheit verkünden, wird schweigend übergangen oder mit »Manipulierung« – die ungarische Presse spricht lieber von »Verdummung« – der Leserschaft erklärt: »Die Springer-Presse zwingt die öffentliche Meinung in eine geistige Zwangsjacke und trägt entsprechend den Bestrebungen der christlich-demokratischen Partei zur Verkümmern der Urteilskraft der Menschen bei.« <sup>11</sup>



Immer wieder zitiert die ungarische Presse westdeutsche Schriftsteller und ihre massive Gesellschaftskritik zum Beweis der eigenen Thesen. Aus demselben Grund beruft sie sich wiederholt auf westdeutsche Filme und bringt Szenen aus westdeutschen Kabaretts, in denen »an dem System eine Kritik geübt wird, wie sie der Außenstehende niemals erwartet«.<sup>1</sup> Im gleichen Atemzug will man aber auch beweisen, daß freie Kritik in der Bundesrepublik eigentlich kaum möglich, jedenfalls sehr erschwert sei. Ein Widerspruch, den die ungarische Presse in den meisten Fällen ebenso schweigend übergeht wie andere Widersprüche.

Das Paradoxe der Situation ist den meisten Journalisten, die von diesen »Beweisen« aus dem Westen gegen den Westen Gebrauch machen, durchaus bewußt. Sie halten auch die ungarischen Leser nicht für so naiv, solche Widersprüche zu übersehen. Deshalb nehmen sie dazu Stellung. Diese Stellungnahmen sprechen für sich selbst.

In einem Artikel über »die Unmenschlichkeit« des »mit Nazis gespickten christlich-sozialen Systems«, über »Auflösung und Verderb der bürgerlichen Familie«, »die Faulheit der Gesellschaft« in der Bundesrepublik und Ähnliches versucht Irén Komját wie so viele andere, ihre Thesen mit Zitaten aus den Werken von Böll, Grass oder Schnurre zu beweisen. Dabei wirft sie die Frage auf: »Wie konnten diese scharfzüngigen, antifaschistischen Schriften in der Bundesrepublik erscheinen? ... Die Erklärung für diese große ›Redefreiheit‹ ist darin zu suchen, daß diese oppositionellen Werke zwar das häßliche Gesicht des Systems zeigen, aber nicht an den Grundpfeilern des monopol-kapitalistischen Systems rütteln. Daneben nähren sie auch die Illusion, die westdeutsche Demokratie setze der Kunst keine Schranken. Die formale Extravaganz, die experimentelle Methodik der Romane, Novellen und Dramen bieten wiederum der Bourgeoisie eine angenehme Unterhaltung.«<sup>2</sup>

Dasselbe Problem löst Lajos Mesterházi in einer Besprechung des Filmes »Rosemarie«: »Rosemarie ist eine unbarmherzige Karikatur der Bonner Politik, sie ist die Stimme jenes anderen Westdeutschlands, jener antifaschistischen, antimilitaristischen, demokratischen öffentlichen Meinung, die die Politiker seit Jahren abkanzeln und mißachten ... Daß ein solcher Film trotzdem in dieser Welt produziert und vorgeführt werden konnte, kann bei vielen den Eindruck erwecken, die Bundesrepublik der Gegenwart sei eine Art neues Weimar, wo eine freie, vielleicht sogar zügellose Demokratie herrsche. Zwar können sich die Nazis organisieren, aber siehe da, auch solche Filme können präsentiert werden, und Schriftsteller wie Kuby können frei schaffen. (Interessant ist, daß die Autoren des Filmes durchaus damit rechneten, daß man ihren Streifen als Beweis für diese Freiheit nützen könnte, und sich von Anfang an gegen diese illusionäre Ansicht verwahrten. Wenn sie dieses Risiko überhaupt eingingen, so nur, um ihre Aussage trotzdem machen zu können.) Es gibt aber Zeiten, in denen, im Interesse der regierenden



Klasse, die freie, ja sogar zügellose Demokratie als die bequemste Form der bürgerlichen Diktatur erscheint. Auch der Junker-Militarismus konnte in Weimar zum Nazismus erstarken.«<sup>3</sup>

Das Arsenal der Argumente für die Erklärung des Widerspruchs ist damit noch nicht erschöpft. Das beweist Irén Komját in ihrer Rezension des Filmes »Wir Wunderkinder«. Darin heißt es: »Die Wunderkinder – sind kein Wunder. Es ist ein wahrer Film, aber nicht ein Film der ganzen Wahrheit... Er zeigt keinen Ausweg, verurteilt aber mit blutiger Strenge... das Bonner Westdeutschland... wo aus nicht ganz selbstloser Güte der amerikanischen Besatzer ein schal-öder Wohlstand herrscht und wo antisemitische Trottel, säbelrasselnde Jammergestalten und SS-Terroristen wieder in Erscheinung treten.«

»Wie ist es möglich, daß man in Adenauers Reich solche Filme produziert? Viele von uns stellen diese Frage, welche einen gewissen Argwohn verrät: ist es nicht eine Übertreibung der Propaganda, wenn wir die Bundesrepublik Deutschland in Wort und Schrift als den militaristischen Staat des neuen deutschen imperialistischen Militarismus bezeichnen, wenn wir über die Faschisierung Bonns, ja sogar von Bonner Faschisten sprechen? Denn man sieht ja: es gibt dort demokratische Freiheitsrechte, man kann auch dort einen anti-militaristischen Film produzieren, was in Hitlers Reich unvorstellbar gewesen wäre.«

»Dabei ist es gar nicht so schwer, das Zustandekommen des Filmes zu erklären. Die Regierung Westdeutschlands rüstet sich unter ganz anderen Umständen für die Revanche als Hitler vor 30 Jahren. Seitdem haben sich die Kräfteverhältnisse zugunsten des Sozialismus, des Fortschritts verändert, und die Völker haben manches gelernt. Adenauer hat nicht nur auf seine eigene innere Opposition zu achten, sondern auch auf die außen- und innenpolitischen Bedürfnisse der westeuropäischen Regierungen, die die Aufrechterhaltung des Scheins wünschen: Den Schein, die Bundesrepublik sei demokratisch.« Doch: »Der Teufel – sagt Baudelaire – handelt dann am schlauesten, wenn er vorgibt, überhaupt nicht zu existieren.«<sup>4</sup>



## *»Dollarinjektion« und Wirtschaftswunder*

»Ein schönes Wunder – hätte 1948 nicht das Tauziehen um Deutschland begonnen, so wären wir alle miteinander hungers gestorben. Die dort hätte das kaum gekümmert. Ja, genauso wie ich es sage: wir wären hungers gestorben. Die Amerikaner – eine feine Gesellschaft, das muß ich schon sagen. Als sie aber vor den Sowjets Angst bekamen, da war auf einmal alles da – die Kredite, die Bauwut und die Produktion.«<sup>1</sup> Diese beißende Kritik – hier durch Péter Rényi einem als »Herrn D.« bezeichneten westdeutschen Arbeiter in den Mund gelegt –, ist in der ungarischen Presse beim Thema »Wirtschaftswunder« die Regel und bringt zu meist eine Mischung von Verlegenheit und Ärger zum Ausdruck.

Im Kapitel »Konjunkturfrohe Gegenwart« wurde der Versuch der ungarischen Presse gezeigt, dieses »Wirtschaftswunder« wegen seiner »dehumanisierenden« Wirkung im sozialen Bereich abzuwerten. Hier sollen die Anstrengungen derselben Presse skizziert werden, mit der sie zu beweisen versucht, daß der unbestreitbare Aufschwung auch in wirtschaftlicher Beziehung eigentlich gar kein »Wunder« sei.

Die ungarische Presse hat es hier nicht leicht. Das große Elend der deutschen Bevölkerung und die totale wirtschaftliche Ohnmacht Deutschlands in den Jahren von 1945/47 waren in Ungarn gut bekannt. In den ersten Monaten des Jahres 1945 flohen an die achthunderttausend ungarische Zivilisten und Soldaten vor der Sowjetarmee nach dem Westen. In den folgenden Jahren kehrten Hunderttausende mit apokalyptischen Schilderungen der Not und der Zerstörung nach Ungarn zurück. Nach dem Aufstand im Oktober 1956 fanden mehr als zehntausend Flüchtlinge in Westdeutschland eine neue Heimat, wo sie wirtschaftlich sehr schnell Fuß faßten. Ihre Briefe aus dem Land des rapide ansteigenden Reichtums, Schilderungen des eigenen, schnell wachsenden Wohlstandes, galten als Beweis des »wunderbaren Wirtschaftswunders«. Nach 1962 haben hunderttausende ungarischer Touristen das »Wunder« mit eigenen Augen bestaunt. Nachrichten über die wachsende wirtschaftliche Stärke Westdeutschlands aus aller Welt taten das übrige. Die kontrastierenden Bilder des Elends von 1945 und des Reichtums nach einem Jahrzehnt wirkten verblüffend. Das Wort »Wunder« wurde von Ungarns Bevölkerung widerspruchlos akzeptiert, und zwar sowohl im Sinne eines sagenhaften wirtschaftlichen Aufstieges, wie auch im Sinne des »wunderbaren Wohlstandes«. Angesichts der eigenen permanenten wirtschaftlichen Misere wird diese Bewertung in der Presse natürlich mit Unruhe registriert. So beklagt sich z. B. Imre Vámos darüber, daß die Ungarn Westdeutschland »als neue Heimat des Wohlstandes beurteilen, als wäre es ein ›zweites Amerika‹«.<sup>2</sup>

Das Problem für die ungarische Presse besteht somit darin, der Leserschaft zu



beweisen, daß man die westdeutsche wirtschaftliche Entwicklung falsch einschätzt und das System der eigenen kollektiven Planwirtschaft trotz schillernder Fassade des »Wirtschaftswunders« dennoch das überlegenere sei – weil es eine schnellere Steigerung der Produktivität, der Produktion und des Wohlstandes sichere, eine gerechtere und rationellere Verteilung der Produktion bewerkstellige, nicht nur zwischen den Menschen, sondern auch zwischen Konsum und Investitionen.

Das Problem betrifft, wie schon angedeutet, nicht allein die westdeutsche, sondern die gesamte kapitalistische Wirtschaft. Doch nimmt das »Wirtschaftswunder« einen speziellen Platz ein. Die USA waren schon früher als reich, dafür aber als »antisozial« angesehen. Der Aufstieg der Japaner vollzieht sich in der weiten Ferne. In Italien wird der rapide Aufstieg des Nordens durch die Armut des Südens relativiert. Die Entwicklung in Frankreich und England ist mit vielen Krisen verbunden. Der Aufschwung Westdeutschlands, vom Zustand der totalen Verwüstung zu großem Wohlstand, erfolgte aber ohne auffällig dissonante Züge und sozusagen vor den Toren Ungarns. Dieser Umstand drückt sich dann auch in der Pressedarstellung des »Wirtschaftswunders« aus. Ist die Darstellung des Wirtschaftslebens anderer Länder durch starke Betonung der negativen Seiten charakterisiert, liegt das Hauptgewicht der Kritik am »Wirtschaftswunder« auf der Widerlegung des schillernden Scheins. So hat das düstere politische Bild der Westdeutschen im wirtschaftlichen Bereich viele helle Punkte, insbesondere im Verhältnis zu anderen westlichen Staaten.

Ergänzend sei noch bemerkt, daß das Wirtschaftswunder hinter dem Vorhang der Kritik in offiziellen Wirtschaftskreisen Ungarns, aber auch in denjenigen anderer Ostblockstaaten eine sehr große Beachtung findet, auch wenn dies aus verständlichen Gründen in der Presse selbst keine sichtbaren Spuren hinterläßt. Die Dynamik der westdeutschen Wirtschaftsentwicklung hat indirekt einen kaum zu schätzenden Einfluß auf die verschiedenen wirtschaftlichen Reformpläne Ungarns ausgeübt, wenn auch der Planung selbst eher die französische »Planification« als Vorbild diene. Darüber hinaus nährt die wirtschaftliche Dynamik in den verschiedenen Ostblockstaaten nicht nur Furcht vor ideologischer Durchdringung und Auflockerung, sondern auch Hoffnungen auf wirtschaftliche Kooperation, ja man kann fast sagen Wirtschaftshilfe. Man möchte gern die ideologischen Fesseln ablegen und den »imperialistischen Ausbeuter« in eine »kapitalistische Melkkuh« verwandeln, wie das in ungarischen Kabaretts öfters zum Ausdruck gebracht wurde.

In ihrem Bestreben, das »Wirtschaftswunder« auch ökonomisch zu diskreditieren, konzentriert sich dann die ungarische Presse auf drei Arten von Argumenten. Zuerst versucht sie darzutun, daß die Entstehung eines Wirtschaftswunders an sich nichts Wunderbares sei, im Gegenteil: »Es wäre ein Wunder, wenn Westdeutschland angesichts von Sachkenntnis und Fleiß seiner Bevölkerung und der großen westlichen und amerikanischen Kredite der Nachkriegsjahre nicht dort stünde, wo es heute steht.«<sup>3</sup> Alsdann wird verkündet, prophezeit und suggeriert: »Das Wirtschaftswunder ist zu Ende.«<sup>4</sup> Schließlich versucht man zu beweisen, das Wirt-



schaftswunder »sei die radikalste Form eines modernen gierigen Kapitalismus«<sup>5</sup> mit allen typischen Merkmalen der Ausbeutung, Krisenanfälligkeit, Monopolbildung, Klassenkampf usw.

Zwei weitere Züge charakterisieren diese Beweisführung. Erstens sind die scharf formulierten, aber allgemeingehaltenen Anschuldigungen viel seltener mit konkreten Beispielen des »kapitalistischen« Elends, der »kapitalistischen« Monopolbildung, der Ausbeutung, Krisen und Streiks belegt, wie im Falle der anderen kapitalistischen Staaten. Zweitens offenbart sich gerade bei Diskreditierungsversuchen des »Wirtschaftswunders« die Blutarmut der sozialistischen Kritik am Kapitalismus am stärksten. Ein Umstand, der selbst der ungarischen Presse nicht verborgen bleibt und sich in Klagen über das Fehlen einer zeitgenössischen Kritik des Kapitalismus ausdrückt. Paradoxerweise stammt die bei weitem interessanteste Kritik des Wirtschaftswunders – über ihre Stichhaltigkeit soll hier nicht diskutiert werden – von Rolf Hochhuth, dessen Artikel im »Spiegel« vom 26. 5. 1965, im Parteiblatt »Népszabadság« abgedruckt wurde.

Als Hauptgrund für den schnellen wirtschaftlichen Aufstieg Westdeutschlands nennt die ungarische Presse in vielen Artikeln immer wieder »amerikanische Kredite«, die eigentlich »den großen Aufschwung der westdeutschen Wirtschaft, das »Wirtschaftswunder« zustande gebracht«<sup>6</sup> hätten. Dabei wird öfters spöttisch und mit unverkennbarer Schadenfreude darauf hingewiesen, daß Amerika mit diesen Krediten eigentlich einem großen Konkurrenten auf die Beine geholfen habe, »denn Westdeutschland, durch den Marshall-Plan wirtschaftlich hochgepäppelt, ließ sich während des Kalten Krieges militärisch gegen die »östliche Bedrohung« verteidigen und auch noch in den Mechanismus der kollektiven Kolonialisierung unterentwickelter Länder einspannen. Dies hat die westlichen Staaten, in erster Linie Amerika und England, unheimlich viel Geld gekostet, während der Bonner Staat zunahm, täglich dicker wurde und eine moderne Industrie aufbaute«.<sup>7</sup>

Neben der »amerikanischen Dollarinjektion« werden aber auch andere Gründe für den schnellen Aufschwung genannt. Imre Vámos sieht z. B. in der »Teilung Deutschlands«, woraus auch »das Kapital Nutzen gezogen« habe, einen weiteren Grund des »Wirtschaftswunders«, weil »der an Industrien und Rohstoffen ärmere Landesteil abgetrennt wurde, somit hemmte die Armut des östlichen Teils den natürlichen Anstieg des Lebensniveaus im westlichen Teil nicht ... Die Ruhrindustrie hat aus den östlichen Gebieten außerdem umsonst bekommen: Techniker, Facharbeiter und Ingenieure, die in der DDR ausgebildet wurden und später ihren Wohnsitz in die Bundesrepublik verlegt hatten«.

Gefördert haben den wirtschaftlichen Aufstieg nach Meinung von Vámos selbst »die Fehler der Alliierten«, indem »Engländer und Franzosen nach 1945 im gesamten besetzten Gebiet die Industrieanlagen demontiert haben. Als man dann in den ersten Jahren des kalten Krieges die Bundesrepublik aufbauen mußte, rüstete Amerika die westdeutschen Fabriken mit neuesten Maschinen aus. Während die Franzosen, Belgier und Engländer noch mit den alten, teilweise antiquierten Ma-



schinen produzierten, begannen im Ruhrgebiet, in Norddeutschland und Bayern die modernsten automatischen Maschinen zu arbeiten. Zieht man das alles in Erwägung, so war das ›Wunder‹ überhaupt kein Wunder«. <sup>8</sup>

### *Das »Wunder« auf der schiefen Bahn*

Anzeichen einer Krise auch von kleinstem Ausmaß, westliche Presseberichte, die zu wirtschaftlicher Vernunft mahnen, pessimistisch klingen oder die betriebene Wirtschaftspolitik kritisieren, aber auch Probleme, die eindeutig mit dem Wirtschaftswachstum zusammenhängen, lassen bei ungarischen Wirtschaftsjournalisten sofort die Hoffnung auf eine Pleite des Wirtschaftswunders entflammen und finden in Artikeln und Berichten voller erlösten Frohlockens ihren Niederschlag.

Es würde den Rahmen dieser Studie sprengen, wollte man im Detail aufzeigen, wie die ungarische Presse die Probleme der »bis zum Schlaganfall verfetteten westdeutschen Wirtschaft«<sup>1</sup> darstellt oder ungeachtet der Wirtschaftslage über »wachsende Schatten des Wirtschaftswunders«<sup>2</sup> berichtet. Ein Beispiel mag andeuten, mit welcher Sehnsucht man das baldige Ende des Wirtschaftswunders herbeiwünscht. So schrieb Jenő Bányász bereits 1959: »Jedes Wunder dauert nur drei Tage, sagt ein ungarisches Sprichwort. Im geschichtlichen Maßstab sind die drei Wundertage in Westdeutschland abgelaufen, die Periode der Ernüchterung hat begonnen ... unverkäufliche Kohle, Stahl und andere Warenmengen haben sich aufgestapelt, in den Fabriken nimmt die Entlassungswelle ihren Anfang.«<sup>3</sup>

Beliebte Themen sind in diesem Zusammenhang die D-Mark-Spekulationen, Aufwertungsprobleme, Sorge um die Konkurrenzfähigkeit der westdeutschen Wirtschaft, unverkäufliche Warenbestände, Überproduktion im Agrarsektor, unausgenützte Kapazitäten, Verlangsamung der Investitionen, Deflation, Inflation, Rezessionen und auch die als »Friedhöfe der freien Marktwirtschaft« bezeichneten Konkurse. In diesem Rahmen wird oft über »Flüchtlinge« berichtet, die vor lauter »Existenzangst, Absatzschwierigkeiten, niedrigen Preisen, Versteigerungen und Schuldenlast«<sup>4</sup> aus »Klein Amerika« in die DDR flüchten<sup>5</sup> oder »aus dem Garten Eden des ›Wirtschaftswunders‹ ... auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen massenhaft« nach Übersee auswandern.<sup>6</sup> Gelegentlich stehen solche Berichte unter Überschriften wie »Nach dem Wunder – Ekel und Flucht«, »Das Wunder auf der schiefen Bahn«, »Wunder und Wirklichkeit« etc. Man versucht immer wieder zu beweisen, wie Ignác Vámos anhand eines Maßhalteappells des oft als »Vater des Wirtschaftswunders« apostrophierten Ludwig Erhard gerade am Anfang eines der größten Nachkriegsbooms 1965: »Im Bonner Staat ist die Periode des ›Wirtschaftswunders‹ und der Konjunktur zu Ende gegangen.«<sup>7</sup>

Um einige weitere Beispiele zu nennen, beschreibt Kornél Haynal die Lage der Bremer Borgward-Arbeiter nach dem Borgward-Konkurs 1961: »Auf einmal



steht die Existenzangst, im lähmenden Zauber des ›Wirtschaftswunders‹ fast vergessen, als schreckliche Realität vor ihnen ...«<sup>8</sup> Imre Vámos untersucht die Gründe des »zehntägigen Streiks der Metallarbeiter«, darunter die »Teuerung, Inflation, den Wertschwund der Mark, die eigentlich nur noch 66 Pfennig wert ist«, die »unverhältnismäßig hohen Profite« der Metallindustrie, was alles in allem »der Illusion ein Ende bereitet, daß das Land des Wirtschaftswunders das stabilste Wirtschaftssystem Europas repräsentiert«.<sup>9</sup> Imre Sümegi schildert 1967 »das Erwachen aus den rosaroten Träumen des Wirtschaftswunders« mit einem Hinweis auf »die Erhöhung der Steuern ... Beschneidung der Staatsausgaben ... Verschärfung des internationalen Konkurrenzkrieges ... die Arbeitslosigkeit«. Er mokiert sich auch über die Anstrengungen der Regierung, die Schwierigkeiten zu meistern und summiert: »Das ist eine Oper mit dem Titel ›Die Räuber‹ nach dem Text von Schiller und der Musik von Strauß.«<sup>10</sup>

Besonders häufig wurden die Nekrologe auf das Wirtschaftswunder 1967 und 1968. Ihr schwulstiger Stil drückt oft Schadenfreude aus wie etwa bei Gyula Nagy: »Es scheint, als sei das flimmernde ›Wirtschaftswunder‹ in der Bundesrepublik zu seinem Ende gekommen. Es war für ewig gedacht. Aber die in allen Farben des Regenbogens schillernde Fata Morgana der reaktionären Kreise des Weltimperialismus und der allmächtigen Geldmagnaten des Dollars ist im Zerrinnen. Hinter den falschen Lichtern sieht man die Schatten. Die Konjunktur ist zu Ende, obwohl man noch nicht von einer Krise sprechen kann, aber das Wirtschaftsleben stagniert, und immer größer wird die Zahl derjenigen, die mit Sorge in die Zukunft schauen.«

»Der farbige Luftballon ist hochgestiegen, man konnte ihn von weitem sehen, er war imponierend schön. Der Lebensstandard wurde in Dollar gemessen. Millionen von Kraftwagen überfluteten die Straßen und Autobahnen. Für die Schwerarbeit hatte man Hunderttausende von Gastarbeitern aus fremden Ländern vertraglich verpflichtet. Man sprach vom ›Wirtschaftswunder‹, von einem Lebensstandard, der bis zum Himmel steigt und von der Geburt eines märchenhaften Reichtums. Man plapperte von einer neuen Gesellschaft, von der Aussöhnung der Klassen und Lösung der grundlegenden wirtschaftlichen Probleme. Ihre Bürger sonnten sich im Januar in Alexandrien, Luxor und Theben, im Frühjahr in Athen und Neapel, im Sommer erschienen sie am ungarischen Plattensee, an der bulgarischen Goldküste und im spanischen Mallorca. In den Nachkriegsjahren haben sich Geldmagnaten Milliarden, ihre gerissenen Geschäftsmänner Millionen und eine stattliche Zahl von Menschen viele Tausender in die Tasche gesteckt. Sogar den arbeitenden Millionen ist etwas vom Tisch des ›Wunders‹ zugefallen. Schönere, angenehmere Wohnung, eigenes Haus, Volkswagen und Arbeitsmöglichkeit. Und der Glaube an die Dauerhaftigkeit des Wirtschaftswunders.«<sup>11</sup>

Besonders häufig beschäftigt sich die ungarische Presse mit der »D-Mark-Entwertung« und Inflation. Dies trotz der Tatsache, daß die Inflationsrate in keinem anderen westlichen Land so niedrig ist, wie gerade in der Bundesrepublik. Der



Grund für die Häufigkeit des Themas ist eigentlich nicht das tatsächliche Ausmaß der Inflation selbst, sondern viel mehr die große Angst der westdeutschen Bevölkerung vor inflationären Entwicklungen, wie sie sich in der großen Zahl besorgter Äußerungen der Bevölkerung, der Presse oder der Verantwortlichen ausdrückt. Entsprechende Zitate werden dann von der ungarischen Presse prompt aufgegriffen und in eine schwere Inflation umgemünzt.

So wird z. B. hier der Brief eines Gelsenkirchner Arbeiters zitiert, der die Frage aufwirft: »Ist das wohl ein ›Wirtschaftswunder‹, wenn jemand 100 Mark zur Sparkasse bringt und in einem Jahr 104 Mark zurückbekommt, aber für etwas, das er vor einem Jahr noch für 100 Mark bekommen konnte, jetzt mindestens 130 Mark auf den Tisch legen muß? Die Millionäre wollen uns wieder an der Nase herumführen.«<sup>12</sup> Dort wird festgestellt: »Die Löhne halten nicht Schritt mit den Preisen, die ›innere Inflation‹ ist augenfällig.«<sup>13</sup> Anderswo wird das Dilemma analysiert, das »zwischen der Fortsetzung des inflationären Drucks und der durch die deflationistischen Maßnahmen hervorgerufenen Rezession besteht.«<sup>14</sup>

Ursache der so beschriebenen Inflation ist nach Meinung der ungarischen Presse die Aufrüstung. In der Formulierung Éva Terényis: »Die Beiträge, mit denen die maßlose Aufrüstung finanziert wird, schüren die Inflation und führen zur Entwertung der D-Mark.« Um ihrer Feststellung mehr Gewicht zu verleihen, beruft sie sich auch auf einen »Stern-Artikel« von Sebastian Haffner: »Das Geld, das man für die Aufrüstung verwendet und das man an der Aufrüstung verdient, schwebt, volkswirtschaftlich gesehen, ohne Gegenwert im Raum. Es wirkt wie gedrucktes Papiergeld ohne Deckung ... Wenn der Bund die Inflation stoppen will, brauchte man nur das Aufrüstungsprogramm zu vermindern (wozu man aber eine andere Außenpolitik brauchte.)« Schlußfolgerung von Éva Terényi: »Es ist die westdeutsche Politik, die das westdeutsche Wirtschaftswunder wirklich gefährdet, und sie ist es auch, die für die ›mißliche Wirtschaftslage‹ verantwortlich zeichnet.«<sup>15</sup>

### *Die Strukturkrisen*

Strukturwandlungen und dadurch bedingte Krisen gewisser Wirtschaftszweige, auch wenn sie nur Folge technischer Entwicklung sind, werden von der ungarischen Presse in der Regel als Krisen des Kapitalismus dargestellt. Sie gibt zwar manchmal zu, daß technische Entwicklung und fortschreitende Automation aus technischen Gründen gewisse Wirtschaftszweige zum »Gesundshrumpfen« verurteilen. Sie behauptet aber gleichzeitig, daß der Kapitalismus unfähig sei, solcher Situationen Herr zu werden. Tibor Várkonyi meint z. B.: »Es geht nicht darum, daß alte, romantische Berufe im Laufe der Weiterentwicklung ver-



schwinden müssen, sondern darum, daß sich dieser Wechsel im kapitalistischen Westen in einer ›unmenschlichen‹ Form vollzieht, ohne daß man sich um das Los der zur Erwerbslosigkeit verurteilten Menschen kümmern würde.«<sup>1</sup>

Die kapitalistische Problematik der Automation und technologischen Arbeitslosigkeit wird überwiegend anhand von Beispielen aus den Vereinigten Staaten veranschaulicht. Beispiele aus Westdeutschland sind seltener und zumeist auf die Strukturwandlungen in der Landwirtschaft und im Kohlebergbau beschränkt. Charakteristische Züge aller dieser Artikel sind die starke Gefühlsbetonung – ein vorgetäushtes Mitgefühl für die Opfer der technischen Entwicklung und das Fehlen jeglicher Einsicht in die ökonomischen Ursachen.

Die Darstellung des landwirtschaftlichen Strukturwandels im Westen und in Westdeutschland ist stark von der ungarischen Landwirtschaftspolitik, zuerst der Kollektivierung, dann von den Wachstumsschwierigkeiten der LPG's beeinflusst. In den Artikeln über westliche Landwirtschaft geistern demzufolge immer wieder auch heimische Probleme herum. Vornehmste Aufgabe solcher Artikel ist es, die Maßnahmen der Kollektivierung in Ungarn mit dem Hinweis auf die mißliche Lage der westlichen, darunter auch der westdeutschen Bauern zu rechtfertigen. Benedek Tóth z. B. glaubt den Rechtfertigungsbeweis mit folgenden Argumenten erbringen zu können: »Das westdeutsche Dorf wird von einem großen Widerspruch gequält: die technische Ausrüstung der Landwirtschaft ist so entwickelt, daß sie schon den Erfordernissen der ›Zukunft‹ entspricht. Die Eigentumsverhältnisse jedoch, die unzureichende Betriebsgröße, die Handtuchfelder, sind dagegen ein Überbleibsel der Vergangenheit, die kaum den heutigen und noch weniger den morgigen Bedürfnissen entsprechen. Die westdeutsche Landwirtschaft steht mit einem Fuß schon im nächsten, mit dem anderen Fuß aber noch im vorigen Jahrhundert.«<sup>2</sup> Die Frage, wie dieser im vorigen Jahrhundert verankerte Bauer die Agrartechnik des 21. Jahrhunderts zustande brachte und meistert, wenn auch nicht ganz ohne Schwierigkeiten, wird aus verständlichen Gründen weder gestellt noch erörtert.

Im Mittelpunkt der Berichte steht das Los der »lebensunfähigen Bauernwirtschaften«, der »Blinddarmbetriebe«, die unter dem Vorwand der »Verbesserung der Landwirtschaftsstruktur« zum »Verschwinden« verurteilt seien.<sup>3</sup> »Die schnelle Liquidierung der kleinbäuerlichen Betriebe« versucht z. B. Péter Vajda mit Hilfe westdeutscher Daten zu veranschaulichen, die den »lügnerischen und falschen Mythos des Bonner Wohlstandsstaates und des ›Wirtschaftswunders‹ im Reflektorlicht der Tatsachen beleuchten« und eine »Anklageschrift gegen alle diejenigen darstellen, die den Großteil der Bauernbetriebe kaltblütig zum Tode verurteilt haben, es aber nicht lassen können, als ›Verfechter der bäuerlichen Interessen‹ über das Los der Bauern in der DDR heuchlerische Tränen zu vergießen.«<sup>4</sup>

Ziel der westdeutschen Landwirtschaftspolitik sei, so meint Kornél Haynal, »die Militarisierung der westdeutschen Gesellschaft«. Man wolle »die westdeutsche Landwirtschaft ungeachtet des Elends hunderttausender von Bauern in einen ka-



pitalistischen Großbetrieb umwandeln, zur Versorgungsbasis der NATO machen und die landlosen Bauern zu Janitscharen des neuen Krieges ausbilden«. Denn, und hier zitiert Haynal den »westdeutschen Großgrundbesitzer und einstigen Nazi-Führer« Wittmar-Eigenbrodt: »Den Bauer muß man nur auf das Pferd setzen, und schon reitet er nach Osten.«<sup>5</sup>

Als eine der Hauptursachen dieser Entwicklung im Westen wird die EWG bezeichnet, denn: »Nur die Konkurrenz formt die Landwirtschaft des Gemeinsamen Marktes und nicht vernünftige Pläne. Dies führt unausweichlich zur Stärkung der Starken und zur Schwächung der Schwachen, benachteiligt die Kleinproduzenten und beschleunigt die Konzentration des Agrarkapitals und des Großgrundbesitzes.«<sup>6</sup> Dieser Prozeß lasse der Bundesrepublik keine andere Wahl übrig, als die »Subventionierung der Landwirtschaft«, oder die »Liquidierung der konkurrenzunfähigen Kleinbetriebe.«<sup>7</sup> Das europäische Agrarproblem ist übrigens nur eine, allerdings eine der wesentlichen Varianten der starken ungarischen Anti-EWG-Kampagne. Diese versuchte anfangs die Realität und Verwirklichungsmöglichkeiten einer EWG noch zu bestreiten. Seit 1965 wird die Realität der EWG allerdings akzeptiert, ohne die Hoffnung auf ihr Scheitern aufgegeben zu haben. Es werden zwar Vorteile für die Mitgliedstaaten und nicht nur für die »Monopole« und die »eroberungssüchtige westdeutsche Industrie« konzedierte.<sup>8</sup> Doch steht die ungarische Presse im Grunde genommen der EWG bis heute nicht nur kritisch, sondern auch feindlich gegenüber.

Über ähnliche Schwierigkeiten berichtet die ungarische Presse aus dem Ruhrgebiet, »der Landschaft der unverkäuflichen Kohlenhalden«,<sup>9</sup> aus der »wahrscheinlich trostlosesten Gegend Europas«.<sup>10</sup> Imre Vámos schildert das Gebiet im Jahre 1964 als »eine erschreckende und gigantische Gegend«, die mit »der Hölle Dantes, die sich auch aus kreisförmigen Regionen zusammensetzt« verglichen werden könne. Als Beweis zitiert er einen Chronisten des Gebiets, den Dichter Wilhelm Schäfer, der schon vor einem halben Jahrhundert dieses Gebiet als einen Teil der Hölle beschrieb: »Dem Wahnsinn der Profitgier wurde hier der Mensch und sein Heim geopfert; verzweifelt und öde winden sich schwarze Straßen zwischen schwarzen Häusern, eingeklemmt inmitten von Fabriken und Fördergruben. Drähte, Schienen und Eisengeräte überall, die Luft voller Rauch, ein süßlicher Geruch – dies ist die Hölle selbst.«<sup>11</sup>

Dieses Ruhrgebiet, einst als Waffenschmiede des Deutschen Reiches verpönt, wird heute als Brutstätte der kapitalistischen »Existenzangst« bemitleidet und als »Zentrum der wirtschaftlichen Spannungen Westdeutschlands« geschildert,<sup>12</sup> wo man die Menschen, um sie bei der Stange zu halten, »mit öden Sensationen der Boulevard-Blätter füttern muß«.<sup>13</sup> Statistisch ausgedrückt: »Vor zehn Jahren haben die westdeutschen Gruben noch 604 000 Bergleute beschäftigt. Heute nur noch 295 000. Allein im letzten Jahr – 1966 – wurden 40 000 Bergarbeiter entlassen.«<sup>14</sup>

Das Problem sei der »Kampf der Kohle mit dem Öl«, in dem die Kohle sich als



der Verlierer erweise, so daß selbst die verbliebenen Bergarbeiter »ihre Zukunft als hoffnungslos betrachten«. »Was hat die Kohlenkrise verursacht?«, fragt die Zeitung »Népszava«. Ihre Antwort: »Eine der Ursachen – das Öl hat sich als besseres Heizmaterial erwiesen. Mit einer solchen Krankheit kann die kapitalistische Wirtschaft nicht fertig werden. Was tut der kapitalistische Unternehmer in einem solchen Fall? Er schränkt die Produktion ein und entläßt seine Arbeiter.«<sup>15</sup> Darüber, daß sie zum Teil in derselben Ölproduktion neue Arbeit finden, daß man mit Öl besser, bequemer und billiger heizt, daß dadurch den Konsumenten mehr für anderen Verbrauch übrigbleibt und Arbeitskräfte für produktivere Arbeit frei werden, sagt das Blatt wie auch andere Blätter kein Wort.

### *D-Mark, D-Mark über alles*

Im Artikel »Der Dollar und die deutsche Mark« analysierte István Gyulai 1960 die Gründe der Dollarschwäche als Folge »der zu großen Auslandsausgaben«, der »Unterstützung« der aggressiven militaristischen Bündnisse, und »der riesigen Auslandsinvestitionen der Privatkapitalisten«. Dieser Entwicklung stellte er die stetige Festigung der deutschen Mark entgegen und zog folgenden Schluß: »Es wäre eine Übertreibung zu behaupten, die westdeutsche Mark würde den Dollar verdrängen ... Interessant ist der Umstand, daß Amerika und der Dollar der westdeutschen Wirtschaft auf die Beine geholfen haben. Die durch den Dollar geschaffene und befestigte Mark überflügelt aber langsam ihre ›Mutter‹. Das ist ein Phänomen der ungleichen Entwicklung, eine der gefährlichsten Erscheinungen des Kapitalismus ...«<sup>1</sup>

Das Illustrationsmaterial zu diesem »Wettkampf« zwischen den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik findet die Presse in den Konkurrenzanstrengungen amerikanischer und westdeutscher Firmen auf den Weltmärkten, in der monetären Rivalität der Weltwährungen und im Tauziehen um die Stationierungskosten der US-Truppen. Aus dem Ton der Darstellungen spricht unverhüllte Schadenfreude, aber auch die Hoffnung, daß man einmal vielleicht diese Rivalität für die Sache des Sozialismus ausspielen könnte. Dabei dienen abwechselnd die Vereinigten Staaten oder die Bundesrepublik (»eigentlich eine wirtschaftliche Kolonie der Vereinigten Staaten«)<sup>2</sup> als Zielpunkt offenen Hohnes. Angesichts der Finanzverhandlungen über einen Devisenausgleich bei den Stationierungskosten fragt z. B. die »Esti Hirlap« höhnisch: »Wieviel Unterstützung bekommt Washington von Westdeutschland?«<sup>3</sup> Tamás Zala mokiert sich reichlich über diese, als »Dollarrettung« bezeichnete Aktion der Vereinigten Staaten,<sup>4</sup> und »Népszava« berichtet spöttelnd über amerikanische Deputationen, die an Adenauers Türen klopfen und ihn »anbetteln«.<sup>5</sup> Andererseits wird die Bundesrepublik gleich dem Spott ausgesetzt, sobald sie den Amerikanern oder anderen Alliierten



in Wirtschaftsfragen Konzessionen macht. Anlaß dazu gaben etwa die Aufwertungsdiskussionen 1961 und 1968 und die Aufwertung von 1961. Tamás Zala z. B. schreibt 1961 dazu: »Die Bonner Regierung hat sich ›notgedrungen‹ auf Druck der Amerikaner zu diesem Schritt entschlossen und somit der westdeutschen Exportwirtschaft den Dolch in den Rücken gestoßen.« Zala betont, daß dieser »Anschlag bezeichnenderweise zu einem Zeitpunkt erfolgte, zu dem sich der Wettkampf um die Märkte bis zum Äußersten verschärft hatte«. Doch findet der Verfasser auch tröstende Worte: »Westdeutschland, das mit der erzwungenen Markaufwertung jedenfalls ein Opfer brachte, wird nun trachten, sich auf der politischen Ebene schadlos zu halten ... denn nun kann man sich darauf berufen ›am Altar der atlantischen Einheit ein Opfer gebracht‹ zu haben. Es ist eine andere Frage, ob es mit der Betonung der Opferbereitschaft die Vorurteile beschwichtigen kann, die die amerikanische Öffentlichkeit den Westdeutschen gegenüber hegt.«<sup>6</sup>

Zala berührt hier die Frage der Unpopularität der Deutschen in der Welt, ein in der ungarischen Presse merkwürdigerweise gemiedenes Thema, das meist nur in Nebensätzen gestreift wird. Anscheinend hält man den Kontrast zwischen 1945 und der Gegenwart doch für zu groß, als daß man mit der Beschwörung der in der westlichen Welt mancherorts auch heute noch glimmenden Antipathie – mit den »alten, atavistischen Instinkten des Mißtrauens« gegen die Deutschen<sup>7</sup> – ein Geschäft machen könnte. Im Jahre 1945 war man ja allgemein der Ansicht, daß mindestens fünfzig Jahre vergehen werden, bis man einem Deutschen wieder öffentlich die Hand reichen wird. Seitdem hat die ungarische Presse zähneknirschend zur Kenntnis genommen, daß sich Adenauer und De Gaulle öffentlich umarmten, Ben Gurion Adenauer herzlich die Hand schüttelte, die englische Königin den Deutschen herzlich zulächelte und ein J. F. Kennedy der jubelnden Menge in Berlin zurief: »Auch ich bin ein Berliner.« Dagegen können Berichte nichts ausrichten, in denen es heißt, daß die ersten, zur Ausbildung in alliierte Länder entsandten deutschen Militäreinheiten von der Bevölkerung unfreundlich empfangen wurden, daß deutsche »Sandburgbauer« in Dänemark verpönt sind, daß bei Ankunft des neuen westdeutschen Gesandten Rolf Pauls in Haifa demonstriert wurde und daß einige US-Intellektuelle und New Yorker, besonders zu Anfang der Kennedy-Aera, ihren Unmut über die Westdeutschen äußerten.

Die allgemeine Entrüstung der westlichen Presse angesichts der Ablehnung der D-Mark-Aufwertung im November 1968 kam den ungarischen Journalisten äußerst gelegen, um endlich einmal über den Unmut der westlichen Welt wegen des westdeutschen Übermuts sich ausgiebig zu ergötzen. Als Beispiel soll hier folgende Auslassung von János Avar über die neue westdeutsche Kraftfülle stehen: »Es war ein denkwürdiger Tag, dieser Sonnabend des 26. November. – An diesem Samstagmorgen erschien Westdeutschlands Zeitung mit der größten Auflage, die ›Bild-Zeitung‹, die das Attribut ›verrufen‹ mit Recht und mehr als hundertfach verdient, mit der folgenden ganzseitigen Balkenüberschrift: ›Die Deutschen in Europa heute No. 1‹. Die ›ersten‹ also, oder ›wieder‹ die ersten, oder ›schon wie-



der die ersten«. Wie man es gerade haben will. Die Frankfurter Rundschau brachte sogar eine gereimte Überschrift: ›D-Mark, D-Mark über alles‹.«

»Dieser Geist ist nicht erst heute der Bierflasche entwichen, das wissen wir gut. Aber bisher hielt man ihn im Westen für einen gehorsamen Flaschengeist, den man hinein und hinauskommandieren kann, wenigstens hat man so getan, als hätte man das für möglich gehalten ... An der Spitze marschiert der Dollar, ihr folgt die Fahne, so hat man gesagt. Aber man kann die Bemerkung nicht unterlassen, daß man – wenigstens an diesem Samstagmorgen – die Melodie hören konnte: ›D-Mark, D-Mark über alles‹.«<sup>8</sup>

### *Der geblendete Käufer*

Die Ursache der täglichen Sorgen des kleinen Mannes, so suggeriert die ungarische Presse, sei teilweise in der Kluft zwischen den »künstlich erzeugten Bedürfnissen«<sup>1</sup> und ihren dürftigen Erfüllungsmöglichkeiten zu suchen. In György Kőbányais Formulierung, in dem »Trancezustand der Verblendung des Käufers« nach Eintritt in den Supermarkt und Anblick des Warenangebotes, und in dem »Moment der Ernüchterung« an der Kasse. Dabei versucht Kőbányai, wie gelegentlich auch andere Journalisten, dem ungarischen Leser plausibel zu machen, daß der westdeutsche wie allgemein der westliche Warenreichtum, dieser »raffiniert zur Schau getragene Überfluß«, bereits ein einziger großer Betrug sei. Es sei kein echter Reichtum, sondern nur ein Mittel zum Kaufanreiz in den Händen geheimer Verführer, der »kleinen Garde kluger und draufgängerischer Psychologen der Warenhäuser, die miteinander in nervöser, fiebriger Konkurrenz stehen« und die ein »Kauffieber« erzeugen. Denn »diese Meister des Verkaufes arbeiten mit wissenschaftlichen Methoden. Sie sehen ihre Hauptaufgabe (neben einer gründlichen und durchgreifenden Marktforschung) in der Übertölpelung. Eine schön verpackte Dose Schokolade in der Auslage – so hat man mit Experimenten bewiesen – beeindruckt den Menschen weniger, als viele, in einem übergroßen Korb zu Berghöhen aufgetürmte Tafeln, die sich nicht nur anbieten, sondern mit ihrer Masse die Menschen behexen und veranlassen, mit der Erregung der Goldgräber in den Schokoladenbergen herumzuwühlen. Die Masse, also, das sehr Viele und die Möglichkeit, frei herumzuwühlen, dienen nur dazu, zum Kaufen zu verleiten. Deswegen zeigen sich die Warenhäuser immer wieder genötigt, ›Gelegenheitskäufe‹ anzukündigen und diese großzügig zu organisieren«.<sup>2</sup>

Die Menschen sollen nicht nur zum Kaufen verführt, sondern beim Kauf auch noch hereingelegt werden. Dies geschehe einerseits durch die neuesten kapitalistischen Methoden des »kaufmännischen Prinzips der ›planned obsolescence‹, der ›geplanten Veraltung‹«, durch Herstellung immer neuer Typen, um die alten aus der Mode kommen zu lassen oder durch die Produktion von minderwertigen



Warenqualitäten, die sich schnell abnutzen.<sup>3</sup> Andererseits würden auch die alten Tricks des Handelskapitalismus angewandt, wie sie u. a. Tamás Barabás vom Hamburger Fischmarkt schildert: »Ich finde hier von der Strumpfhose bis zum Gartenzweig die verschiedensten Artikel. Echter orientalischer Basar. Eine Horde von lumpig aussehenden Menschen überschwemmt die Käufer und Schaulustigen wie ein Heuschreckenschwarm und versucht, sie zu neppen. Der Markt ist um 10 Uhr zu Ende. Die Polizei taucht auf, und bei deren Erscheinen machen die Buden schnell zu. Wer und wie hier zwischen 6 und 10 Uhr beschwindelt wird, und wem man was da für ein Schundzeug verkauft, interessiert die Polizei überhaupt nicht.«<sup>4</sup>

Während die ungarische Presse die Konsumsucht, die man durch Reklame anheize, als ein Symptom der »Konsumgesellschaft« stark kritisiert, mokiert sie sich über »reaktionäre« westdeutsche Politiker, Kirchenleute und Soziologen, die zur Mäßigung mahnen in der Art: »In Westdeutschland hat man eine Ideologie gegen die Entwicklung des Lebensstandards ausgearbeitet. Adenauer hat im 6. Heft der ›Einheit‹ schon 1958 gesagt, daß der Sinn des Lebens nicht in der übertriebenen Erhöhung des Konsums besteht. Seine Worte sind in der Bundesrepublik gut in Erinnerung. Röpke, der Ideologe der Bonner Regierung, schreibt in seinem Buch ›Jenseits von Angebot und Nachfrage‹ ebenfalls, der Kult des Lebensstandards sei eine klinische Sehstörung der Seele, törichte Verkennung der Lebenswerte, Erniedrigung des Menschen. Adenauer sagt dies aber nicht etwa den Krupps, Thysens und dem Siemens-Klan, sondern dem deutschen Michel.«<sup>5</sup>

### *Moderner Menschenhandel*

»Warum braucht Westdeutschland so viel, ja immer mehr ausländische Arbeitskräfte?« – fragt László Koncsek, wie auch viele andere ungarische Journalisten, und gibt eine ebenso gängige Antwort: Die Unternehmer wollten »im Interesse der Gewinne« die Kapazitäten voll ausnutzen, seien daran aber durch die Ausschöpfung des Arbeitsmarktes gehindert. Die Knappheit an Arbeitskräften entstand – so Koncsek – dadurch, daß »die deutsche Frau« teils aus Gewohnheit, teils wegen der progressiven Steuern und auch wegen des Mangels an Unterbringungsmöglichkeiten für Kinder »ungern in die Arbeit geht«. Die Knappheit sei aber auch eine Folge der starken Auswanderung und Flucht der deutschen Arbeiterschaft nach Übersee und in die DDR: »Die Zahl der Auswanderer deckt sich genau mit der Zahl der in Westdeutschland beschäftigten ausländischen Arbeiter.«

In der Einstellung von Fremdarbeitern sieht Koncsek ein kapitalistisches »Sicherheitsventil«, denn »im Falle einer Krise könnten die Monopole durch die Entziehung der Arbeitsgenehmigung die 800 000 Gastarbeiter auf einen Schlag los-



werden.« Darüber hinaus »leisten die Fremdarbeiter einen Beitrag zur Festigung der Arbeitsdisziplin in den Betrieben«, und zwar deswegen, weil man »nämlich die deutschen Arbeiter mit Hilfe der ausländischen Arbeiter jederzeit in Schach halten kann«! Man könne ältere deutsche Arbeiter auch leicht gegen junge Fremdarbeiter ersetzen und »wenn die jungen dann auch alt werden, so kann man ihnen einfach die Arbeitsbewilligung entziehen«.<sup>1</sup>

Die Anwerbung der ausländischen Arbeiter erscheint Koncsek als ein »Menschenhandel« im wahrsten Sinne des Wortes und die Angestellten »des Bonner Arbeitsamtes« als »Menschenjäger«, denn: »Die westdeutschen Unternehmer zahlen für jeden vertraglich verpflichteten Arbeiter eine ›Kopfquote‹ an das Arbeitsamt. Der ausländische Arbeiter, den man für diese Kopfquote gekauft hat, wird dann den westdeutschen Monopolen ausgeliefert. Die stets entziehbare Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis hängt ihnen wie ein Damoklesschwert über den Köpfen.«<sup>2</sup>

Der Gastarbeiter in Westdeutschland wird als Paradebeispiel der kapitalistischen Ausbeutung, darüber hinaus als Opfer deutscher Überheblichkeit präsentiert: »der die schmutzige und schwere Arbeit verrichtet, die kein Deutscher auf sich nehmen würde«,<sup>3</sup> wie etwa »die Italiener, die in Westdeutschland die Rolle der ›Nigger‹ spielen«.<sup>4</sup> Öfter berichtet man über Fälle nationaler Diskriminierung: »Über dem Eingang einiger Unterhaltungslokale hängt auffällig die Tafel: ›Italienern Zutritt verboten‹.« Der Kommentar: »So etwas kennen wir schon von früher.«<sup>5</sup>

Während das Leben der westdeutschen Arbeiter nur ausnahmsweise in Elendsbildern geschildert wird – im Gegensatz zu italienischen, französischen, englischen und sogar amerikanischen Arbeitern – berichtet die ungarische Presse seit 1965 verhältnismäßig viel über das materielle Elend und die seelische Not der Gastarbeiter. Sie werden als die westdeutsche Proletarierschicht im klassischen Sinn, als die »Sklaven« der Deutschen<sup>6</sup> dargestellt.

In diesem Zusammenhang liest man dann viel über ihre Einsamkeit »besonders an Wochenenden«,<sup>7</sup> ihr »Heimweh«, das sie in Bahnhofshallen und in »nationalen Gastwirtschaften zu stillen versuchen«, ihre Sprachschwierigkeiten (»sie werden als Taubstumme behandelt«), über Vorurteile, die sie zu Kriminellen stempeln, obwohl die Kriminalität unter Gastarbeitern viel niedriger sei »als unter Angehörigen der ›Besatzungsmacht‹«, ihre gesellschaftliche Absonderung (»die Deutschen mischen sich nicht mit ausländischen Arbeitern, sie kapseln sich schroff und steif von ihnen ab, im Alltag und auch in der Werkstatt«). Es wird in der Regel anerkannt, daß Gastarbeiter in Westdeutschland besser verdienen als in ihren Heimatländern, doch wird stets hervorgehoben, daß sie in der Bundesrepublik die niedrigsten Löhne bekommen, eigentlich »nur Hilfsarbeiterdienste verrichten«.<sup>8</sup>

Ihr Proletarierdasein drücke sich hauptsächlich in den ärmlichen Wohnverhältnissen und in ihrer Abhängigkeit von den Behörden und ihren Arbeitgebern aus: »Die meisten Gastarbeiter leben in trostlosen, baufälligen Baracken. Sie



schlafen in übereinanderstehenden Betten. Die Schränke werden durch Nägel in der Wand ersetzt, das Wasser wird in Eimern vom Hof geholt, viele Buden haben nur einen Lehm Boden, und durch die Ritze pfeift der Wind. Es ist verständlich, daß die Fremdarbeiter aus den Baracken und ›Übergangswohnheimen‹ heraus möchten. Sie suchen selbst eine Wohnung oder Untermietzimmer und kommen vom Regen in die Traufe. Sie fallen in die Hände der Mietwucherer ... Die bis zum äußersten verzweifelte Arbeiter können aber nur selten zu der Waffe des Streiks greifen. Sie fürchten sich vor der Ausweisung. Aus einem Streik wird gleich eine politische Angelegenheit gemacht. Der Streik wird zu ›kommunistischer Bündelei‹, die Streikenden selbst als ›kommunistische Agitatoren‹ abgestempelt. Verfahren werden gegen sie eröffnet, an deren Ende die Abschiebung steht.«<sup>9</sup>

### *Wie lebt der Deutsche?*

»Die deutsche Lebensart unterscheidet sich stark von der ungarischen. Das sollte man auch bei einem Vergleich des Lebensstandards berücksichtigen. Die Deutschen wenden für ihr Essen viel weniger auf als wir. Nach der Statistik geben sie nur 40 Prozent ihres Einkommens für Nahrungsmittel aus, die Ungarn dagegen 50 Prozent. Die deutsche Küche und Speisekarte ist sehr bescheiden. Die Bevölkerung hat nicht solche Ansprüche wie bei uns. So ist der Verbrauch pro Kopf an Mehl, Brot, Zucker und Fleisch kleiner als der unsrige. Dagegen ist ihr Wurstverbrauch sehr groß. Auf den Speisekarten der Gastwirtschaften spielen verschiedene Würste und Würstchen, gekocht und gebraten, mit Sauerkraut und Kartoffelsalat, eine wichtige Rolle. Uns erscheint das ein wenig fad. Über den Kaffee, den man dort in großen Mengen konsumiert, wollen wir besser kein Wort verlieren. In der Kleidung sind sie auch nicht sehr anspruchsvoll. Dagegen geben sie viel mehr für die Wohnung aus, für Möbel und andere Einrichtungsgegenstände, für Teppiche, Fernseher und Radio, also für alles, was die Wohnung verschönert und sie bequemer macht. Statt unseres Kults des Magens, finden wir dort den Kult der Wohnung. Das gilt übrigens auch für die DDR. Würden sie so reichlich essen wie wir, bliebe ihnen viel weniger für den Kauf von Industrieerzeugnissen übrig ... Würde man dagegen den Lebensstandard nach dem Bierverbrauch messen, so stünde Westdeutschland sicherlich an der Spitze.«<sup>1</sup>

Das relativ günstige Bild von László Ádám, hier zum Vergleich aufgezeichnet, strapaziert in vielem die Wahrheit, auch dann, wenn er gewisse Klischees von den Deutschen, die viel Sauerkraut mit Wurst essen und viel Bier trinken, geschickt einzubauen versteht und die Konsumgewohnheiten hier und dort im allgemeinen richtig schildert. Daß dem Ungarn die eigene Kost besser schmeckt als die deutsche, ist aber noch kein Beweis für besseres Leben, auch wenn dies öfters so dargestellt wird, und die meisten Ungarn Ádám's Urteil über die deutsche Küche teilen würden.



Nebenbei bemerkt: der hohe Ausgabenanteil für Nahrungsmittel ist eher ein Anzeichen für relative Armut.

Die Schwierigkeit, den Lebensstandard von Menschen verschiedener (nationaler) Konsumgewohnheiten zu vergleichen, ist hinlänglich bekannt. Noch schwieriger ist es, den Lebensstandard von Menschen zu vergleichen, die in verschiedenen Gesellschaftssystemen leben. Die Probleme sind teils durch die verschiedene Verteilung der Einkommen auf Lohn, Sozialleistung und freiberuflichen Verdienst, teils durch die verschiedene Preisstruktur im kapitalistischen bzw. sozialistischen System gegeben. Im letzteren drücken die Preise weder die echten Kosten aus, noch werden sie durch die Relation von Angebot und Nachfrage bestimmt. Manche Preise sind aus politischen Gründen subventioniert, andere sind durch exzessive Umsatzsteuer überhöht, was zu einer stattlichen Zahl vernebelter Ungerechtigkeiten führt. Die Befürworter des »neuen ökonomischen Mechanismus« geben es heute immer offener zu, daß diese Vernebelung der echten Kosten, die in einem »Klassenstaat« vielleicht aus »sozialen Gründen« einen Sinn haben könnte, das Leben selbst aber keineswegs leichter gemacht hat.

Die verschiedenen Preisstrukturen vereiteln u. a. auch die Festsetzung allgemeingültiger Wechselkurse. Im D-Mark/Forint-Verhältnis gibt es deren gleich drei: den offiziellen Kurs  $1 \text{ DM} = 3 \text{ Ft}$ , den Touristen-Kurs  $1 \text{ DM} = 7 \text{ Ft}$  und den Schwarzmarkt-Kurs  $1 \text{ DM} = 12 \text{ Ft}$ . Letzterer ist in bezug auf manche Waren noch immer zu niedrig, so daß ungarische Touristen in der Bundesrepublik manche Industriewaren sehr billig erwerben können. Ein 5 DM Nylon-Hemd kann man in Ungarn für 200 Ft, d. h. für rund 18 DM weiterverkaufen. Andererseits ist der 12-Forint-Kurs in bezug auf Dienstleistungen für ausländische Touristen sehr günstig. So zahlt z. B. eine deutsche Frau in Budapest bei dem besten Friseur 24 Ft, d. h. 2 DM für Haarwäsche und Einlegen.

Nach offiziellem Kurs entspräche also ein monatliches Durchschnittseinkommen von 1800 Ft einem Kaufkraftwert von 550 DM, am Schwarzmarkt-Kurs dagegen nur 150 DM. In einem fiktiven »Nylon-Hemd«-Kurs würde sich der Kaufkraftwert dieser 1800 Ft auf 25 DM ermäßigen, in einem ebenso fiktiven »Wohnungsmiete«-Kurs auf ca. 1800 DM erhöhen. Welcher dieser Kaufkraftwerte ist nun der richtige? Eine Frage, die kaum zu beantworten ist.

Die relative »Billigkeit« der meisten Dienstleistungen ist übrigens eines der wirtschaftlichen Charakteristika aller ärmeren Länder. Die relative Billigkeit der Wohnungsmieten ist dagegen schon Folge der Sozialpolitik. Altbau- und Sozialmieten sind in Ungarn im Verhältnis zu den Einkommen bis zur Hälfte niedriger als in Westdeutschland. Doch das ist nur ein Aspekt des Problems. Im Verhältnis zu den Einkommen liegen dagegen die Untermieten in Ungarn schon doppelt so hoch wie in Westdeutschland ( $\frac{1}{3}$  des Monatseinkommens), was in Budapest z. B. ein Fünftel der Bevölkerung berührt. Aus dem Mietwucher profitiert somit nicht der Eigentümer Staat, sondern von der Allgemeinheit subventionierte Mieter. Die Mieteinkünfte aus Altbau- oder Sozialwohnungen des Staates decken weder die Unter-



haltungskosten des bestehenden Wohnbestandes noch den Finanzierungsaufwand der Neubauten. Der Fehlbetrag wird vom Staat in der Form der Umsatzsteuer auf die Warenpreise umgelegt und durch höhere Warenpreise gedeckt. Den Preis für die billige Miete bezahlt man somit bei dem Kauf des teuren Anzuges.

Defizite bei Unterhaltung und Neubau vermochten den ungarischen Staat nicht in einen großzügigen Bauherrn zu verwandeln. Im Gegenteil, sie haben ihn zu einem sehr knausrigen verdammt. So wurden seit 1945 pro Kopf der Bevölkerung viel zu wenig Wohnungen gebaut und diese dazu in zu kleinen Einheiten, praktisch nur in der Größe von ein bis zwei Zimmern mit einer Wohnfläche von höchstens 50 qm. Das Ergebnis ist eine drückende Wohnungsnot und Überbelegung der städtischen Wohnungen, so daß man fast von einer starken Verslumung sprechen kann. Die als sozial konzipierte Politik hat also den Wohnstandard – an westdeutschen Verhältnissen gemessen – im Endergebnis sehr gesenkt, und selbst dieser niedrige Standard wird nur mit einem dürftigen Angebot lückenhaft, nach jahrelangen Wartezeiten, befriedigt. Den westdeutschen Bürger kostet seine Wohnung relativ zwar mehr, aber er wohnt praktisch wesentlich besser als der Ungar.

Erziehungs- und Krankheitskosten werden, was die meisten Werktätigen in Westdeutschland und fast alle in Ungarn betrifft, vom Staat bzw. von Krankenversicherungen getragen. Qualitativ sind Schulen, Krankenhäuser und Arztpraxen in Westdeutschland unvergleichlich besser ausgerüstet als in Ungarn. Diesen materiell-technischen Rückstand versucht man durch bessere Organisation auszugleichen und das nicht ohne Erfolg.

Was sonstige Dienstleistungen betrifft, so stehen den Westdeutschen unvergleichlich mehr und bessere Wege und Straßen, eine bessere Wasserversorgung und Kanalisation, unvergleichlich mehr und bessere Gastwirtschaften, Geschäfte, Tankstellen, Hotels, Erholungsmöglichkeiten zur Verfügung als dem Ungarn. Es gibt dort ganze Landkreise ohne einen Metzger, ohne ein Hotel und manchmal nur mit einer kleinen miesen Gastwirtschaft. Ein Ungar kann in der Saison nur ganz ausnahmsweise in einem heimischen Komforthotel absteigen. Diese sind für Ausländer, zu meist »Kapitalisten« aus dem Westen, reserviert. Eine verbilligte Sommerfrische in Gewerkschafts- oder Betriebsheimen, nur einem kleinen Teil der Werktätigen (7 %) zugänglich, ist von sehr niedriger Qualität. Schließlich ist der westdeutsche Durchschnittsbürger viel besser mit Konsumgütern versorgt als der Ungar. Er verbraucht in einem wesentlich größeren Maß hochwertige und veredelte Lebensmittel und viel mehr Industrieartikel als der Ungar. In manchen Industrieartikeln ist sein Verbrauch sogar das Vielfache des Ungarn, in Pkws z. B. mehr als das Zehnfache. Darüber hinaus arbeitet der westdeutsche Werktätige in einem Jahr durchschnittlich gut 200 Stunden weniger als sein ungarischer Kollege.

Am korrektesten wird der Unterschied im Lebensstandard wohl durch die Warenmenge ausgedrückt, die hier wie dort für den Lohn einer Arbeitsstunde erworben werden kann. Bei einem Netto-Arbeitslohn von 5 DM bzw. 9 Ft pro Stunde



muß der westdeutsche Arbeiter für seine qualitativ jedenfalls viel bessere und größere Wohnung 30 Stunden, der ungarische nur 22 Stunden arbeiten. Bei anderen Waren und Dienstleistungen sieht die Relation zugunsten des Westdeutschen grob gerechnet folgendermaßen aus: Haarschneiden 40/40 Minuten, Trambahnkarte 8/8 Minuten, eine Zeitung 3/8 Minuten, ein Taschenbuch 30/60 Minuten, ein kg Brot 10/25 Minuten, ein Ei 2/15 Minuten, ein Liter Milch 8/30 Minuten, ein Kilo Schweinefett 20/130 Minuten, ein Kilo Bananen 20/180 Minuten, ein Kilo Apfel 15/25 Minuten, ein Paar Schuhe 10/50 Stunden, ein Fernsehapparat 100/600 Stunden, ein Konfektionsanzug 40/200 Stunden, ein Nylonhemd 1/25 Stunden, ein Auto 5/60 Monatslöhne. Bei dieser Sachlage ist verständlich, daß die ungarische Presse Lebensstandard-Vergleiche, besonders zwischen Ungarn und Westdeutschland lieber meidet oder mit Allgemeinplätzen vernebelt, wie das auch aus einem Radiokommentar László Dezséry's ersichtlich ist. Er untersucht die Frage, ob man nicht gar »unvergleichbare Dinge zu vergleichen sucht, wenn man das Leben in Ländern verschiedener gesellschaftlich-sozialer Systeme aneinander mißt?« »Das ist zu verneinen«, meint Dezséry, denn sonst »könnte man ja nicht vom friedlichen Wettbewerb der Systeme sprechen«, nur müsse man das »richtige« Vergleichsmaß finden. Einfach zu vergleichen »was ein Paar Nylonstrümpfe in Köln oder Debreczin kosten, wieviel Häuser in Budapest oder in Essen gebaut werden«, wäre nach seiner Meinung eindeutig die »falsche« Methode. Denn – und hier stoßen wir auf eine Standardphrase der ungarischen Presse – bei dem Lebensniveau käme es nicht auf die Menge der hier oder dort konsumierten Waren an, sondern auf die hier oder dort herrschende »Richtung der wirtschaftlichen Entwicklung«. Diese sei aber in Ungarn die richtige, »denn die Entwicklung weist hier in die Richtung des Sozialismus, hat also unzweifelhaft den besseren Kurs ... auch wenn die westdeutsche Wirtschaft auf höherem Niveau glänzt als die unsrige«.<sup>2</sup>

Imre Vámos will demzufolge im vielfach größeren Pkw-Bestand Westdeutschlands kein Zeichen eines höheren Lebensstandards sehen, denn »im Gegensatz zu der in Ungarn verbreiteten Annahme lebt jener, der einen eigenen Wagen hat, noch lange nicht besser, als der Bürger eines weniger motorisierten Staates; denn es muß bemerkt werden, daß ein Pkw nur die Regiekosten des einzelnen erhöht und Verschuldung bedeutet (65 bis 70 Prozent der Privatpersonen kaufen Pkws auf Raten). Aber selbst wenn keine Verschuldung eintritt, verbraucht ein Pkw das Geld und die Zeit, die sonst für die Befriedigung solcher Bedürfnisse verwendet wurde, deren ein intelligenter Mensch bedarf. (Dies ist übrigens auch die Ansicht westlicher Soziologen.)«<sup>3</sup>

Während die Presse die Schilderung der objektiven qualitativen und quantitativen Unterschiede tunlichst meidet, beschreibt sie häufig die täglichen und subjektiv empfundenen Sorgen der Menschen. Bei der Beschreibung fehlen im Falle Westdeutschlands Bilder des Elends, dennoch wird der Eindruck erweckt, als sei das Leben infolge täglicher Sorgen äußerst bedrückend. Die Beschreibung dieser Plagen bleibt teils allgemein: »Das ›Wunder‹ existiert nur für die Reichen ... die



große Masse kriecht nur; kriecht und kriecht – und bleibt trotzdem unten«,<sup>4</sup> denn »die produktiven Schichten, die Arbeiter, Angestellten und Beamten können das ›Wirtschaftswunder‹ nur in den Schaufenstern bestaunen«. <sup>5</sup> Oft wird man aber auch konkret, etwa in der Art: »Na ja, jetzt ist es besser als während des Krieges und gleich danach. Besser schon, aber gut? Na sage nur, Grete, was kostet das Essen?« Und dann folgen Lamentationen über die Teuerung, die Mieten, die hohen Steuern, die Überstunden.<sup>6</sup>

Solche Klagen gehören zum eisernen Bestand aller Reportagen über das Leben der Menschen in den westlichen Ländern. Das westdeutsche Aperçu in dieser Berichterstattung ist der häufige Vergleich mit den Verhältnissen in der DDR. Anlaß dazu gaben vor 1966 sehr oft Berichte über den friedlichen wirtschaftlichen Wettbewerb zwischen Ost- und Westdeutschland: »Die DDR wird früher oder später das Wirtschaftswunder besiegen und dadurch die westliche Anziehungskraft endgültig ausschalten.«<sup>7</sup> In den letzten Jahren ist es um dieses Thema allerdings sehr still geworden.

Anlaß zu solchen Vergleichen geben oft auch die »objektiven Darstellungen« der »200 bis 300 westdeutschen Flüchtlinge, die wöchentlich in der DDR eintreffen«. Diese sprächen zwar »vom verhältnismäßig hohen westdeutschen Lebensstandard, dessen Segnungen ihnen jedoch nicht zuteil wurden. Sie sprechen aber auch über die hohen Mieten, Steuern, die Erhöhung der Preise und die große Unsicherheit«. Sie berichten darüber, daß »das Leben hier ganz anders ist als drüben. Die Kinder können in ein Tagesheim gehen. Der Arzt hat etwas an meiner Schulter gefunden, was noch von einer Kindheitsrachitis zurückgeblieben ist. Zwar habe ich mich nicht beklagt, aber ich werde behandelt. Nahrungsmittel, Wohnung, die Elektrizität sind hier auch viel billiger«.<sup>8</sup>

### *Soziale Marktwirtschaft und Klassenkampf*

Neben Dauerkonjunktur des »Wirtschaftswunders« bereitet die fortschreitende Nivellierung der sozialen Unterschiede und der soziale Frieden in der Bundesrepublik der ungarischen Presse weitere große Sorgen. Sozialer Ausgleich und ein kontinuierlicher Aufschwung ohne Krisen widerlegt ja praktisch die marxistische Theorie. Verständlich, daß die ungarischen Journalisten hier ihre Überzeugungskunst stark ins Feld führen. Umsonst zeigt der Kapitalismus bessere Resultate, die sozialistischen Journalisten glauben im Besitz der besseren Argumente zu sein. Darunter auch jenes, daß eine Reform des Kapitalismus nur Blendwerk sei, um den Klassenkampf zu verschleiern. Sie werden nicht müde zu wiederholen, daß trotz Reformen und Fortschritt der Arbeiter auch in Westdeutschland ein armer, ausgebeuteter Proletarier bleibe, während die Monopole immer größer, ihre Herren, die Monopolisten, immer reicher und mächtiger würden.



Mit tiefer Skepsis betrachten ungarische Journalisten das Grundprinzip der »Sozialen Marktwirtschaft«, die Freiheit des ›homo oeconomicus‹ (wirtschaftenden Menschen). Diese sei, wie Imre Komor bemerkt, nur »die Freiheit der Konkurrenz und des Privateigentums«. Er mokiert sich über die Behauptung der »Protagonisten der freien Marktwirtschaft«, daß man ohne freien Wettbewerb »nicht von einer freien Persönlichkeit sprechen kann« und gibt zu verstehen, daß nach seiner Meinung alle Energien, die der Mensch zum Erwerb und zur Erhaltung seines Vermögens in freier Konkurrenz entfaltet, ihn eher erdrücken als befreien und schon gar nicht zur Entfaltung seiner Persönlichkeit beitragen. Im Gegenteil, das Konkurrenzprinzip sei nur ein Mittel in den Händen der Stärkeren, die Schwachen auszubeuten.<sup>1</sup>

Die »soziale Marktwirtschaft« (»ein neuer Deckname des Kapitalismus«)<sup>2</sup> wird demzufolge meist im rüden Ton als »ein raffiniertes Mittel des Klassenkampfes« verurteilt. Diese zeige, wie z. B. Kornél Haynal behauptet, »erschreckende Abgründe und Ähnlichkeiten mit früheren Phrasenprogrammen, die durch die Parolen wie ›ein Volk, ein Reich, ein Führer‹ gekennzeichnet waren«. Mit solchen Phrasen wolle man »die arbeitenden Massen auf Verlangen des Großkapitals in eine ›Habacht-Stellung‹ bringen, selbstverständlich unter dem Vorwand der ›nationalen‹ und höheren Interessen... darunter die imperialistisch-militaristische Expansion Westdeutschlands für die ›Stärkung seiner Führungsrolle in der Welt‹«. Deshalb predige die Obrigkeit dem Arbeiter »Enthaltsamkeit im Dienst der Interessen des Großkapitals, gegen Belohnung im Jenseits. Kurz, es ist die perfekte Untertanen-Theorie in der Praxis«.<sup>3</sup>

Häufig wird auch der »Volkskapitalismus« kritisiert, darunter besonders die Versuche, eine größere Eigentumsstreuung und die Erweiterung der Mitbestimmung in den Betrieben zu sichern. »Den Volksbetrug mit der ›Volksaktie‹«<sup>4</sup> versucht z. B. »Népszabadság« durch die Machtlosigkeit der »250 000 Aktionäre der Farbwerke Höchst... darunter 25 000 Arbeiter der Firma«, zu veranschaulichen: »Das bedeutet, daß auch Höchst hinter der Maske der ›Volksaktie‹ sein monopolkapitalistisches Gesicht zu verbergen versucht. Heutzutage ist diese Form des Vorgaukelns von Illusionen in der kapitalistischen Welt große Mode. Ziel dieser Mode ist, dem kleinen Mann, der statt zu sparen Aktien kauft, glaubhaft zu machen, daß er ein Mitbestimmungsrecht an der Leitung der wirtschaftlichen Mammutunternehmen besitzt. Der ›Mechanismus des Volkskapitalismus‹ ermöglicht es durch verschiedene Manipulationen, daß einzelne Finanzgruppen auch heute ›im Namen‹ des Kleinaktionärs die Führung praktisch doch weiter in der Hand behalten.«<sup>5</sup>

In den Schriften der meisten ungarischen Journalisten erscheint die Volksaktie als ein Mittel, den Monopolen »zu Lasten der arbeitenden Massen neues Kapital zu erschließen«, denn »der Arbeiter stellt den Monopolen einen Teil seines Lohnes durch den Kauf der ›Volksaktie‹ zur Verfügung; durch den Kauf der Aktie vermindert sich das Einkommen der Arbeiter – aber zweifellos erhöht sich der Profit



der Monopole«. <sup>6</sup> Motiv dieser Versuche, den Kapitalismus durch »Volkskapitalismus« zu reformieren, ist nach Meinung der ungarischen Presse die Furcht vor dem Sozialismus. Als Zeuge wird häufig sogar Hermann Abs zitiert, der gesagt habe: »In der Bundesrepublik, in der Nachbarschaft des eisernen Vorhangs, ist es unmöglich, ein Wirtschaftssystem aufrechtzuerhalten, das auf dem Privateigentum fußt, wenn es uns nicht gelingt, einige Millionen Westdeutsche als Kleinaktionäre eng an das System zu binden.« <sup>7</sup>

Die westdeutschen Bestrebungen, durch ein Betriebsverfassungsgesetz die Mitbestimmung zu gewährleisten und zu erweitern, werden überwiegend mit Schweigen übergangen. In den seltenen Artikeln, die das Thema Mitbestimmung behandeln, wird diese meist als »theoretische Vorschrift« abgetan, die in der Praxis umgangen werde. In einem solchen Bericht läßt Péter Rényi einen Fabrikbesitzer sagen: »Der Betriebsratsvorsitzende – der, der gerade hier im Zimmer war – der ist schon bearbeitet. Und wie gut bearbeitet ...« <sup>8</sup> Dagegen wird die Behauptung, »daß die Demokratie in Westdeutschland vor den Toren der Großbetriebe endet« in verschiedenen Formulierungen wiederholt und auch mit Rolf Hochhuth belegt. »Die Unternehmer verhindern nicht nur die Ausweitung des Mitbestimmungsrechts, sondern haben auch das Parlament angewiesen, ihre Beschränkungen zu legalisieren.« Anders ausgedrückt, »die soziale Partnerschaft – die ›Sozialpartnerschaft‹ – ist eine verwerfliche Vokabel, eine Schlaftablette, die man in jedem Betrieb umsonst verteilt und den arbeitsamen, nützlichen Proleten damit einschläfert, während die reichen Gesellschaftsschädlinge ihre totale Machtübernahme vollziehen.« <sup>9</sup>

Während die »soziale Marktwirtschaft« als erfolgloser Reformversuch des Kapitalismus dargestellt wird, wiederholt die ungarische Presse ununterbrochen, daß »der Klassenkampf noch nicht zu Ende ist« <sup>10</sup> und versucht diese, meist allgemein gehaltene Behauptung, mit konkreten Beispielen von Lohnkämpfen und Streiks zu untermauern. Zum Leidwesen der Verfasser sind gerade Lohnkämpfe und Streiks in der Bundesrepublik ziemlich selten. Die wenigen, die dann doch stattfinden, werden daher mit größter Akribie registriert und kommentiert, etwa in der Art wie z. B. Imre Vámos den großen Metallarbeiterstreik von 1963 deutet: »Dieser Streik hat die sozialen und Klassengegensätze in der gegenwärtigen westdeutschen Gesellschaft zutagegefördert. Erhards Wirtschaftspolitik hat ein Jahrzehnt hindurch diese Gegensätze zu verhehlen versucht. Die Parole des Ministers war ›Soziale Partnerschaft‹ zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Selbstverständlich wollten seine Anstrengungen nur einen Schein erwecken. Der jüngste Streik hat aber selbst diesen Schein zerstört.« <sup>11</sup>



Nach Darstellung der ungarischen Presse führe das Privateigentum an Produktionsmitteln zu einer ungleichen und ungerechten Verteilung der Einkommen und des Eigentums: »Die Politik der ›sozialen Marktwirtschaft‹ hat die Reichen noch reicher gemacht, die Armut aber nicht liquidiert.«<sup>1</sup> Fortschreitend konzentriere sich damit die politische und wirtschaftliche Macht in wenigen Händen, erhöhe sich die »Ausbeutung« der Arbeiter. Diese Macht- und Eigentumsverteilung sichere den »Monopolkapitalisten« nach dem Gesetz des Mehrwertes und nach den Gepflogenheiten »des Dschungeldickichts des Hochkapitalismus« große »Extraprofite«, während der Lohn dem Arbeiter kaum ein Existenzminimum garantiere. Macht und Reichtum der wenigen bedinge Ausbeutung, niedriges Einkommen der Massen und bilde auch »im Märchenland des Wirtschaftswunders« die Grundlage für den ungebrochenen Klassenkampf.<sup>2</sup>

Das Hauptmerkmal der »Ausbeutung« sieht die ungarische Presse im niedrigen Einkommen der Arbeiter. Angesichts des offenen Geheimnisses aber, daß die westdeutschen Löhne weit über dem ungarischen Niveau liegen, vermeidet sie es, über den tatsächlichen Wert dieser zu sprechen und verweist zumeist nur auf »die märchenhaften Profite der Monopolkapitalisten«<sup>3</sup> und die sehr hohen Lebenshaltungskosten, etwa in der Art: »Der Gewinn der Konzerne wächst von Jahr zu Jahr. Gleichzeitig könnte aber niemand behaupten, daß die Lage der Ruhrkumpel ebenfalls von Jahr zu Jahr besser werde«, denn »nach der westdeutschen Statistik haben 33 000 Kapitalisten 16 Milliarden Mark verdient, was ungefähr dem Jahreseinkommen von 6 Millionen Arbeitern entspricht.«<sup>4</sup> Manchmal wird man auch konkreter, wie z. B. Imre Vámos: »Mehr als dreizehneinhalb (13,5) Millionen Arbeitnehmer, mehr als die Hälfte aller Werktätigen – leben trotz aller Konjunktur im wahren Sinne des Wortes in sehr notdürftigen Verhältnissen. Ein Monatsverdienst von 200 Mark (4 780 000 Menschen unter 25 Millionen Arbeitnehmern) genügt gerade, daß sich ein Mensch irgendwie durchbringt. In diesem Land sichern monatlich 300 oder sogar 500 Mark einer Familie gerade das Nötigste.«<sup>5</sup>

Zeichen der verstärkten Ausbeutung seien auch das Nachhinken der Löhne hinter der Produktivitätssteigerung und die Arbeitshetze, behaupten viele ungarische Journalisten. László Dezséry meint z. B.: »In den Bergwerken der Ruhr hat man die Löhne in einem Jahr zwar um 7 Prozent erhöht, aber die Bergarbeiter mußten diese Lohnerhöhung mit einer zwanzigprozentigen Steigerung der Schichtleistung bezahlen. Das ›Wirtschaftswunder‹ bringt dort den Kapitalisten großen Profit, ja erhöht diesen in wunderbarer Weise.« Dezséry weist im weiteren darauf hin, daß »man die Ausbeutung nicht allein am Lohn messen sollte«, sondern auch am gehetzten Arbeitstempo und an der »Zahl der Betriebsunfälle im Land des ›Wirtschaftswunders‹«. Er präzisiert: »1955 entfielen auf 1000 versicherte Arbeiter 120 Fälle von Krankheit, Betriebsunfällen und frühzeitiger Invalidität. Ungarische Flüchtlinge bestätigen auch, was man hierzulande schon oft festgestellt hat, daß



unsere Arbeitsnormen im Vergleich zu westlichen lächerlich niedrig sind. Deswegen müssen dort 60 Prozent der Männer und Frauen frühzeitig in den Ruhestand treten. Das frühzeitige Invaliditätsalter liegt im Durchschnitt bei 50–53 Jahren ... Großkapitalist Siemens ist dagegen 84 und arbeitet. Dabei verfügt er über genauso viel Millionen wie er Jahre zählt.«<sup>6</sup>

Für die »Arbeitshetze« in Westdeutschland zitiert die ungarische Presse auch westdeutsche Zeugen, wie z. B. »Népszabadság« Hans Günther Walraff: »In den großen Betrieben ... will den Menschen zwar niemand etwas Böses antun, aber auch nichts Gutes. Man denkt hier überhaupt nicht an den Menschen. Er ist eben nur eines der Mittel, dem Betrieb zu Profit zu verhelfen und diesen zu vermehren.« Als Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung führt »Népszabadság« einige Schilderungen Walraffs aus Großbetrieben an, wie aus den Fordwerken: »Das Fließband schluckt hier Menschen und spuckt Autos aus, hat mir ein Bursche gesagt, der schon lange hier arbeitet ... Alle anderthalb Minuten läuft ein fertiges Auto vom Fließband ... Punkt 15.10 Uhr wird das Fließband in Bewegung gesetzt. Nach drei Stunden bin ich auch sein Teil. Ich übernehme sein Tempo ... Nach acht Stunden bin ich eine ausgequetschte Zitrone ...«<sup>7</sup>

Die Schilderung der verschiedenen Formen der »Ausbeutung« verleiten die ungarische Presse regelmäßig zu der Behauptung, daß der westdeutsche Arbeiter trotz aller Beteuerungen der »Propagandisten der ›sozialen Marktwirtschaft‹« und trotz gegenteiligen Eindrucks des »äußeren Scheins« auch weiterhin ein Prolet geblieben sei. Sie mahnt, die Hoffnung sei verfrüht, daß »man den Proletarier, der jetzt in Pantoffeln im Lehnstuhl sitzt und den Fernsehschirm anglotzt, ein für allemal gezähmt hat«.<sup>8</sup>

In diesem Sinne zitiert »Népszabadság« das italienische Blatt »Avanti«: »Das Argument, die Unterschiede zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer seien langsam am Verschwinden ... mag angesichts manch äußerer Anzeichen überzeugend klingen, denn: der Proletarier mit der Schirmmütze der Vor-Hitler-Zeit hat dem Arbeiter des auf Raten gekauften Kühlschranks, Autos und Fernsehers Platz gemacht. Die deutschen Anhänger der Marktwirtschaft sagen, daß der Proletarier sich automatisch in eine Person umwandelt, die zu keiner Klasse mehr gehört. Das Verschwinden der Schirmmützen symbolisiere bereits das Verschwinden der Klassenunterschiede. Hinter der verführerischen Fassade verstecken sich aber gesellschaftliche und politische Gegensätze, die denjenigen der Vergangenheit keineswegs nachstehen ...«<sup>9</sup>

Über die drückenden Klassengegensätze wird viel Allgemeines berichtet, die konkreten Beispiele aus Westdeutschland fallen aber nicht sehr überzeugend aus, wie z. B. im folgenden Bericht von Gábor Vajda: »Sie sollen nicht glauben, daß das Klassensystem bei uns der Vergangenheit angehört« – hat einer meiner Bekannten bemerkt. »Ein Techniker oder kleiner Beamter muß auch dann einen Volkswagen kaufen, wenn er sich einen größeren und aufwendigeren leisten könnte, der Abteilungsleiter dagegen kann von einem großen Mercedes nur träu-



men, denn ein solcher samt Villa gebührt nur den Verwaltungsräten. Die Rangliste ist durch Einkommen und gesellschaftliche Position bestimmt. Dies zeigt sich auch daran, in welchem Stadtteil man wohnt.«<sup>10</sup>

Mit solchen und ähnlichen Behauptungen, Berichten, Reportagen suggeriert die ungarische Presse, daß das Bewußtsein des Arbeiters, den marxistischen Thesen entsprechend, nicht von seinem tatsächlichen Konsum und Besitz, sondern allein und ausschließlich von den Produktionsverhältnissen bestimmt werde. Abstraktes Kollektiveigentum an Produktionsmitteln scheint ihr in diesem Zusammenhang wichtiger zu sein als das konkrete persönliche Vermögen und der Verbrauch.

In diesem Sinne berichtet nach einer längeren Reise durch die Bundesrepublik Mihály Sükösd: »An der Frankfurter Universität lehrt Jürgen Habermas, Philosoph und Soziologe. Er ist 38 Jahre alt, Marxist und fast schon weltberühmt. Er bestätigt, wie klassisch genau die 'These Marx' vom falschen Bewußtsein auf die gegenwärtige Lage der deutschen Arbeiterklasse paßt. Nach letzten soziologischen Untersuchungen fühlt sich der deutsche Arbeiter als zum Mittelstand gehörig, weil er infolge Automatisierung keine oder kaum noch physische Arbeit verrichten muß. Er arbeitet zwar viel, verdient aber gut und lebt gut, hat Freude an seiner Familie und am Farbfernsehen. Was sieht er dort? Den Minister, der in der Ministerwohnung dasselbe Fernsehprogramm in Farbe sieht wie seine Familie zu Hause. Die Frau des Ministers trägt denselben Pelz wie seine eigene Frau – höchstens von besserer Qualität, mit einem Preisunterschied von einigen hundert Mark – liest in derselben Illustrierten dieselbe Lustmordgeschichte des Jugendmörders, denselben Bericht über das Sexualleben des Filmstars und den nächsten James-Bond-Film, dieselben Memoiren der Stalin-Tochter – ganz wie die eigene Familie.«

»Das nennt man in der soziologischen Sprache Manipulation. Der manipulierte Arbeiter zuckt nur die Schulter, wenn ihm eine soziologische Untersuchung in die Hände fällt, die beweisen soll, daß die Gesetze des kapitalistischen Profiterwerbs der Ausbeutung auch im modernen Rahmen ihre Gültigkeit bewahren. Wen interessiert es schon, was die Monopole verdienen, wenn der ausgebeutete Arbeiter auch verhältnismäßig gut verdient.«

»Die deutsche Arbeiterklasse ist in Schichten geteilt, beweist Jürgen Habermas. Es hat sich eine zahlenmäßig bedeutende, schwerdefinierbare Schicht der Arbeiteraristokratie gebildet. Das »untere« Proletariat besteht hauptsächlich aus ausländischen Gastarbeitern, Italienern, Spaniern, Griechen; sie sind ein Fremdkörper sowohl im Staate, als auch in der deutschen Arbeiterklasse; sie eignen sich zur Auslösung von Interessen- und Rassenkonflikten. Diese heterogene Arbeiterklasse ist sich nur darin einig, daß sie nicht revolutionär ist. Mit ihrer Untätigkeit, Interessenlosigkeit und den opportunistischen Gewerkschaftsführern erinnert sie stark an die amerikanische Arbeiterklasse. Sie wird durch die Sozialdemokratische Partei immer weiter nach rechts gedrückt und drückt umgekehrt die Sozialdemokratische Partei immer stärker nach rechts.«<sup>11</sup>



Unermüdlich wiederholt die ungarische Presse: »Die Konzentration des Kapitals schreitet ohne Unterbrechung voran;«<sup>1</sup> weil in Westdeutschland »das neugebildete ›Volks‹-Vermögen immer denjenigen zufällt, die schon etwas haben«, somit befänden sich »Zweiundsiebzig Prozent des ›Volks-Vermögens‹ in der Hand einer verschwindenden Minderheit von Großkapitalisten.«<sup>2</sup>

Die Gesetze der westdeutschen Gesellschaft seien von einer Art, »die der Schläue einer Minderheit große Möglichkeiten bietet. Diese Minderheit sieht eine Rechtfertigung des eigenen Systems darin, daß sie vom erhofften und tatsächlichen eingeheimsten Gewinn einen kleinen Teil den anderen überläßt. Der Segen des ›Wirtschaftswunders‹ kommt nur einer kleinen Schicht zugute, die aus Fabrikanten, Bankiers, Großaktionären, außerdem pensionierten und aktiven Offizieren ... besteht.«<sup>3</sup> Kurz: »Zu Millionen und Milliarden kommen nur die großen Fische der Hemmungslosigkeit, die Haie der Rücksichtslosigkeit, also die Raubtiere, die Neureichen und die ›Ritter der D-Mark‹.«<sup>4</sup>

Die Konzentration des Reichtums in wenigen Händen hat laut ungarischer Presse zwei Gründe. Zuerst seien die Löhne infolge der »Ausbeutung« zu niedrig und die Gewinne zu hoch. Diese These wird im Stil des folgenden Berichtes bekräftigt: »Die in den Opel-Werken beschäftigten 22 000 Arbeiter haben aus dem Jahresgewinn ungefähr zwei Millionen Mark erhalten. Eine Handvoll amerikanischer Großaktionäre dagegen steckte im selben Jahr 146 Millionen Mark ein. Das ist das wahre ›Wunder‹ an der westdeutschen Wirtschaft.«<sup>5</sup>

Zweitens richteten die großen »Monopole« die kleinen und mittleren Betriebe zugrunde, die »die Rolle der kleinen Fische spielen, die von den großen gefressen werden«.<sup>6</sup> Imre Komor zitiert z. B. als Beweis einen nicht näher bezeichneten Wirtschaftsbericht, der »genaue Angaben über den Machtzuwachs der westdeutschen Konzerne« bringe. Danach sei »zwischen 1938 und 1962 die Zahl der Aktiengesellschaften auf die Hälfte gesunken, das Aktienkapital dagegen hat sich verdoppelt ... Selbstverständlich sind im Zuge dieser Entwicklung die Klein- und Mittelbetriebe aus der Produktion verdrängt worden«.<sup>7</sup> Die Kleinbetriebe und die Selbständigen fielen jenem System »der ›freien Initiative‹, der ›freien Preisgestaltung‹ und der ›freien Konkurrenz‹« zum Opfer, das sie selbst unterstützten und befürworteten. Somit hätten die Angehörigen der alten Mittelklassen auf Sand gebaut, aber »sie hatten schon vor Hitler eine ungewöhnliche Begabung, sich ihren Metzger selbst auszusuchen«.<sup>8</sup>

Die Konzentration der industriellen und der landwirtschaftlichen Produktion in den Händen der großen Monopole wird in dieser Darstellung von einer »fortschreitenden Verflechtung des Staatsapparates mit dem wirtschaftlichen Leben« begleitet. Als Beispiel für diesen Prozeß erwähnt z. B. Pál Pincési die »Deutsche Bank«, denn »die Mitglieder des Verwaltungs- und Aufsichtsrates der Deutschen Bank sitzen auch in sehr wichtigen staatlichen Positionen ... die Männer der



Bank halten in der Bundesregierung und in den verschiedenen Landesregierungen 51 Posten als Minister und Staatssekretäre«. <sup>9</sup>

Die »Monopole« und die »Monopolisten« werden daher als die »wahren Herren Westdeutschlands« beschrieben, die »die Regierungen dirigieren, die Parteien lenken«, <sup>10</sup> die »hinter den Kulissen stehen ...«, die als Besitzer zahlloser Aktiengesellschaften wie »eine verwandschaftliche und geschäftlich verbundene machtvolle Gruppe auftreten« und »die ›Spielregeln‹ bestimmen ... wie die Familien der Abs, Flick, Quandt, der Siemens und Thyssen-Erben, der Oetker, Grundig, Krupp, Adenauer, Pferdmenges, Wehrhan und noch einige andere große Sippschaften«. <sup>11</sup> Unter diesen Mächtigen wird am meisten Hermann Abs erwähnt, »der Karajan der Finanzwelt«, <sup>12</sup> »der große westdeutsche Bankier, ein Gewaltiger der Industrie, der Finanzen und dadurch auch der Politik; er ist der Gott des germanischen Kapitalismus, zu dem man nur beten darf«. <sup>13</sup>

Während die ungarische Presse die Macht der »Monopole« und »Monopolisten« als fast grenzenlos darstellt, verschweigt sie, wie stark diese von Staat, Justiz, Gewerkschaften, von kapitalfeindlichen Presseorganen, Konkurrenzunternehmen und auch vom Markt selbst gezügelt werden. Das Schweigen ist so beredt, daß sich die Frage der Kontrollen nicht nur der »Monopolisten«, sondern auch der eigenen namenlosen Planbürokratie stellt, die eigentlich niemand, weder die Marktgesetze noch das Volk oder die Interessenvertreter kontrollieren.

Im Vergleich zur übertriebenen, mit viel Ressentiment und Mystifikation geladenen Schilderung der Macht der Monopole, berichtet die ungarische Presse herzlich wenig über die Macht und wirkliche Rolle der westlichen bzw. der westdeutschen Gewerkschaften. Die Frage nach ihrem tatsächlichen Einfluß wird vielmehr durch die Prüfung ersetzt, wie sie sich zur Sowjetunion, zu den kommunistischen Gewerkschaften und zum Klassenkampf verhalten. Kein Wunder, daß die amerikanischen Gewerkschaften, die weder für eine Tuchföhlung mit Moskau, noch für die Idee eines kommunistischen Klassenkampfes zu gewinnen sind, von den ungarischen Journalisten überwiegend als »Arbeiterverräter« beschimpft werden.

Die westdeutschen Gewerkschaften beurteilt die ungarische Presse dann aber differenzierter. Ihre Darstellung ist sogar durch eine gewisse Neutralität gekennzeichnet, und dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß den Gewerkschaften die Rolle eines Kronzeugen der Anklage wider das »Böse« in westdeutschen Ländern zufällt. Daß es dabei nicht auf den Zeugen, sondern auf das Zeugnis ankommt, liegt in der Natur der Sache.

So berichtet z. B. Lóránt L. Endre: »Den Frankfurter Bankiers hat ein aufsehenerregender Bericht der I. G. Metall überhaupt nicht gefallen. Unter dem Titel ›Nicht ein jeder hat ein Sparbuch‹ kommentiert der Bericht die Tatsache, daß das Monopolkapital nach dem Kriege mehr als eine Billion (eine Million Millionen) Mark eingeheimst hat. (... ›wenn das so weitergeht, wird das Gleichgewicht unserer Gesellschaft in Frage gestellt!«, schreiben die Verfasser.)« <sup>14</sup> Éva Terényi



quittiert dankend den Protest des DGB, »der die Forderung Erhards nach einer Verlängerung der Arbeitszeit aus wirtschaftlichen und politischen Gründen unannehmbar findet.«<sup>15</sup> Imre Komor registriert, daß »Leber, der Leiter der Bauarbeitergewerkschaft, in den letzten Tagen entrüstet die Behauptung der Arbeitgeber zurückgewiesen hat, daß die westdeutschen Bauarbeiter faul wären... Leber hat diese Behauptung als eine Verleumdung bezeichnet, obwohl seine eigenen Ansichten weitgehend reformistisch sind.« Pál Pincési rügt die SPD wegen ihrer »gewerkschaftsfeindlichen Einstellung«<sup>16</sup> und empfiehlt: »Die Partei sollte die Gewerkschaften nicht bremsen und binden, sondern sie im Gegenteil unterstützen, so daß sich der Standpunkt der Gewerkschaften bei der Ablehnung der Notstandsgesetze, der Mitbestimmung der Arbeitnehmer und bei der Bekämpfung der Preiserhöhungen durchsetzt.«<sup>17</sup>

Diese Zeugenrolle der westdeutschen Gewerkschaften in der ungarischen Presse könnte den Eindruck erwecken, als handle es sich um mächtige Organisationen, die in der Lage seien, das Kapital erfolgreich zu kontrollieren. Eine solche Schlußfolgerung des Lesers würde keineswegs in das West- und Deutschlandbild der ungarischen Presse passen. Es wird daher versucht, diesen Eindruck durch eine direkte Kritik der Gewerkschaftsarbeit und der Gewerkschaftsführer aufzuheben. Man greift z. B. Willi Rickert im Artikel »Arbeiterverräter an der Spitze des DGB« deswegen an, weil er ein System verteidigte, das »erlaubt, daß Parasiten vom Blut der Arbeiter reicher werden«.<sup>18</sup> Bezeichnenderweise ist der Verfasser des Artikels ein Ostdeutscher – Walter Klabunde. Ungarische Journalisten verwenden hier besonders in der jüngsten Zeit eher Adjektive wie »opportunistisch« oder »manipuliert«,<sup>19</sup> die wenigstens einen modischen Klang haben. Einige Gewerkschaftsführer und Gewerkschaften werden jedoch von der Kritik befreit, wie Otto Brenner und die I. G. Metall, denn »Brenner gehört zu den wenigen deutschen Gewerkschaftlern, die nicht ›vollen Klassenfrieden‹, ›soziale Partnerschaft‹ zwischen Arbeitern, Angestellten und Kapitalisten verkünden«.

Andere Gewerkschaftsführer müssen dann um so mehr Kritik ertragen, darunter Georg Leber, der »in der deutschen Presse die Bezeichnung ›Arbeiterführer amerikanischen Stils‹ erhalten hat« und der »laut ›Spiegel‹ eher einem Bürger ähnelt, der von seinem Kapital lebt, als einem Arbeiterführer«. Persönlich wird ihm vorgeworfen, daß »die Gewerkschaft unter seiner Führung aus Mitgliedsbeiträgen und mit einem Kapital von zwanzig Millionen Mark eine lebhafte unternehmerische Tätigkeit betreibt. Sie ist unter anderem an der Wohnungsbaugesellschaft ›Neue Heimat‹ beteiligt, in der Leber Vizepräsident des Aufsichtsrates ist. Sie ist auch Teilhaberin der ›Deutschen Bauhütte‹, die mit einem jährlichen Umsatz von sechshundert Millionen Mark zu den größten westdeutschen Baugesellschaften gehört. Hier ist Leber Vorsitzender des Aufsichtsrates... Leber ist Leiter kapitalistischer Unternehmen, also ein sozialdemokratischer Kapitalist«.<sup>20</sup>

Lebers gesellschaftspolitische Idee, der spöttisch als »Wundermittel« apostrophierte »Leber-Plan«, entgeht auch nicht den wiederholten Angriffen, denn der



pragmatische Vorschlag, Vermögensbildung in Arbeiterhand zu fördern, erscheint als eine Todsünde gegen die Ideologie. In diesem Sinne kritisiert dann auch Imre Komor den Plan, denn »die Arbeiterklasse kann nur durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und durch Enteignung der Kapitalisten in den Besitz der Produktionsmittel kommen. Die Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung bestätigt, daß die Arbeiterschaft nur kollektiv reicher werden und, daß sie endgültig nur kollektiv das Proletendasein abschütteln kann. Einer, zehn, zwanzig, hundert oder auch tausend einzelne Arbeiter können auch im Lotto ein Vermögen gewinnen. Aber nur im Sozialismus kann das Klassenindividuum ständig auf der Leiter des fundierten Reichtums aufsteigen, und zwar deswegen, weil der Sozialismus im Vergleich zum Kapitalismus der Wirtschaft eine höhere Produktivität sichert«. <sup>21</sup>



## *Was ist Faschismus?*

»Der Faschismus ist die Frucht, die höchste Stufe des Imperialismus«,<sup>1</sup> ein »gesetzmäßiger Bestandteil der Wirklichkeit eines bis zum letzten zugespitzten Imperialismus.«<sup>2</sup> Im Sinne dieser Definition, die sich auf die Leninsche Theorie vom Imperialismus gründet, wäre Faschismus eine gesetzmäßige Erscheinung des Spätkapitalismus und müßte somit in allen kapitalistischen Industriestaaten auftreten bzw. in den hochentwickelten heute schon mehr oder minder die politisch-gesellschaftliche Szenerie bestimmen. Im Westbild der ungarischen Presse trifft dies paradoxerweise aber nur im Falle der Bundesrepublik und bis zu einem gewissen Grad auf die Vereinigten Staaten zu.

In den Artikeln über Italien ist das Wort »Faschismus« kaum vorzufinden, obwohl doch Italiens »Faschisten« dieser politischen Richtung den Namen gaben und dieses Land die längste »faschistische Vergangenheit« aufzuweisen hat. Diese Vergangenheit scheint aber weitgehend vergessen zu sein, wenngleich darüber in der ungarischen Presse gelegentlich sogar geklagt wird: »Während in der westlichen politischen Literatur Hitlers Person und die deutsche Variante des Faschismus ein sehr populäres Thema darstellt, wird die andere Variante des Faschismus, die italienische, ganz vernachlässigt.«<sup>3</sup> Jedoch folgen die ungarischen Journalisten trotz solcher Gelegenheitsklagen dem Beispiel der westlichen Welt und vermeiden ihrerseits ebenfalls, das Thema »italienischer Faschismus« aufzugreifen. In der Berichterstattung über Italiens Gegenwart wird daher nur äußerst selten über »die verbliebenen und wiedererwachenden Kräfte des italienischen Faschismus« gesprochen, oft mit dem Vermerk, der Einfluß dieser Kräfte sei nur »auf gewisse Schichten des Bauerntums und auf einen Teil der politisch ungeschulten Jugend« begrenzt.<sup>4</sup>

Frankreich bleibt von der Beschuldigung des Faschismus frei. Nur während des Algerienkrieges warnten manche ungarische Journalisten wegen der Art der Kriegsführung, des Auftretens der »Ultras« und der »OAS« vor der »Gefahr des Faschismus«.<sup>5</sup> Selbst der »Gloire-Kultus« und die Halbdiktatur de Gaulles wurden nicht als Faschismus, sondern als eine spezielle Form des staatsmonopolistischen Kapitalismus dargestellt. In bezug auf England wird selbst die Gefahr für kaum erwähnenswert gehalten. Nur ganz am Rande fällt bei Rassenunruhen oder im Zusammenhang mit dem Auftritt Enoch Powells oder Sir Oswald Mosleys das Wort »Faschismus«.

Selbst die Diktaturen der zwar kapitalistischen, aber noch unterentwickelten Länder Spanien, Portugal und Griechenland werden nicht folgerichtig als »faschistisch« apostrophiert. Ausdrücke, wie »Salazars faschistische Terrorbur-



schen«<sup>6</sup> oder »Francos faschistische Diktatur, die das Alter Methusalems erreicht hat«,<sup>7</sup> sind trotz sehr feindseliger Einstellung der ungarischen Presse selten. Eher wird von der »griechischen Militärjunta«, von der »Franco-Diktatur« oder dem »Franco-Regime«, vom »Salazar-System« als einer »anachronistischen Diktatur unserer Zeit«,<sup>8</sup> von Salazar selbst als von »dem einflußreichsten Kulissenbauer der Welt«<sup>9</sup> gesprochen und geschrieben. Die Gegner dieser Regime werden dagegen schon folgerichtig als »Antifaschisten« bezeichnet.

In den Vereinigten Staaten dagegen spiele der Faschismus bereits die Rolle, die er nach den Thesen des Marxismus-Leninismus in einem hochentwickelten kapitalistischen Staat zu spielen habe, denn: »Die politische und gesellschaftliche Entwicklung Amerikas hat ihren Höhepunkt überschritten, sie stagniert, ja sie fällt sogar zurück . . . , und in dieser Verfallsperiode erreichen die Vereinigten Staaten das faschistische Stadium ihrer Geschichte.«<sup>10</sup> Es habe sich dort »eine spezifisch amerikanische Abart des Faschismus, der »Businessman-Faschismus«, entwickelt, »der dem Hitlerismus auch darin ähnelt, daß im Hintergrund dieselben Monopolisten der Schwer- und Rüstungsindustrie stehen, die damals Hitler unterstützten«.<sup>11</sup>

Die Massenbasis dieser faschistischen Bewegung stellten »in erster Linie das Kleinbürgertum und die bürgerlichen Mittelschichten . . . , die im Konkurrenzkampf mit der billigen Negerarbeit in den wirtschaftlichen Ruin getrieben wurden . . . , die »Lumpen-Bourgeoisie«, die die Möglichkeiten des Kleinbusiness zunehmend verliert und damit auch ihren Platz in der Gesellschaft«. Der Ursprung des amerikanischen Faschismus sei der McCarthyismus, doch sei die Gefahr heute bedeutend größer als damals, denn »McCarthy hat zwar Anhänger, aber keine Organisation gehabt«, während die »gegenwärtige faschistische Bewegung über Organisationen verfügt, die stark mit der Rüstungsindustrie verbunden sind«.<sup>12</sup>

Unter diesen Gesichtspunkten und in diesem Rahmen wurde besonders in den beiden Wahljahren von 1964 und 1968 über die als faschistisch oder »faschistoid« bezeichneten Bewegungen von Barry Goldwater und Henry Wallace berichtet. Solche Artikel, an Zahl zwar nicht unwesentlich, bleiben aber im Verhältnis zu den anderen kritischen Artikeln über Amerika unbedeutend. Der Faschismus – Sünde wider den Geist Amerikas –, wird nur als eine der vielen »Unzulänglichkeiten« und »Fehler« der amerikanischen Gesellschaft angeprangert, »dessen Irrealität die amerikanische öffentliche Meinung gewissermaßen nüchtern beurteilt«.<sup>13</sup>

Anders in Deutschland. Hier sei der Imperialismus als Endphase des Kapitalismus in seiner außenpolitischen Erscheinungsform zum Militarismus, in seiner innenpolitischen zum Faschismus geworden. Den Hitler-Faschismus definiert die ungarische Presse als »eine besonders gefährliche Variante des deutschen Imperialismus«,<sup>14</sup> »die ureigene Diktatur des Finanzkapitals«,<sup>15</sup> »die großangelegte und bestialische Fortsetzung der Eroberungspolitik des pangermanischen Imperialismus«.<sup>16</sup> Mit den Worten von Mihály András Rónai: »Idealbild der Konterrevolution . . . , dessen anfänglich österreichische verschlammte Methoden . . . der



zum Faschisten gewordene Bürger... in der Hölle von Ravensbrück zur Vollkommenheit deutscher Organisationskunst entwickelte.«<sup>17</sup> Heute sei dieser Faschismus »im westlichen Teil Deutschlands... eine Klassendiktatur der Minderheit..., ausgeübt von einer minoritären, wirtschaftlich aber allmächtig herrschenden Klasse«.<sup>18</sup>

In diesem Sinn wird bis heute daran erinnert, daß erstens die Deutschen den Nazi-Faschismus und den Militarismus in letzter, unmenschlicher Konsequenz verwirklicht haben und zweitens, dieser Nazi-Faschismus und Militarismus gegenwärtig in der Bundesrepublik auf sehr günstigem Boden weiterlebe und von dort her erneut die Welt bedrohe.

Die Zahl der Artikel mit Behauptungen, dieser oder jener Deutsche sei ein »Nazi«, dies oder jenes in der Bundesrepublik sei »faschistisch«, geht in die Tausende. Kein Wunder, wenn der Eindruck entsteht, der »Deutsche« oder wenigstens der »Westdeutsche« sei ein unverbesserlicher Nazi. Ein solcher Schluß, insgeheim vielleicht erwünscht, als Möglichkeit sicher einkalkuliert, widerspricht aber sowohl der politischen Opportunität als auch der Ideologie. So ist es verständlich, wenn von Zeit zu Zeit belehrend darauf verwiesen wird, daß der »extreme Nationalismus« bzw. der »Faschismus wenig mit deutschen Charaktereigenschaften zu tun hat«, daß er »keine deutsche Spezialität ist«, ja daß »wahllose Deutschfeindlichkeit die wirkliche Gefahr geradezu vernebelt«.<sup>19</sup> Das Parteiblatt »Népszabadság« wendet sich dabei auch scharf »gegen jene idealistische und ungeschichtliche Auffassung..., die den Hitlerismus mit Hilfe der verschiedenen Geheimnisse ›der deutschen Seele‹... oder mit der reaktionär-romantischen Dichtung, welche ›die zeitlose deutsche Tugend‹ preist, zu ›erklären‹, richtiger zu vernebeln versucht«.<sup>20</sup>

### *Bürgerliche Abstammung*

Die Rezensionen westlicher Bücher und Theaterstücke mit »antifaschistischem« Inhalt ergänzen die marxistisch-leninistische Definition des Faschismus in aufschlußreicher Weise. Sie untermauern die Ansicht, daß der Faschismus nicht mit entarteten menschlichen Eigenschaften, nationalen Charakterzügen oder seelischen Krankheiten zu erklären sei und somit auch keine »moralische Krisenerscheinung oder eine Geistes- und Gemütsverirrung ist«, wie es die »bürgerlichen Humanisten« glaubten.<sup>1</sup> Vielmehr wurzelten seine Ursachen in der politischen Entwicklung des Bürgertums, in »den gesellschaftlichen Widersprüchen, die man aus egoistischen Interessen verschleiert«.<sup>2</sup>

Die Rezensenten erteilen den Autoren »antifaschistischer Bücher« sehr differenziert Lob und Tadel. Solange diese nur »die Diktatur der pedantischen Verbrecher und bürokratischen Mörder«,<sup>3</sup> »die lügnerische Ideologie«, »die schreckliche



Unmenschlichkeit des Nazismus und seine Sünden, die Morphologie der Feigheit und der Unterwerfung«<sup>4</sup> vorstellen und beschreiben, »wie der Mensch sich als Bestie und der Deutsche sich als Nazi entpuppt«,<sup>5</sup> ferner den »ungezügelter Machttrieb« schildern, »der sich menschlicher Gutgläubigkeit und Unwissenheit bedient«<sup>6</sup> oder den Prozeß untersuchen, »wie der Faschismus den verängstigten Menschen in einen Missetäter verwandelt«<sup>7</sup> – werden sie als Protagonisten des Antifaschismus gefeiert. Sobald die Autoren aber mit »dem typischen Fehler, den Sartre, Moravia und andere begehen, den Faschisten als kranken oder perversen Menschen darstellen, der durch seine seelischen Unzulänglichkeiten zum Faschisten geworden ist« – setzt Kritik ein. So meint Ferenc Hajdú, der große Fehler einer solchen Auffassung liege darin, daß diese »trotz aller Anschaulichkeit und leidenschaftlichen Engagements das Problem sehr einengt und dadurch die Gefahr des Faschismus tausendmal kleiner erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit ist, denn hier handelt es sich ja nur um eine Gruppe kranker Menschen und nicht um die Frucht eines Gesellschaftssystems, welches durch seine Verwesung die ganze Welt ins Verderben stürzt«.<sup>8</sup>

Unter diesen Gesichtspunkten kritisiert Zoltán Héra Alberto Moravias Roman »Il Conformista«, ein Werk, »das trotz allem Antifaschismus wegen seiner bürgerlichen Ansichten die wirklichen Zusammenhänge verzerrt und verwechselt«. Denn: »Für Moravia ist der Faschismus keine politische oder gesellschaftliche, sondern nur eine psychologische Kategorie... Der Held des Romans, Marcello, hat in seiner Jugend Abnormitäten gezeigt, später versucht er diese dadurch zu kompensieren, daß er so handelt wie der ›Durchschnittsmensch‹, »also wie die damals regierenden Faschisten.«<sup>9</sup>

Die Auffassung, daß der Faschismus weder eine nationale Charaktereigenschaft noch eine seelische Krankheit sei, verdeutlicht Csaba Sik sehr anschaulich in seiner Besprechung von Wolfgang Koeppens Roman »Tod in Rom«. Im Gegensatz zu anderen Rezensenten des Buches, die im Nazigeneral Judejahn, dem Helden des Romans, ein Produkt der bürgerlichen Gesellschaft sehen, versteht ihn Sik als einen seelisch geschädigten Menschen, der unter dem Einfluß von Zwangsvorstellungen handelt: »Judejahn war durch seine seelische Beschaffenheit für die Rolle prädestiniert, die er in der Geschichte spielen mußte; ihm war bestimmt, den Tod zu verkörpern. Das kleinbürgerliche Milieu hat in seiner Kindheit von den Instinkten, die ihm das Schicksal zuteil werden ließ, nur die bösen entwickelt. So hat er den Sinn seiner Mission im Morden gefunden...« Koeppen meine, so zieht Sik seinen Schluß, daß »jemand dadurch zum Faschisten wird, daß seine Kindheit unglücklich war und der Vater oder die Schule seine morbiden Instinkte entwickelten und das Gute in ihm abtöteten.«

»Diese bequeme Formel«, die »keiner besonderen geistigen und künstlerischen Anstrengung bedarf«, in der sich »eine abstoßende Philosophie mit politisch-psychologischen Gemeinplätzen vermischt«, verwirft Sik mit der Begründung, daß sie »das ökonomisch-politische Wesen des Faschismus mißdeutet« und »statt



der Wirklichkeit nur einen Mythos darstellt und dabei den Glauben bestärkt, daß das humanistische und das militaristische Deutschland, in dessen mythischem Kampf der Mensch nur eine Aufgabe zu erfüllen oder ein Opfer zu sein habe, ewig und unabänderlich nebeneinander existieren würden«. <sup>10</sup>

Anderen westlichen Schriftstellern wird dagegen uneingeschränkte Anerkennung zuteil, weil sie das Phänomen Faschismus nicht nur »richtig beschreiben«, sondern auch »ideologisch richtig deuten«; weil sie »die kleinbürgerliche Brutstätte der Naziinfektion« <sup>11</sup> erkannten und wirklichkeitsgetreu den Weg aufzeichneten, der von »der bürgerlichen Dekadenz« zum Faschismus führte. Zu diesen Autoren gehört Irving Shaw, der in seinem Roman »Die jungen Löwen« Faschisten schildert, die »keine kranken Menschen mehr sind, sondern Kleinbürger, die durch ihre Gesellschaft faschisiert wurden, preußische Junker, die mit ihren Welteroberungsplänen in der gegebenen Situation dem Faschismus dienten«. <sup>12</sup>

An Hand von Friedrich Wolfs Bühnenstück »Professor Mamlock« behauptet Mária Lőrincz, daß selbst ein Jude nicht davor gefeit sei, Faschist zu werden, vorausgesetzt, er sei »ein guterzogener, gutsituierter Bürger«. Denn: »Es ist schwer, die Überzeugung zu unterdrücken, daß dieser Professor Mamlock, wenn er zufällig kein Jude wäre oder wenn man die Judenfrage aus dem Programm des Dritten Reiches ausgeklammert hätte, bis zum Ende treu dem Reich gedient hätte, dem er – vielleicht unbewußt – doch so nahe stand. Er zweifelt nicht am allmächtigen und unfehlbaren deutschen Staat, wer immer diesen führen mag. Sein überzeugtes Ich-Gefühl verhüllt nur schwer sein Übermensch-Bewußtsein. Doch er wurde als Jude geboren und muß so zum Opfer werden.« <sup>13</sup>

Richtig interpretiere auch Bertolt Brecht die Ursachen des Faschismus in seinem Drama »Die Geschäfte des Herrn Julius Cäsar«, meint »Népszava«. Hier demaskiere Brecht nicht nur Cäsar, sondern kritisiere auch »die überlebte bürgerliche Ordnung, die Demokratie der Bourgeoisie, den Handel und die Korruption hinter den demokratischen Kulissen. Kritisch schildert er auch den Weg, den diese mit Widersprüchen trachtige Gesellschaft zurücklegt, um dann in eine militärische Diktatur der Bourgeoisie einzumünden. Um dies zu zeigen, schuf Brecht einen Julius Cäsar, wie er in Wirklichkeit vielleicht nie gelebt hat, und zeichnet um ihn herum eine Gesellschaft, die erst zwei Jahrtausende nach Cäsar auf der Bühne der Geschichte erschien«. <sup>14</sup>

In seiner Besprechung der Budapester Aufführung von Max Frischs »Biedermann und die Brandstifter« schreibt Ferenc Hajdú: »Auf der Bühne gehen Brandstifter und zitternde Bürger herum, die sich vor der Brandstiftung fürchten. Nicht nur der Zuschauer weiß, wer sie sind: sie erkennen sich auch gegenseitig. Und am Ende gibt der Bürger-Biedermann selbst das Zündholz in die Hand der Brandstifter, die das Haus über ihm und die Stadt um ihn herum in Brand setzen. Ein erschütterndes Symbol, Notschrei eines antifaschistischen Schriftstellers: ›Achtung, Leute! Haltet die Hand der Brandstifter zurück!‹ Der Schweizer Frisch appelliert hier an den Bürger, an jenen Bürger, der dem Faschismus – der den zweiten Welt-



krieg auslöste – ein Heim bot und der immer noch nicht die Lehre aus der Geschichte gezogen hat.«

»Biedermann erkennt, daß er es mit Brandstiftern zu tun hat, aber was soll er tun, wenn es so scheint, als wären sie stärker ... Er sieht und hört, wie der Dachboden mit Benzinfässern vollgestopft wird, er sieht die Zünder, er rührt die Sprengschnur an, aber er übergibt die Brandstifter nicht der Polizei, weil er sich vor ihrer Rache fürchtet. Er hofiert sie, wartet mit Gefälligkeiten auf und hofft, daß vielleicht sein Haus verschont bleiben würde ... Vor uns erscheint der geschäftige Spießbürger, der die zehn Gebote und die Gesetze befolgt – und dabei doch bodenlos gemein ist. Der Spießbürger, der stolz bekennt, daß er ein Recht darauf habe, nicht zu denken, ein Recht, das Benzin nicht zu riechen, die Glut nicht zu sehen ...«

Trotz scheinbarer Sympathie für das Stück befriedigt es Hajdú nicht ganz. Er zeigt sich darüber beunruhigt, daß nicht von Faschisten, sondern nur von Brandstiftern die Rede ist. Sicherlich hat Frisch auch die Faschisten gemeint, aber nicht unbedingt die Faschisten allein. Er läßt die Möglichkeit offen, daß es auch andere Brandstifter geben könnte. Hajdú bemängelt außerdem, daß der Autor allein um den Bürger besorgt sei. Ein tadelnswertes Verhalten, denn »Frisch ist zwar ein Antifaschist, aber er ist nicht um die Menschheit besorgt, er sorgt sich nur um die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft. Er selbst sieht es nicht, und so kann er den Kausalzusammenhang zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und dem Faschismus nicht sichtbar machen. Er betrachtet den Faschismus als ›Boten des Teufels‹, unabhängig von Gesellschafts- und Produktionsverhältnissen. Er haßt den Faschismus, möchte aber den Nährboden des Faschismus retten«.<sup>15</sup>

### *Geschichtliche Wurzeln*

Ungarische Presseberichte suggerieren den Eindruck, der deutsche Faschismus entstamme der Ehe des preußischen Militarismus mit dem Kapitalismus. Eine charakteristische, im Stil wie auch im Inhalt repräsentative Formulierung dieser Ansicht findet man in einem Artikel der Parteizeitung »Népszabadság«, welche die Frage untersucht: »An welchem Wendepunkt der deutschen Geschichte hat der Prozeß begonnen, an dessen Ende der Nazismus stand?« Eine Teilantwort findet das Blatt in der Studie »Irrwege einer Nation« des ostdeutschen Alexander Abusch, die »Népszabadság« folgendermaßen zusammenfaßt:

»Abusch beschäftigt sich viel mit der Definition des Preußentums und seiner Charakterzüge, mit der Klarstellung der speziellen militaristischen Organisation und der Ideologie des preußischen Staates, dessen brutaler militanter Geist, so meint er, eine der wesentlichsten, aber nicht die einzige Quelle des Nazismus sei.«

»In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entwickelten sich die speziell-



len Charakterzüge des deutschen Nationalismus parallel zu den aggressiven und expansiven Bestrebungen des Industrialismus. Abusch sieht den wichtigsten Zug der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert darin, daß Preußen sich in dieser Zeit endgültig mit dem in der Entfaltung begriffenen Imperialismus liierte, der sich auszubreiten und schon damals seine räuberische Ideologie zu formen begann (indem Preußen das reaktionäre Erbe von Bismarcks siegreichem Gewaltdenken übernahm.)«

»Im neuen industriellen Zeitalter hat der moderne deutsche Imperialismus, als nationale Eigenart, die von Militarismus und Halbabsolutismus durchtränkten Charakterzüge des Preußentums übernommen und entfaltet. Die herrschenden Klassen haben, nach Eliminierung der zwischen Junkern und Trustbaronen in Detailfragen zeitweilig aufgetretenen Gegensätze, eine spezifische politische Allianz geschlossen. Zwischen Maas und Memel machte sich deutscher Organisationsgeist breit. Daß es dabei in Süddeutschland ein wenig gemütlicher und ungebundener zugeing, konnte nicht daran hindern, daß auch der widerstrebende Bierpatriotismus der Bayern vom militärischen Geist Preußens infiziert wurde. Die wilhelminische Politik wurde von einem Netz nationalistischer Vereine gestützt, die das Leben der deutschen Bürger von der Schule bis zur Kaserne regelten und von der Kaserne bis zum Grab – oder Massengrab.«

»Nach einer Übergangsohnmacht als Folge der Niederlage im ersten Weltkrieg, war auch die Weimarer Republik eigentlich nur eine getarnte, aber ununterbrochene Vorbereitung zur Reaktivierung des Imperialismus. Endlich, als Krönung der verschiedenen Entwicklungsphasen, haben die Rückwirkungen der Weltwirtschaftskrise die objektiven Möglichkeiten dazu geschaffen, daß die gesamtdeutschen Pläne der Monopolbarone, Junker und Generale im Hitlerismus ihre Verwirklichung finden konnten.«

Während »Népszabadság« sich zu den Ausführungen Abuschs über die deutsch-nationalen Wurzeln des Faschismus sehr befriedigt äußert, wirft sie ihm allerdings vor, die kapitalistische Wurzel ein wenig vernachlässigt zu haben, denn »bei unseren heutigen Ansprüchen und Kenntnissen – insbesondere im Licht der enthüllenden Dokumente über die Beziehungen zwischen Nazis und Industriemagnaten – hätten wir von Abusch eine tiefere wirtschaftliche und soziologische Analyse erwartet«.<sup>1</sup>

Diese »tiefere wirtschaftliche und soziologische Analyse« wird dann von denen geliefert, die eine entscheidende Rolle des deutschen Großkapitals in der Bewegung zu beweisen versuchen. Hier belegen sie »die Verquickung des Finanzkapitals mit dem Faschismus« mit der Feststellung der »amerikanischen Anklagebehörde« im Nürnberger Prozeß: »Die Nazi-Partei hätte Deutschland nicht unter ihre Kontrolle bringen können, wenn sie nicht die Unterstützung der Industrie, in erster Linie der Krupp-Dynastie erhalten hätte.«<sup>2</sup> Dort berufen sie sich neben vielen anderen Beweisen für diese Theorie auch auf Fritz Thyssen, der gesagt haben soll: »Ich bezahlte Hitler.«<sup>4</sup>



Schuldig sei also »das deutsche Großbürgertum«, das »begeistert über den neuen Mythos und voll Hoffnung auf den ›Endsieg‹ – und seine ökonomischen Konsequenzen – in entscheidendem Maße dazu beitrug, daß Hitler die Welt in Flammen setzen konnte«. <sup>5</sup> Das »Finanzkapital und die Monopolisten« werden aber nicht nur der Unterstützung der Nazibewegung, sondern auch als Nutznießer derselben beschuldigt und darüber hinaus dafür verantwortlich gemacht, daß »der National-›Sozialismus‹ sich in einen National-›Kapitalismus‹ verwandelt hat«. <sup>6</sup>

Neben dem Großkapital werden sporadisch auch die Kirchen bezichtigt, dem Nazismus Vorschub geleistet zu haben. Insbesondere Rolf Hochhuths Bühnenstück »Der Stellvertreter« gab manchen Anlaß, die »Rolle der katholischen und protestantischen Kirche bei Hitlers Eroberungskriegen« <sup>7</sup> und die »Verantwortung der Kirchenfürsten« <sup>8</sup> während des Nazismus anzuprangern.

Es ist interessant festzustellen, daß unter den Ursachen des Nazismus die Weltwirtschaftskrise fast nur am Rande erwähnt wird und die Auswirkungen des Versailler Vertrages überhaupt nicht in Betracht gezogen werden. Interessant ist ferner, wie wenig Bedeutung man der Person Hitlers und seinen demagogischen Gaben beimißt. Dies erklärt sich aber daraus, daß die Ideologie die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte weitgehend leugnet; eine These, die paradoxerweise in Schriften Stalins besonders stark zur Geltung kommt. Darüber hinaus sieht man in einer stärkeren Herausstellung von Hitlers Einfluß auf die Ereignisse die Gefahr, »alle Verantwortung auf Hitler abzuwälzen«, den Nazi-Faschismus »als das Werk eines Paranoikers« erscheinen zu lassen und damit jenes Gesellschaftssystem zu entlasten, »das Hitler verfassungsmäßig an die Macht kommen« ließ. <sup>9</sup> Doch keine Regel ohne Ausnahme, und so wird auch Hitler zumindest dort eine Rolle zugebilligt, wo seine Gaben mit kleinbürgerlichen Schwächen in Verbindung gebracht werden können wie hier von István Eörsi: »Die spießbürgerliche Konsolidation bringt immer die hemmungslosesten Streber an die Oberfläche – sie kann deren Willen nur das Nichts gegenüberstellen. Hitler hat dies erkannt.« <sup>10</sup>

Manchmal wird auch den Westmächten eine Unterstützung der Politik Hitlers vorgeworfen. »Das doppelzüngige Spiel des Westens«, so meint Ottó Szabols, die Politik der »reaktionären« Kräfte in England, die »bekanntlich Protagonisten ›der Befriedung‹ Deutschlands waren«, hätten ebenfalls zur Machtentfaltung des Hitlerismus beigetragen, denn »sie haben eine Politik befürwortet, die die deutsche Aggression nach dem Osten ableiten wollte«. <sup>11</sup>

Während man den »reaktionären Kräften« Englands ein Zusammenspiel mit Hitler vor dem Krieg vorwirft, werden die USA beschuldigt, im Krieg und danach die »reaktionär-faschistischen« Kreise Deutschlands unterstützt zu haben. Bereits der Bombenkrieg gegen Deutschland sei so programmiert gewesen, die großen Konzerne des Westens, die Hitler stützten, zu schonen und eher die östlichen Landesteile in Schutt und Asche zu legen: »Die Westmächte haben schon während des Krieges die Bombenangriffe so gelenkt, daß im Osten die Industriebetriebe, im Westen die Wohngebiete getroffen wurden.« <sup>12</sup>



So bemerkenswert viel die ungarische Presse über politische, ökonomische und geschichtliche Ursachen des Nazi-Faschismus berichtet, so auffallend selten berührt sie das Thema des geistigen Ursprungs. Nur hie und da ein kurzer Satz über Nietzsche, Wagner, den Irrationalismus, über Gobineau oder Rosenberg, aber kaum genug für ein sinnvolles Zitat. Zu den interessanteren Ausnahmen gehört eine Rezension des Buches »Literatur unterm Hakenkreuz« von Ernst Loewy. Ihr Verfasser, Gyula Kunszery, wirft zunächst die Frage auf, ob es überhaupt lohnend sei, sich mit der Nazi-Literatur zu beschäftigen. Er bejaht die Frage unter Hinweis auf Loewy: »Wenn sich diese ›Literatur‹ nur auf die zwölf Jahre des Hitlerregimes beschränken ließe, dann wäre es unter einem höheren, ästhetisch-ethischen Gesichtspunkt kaum der Mühe wert. Leider – und das ist das ehrliche Eingeständnis des Autors – besteht die Nazi-Literatur nicht nur aus dem akuten, auf ein Jahrzehnt beschränkten Irrsinns-Zustand, der mit der Machtergreifung begann und mit der Niederlage zu Ende ging. Die Infizierung ist älteren Ursprungs und – wieder ein ›leider‹ – die Nachwirkungen sind auch heute noch zu spüren. Wir müssen nicht nur von ›präfaschistischen‹ Erscheinungen sprechen, die weit in die Vergangenheit zurückreichen, sondern auch davon, daß die faschistischen und ›faschistoiden‹ Züge in der westdeutschen Gegenwart auch nach der politisch-geschichtlichen Beerdigung des Nationalsozialismus unter anderen Vorzeichen und verkleidet noch immer weiterleben.«

Loewy sehe vier Phasen der Entwicklung: »Die Keime der Nazi-Literatur sind nach seiner Meinung in der Neu-Romantik zu suchen. Die zweite Schicht von Ursachen sieht er in der ›Heimatsdichtung‹, in der an sich durchaus ehrenwerten Dichtung der Heimatliebe, die die Nazis ins Provinzielle verzerrt haben. Die dritte Stufe der Ursachen liege im militanten Nationalismus zu Zeiten Kaiser Wilhelms II., und nur die letzte Phase bestehe im engeren Sinn aus nationalsozialistischer Literatur.«

In seiner »Ahnenforschung« gehe Loewy aber nicht auf Wagner und Nietzsche zurück, denn: »Daß die Nazis diese für sich in Anspruch nehmen, hält er ganz einfach für ›eine Frechheit‹ ... Was die Verbindung der Neuromantik mit dem Nazismus betrifft, so bemerkt der Verfasser, er wolle diese Richtung damit nicht verdächtigen, allgemeine Vorläuferin des Faschismus zu sein. Einer ihrer Führer, Stefan George, starb ja in der Emigration. Zu seinem Kreis gehörten viele jüdische Dichter, und auch die tapfere anti-faschistische Haltung einer Ricarda Huch könne man nicht vergessen. Es handelt sich hier um eine für die Faschisten so bezeichnende Enteignung, Verzerrung und Übertreibung. Sie verwandelten die irrationale Neigung der Neuromantik in einen aggressiven Anti-Intellektualismus. Aus ihrem Mystizismus fabrizierten sie in der Retorte neue Scheinmythen, ihr Christentum ließen sie wegen seines Internationalismus und seiner Verbindung mit dem Judentum ganz fallen oder formten es zu einem nebulösen germanischen



Gottesglauben. Den Historismus der Neuromantik verzerrten sie zu einem Schein-historismus und nützten ihn zur historischen Rechtfertigung des ›Führerprinzips‹ und des ›Herrenvolkes‹.«

»Und was wurde im Zerrspiegel der Naziliteratur aus der an sich harmlosen, ja idyllischen ›Heimatsdichtung‹? Kleinbürgerlicher Provinzialismus oder Schein-bauerntum, das eigentlich nichts mit dem arbeitenden Landwirt zu tun hat. Es entwickelt sich die ›Blut-und-Boden-Literatur‹ mit der Parole ›Zurück zur Scholle‹ und der sehr kleinbürgerlichen Vorstellung von der ›Urkraft des Bauern‹. Die sanfte Volksverbundenheit der Heimatsdichtung verkrampft sich im ›Völkischen‹, was gleichgesetzt wird mit Haß gegen Intellektuelle, Liberale, Juden, Freimaurer, ›jesuitische‹ Christen, Marxisten, westliche Demokraten und östliche Bolschewisten ... Es erübrigt sich zu bemerken, daß bäuerlich-völkische Tugenden für die Nazis nur das ›reinrassige Teutonenbauerntum‹ charakterisierten. Der Antisemitismus ist, so meint Loewy, ursprünglich keine Haupt-, sondern nur eine Nebenerscheinung der Nazi-Ideologie gewesen. In den Anfängen diente er den Nazis als Möglichkeit, unter dem Vorwand der ›Juden-Sünden‹ die eigene Neigung zur Perversität auszuleben.«

»Die letzte Etappe der ›völkischen‹ Phase, mit ihrer Theorie des reinrassigen Germanentums, grenzt schon eng an die Phase des ›militanten Nationalismus‹. Die ehrenwerte Tugend der Vaterlandsliebe wird von den Nazi-Schriftstellern erst zu einem hochmütigen Nationalismus, dann zum Imperialismus verzerrt. Zu diesem Ideenkreis gehören: die Verherrlichung des Krieges nach der Parole ›Feuer und Blut‹, die Mythen von der besonderen Mission der Deutschen und ihrer Sendung zur Rettung des Westens und die imperialistische Theorie vom ›Lebensraum‹.«

»Die als ›Braune Bataillone‹ bezeichnete vierte und letzte Phase enthält nur nationalsozialistischen Mist. Diese Phase ist der Tiefpunkt der deutschen Literatur, wo der Nationalismus zum ›furor teutonicus‹ entartet. Während des ewigen Marschierens, zu dem man die Fahnen schwingt, schwadronieren Däumlinge des Tyräus, indem sie ... Sturm beschwören oder geil den ›Führer‹ rühmen.«<sup>1</sup>

### *Die schreckliche Vergangenheit*

Wie kann man die Furcht vor dem Nazi-Faschismus am Leben erhalten, wie der abstrakten Anschuldigung »Faschisten, Revanchisten, Militaristen« einen konkreten Inhalt geben? Die Antwort der ungarischen Presse ist, wie sich dies in der Praxis zeigt, einfach. Sie zitiert pausenlos das alte Sündenregister der Nazis und der Deutschen gegen »die Völker, die Menschheit und den Frieden«<sup>1</sup> und beschwört gleichzeitig die Gefahren des »Neofaschismus« in der Bundesrepublik, die, wie es heißt, »ein Paradies der Nazis«<sup>2</sup> sei. Angesichts eines solchen Vorgehens drängt sich die Frage auf, ob es den ungarischen Journalisten, wie sie vorgeben, um



die ehrliche Verurteilung des Bösen geht, oder ob es nicht mehr eine wohldurchdachte Methode ist, die vergangenen Verfehlungen eines Volkes im gegenwärtigen Kampf der Systeme zum eigenen Vorteil auszunutzen. Es stellt sich weiter die Frage, ob diese Art des Vorgehens das vorgegebene Ziel, nämlich die Anprangerung des Bösen, damit es sich nicht mehr wiederhole, nicht sogar gefährdet. Sicherlich ist an der Entrüstung vieles echt. Aber trifft es für alle Motive zu? Leider gilt hier der Satz – man merkt die Absicht und wird verstimmt.

In den Berichten über Westdeutschland ist es demzufolge üblich, wann irgend möglich an die böse Vergangenheit zu erinnern. Die Anlässe sind mannigfaltig, die beste Gelegenheit jedoch Reiseberichte. So schreibt Vilmos Faragó: »Ich weiß nicht, daß ich die deutsche Grenze überschreite. Nur mein Unbehagen, das mich schon in Salzburg beschlichen hat, verstärkt sich immer mehr. Ich bin außerstande, mich an den Bergwiesen, Tannenwäldern und den bayerischen Holzhäusern zu erfreuen – immer wieder formt sich in meinem Munde ein verhaßter Name: Berchtesgaden! Das Adlernest! Und wir nähern uns München ... die Landkarte aber hält einem brutal den Namen einer Kleinstadt bei München vor Augen: »Dachau!«<sup>3</sup>

Die gedankliche Verbindung München–Dachau wird von ungarischen Journalisten immer wieder hergestellt: »Dachau ... ist nur in einem zeitlichen Abstand von dreiundzwanzig Jahren (Münchner Abkommen) und geographisch 17 Kilometer von München entfernt.«<sup>4</sup> Weitaus seltener dagegen stößt man in den Berichten auf die ähnliche Assoziation Weimar–Buchenwald, etwa in der Art: »Der Mensch weiß, daß neben dieser Stadt (Weimar), wo der Humanismus so heimisch, die Gerechtigkeit so eingesessen, die nüchterne politische Überlegung so eingebürgert waren ... in einer Entfernung von kaum zwanzig Minuten Busfahrt, in einem gerodeten Wald von Buchen, von 1937 bis 1945 »Buchenwald« stand.«<sup>5</sup>

Besonders häufig erwähnen die Reisenden München und weisen in diesem Zusammenhang sowohl auf das Münchner Abkommen wie auch auf die Anfänge der »Bewegung« hin. Viele der Besucher werden vom Münchner Bier an den »bierdunstigen Geist«<sup>6</sup> der Nazis oder »die von Alkoholdunst der Bierhallen berauschten Hurra-Nationalisten«<sup>7</sup> erinnert.

Ein ungarischer Tourist kann sich selbst auf dem Oktoberfest nicht von der schrecklichen Vergangenheit befreien: »Was kann man schon machen ... inmitten einer häßlich betrunkenen Gesellschaft ... die es bei uns daheim ja auch zur Genüge gibt ... Ich beobachte das Ganze mit friedlicher Ruhe. Aber siehe da: einer springt vom Tisch und fängt an zu brüllen: »Gehen wir schießen! Schießen!« – Auch die anderen springen auf und schreien: »Gehen wir schießen!«

»Als wären sie alle miteinander verrückt geworden, so schreien sie wieder und wieder: »Schießen! Schießen! Schießen!« Die Augen leuchten auf, und auch diejenigen werden munter, die schon neben den Bierkrügen schlummerten. Als wären sie aus dem Halbschlaf erwacht, so brüllen sie alle im Tonfall der Besoffenen: »Schießen! Schießen!« Und ziehen alle ab. Ich folge ihnen.«

»Für etliche Sekunden bin ich wie gelähmt, so als hätte ich sogar meine Denk-



fähigkeit verloren. Ich kann kaum schalten: nur das schreckliche Wort ›Schießen‹ hämmert sich meinen Gedanken ein. Ich sehe das Aufleuchten der Augen, die entstellten Gesichter, einer freudigen Verklärung gleich. Na ja – fällt mir eben ein –, sie wollen ja nur in die Schießbude, ja, aber das Wort, das Wort ›Schießen!‹ Das ist dasselbe wie vor 25 Jahren. Es sticht heute noch ins Herz. Auch dann, wenn man es nur auf dem Münchner Oktoberfest hört.«<sup>8</sup>

Jahrestage, wie Kriegserklärung, Kriegsende, Stalingrad, Machtergreifung, Münchner Abkommen, Anschluß, Lidice, Oradour und viele andere traurige und schreckliche Ereignisse der Hitlerjahre geben ebenfalls Anlaß zu Rückblenden; manchmal in echter Ergriffenheit über Tragödien – meistens aber mit dem Ziel, »den leidenschaftlichen Haß gegen den Faschismus« zu schüren, und zwar nicht nur gegen den alten, sondern hauptsächlich gegen den angeblich neuen. Am Jahrestag von Lidice und Oradour schreibt »F. A.«: »Unter normalen Verhältnissen wäre das Jahrzehnt oder das Vierteljahrhundert Anlaß zur Erinnerung. Vierundzwanzig und sechsundzwanzig sind keine runden Zahlen, doch wir müssen uns daran erinnern, daß die Soldaten Hitlerdeutschlands an diesem Tag zwei europäische Ortschaften in Brand gesetzt und ausradiert haben: 1942 das tschechische Lidice, 1944 das französische Oradour.« Nach Schilderungen der Schreckenstaten vergißt aber der Verfasser des Artikels nicht die Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart zu schlagen und kommentiert: »Nach vierundzwanzig bzw. sechsundzwanzig Jahren hat man im westlichen Teil des einstigen Nazi-Staates wieder ›Notstandsgesetze‹ beraten. Wer weiß, wohin diese führen. – Diese Gedanken gehen mir durch den Kopf im Märtyrer-Museum von Lidice.«<sup>9</sup>

Weiteren Anlaß, die Bilder der »schrecklichen Vergangenheit« zu beschwören, geben die Kriegsverbrecherprozesse. Man berichtet sehr ausführlich über die Massenmorde, »die Auschwitz Todesfabrik«, die Schrecknisse und Greuelthaten von Treblinka, die Niederträchtigkeiten der Lagerwärter, die Folterungen in den Gestapo-Gefängnissen, die Judenerschießungen der SS-Kommandos usw., welche diese Prozesse zu Tage fördern. Darüber hinaus beschäftigt man sich sehr viel mit den Kriegsverbrechern selbst, ihren Missetaten, Festnahmen, Entlassungen und überhaupt mit ihrem gegenwärtigen Schicksal. So auch István Pintér und László Szabó in einer Serie von 18 Artikeln im Parteiblatt »Népszabadság« unter dem Titel »Die Henker sprechen«.<sup>10</sup>

Die journalistischen Mittel, die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit wachzurufen und wachzuhalten, sind damit noch bei weitem nicht erschöpft. Da gibt es noch zahllose Artikel über Zeitgeschichte, darunter eine lange Serie (18 Fortsetzungen) von Miklós Gárdos, die Hitlers Weg »von der Bierhalle bis zum Reichstag« beschreibt, dabei aber immer wieder auf die »jüngsten Eroberungen der Neunazis«<sup>11</sup> hinweist. Da gibt es Buch- und Theaterrezensionen, z. B. die »Eingeschlossenen von Altona« von J. P. Sartre. Das Interessanteste an dem Stück, so meint der Rezensent, sei die Entwicklung, wie »Franz von Sacken in die Situation kam, daß in ihm die Bestie, der Hitler-Schwärmer erblühte«.<sup>12</sup> Da gibt es ferner



Filme, wie »Der alltägliche Faschismus« von Michail Romm, der Anna Földes zu folgenden Reflexionen bewog: »Ich muß gestehen, ich habe mich vor diesem Film gefürchtet. Ich habe mich vor dem bedrückenden Anblick gefürchtet, der alte Wunden schon zum hundertsten Mal wieder aufreißt, vor den menschlichen Wracks, die bis auf die Knochen abgemagert dahinvegetieren, dem Leichenberg, den Bündeln von Haaren und dem Blut. Aber Romms Film will nicht mit diesem Anblick erschrecken. ›Von Anfang an wollte ich keineswegs die schrecklichen und grausamsten Szenen aussuchen‹ – hat er in seiner Erklärung gesagt –, ›doch die Hand meiner Cutterin zitterte, als sie an diesem Film gearbeitet hat ... Die Szenen, die sie nicht ertragen konnte, habe ich selbst geschnitten.‹ Ich wunderte mich nicht über die zitternde Hand der Cutterin, über ihr Erblassen, als sie mit dieser Geschichte konfrontiert wurde. Der Film will aber nicht erschrecken, sondern in erster Linie zum Nachdenken anregen. Der Regisseur will begreiflich machen, wie eine mit Trommelwirbel erzogene, vom Fackellicht geblendete, mit dem Mythos der Rassentheorie infizierte Jugend dazu gekommen ist, Henkerarbeit mit Gleichgültigkeit zu ertragen oder mit Begeisterung auf sich zu nehmen – daß Väter Andenken ihrer Bluttaten, bestürzende Beweise ihres Henkerdaseins unter Bildern ihrer Familienangehörigen aufbewahren. Wie konnte es geschehen, daß alberne Frauenzimmer die programmäßige Befriedigung sexueller Bedürfnisse durch reinrassige Soldaten, daß Akademiker die Bücherverbrennung als vaterländische Pflicht empfunden haben?«<sup>13</sup>

Ungarische Journalisten sprechen vom Faschismus in ihren Erinnerungen fast ausnahmslos im Ton des Entsetzens, des Hasses, der Entrüstung und Verdammung. Ihr Augenmerk richtet sich in erster Linie auf die Exzesse und Greuelthaten des Nazismus, und so übersehen sie die lächerlichen Züge der »Bewegung«. Als zunächst westliche, später auch östliche Filme oder Bücher mit stark satirischem Inhalt über den Faschismus herzogen, zeigten sich die Rezensenten ehrlich verblüfft und versuchten diese Ironie irgendwie zu entschuldigen. So schreibt Vera Létyay über Luigi Zampas Film »Gli anni rugenti«: »Wir kennen viele entsetzliche Seiten des Faschismus: Tragödien haben den Opfern des Fanatismus und des Schreckens ein Denkmal gesetzt. Zampas Film wählte jetzt die Dummheit und Beschränktheit der Bewegung als Zielscheibe ... Um das provinzielle Getue, die Stupidität und die groteske Seite des Faschismus zu karikieren, bedient er sich der Satire.« Sie fügt jedoch hinzu, »selbstverständlich ist es kein Zufall, daß Zampa erst jetzt, zwanzig Jahre nach den Ereignissen, diesen Film drehte ... nachdem er dem Schrecken schon früher ... seine dokumentarische Reverenz erwiesen hatte«.<sup>14</sup> László Bernáth entschuldigt die satirischen Teile von Michail Romms Film über den Faschismus mit der Begründung: »Die geschichtliche Ferne hat auch gute Seiten. Romm kann sich erlauben und erlaubt es auch uns, über den Faschismus zu lachen. Dafür sind wir ihm sehr dankbar, denn es ist ein Zeichen der Genesung der Welt, daß wir über die Teufelsfiguren des Schreckens schon lachen können. Etwas auslachen bedeutet ja, daß wir es besiegt haben, ohne das gebe es ja kein Lachen ...«<sup>15</sup>



»Untiere oder Menschen?«, ein bisher ungelöstes Problem der Nazi-Darstellung in der östlich-sozialistischen Welt. Auch viele Ungarn haben sich mit dieser Frage auseinandergesetzt, darunter István Eörsi, der versucht, mit den alten Positionen zu brechen: »Nach dem Zweiten Weltkrieg haben Schriftsteller und Journalisten die Nazi-Größen und Massenmörder einfach als Untiere dargestellt. Fadejev hat sogar die Ansicht vertreten, daß es eines Schriftstellers unwürdig sei, Nazis als Personen individualisiert zu zeigen. Ein logischer Standpunkt: die Untiere unterscheiden sich von Menschen dadurch, daß sie keine Individualität besitzen, sondern nur die allgemeinen Eigenschaften der Gattung verkörpern. Die Individualisierung der Untiere wäre somit eine ›contradictio in adjecto‹.«

Eörsi erkennt aber auch die Gefahren, die der »eigenen Propaganda« aus einer solchen unrealistischen Darstellung früher oder später erwachsen müssen: »Dieser Standpunkt schien berechtigt, solange die noch kaum vergessenen Leiden und der verständliche Haß jede andere Überlegung ausschlossen. Die Ansicht war erlaubt – aber auf lange Sicht hat sie der antifaschistischen Propaganda und dem Geschichtsbewußtsein der neuen Generation erheblich geschadet. Der Mensch kann nur Menschen als Feinde betrachten – denn sobald er dem Alter der Märchen entwachsen ist, glaubt er weder an Untiere noch an Teufel.«

Um diese These zu veranschaulichen, zeichnet Eörsi dann, gestützt auf G. M. Gilberts »Nürnberger Tagebuch«, ein Porträt Hermann Görings, das sich in seiner menschlichen Note von dem bisher gezeigten Unmenschen Göring stark unterscheidet: »Göring ist, ähnlich wie Richard III., eine gigantische Figur: maßlos machtgierig, gewaltsam, eitel und von solcher Suggestivkraft, daß man ihn von den anderen Angeklagten separieren mußte, denn nur so konnte man von ihnen ein aufrichtiges Geständnis erhoffen. Noch auf der Anklagebank lacht er mächtig auf, als er an seine früheren Erfolge erinnert wird. Sein Mitgefangener Frank darf im Gefängnishof nur an seiner linken Seite spazieren, weil er eine niedrigere Stellung innehatte. Manche haben ihn wegen seiner lüsternen Lebensgier für einen ›Renaissance-Menschen‹ gehalten, andere für einen zwar großen Menschen, aber einen ›Träger einer veralteten mittelalterlichen Tradition‹...«<sup>1</sup>

Dieses durch menschliche Schwächen, Fehler, aber auch gewisse Tugenden gezeichnete Bild Hermann Görings scheint nicht nach dem Geschmack der ungarischen Presse ausgefallen zu sein. Es blieb eine Ausnahme. In der Regel sind die Presseporträts von Hitler, Schirach, Rosenberg, Eichmann, aber auch von Robert Mulka, Willy Bogner, Ilse Koch und anderen »ekelhaften und fürchterlichen kleinen Gebilden des Dritten Reiches«<sup>2</sup>, ebenso wie die Bilder der durch die Presse zu Nazis gestempelten Oberländer, Globke u. a. eher Karikaturen mit unmenschlichen Zügen. Ja, sie werden meist kurz mit den Worten »Bestie« und »Untier« charakterisiert. Wenn ein westlicher Schriftsteller wie etwa Jean François Steiner einen Nazi als Menschen mit bösen und guten Eigenschaften, d. h. anders als den »aus



Antinazibüchern bekannten Deutschen«, beschreibt, so kann Tibor Várkonyi die Bemerkung nicht unterdrücken, gerade »diese menschliche Nähe macht sie zu noch erschreckenderen Bestien und typischen Henkern«.<sup>3</sup>

Nur selten und ganz am Rande interessiert man sich in Ungarn für die psychologisch-soziologische Frage, wie es soweit kommen konnte, daß in einem zivilisierten Land Menschen ohne allgemein kriminelle Veranlagung Massen- und Individualmorde verübt haben, in einer technisiert-feigen Weise, in nie dagewesenem Ausmaß an Schrecklichkeit, und dabei sogar noch glaubten, das Richtige zu tun. Die simplifizierte und stereotype Antwort, daß »die Massenvernichtung von Menschen in Auschwitz nur die letzte Konsequenz der kapitalistischen Ausbeutung des Menschen ist«,<sup>4</sup> sei unbefriedigend und keine Lösung. Diese Ansicht negiert die Tatsache, daß es in anderen kapitalistischen Ländern, ja auch in anderen kapitalistischen Epochen Deutschlands nie zu solchen Untaten kam. Dagegen wurden in sozialistischen Staaten, wenn auch mit technisch weniger entwickelten Mitteln, ähnliche Greuelthaten von ähnlichem Ausmaß verübt. Im Namen einer Ideologie – die philosophisch und menschlich dem Faschismus weitaus überlegen ist – wurden Völker ausgerottet, Millionen vertrieben, Millionen in Arbeitslagern durch Hunger umgebracht, kleine Nationen angegriffen, Aufstände gegen Großmachtsmißbrauch niedergemetzelt, Freunde der eigenen Bewegung, die besten Genossen zu tausenden der Gehirnwäsche unterzogen, menschlich in einer würdelosen Weise erniedrigt und anschließend liquidiert. Was darüber hinaus Kapitalisten, Bauern, Händlern, Priestern usw. angetan wurde, soll hier erst gar nicht erörtert werden, denn es gibt ja eine Art »progressive Geister«, für die Angehörige solcher Gruppen sowieso kaum als Menschen gelten. Daß weder der Sozialismus noch der Kapitalismus an sich für solche Greuelthaten verantwortlich zeichnen, scheint durch die Geschichte bewiesen. Daß die Entwicklung im Reich zum Nationalsozialismus und dann zum Irrsinn, im Osten über verschiedene Formen des Stalinismus zu nicht viel Besserem führte, war eher die Folge von Haß, menschlicher und ideologischer Verblendung und Organisationsfehlern der menschlichen Gemeinschaft überhaupt. Objektive Studien können hier viel Gutes tun, politisch durchsichtige Haßtiraden vielleicht alles verderben.

Doch haben ungarische Massenmedien für objektive Ergebnisse sehr wenig Verwendung. Statt dessen brauchen sie nur Materialien für den Aufbau des Popanzes »faschistisch-militaristische Bundesrepublik«. Der Nazi-Mensch, seiner Herkunft nach kapitalistisch, kleinbürgerlich und deutsch dargestellt, konkret durch die Geschichte bewiesen, vielen durch schreckliche Untaten noch in klarer Erinnerung, war gegeben und schien geeignet, dem Popanz das schreckliche Antlitz zu liefern. Um so mehr, da sich in der Bundesrepublik der Nazi-Mensch – wie es heißt – wieder »ohne Maske« und »offen« brüste,<sup>4</sup> daß er dort weiterlebe, wie es der Film »Die Mörder sind unter uns« beweise.<sup>5</sup> Damit erklärt sich auch die große Zahl verschiedener Nazi-Porträts in der ungarischen Presse.

Viele dieser Porträts sind charakterisiert durch die »bestialische Mentalität« und



»Brutalität« der Nazi-Menschen. So soll einer nach einer »Sauf-Orgie« eine russische Lehrerin gefoltert und mit einer Peitsche zu Tode geprügelt haben, um durch ihre menschliche Gebrechlichkeit den Beweis zu erbringen, daß die Russen »Untermenschen« seien.<sup>6</sup> Bei anderen äußere sich diese Brutalität nicht so direkt, sondern eher in der »präpotent-machtbewußten Unbekümmertheit« für das Leben anderer; manchmal verbunden mit einer »deutschen Kulturüberheblichkeit«,<sup>7</sup> manchmal mit »pedantischem Bürokratismus«.<sup>8</sup>

Ein anderer Typus des Nazis sei der durch feigen Opportunismus und Geldgier getriebene Mensch. Hier erwähnt die ungarische Presse oft Kurt Becher, den man der Deportation der ungarischen Juden beschuldigt und der heute, wie es heißt, »ungestört als Millionär in Bremen«<sup>9</sup> lebe: »Typische Nazikarriere. Der einstige Vertreter jüdischer Händler, der zur rechten Zeit zu einer arisierten Firma übergewechselt hat, der »unpolitische« Pferdehändler, läßt sich von der SS und der Partei anwerben. 1939 noch Gefreiter, ist dieser Held 1940, ohne einen Feind gesehen zu haben, schon Oberst und einer der verlässlichsten Agenten Himmlers. Eichmann beklagte sich in Jerusalem, daß er die schmutzige Arbeit zu verrichten hatte, während sich Becher den guten Geschäften widmete, die in Wahrheit genauso schmutzig waren (wie diejenigen Eichmanns)«.<sup>10</sup>

Brutalität, Geldgier, Bürokratie und andere häßliche menschliche Eigenschaften werden oft noch durch »typisch deutsche« Charakterzüge ergänzt wie Sentimentalität, Musikliebe, Unterwürfigkeit, Gehorsam usw., um die Assoziation, Faschisten gleich Deutsche, wachzuhalten. Ein bezeichnendes Beispiel ist das von Ottó Szabolcs entworfene Porträt Heydrichs: »Die faschistischen Figuren sind erschreckend gleichförmig – nicht weil man sie schematisch darstellt, sondern weil ein System, das Böse, der Rassenwahn, der Machtdünkel sie nach einem unerbittlichen Gesetz wie aus einem Guß modellierte. Es ist schwer, unter ihnen eine Art Rangliste festzulegen, und sei es auch nur eine negative – doch Heydrich ist vielleicht der repräsentativste unter ihnen. Sproß einer deutschen Bürgerfamilie mit den Idealen des typisch deutschen Kleinbürgers, der bis zu Tränen gerührt musiziert und gleichzeitig unbarmherzig, mit einer unmenschlichen Gefühllosigkeit, Tausende in den Foltortod schickt. Von der Ausrottung ganzer Völker spricht er wie von der Erledigung eines Aktenstücks. Kalt, zugeknöpft, bis zum Äußersten ziel- und zweckbewußt, doch gleichzeitig, wenn nötig, auch gesellig ... Er verkörpert das Führer-Prinzip: ergebener Diener nach oben, unbarmherziger Diktator nach unten.«<sup>11</sup>

Stark unterstrichen werden deutsch-sentimentale und deutsch-biedere Züge bei jenen »schauderhaften Missetätern«, die nach Kriegsende in der Bundesrepublik »untertauchten« und als »ehrbare Bürger« oder »sanfte, kinderliebende Menschen« die Umwelt getäuscht haben. So Willi Busse, ein Wächter des Lagers von Sachsenhausen, den seine »Bonner Gesinnungsgenossen umsonst« zu retten versuchten und der »»sentimental« Tausende in den Tod schickte«, indem er sie »in die Kälte hinaustrieb« oder »im kalten Wasser ertrinken ließ«.<sup>12</sup>



»Deutsche« Eigenschaften charakterisierten auch oft die »Bürokraten des Todes« und die »Schreibtischmörder« wie den so häufig angegriffenen Wolfgang Fränkel, hier in der Beschreibung von Ferenc Paál: »Infolge seiner Tätigkeit rollten die Köpfe der Deutschen unter dem Henkersbeil. Er war der Typ des unbarmherzigen, blutdürstigen Justizbeamten, ein Produkt jener bürokratischen Zucht, die schon den deutschen Staat Bismarcks und Wilhelms kennzeichnete und die sich damit brüstete, aus dem Land der Dichter und Denker in letzter Konsequenz ein Land der Richter und Henker gemacht zu haben.«<sup>13</sup>

### *Die Gefahr ist noch nicht gebannt*

»Wenn Hitler auch tot ist, sein Geist ist in der Bundesrepublik noch quicklebendig, darüber darf man nicht hinwegsehen«,<sup>1</sup> mahnt Marcel Forgács. Andere belehren: »Wir wissen, daß leider nur die Nazi-Waffen besiegt wurden. Der Nazi-Geist konnte noch nicht getötet werden. Man hat ihn nur in eine Flasche gesperrt. Er ist nicht gestorben, auch schläft er nicht mehr, er klopft immer lauter an die Wand der Flasche und versucht den Pfropfen hinauszudrücken ... Die Gefahr ist heute größer, weil sie differenzierter und verborgener ist. Hochmütige Tyrannei und hemmungsloser Vernichtungsdrang provozieren nicht mehr die bessere Hälfte der Menschheit, also müssen die Kampfmethoden neu ausgerichtet werden.«<sup>2</sup>

Mit anderen Worten: »In Nürnberg hat man viele Köpfe des Drachens abgeschnitten, aber bei weitem nicht alle.«<sup>3</sup> Welche Köpfe sind geblieben? Worin sieht die ungarische Presse die Gefahr des Nazismus heute? Die Antworten sind mannigfaltig. Die Gefahr bestehe darin, daß alte Nazis wichtige Posten in der Bundesrepublik bekleideten, daß die Westdeutschen die Verfolgung der Naziverbrecher sabotierten und die Entnazifizierung »dem Tod und dem Totengräber überließen«,<sup>3</sup> daß sie die Nazi-Ideologie weiterpfl egten und sich nicht mehr an die schrecklichen Taten vergangener Zeiten erinnern wollten, ja daß sich in der Bundesrepublik sogar wieder neofaschistische Kräfte regten.

Eine der meist wiederholten Beschuldigungen, insbesondere vor 1966, war, daß der »Bonner Staat« die wichtigsten politischen, wirtschaftlichen und militärischen Schlüsselpositionen mit vormaligen Nazis besetze. »Esti Hírlap« behauptet z. B., die Israelis hätten während des Eichmann-Prozesses gefragt, »warum man so viel über die Toten spricht, warum kein Wort über diejenigen fällt, die noch leben? Sind die verstorbenen Handlanger Eichmanns vielleicht gefährlicher als die lebenden, wie Oberländer, Speidel, Globke, Heusinger, die das politische und wirtschaftliche Leben der Bundesrepublik bestimmen«?<sup>4</sup> In derselben Zeitung spöttelte »B. T.« über Besetzungsschwierigkeiten im Vertriebenenministerium: »In diesem Bonner Sack kann man auch mit geschlossenen Augen nicht daneben greifen. So oft man auch einen Minister für »Umsiedlungsangelegenheiten« herauszieht – mag



er Oberländer oder Krüger heißen – es kann nur ein ehemaliger Nazi sein.«<sup>5</sup> Éva Terényi moniert, daß »man im Verfassungsschutz viele Offiziere der vormaligen SS, Männer der Gestapo und des SD (Sicherheitsdienst) an leitender Stelle beschäftigt«, doch wie man in Bonn höre, »kann man die Erfahrungen dieser ›alten Hasen‹ nicht entbehren«.<sup>6</sup> Kurz, Behauptungen in sicherlich über tausend verschiedenen Artikeln besagen, daß in Bonn vom Staatsoberhaupt bis zum letzten Wachmeister eigentlich jeder ein gewesener Nazi sei.

Im Zusammenhang mit solchen Feststellungen bezieht sich die ungarische Presse oft auf das in der DDR veröffentlichte »Braunbuch«. Es beweise »mit einer Reihe von Dokumenten, Fakten und Zitaten aus Berichten von Augenzeugen der Massenmorde die Tatsache, daß gegenwärtig mindestens 5 Minister und Staatssekretäre, 100 Generale und Admirale der Bundeswehr, 828 Staatsanwälte, Richter und Staatsbeamte von hohem Rang, 245 Diplomaten und 297 Polizeioffiziere in der Bundesrepublik aktiv amtieren, die der Diktatur Hitlers den Weg geebnet und organisiert haben, die Nutznießer dieser Diktatur, ausgewählte Massenmörder und Ausführende faschistischer Verbrechen gegen fast alle Länder Europas gewesen sind«.<sup>7</sup>

Für diese Bevorzugung ehemaliger Nazis wird aber nicht allein die Bonner Regierung verantwortlich gemacht. Manchmal werden auch die Amerikaner als schuldig bezeichnet. So zitiert Sándor Máté einen amerikanischen Oberst, der gesagt haben soll: »Ob die in Bonn nun Faschisten sind oder nicht, es spielt keine Rolle. Im Gegenteil! . . . Die Nazis, obwohl unpopulär, erweisen sich für die amerikanische wie auch für eine zukünftige europäische Politik als viel nützlicher und vorteilhafter als die Antifaschisten und Demokraten.«<sup>8</sup>

Eine bei weitem nicht vollständige Namensliste der Hauptbeschuldigten in alphabetischer Reihenfolge: Abs, Becher, Blessing, Flick, Globke, Heusinger, Kiesinger, Krupp, Lemmer, Lübke, Oberländer, Seehofer, Speidel, Siemens, Thysen, Trettnier, Vialon, Zech-Nenntwich etc. Diese Liste enthält drei Hauptgruppen: CDU/CSU-Politiker, Wirtschaftskapitäne und Bundeswehrgenerale. Die politische Absicht, warum gerade diese drei Gruppen mit Nazivergangenheit beschuldigt werden, ist leicht erkennbar.

In diesen Gruppen vermutet die ungarische Presse zu Recht oder Unrecht den größten Widerstand gegen die Anerkennung des Status quo, hier wittert sie die größte Gefahr für das eigene System.

Die Anschuldigungen selbst sind sehr stark gefächert. Sie reichen vom »Kriegsverbrecher« und »Massenmörder« über Parteimitgliedschaft bis hin zum bloßen Sympathisanten, Nutznießer, Mitläufer oder opportunistischen Verfasser von Habilitationsarbeiten. Die Tatbestände sind mehr oder minder verdreht und damit verfälscht, manchmal frei erfunden oder unbewiesen. Um die Glaubwürdigkeit der eigenen Behauptungen zu erhöhen, verweist die ungarische Presse immer auf Fälle wie den des zum Rücktritt gezwungenen Vertriebenenministers Krüger oder des Generalbundesanwalts Fränkel und betont, daß westdeutsche Stellen »gezwungen



waren«, die Wahrheit der Anschuldigungen anzuerkennen. In anderen Fällen scheiterte die Wahrheitsfindung oft am Widerstand der westdeutschen Behörden.

Allein die Tatsache, in der Nazi-Wehrmacht gedient zu haben, genügt oft schon für die Beschuldigung, ein Nazi gewesen zu sein. Naziverdächtig wird man dadurch fast immer, ob Erich Mende wegen seines »Ritterkreuzes«<sup>9</sup> oder Rainer Barzel wegen seines Wehrdienstes in der »Nazi-Luftwaffe«.<sup>10</sup> Einen Posten in der Hitlerzeit innegehabt zu haben, kann zu ähnlichen Beschuldigungen oder Verdächtigungen führen, auch dann, wenn einer kein PG war. Das gilt besonders von Wirtschaftskapitänen, die zu jener Zeit »Eigentümer ihrer Betriebe« waren, die, »ohne Nazis gewesen zu sein . . ., reichlich verdient haben« oder in ihren Betrieben »zehntausende aus den deutschbesetzten Ländern verschleppte Arbeiter um einen Hungerlohn und unter unmenschlichen Verhältnissen beschäftigten«.<sup>11</sup>

Die Häufigkeit dieser Art von Vorwürfen ist von seinem Höchststand um 1961 im Verlauf der Berichtsperiode stark zurückgegangen. Der Höhepunkt wurde im Zusammenhang mit der Person Theodor Oberländers erreicht, den man verschiedenster Kriegsverbrechen im Rußlandfeldzug beschuldigte. Ein weiteres Angriffsziel war Hans Globke, »der pedantische Bürokrat«, dem man vorwarf, schon »vor der Machtergreifung der Nazis die legalen Modalitäten der Judenverfolgung ausgearbeitet zu haben«;<sup>12</sup> schließlich die »Nazigenerale« Heusinger und Speidel. Gegen alle richtete sich ein wahres Trommelfeuer. Seit 1965 ist dieses Thema – trotz Kiesingers Parteimitgliedschaft und Lübkes »Baracken-Affäre« – absolut wie auch relativ in den Hintergrund getreten. Die Generation, die aktiver Nazimittäterschaft beschuldigt werden könnte, wird langsam von jüngeren Jahrgängen abgelöst, die Hitler nicht mehr kannten; anlässlich Trettners Rücktritt 1966 hieß es: »Die »alte Garde« der Hitlerwehrmacht hat Bonn gegenüber ihre Schuldigkeit getan«;<sup>13</sup> eine neue Generation übernimmt die Bonner Staatsgeschäfte, die nichts mit den Nazis zu tun gehabt hat. Neue Themen treten in den Vordergrund wie Jugendrevolte und die NPD. Nicht zuletzt hofft man aber im Osten und in Ungarn seit der »großen« und noch mehr seit der »kleinen Koalition« auf eine juristische Fixierung des Status quo in Europa und versucht, diese Chancen durch sehr differenziert geführte Pressekampagnen vorzubereiten.

Mit dem zahlenmäßigen Rückgang der Angriffe auf etwaige Nazivergangenheit hat sich auch der Ton dem allgemeinen Trend angepaßt. Die früher sehr aggressive und schwulstige Ausdrucksweise machte nun einem schlichteren, eher spöttisch-fragenden Ton Platz. So hieß es etwa nach Kurt Georg Kiesingers Wahl zum Bundeskanzler: »Schwer zu vergessen, daß dieser Politiker schon in den ersten Anfängen, im Jahre 1933, in die Nazi-Partei eingetreten ist. Wie man es auch nimmt, es scheint eigenartig, daß man in der Bundesrepublik mit ihren 50 Millionen Einwohnern keinen Politiker für den höchsten politischen Posten finden konnte, der nicht Mitglied der Hitler-Partei war.«<sup>14</sup> Auch in bezug auf Heinrich Lübke blieb es meist bei Fragen, wenngleich voll unbewiesener Beschuldigungen: »Gibt es im Jahre 1968 kein anderes Staatsoberhaupt als einen Mann, der Hitlers



Kriegsmaschinerie unterstützte, wirtschaftlicher Vertrauensmann der Nazis war und dessen Gewissen nachweislich Kriegsverbrechen belasten?«<sup>15</sup>

### *Unverwüstlicher Nazi-Geist*

Ständiges Angriffsziel ist »die Mentalität des westdeutschen Staates, die reichlich Anlaß zu tiefster Besorgnis liefert«,<sup>1</sup> denn der Nazigeist sei noch lange nicht tot, noch immer verherrliche die öffentliche Meinung die im Kriege besiegte Nazi Herrschaft. Meistens begnügt man sich mit allgemeinen Andeutungen gegen »diesen Staat«, der »die Verbrechen der Hitlerperiode mit einem Heldenmythos umgibt und gerne wieder alle diejenigen auf das Schafott bringen möchte, die schon einmal die Opfer des Nazismus waren«,<sup>2</sup> oder man ergeht sich in der allgemeinen Verurteilung der Glorifizierung von Nazimördern »durch die westdeutsche Öffentlichkeit«, die »mit Freude den Henkersgehilfen der Vernichtungslager verzeihen würde, den Massenmördern von Oradour und Lidice, den sterilisierenden Arztbanditen, den Blutrichtern und dem Nazismus selbst, der doch, in ihren Augen, ›Deutschland großgemacht habe‹«. <sup>3</sup>

Westdeutschland verherrliche aus tiefstem Herzen die Ideologie und Taten der Nazis, suggeriert die ungarische Presse. Die Symptome seien mannigfaltig. So werfe man Hitler nicht seine Verbrechen, sondern sein Mißgeschick vor, seine große Sünde sei nicht die Kriegserklärung, sondern der verlorene Krieg. »In einem beträchtlichen Teil der öffentlichen Meinung des Bonner Staates«, behauptet Tamás Barabás, »lebt auch heute noch die Vorstellung weiter, daß Hitler das Richtige und Gute gewollt habe, nur endeten seine Pläne zu seinem Unglück in einem Fiasko; daß auch Auschwitz im Grundprinzip schon richtig war, nur habe man sich bei der Durchführung solcher Maßnahmen eben ein ganz klein bißchen ›vergaloppiert‹; daß der Zweite Weltkrieg zwar unvermeidlich, aber gerecht gewesen sei, doch wegen der Blödheit der westlichen Mächte mit einem Mißerfolg enden mußte. Es lebt – und das ist das Tragischste – leider der Gedanke weiter, daß ein dritter Weltkrieg eine unvermeidliche Notwendigkeit sei und am Ende die historische Sache der Ritter von Auschwitz doch noch ins rechte Licht gerückt werde.«<sup>4</sup>

Ein weiteres Symptom sei, daß die »westdeutsche öffentliche Meinung« die Nürnberger Urteile ablehne und laufende Kriegsverbrecherprozesse mißbillige. Man will wissen, »daß man in Westdeutschland die Rechtmäßigkeit der früher von internationalen Gerichten geführten Prozesse und deren Urteile anzweifelt, ja es sogar als ›die Rache der Sieger‹ hinstellt; ferner, daß nach Feststellung eines ›westdeutschen Meinungsforschungsinstitutes‹ 40 Prozent der Bevölkerung überhaupt nichts von Auschwitz-Prozessen wissen und 39 Prozent derjenigen, die etwas darüber gehört hatten, sich entschieden gegen solche Prozesse aussprachen,



weil diese ›Deutschlands Ansehen‹ schädigen ...»<sup>5</sup> Diese Einstellung, meist als Symptom virulenter Nazimentalität gewertet, wird manchmal aber auch als Ausdruck des öfter verspotteten »Selbstmitleids der Deutschen« betrachtet, die »nur sich selbst bemitleiden und gegenüber dem viel größeren Leid anderer gänzlich unempfindlich sind«.<sup>6</sup>

Für sehr gefährlich und bedenklich hält die ungarische Presse auch die Nazi-Infektion der westdeutschen Jugend. In einer langen Reportage zu diesem Thema stellt István Tamás einen 19jährigen Gymnasiasten vor, »der die Meinung seiner Klasse in folgenden Worten ausdrückte: ›Hitler war Klasse – denn er vermochte jeden Widerstand zu brechen.« Als man dann dem jungen Mann die himmel-schreienden Sünden der Nazis darlegte, hat er geantwortet: ›Das ist nicht wahr, es gab keine Gaskammern und Ähnliches. Die Massenmorde werden von unseren Feinden übertrieben, um Deutschland anzuschwärzen.« Anderswo hat man zwei-undzwanzig junge Männer zwischen 19 und 25 Jahren darüber befragt. Sieben haben sich ohne Vorbehalt gegen Hitler und den Faschismus ausgesprochen, die übrigen dreizehn legten ihren Standpunkt folgendermaßen dar: ›Hitler hatte selbstverständlich unrecht, aber ...« und dann folgten der Erklärung verschiedene Argumente, die das Geschehene, das die Jugend nicht einmal zur Hälfte kennt, irgendwie zu entschuldigen trachteten«. Im weiteren berichtet Tamás, daß »der Geschichtsunterricht in der Schule zwar den Zweiten Weltkrieg erwähnt, aber hauptsächlich die siegreichen Schlachten des Krieges behandelt. Über das Wesen des Faschismus – kein Wort. Die kurzlebigen Siege werden zu großen Triumphen deklariert, der Verlust des Krieges als Hitlers unverzeihbarer Fehler«.<sup>7</sup> Daraus ergebe sich, daß die Jugend – »sofern sie überhaupt etwas vom Nationalsozialismus weiß – meist nur das Positive kennt, nämlich daß man damals die Autobahn baute und die Arbeitslosigkeit abschaffte«.<sup>8</sup>

»Man pflanzt in die Seele der Jugend Tag für Tag die verzerrten Ideen von Deutschlands Größe, die geographische Expansion und die revanchistische Nostalgie«, so kommentiert Tamás weiter. »Auf den Schulbänken liegen ›Mickimaus-Hefte‹ und Mathebücher, unten in den Fächern aber Nazimemoiren und blutrünstiger Schund. Rundherum in hohen staatlichen Stellungen alte Faschisten. Geschichtliche Ideale haben sie keine. Sie haben nur Wünsche und Zwangsvorstellungen, etwas tun zu müssen. Zwischen Wunsch und unbekanntem Ziel gibt es – wenigstens vorläufig – nur eine gähnende Leere. Diejenigen, die diese Leere noch zynisch vergrößern, wissen, wofür sie Platz schaffen.«<sup>9</sup>

Bezeichnend für den immer noch sehr virulenten Nazigeist sei ferner, daß »der westdeutsche Büchermarkt mit Werken überschüttet wird, die die politischen Ansichten der neuen Generation mit der ›ruhmreichen und heldenhaften‹ Vergangenheit zu beeinflussen versuchen«.<sup>10</sup> Unter diesem Gesichtspunkt wird besonders die Veröffentlichung jener Memoiren kritisiert, »die überlebende Nazigenerale zu ihrer eigenen Rechtfertigung geschrieben haben«.<sup>11</sup> Auch die Memoiren vormaliger Nazigrößen oder ihrer Ehefrauen werden mißbilligend kommentiert wie z. B.



die Emmy Görings »mit dem Kernpunkt: ›Mein Mann war ein Soldat mit Kinderherz‹ ... Aus der Sicht einer Frau ist es vielleicht verständlich, daß sie in ihrer Erinnerung die menschlichen Züge des Lebensgefährten pflegt, auch dann, wenn dieser ein Verbrecher war. Unverständlich ist es aber, daß sie das in 10 000 Exemplaren in der Bundesrepublik propagieren darf.«<sup>12</sup>

Auch verschiedenste Tagesereignisse dienen dazu, die Existenz des »Nazigeistes« zu demonstrieren. Darunter Angriffe »revanchistischer Kreise« gegen Martin Niemöller, den jene als »schlampigen Demokraten brandmarkten«,<sup>13</sup> wie auch Demonstrationen gegen Marlene Dietrich oder Kritik an Thomas Mann, »dem man vorwarf, dem Dritten Reich nicht gedient, sondern es verurteilt zu haben«.<sup>14</sup> Auch die Art, wie man der Kapitulation des Hitlerreiches (8. Mai) gedenkt bzw. nicht gedenkt, gibt Grund zur Beanstandung: »Die einzige Gegend in Europa, in der man nicht gefeiert hat (von den zwei offen faschistischen Staaten Portugal und Spanien abgesehen) war die Bundesrepublik.«<sup>15</sup> »Während man in der DDR den 8. Mai als den Tag der Befreiung feierte ..., gedachte man dessen in der Bundesrepublik als des Tages des Zusammenbruches.«<sup>16</sup>

Auch die Art, in der Baldur von Schirach und Albert Speer nach ihrer Freilassung von den Westdeutschen empfangen wurden, zeuge vom lebendigen Nazigeist. »Große westdeutsche Zeitungen haben den beiden Nazi-Kriegsverbrechern phantastische Summen für Exklusiv-Interviews angeboten.«<sup>17</sup> Sie haben »der Freilassung der beiden Kriegsverbrecher ganze Seiten gewidmet, um zu versuchen, mit romantischen Familiengeschichten ihre Rückkehr in die Gesellschaft zu ebnen«.<sup>18</sup> Dabei läßt Tamás Barabás – er ist nicht der einzige – auch Willy Brandts Blumenstrauß für Speers Tochter (»er hoffte mit dieser Geste die Macht aus der Hand der Christdemokraten zu schlagen«) nicht ohne Kommentar: »Ich weiß nicht, ob es Willy Brandt, dem einstigen antifaschistischen Kämpfer, eingefallen ist, einmal Sachsenhausen oder ein anderes Konzentrationslager zu besuchen. Es mag sein, daß er dies später für nötig halten wird. Aber nach dem Blumenstrauß für Speer hat er kaum noch ein moralisches Recht, die Gedächtnssäule derer mit Blumen zu schmücken, die von den Speers in den Tod gejagt wurden.«<sup>19</sup>

Der Antikommunismus, von dem Thomas Mann gesagt habe (und man beruft sich oft darauf), »er ist die fundamentale Lüge unserer Zeit«, wird prinzipiell als Zeichen einer virulenten Nazigesinnung angesehen. In diesem Sinne umschreibt die ungarische Presse den »zum Terror bereiten Antikommunismus« in den verschiedensten Formulierungen als »die gesetzmäßige Begleiterscheinung der letzten Krise des Kapitalismus« und berichtet von der »brutalen Gewalt, in der sich ›faschistischer Rassenwahn« im Schatten des Antikommunismus breitmacht«.<sup>20</sup>

Der Antisemitismus allerdings, wesentliche Komponente der Naziideologie, wird den Bürgern der Bundesrepublik nur noch sporadisch angekreidet. Beschuldigungen werden heute meist noch anlässlich von Hakenkreuz-Schmierereien oder Beschädigung jüdischer Denkmäler erhoben. (Ein Kommentar zu einem Fall: »Die Verantwortung für den wachsenden Antisemitismus trägt die Bonner Regierung



und Adenauers Partei.«)<sup>21</sup> Manchmal werden auch »Haarspaltereien« der westdeutschen Behörden in jüdischen Wiedergutmachungsfragen als Antisemitismus gewertet, unter denen die Verfolgten gleich »ein zweites Mal leiden: das erste Mal unter der Unmenschlichkeit der Nazis, jetzt unter der Diskriminierung der westdeutschen Regierung«.<sup>22</sup> Die Tatsache, daß die DDR keinerlei Wiedergutmachung leistet, wird diskret verschwiegen.

Der in der Bundesrepublik als allgegenwärtig dargestellte Geist der Nazis stoße aber auch dort auf manchen Widerspruch. Es handelt sich hierbei um die berühmten Ausnahmen der »guten Deutschen«. In einer Analyse des Auschwitzprozesses – in Hinsicht auf seine Führung immer kritisiert – bemerkt István Timár, daß es selbst in der Bundesrepublik Kräfte gebe, »die es wagen, der Vergangenheit ins Auge zu schauen, die andererseits aber auch erkennen, daß die Krankheits-erreger des Nazismus noch nicht ausgestorben sind«.<sup>23</sup> Die neugegründete DKP wird häufig als Kraft vorgestellt, »die auch dann für die Ausrottung der Wurzeln des Faschismus kämpft, wenn es die persönlichen und materiellen Interessen des Großkapitals schädigen sollte«.<sup>24</sup> Sehr oft wird auch die antifaschistische Einstellung der progressiven Kreise, insbesondere der gesellschaftskritischen Schriftsteller erwähnt, wenngleich nur selten ohne Hinweis auf ihre Einflußlosigkeit: »Es sollte sich niemand dadurch täuschen lassen, daß Enzensberger, Böll und die Besten der Intelligenz mit einer fast masochistischen Passion die Sünden der Vergangenheit geißeln. Die Politiker winken nur verächtlich ab, und die Menge applaudiert, wenn einer diesen quatschköpfigen Wichtigtuern kräftig die Meinung sagt.«<sup>25</sup>

### *»Institutionalisierte Vergeßlichkeit«*

»Was die ›schreckliche Vergangenheit‹ anbelangt, so hat man in der Bundesrepublik verschiedene Kanäle parat, die geeignet erscheinen, überflüssige Gewissensbisse abzuleiten. Einer dieser Kanäle ist die ›institutionalisierte Vergeßlichkeit‹, die zu ganz überraschenden Leistungen fähig ist«, schreibt Ferenc Paál und präzisiert seine Ansicht anhand von Eindrücken einer Deutschlandreise: »Es ergab sich aus der Natur unseres Besuches, daß wir an zahllosen Festessen teilzunehmen hatten, die neben köstlichen Mosel- und Rheinweinen oft Gelegenheit zu Tischreden boten ... Ich konnte beobachten, daß die Redner, bei dem üblichen geschichtlichen Rückblick, die ›Hitler-Episode‹ wie auf Verabredung zu vergessen beliebten. Sie setzten sich darüber hinweg, als hätten sie es aus ihrem Gedächtnis gestrichen. Dieses Verhalten gegenüber einer so schrecklichen Verirrung der Nation ist sehr beunruhigend. Vielleicht aber schämen sie sich dieser Vergangenheit, was als Fortschritt gewertet werden könnte.«<sup>1</sup>

Paál bekräftigt hier nur die gängige Auffassung, daß die Westdeutschen sich der Vergangenheit nicht gern erinnerten und sich auch ungern daran erinnern ließen,



ja daß »in Westdeutschland die Regel gilt, die Vergangenheit zu vernebeln, statt sie zu bewältigen«.<sup>2</sup> Eine These, die man mit den verschiedensten Berichten zu erhärten versucht wie z. B. dem folgenden: »Dachau – schon der Name beschwört Schrecken herauf ... In dem berüchtigten Konzentrationslager hat man über 200 000 Menschen ermordet. Es scheint aber, als wüßten die Redakteure des unlängst erschienenen ›Grieken‹-Fremdenführers nichts davon. Sie vergaßen es zu erwähnen. Auf Seite 57 steht: ›Dachau ist eine schöne Kleinstadt am Ufer der Amper, ein beliebtes Ausflugsziel der Münchner Bürger. Sehenswert ist das alte Wittelsbacher Schloß mit prächtigem Park, von wo man eine schöne Aussicht auf die Bayerischen Alpen und die Berge von Salzburg genießt.‹ Nicht alle sind aber so vergeßlich wie die Redakteure des Grieken.«<sup>3</sup>

Der Westdeutsche sei aber nicht nur in einer sündhaften Weise vergeßlich, er versuche diese »Vergeßlichkeit« sogar noch zu rechtfertigen. Zu diesen Versuchen gehöre die Theorie der »deutschen Kollektivschuld«, die »von Karl Jaspers konzipiert wurde« und zu der sich »ein beachtlicher, besonders der ältere Teil der intellektuellen Opposition bekennt«. Eine Theorie, die Imre Vámos mit folgender Begründung ablehnt: »Sie hat den Pferdefuß, daß sie die Schuld auf die Formel ›kollektiver Gewissensbisse‹ reduziert, und so, mit einer sinnvollen Geste, der individuellen und gesellschaftlichen Rechenschaft aus dem Wege geht.«<sup>4</sup> Ähnlich verurteilt auch Mária Ember »die unsittliche Theorie der deutschen ›Allgemeinschuld‹«, weil sie den einzelnen Westdeutschen mit der Behauptung entlaste, »alle waren schuldig, also werden alle freigesprochen«.<sup>5</sup>

Während die Auffassung von der »deutschen Kollektivschuld« in den Presseartikeln noch relativ glimpflich davonkommt, findet jene von der »kollektiven Unschuld« keine Gnade. Sie wird von ungarischen Rezensenten in westdeutschen Filmen und Büchern diagnostiziert, so auch in Géza Bolvárys Film »Ein Lied geht um die Welt«. Er spreche letzten Endes alle Nazis frei, »denn nach seiner Geschichte waren alle, vom deutschen Diplomaten bis zum General und letzten Wachtmeister nur Opfer. Opfer Hitlers und vielleicht noch ganz wenig – Görings«.<sup>6</sup> Auch Isabella Nadolnys Roman »Ein Baum wächst übers Dach« wird verurteilt, weil sie darin versuche, »an die Stelle der falschen und gefährlichen Kollektivschuld, den Gedanken der noch viel gefährlicheren und falscheren kollektiven Unschuld einzuschmuggeln«.

Konkret wirft ihr László Hárs vor: »Der Held des Romans bringt es während der elf Jahre Hitlerherrschaft nicht fertig, auch nur einen echten Nazi zu treffen. Und warum nicht? Den Schluß, den der Leser des Romans ziehen muß, ist einfach: Sicherlich deshalb, weil man in Deutschland beim besten Willen keinen Nazi finden konnte. Außer Hitler natürlich und einiger seiner Anhänger. Den anderen, solchen wie den Angeklagten im Auschwitzprozeß, erteilt diese Isabella Nadolny, dieser ›Anti-Thomas-Mann‹, in ihrer doppelzüngigen, in Worten demokratischen, zwischen den Zeilen aber verbrecherischen Lektüre, die Absolution. Als Memoiren uninteressant, als literarisches Werk unbedeutend, als Unterhaltung zwei-



felhaft. Als Zeugenaussage dagegen sehr lehrreich. Zwar ist dies nicht die erste, aber auch nicht die letzte Äußerung eines pilatusartigen Verhaltens, bei welchem man sich die Hände in sehr schmutzigem Wasser wäscht. Bei Einem heißt es: ›Ich habe nur einen Befehl ausgeführt‹, beim Zweiten ›Krieg ist Krieg‹ und beim Dritten ›wie hätte ich es schon wissen können?‹ Aber es gibt einen Vierten, Fünften und wer weiß wieviele noch bis zum ›Ich diene doch nur in der Waffen-SS‹ und ›Ich war immer demokratischer Gesinnung‹.<sup>7</sup>

Die Anschuldigung, Westdeutschland werfe den östlichen Völkern eine zu starke Vergangenheitsbezogenheit vor, ist das Thema mancher Berichte über westdeutsche »Vergeßlichkeit«. Bei Ferenc Fábíán in einer Warschau-Reportage unter der Überschrift »Warum sie nicht vergessen wollen«, heißt es: »Im Warschauer Klub des Polnischen Schriftstellerverbandes habe ich in Gesellschaft meiner Freunde dieses Thema ins Gespräch gebracht. Sie haben mir mit nüchternen Zahlen geantwortet. In Polen wurden vierzehntausend Hinrichtungsstätten registriert, in Warschau allein über hundert, wo die Nazis Massenexekutionen vorgenommen haben. Dann zeigten sie mir ein Album – Bilder vom vernichteten Warschau.«

»Hiroschima – sage ich unwillkürlich. Nein, nicht Hiroschima, war die Antwort. Hiroschima wurde unerwartet und schnell vernichtet. Warschau aber nach einem präzise ausgearbeiteten Plan mit planmäßiger Bösartigkeit. Die Henkersgruppen der Sonderkommandos durchkämmten die Stadt auf Grund einer Karte, worin die für den Tag fälligen Familien- und Hausgruppen eingezeichnet waren.«

»Wie dem auch sei, der Krieg ist doch seit zwanzig Jahren zu Ende. Warschau ist wiederaufgebaut. Und wie schmerzlich auch der Verlust von 6 Millionen Opfern sein mag, das Gesetz des Lebens gebietet, in die Zukunft und nicht ständig nach rückwärts zu blicken. Ist daher die vor allem aus der Bundesrepublik vernehmbare Frage nicht berechtigt: ›Wann werden die Polen endlich vergessen können?‹«

»Daß die Polen auch nach zwanzig Jahren nicht vergessen können, ist wahr. Aber dies ist nur die eine Hälfte der Wahrheit. Die zweite Hälfte ist die, daß die Westdeutschen auch nach zwanzig Jahren nicht bereit sind, sich zu erinnern. Manche deutsche Touristen, die nach Polen kommen, besuchen auch Auschwitz. Vom Lager wissen sie nur soviel: ›Dort war ein Internierungslager, wie es sie während des Krieges überall in der Welt gab.‹ Wenn man ihnen die schreckliche Wahrheit erklärt, glauben es die meisten nicht. Es gibt einige, die ihrem Unmut Ausdruck verleihen, protestieren und sich sogar zu zynischen Bemerkungen hinreißen lassen. Es ist schon vorgekommen, daß anwesende polnische Besucher außerstande waren, ihre Empörung zu unterdrücken... Man muß also den Polen schon recht geben, die auf die Frage, ob es nicht an der Zeit wäre, zu vergessen, sehr entschieden antworten: Vorher sollte man in Bonn lernen, sich zu erinnern.«<sup>9</sup>



## »Die Verschwörung des Schweigens«

»Die Verfolgung der Nazisünden in der Bundesrepublik ist sehr beunruhigend«,<sup>1</sup> suggeriert die Presse. Denn: »Was in der Bundesrepublik auf dem Gebiet der Nazistrafverfolgung geschieht, ist so wenig, daß der Mensch oft nicht weiß, ob man die schrecklichsten Verbrechen der Menschheit tatsächlich verfolgt oder sie mit Strafverfolgung nur bemänteln will?«<sup>2</sup>

Diese Ansicht wird häufig mit Statistiken untermauert: »Von 1945 bis Ende 1964«, heißt es an einer Stelle, »hat man rund 80 000 Deutsche wegen Verbrechen abgeurteilt, die sie unter der Nazi-Herrschaft oder während des Krieges begangen haben. Die meisten davon – 24 000 – wurden in der Sowjetunion abgeurteilt. In Polen 16 819, in der Tschechoslowakei 16 000, in der DDR 12 807, von amerikanischen, englischen und französischen Militärgerichten während der Besatzung ca. 5000, von westdeutschen Gerichten nur 6115.« Diese Zahl sei sehr klein, insbesondere »wenn man in Betracht zieht, daß die Naziverbrecher mit wenigen Ausnahmen alle nach dem Westen flohen und westdeutsche Gerichte sich zumeist mit Verbrechen befaßten, die Deutsche an Deutschen begingen«.<sup>3</sup>

Die Ursache dieser, wie immer wieder behauptet wird, sehr schleppenden, ja gänzlich ungenügenden Verfolgung der Nazi-Verbrechen glaubt die Presse darin zu finden, daß die westdeutsche Öffentlichkeit ebenso wie der westdeutsche Mensch – mit Ausnahme einiger Antifaschisten – die Bestrafung der Nazis ablehne. Hierzu wird als Beweis auch Arthur Miller zitiert: »Das Problem der Deutschen liegt darin, daß man sie auffordert, sich mit den Opfern zu identifizieren, während alle ihre Instinkte darauf abzielen, sich mit den uniformierten, disziplinierten Mördern gleichzusetzen. Kurz, man fordert sie auf, frei zu sein, geistig gegen die angestammte Verehrung der Autorität zu revoltieren.«<sup>4</sup>

Konkret richten sich die Angriffe vor allem gegen die zahlreichen Nazis, die im Versteck lebten, gegen die Nachsicht, die bekannten Nazis gegenüber geübt werde, die Amnestie, die den in Nürnberg Verurteilten zuteil wurde, gegen das angeblich schleppende Vorgehen mancher Staatsanwälte und die Nazibefangenheit westdeutscher Richter, die Art und Weise der Prozeßführung, die als sehr mild bezeichneten Urteile, die Bestrebungen, Naziverbrechen verjähren zu lassen, die den Nazis gewährten Pensionen etc.

»Die Verzögerungstaktik der Justizbehörden beginnt schon damit, daß man nichts gegen bekannte Naziverbrecher unternimmt, die unter falschem Namen leben«, schreibt Ferenc Fábíán in seinem Artikel »Die Mörder sind unter uns«, ein übrigens gern benutzter Titel nach dem Film von Wolfgang Staudte. Im Falle des Dr. Heyde-Sawade, »der sich anderthalb Jahre in Schleswig-Holstein versteckte, in dem Bundesland, das aufgrund seiner Nazi-Versteckerei den Namen ›Europäisches Texas‹ verdient hat«, pflichtet die Presse der »New York Herald Tribune« bei, die das ganze »eine gruselige ›Verschwörung des Schweigens‹ nannte«,



und wirft gleichzeitig die Frage auf: »Wie viele ähnliche Verschwörungen des Schweigens schützen noch andere Kriegsverbrecher?«<sup>5</sup>

Am Anfang der Berichtsperiode wurde besonders oft beanstandet, daß »Adenauer im Namen seiner Regierung und seiner Klasse ... die Hitlers rehabilitiert«,<sup>6</sup> daß man die Kriegsverbrecher freilasse und wieder in ihre Pfründe einsetze. Mißbilligend erwähnt z. B. István Pintér, daß »Veesenmayer, der 1949 zwanzig Jahre bekam, doch schon am 16. Dezember 1951 das Gefängnis mit anderen 43 in Nürnberg verurteilten Verbrechern verlassen durfte ...« Für die Freilassung machte man nicht allein die Westdeutschen verantwortlich, sondern in erster Linie die Amerikaner, »Massenmörder und Räuber in Korea«, die »keine moralische Berechtigung haben, die Nazi-Massenmörder und Räuber gefangenzuhalten«.<sup>7</sup>

Die angeblich bewußte Schonung zwei spezieller Gruppen unterliegt einer besonders häufigen Kritik. So wird erstens behauptet, »die Bonner Obrigkeit zeigt größte Loyalität gegenüber den sogenannten ›Schreibtischtätern‹«.<sup>8</sup> Dann wird beanstandet, daß man gerade gegen »die Wirtschaftskapitäne, die gemeinsam mit der SS an der Ausbeutung und Ermordung der Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter und KZ-Insassen teilgenommen haben«,<sup>9</sup> in Westdeutschland sehr milde vorgehe. Zu dieser Gruppe gehören in erster Linie, wie oft zu lesen ist, »die Direktoren der IG Farben«, die »teilweise auch heute noch in der Leitung des IG Farben-Konzerns zu finden sind«.<sup>10</sup>

Darüber hinaus wird die moralische und wirtschaftliche Rehabilitierung der schrecklichsten Missetäter der Weltgeschichte angeprangert, daß »in Westdeutschland sehr viele Bücher mit dem Ziel erscheinen, große Kriegsverbrecher weiß zu waschen«<sup>11</sup> und »Nazi-Verbrecher in sehr vielen Fällen eine Wiedergutmachung für die Jahre bekommen, die sie in Gefangenschaft verbracht haben ... ja, die Mehrheit genießt hohe Pensionen infolge der Großzügigkeit der Adenauerschen Regierung«.<sup>12</sup> (»Lebten Hitler und Eichmann noch, so bekämen sie sicher auch eine Pension«.)<sup>13</sup>

Starke und sehr kritische Beachtung fand in den letzten Jahren die westdeutsche Verjährungsdiskussion. Nach ungarischer Auffassung »schreibt das internationale Recht die Bestrafung der Nazimörder vor«, und zwar als ein Mittel »zur Wiederherstellung und Sicherung der menschlichen Rechte«. Deswegen, so wird argumentiert, »wollte man die Bestrafung von Anfang an nicht als eine innere Angelegenheit den einzelnen Staaten überlassen, sondern sie als gemeinsame Aufgabe aller Staaten betrachten«. Nachdem aber das internationale Recht keine Verjährung kenne, begründe dies allein schon die Unverjährbarkeit der Nazi-Verbrechen, heißt die Schlußfolgerung.<sup>14</sup>

In der Kritik an der westdeutschen Verjährungsdiskussion findet man jedoch hie und da auch Anerkennung für die »Gegenstimmen, die im Gegensatz zur Mehrheit der Bevölkerung ... und zur Meinung des Justizministers öffentlich dargelegt haben, daß es aus rechtlichen Gründen kein Hindernis für eine Verlängerung der Verjährungsfrist gibt«.<sup>15</sup> Die schließlich beschlossene Verlängerung hat



man dann aber nicht der besseren »Einsicht«, sondern »außenpolitischen Erwägungen« zugeschrieben. So bemerkt Tamás Barabás, man habe eine Verjährung »wegen der Entrüstung der Weltöffentlichkeit ... nicht durchpeitschen können«. <sup>16</sup>

Zuweilen bemerkt man auch gehässig, daß »das wenige, was auf dem Gebiet der Verfolgung von Naziverbrechen in der Bundesrepublik geschieht, nur dem ausländischen Druck zu verdanken« sei. Als eines der Beispiele nennt István Timár die Ludwigsburger Zentrale für die Aufklärung von Naziverbrechen, zu deren »Errichtung die herrschenden Kreise ... durch die Entlarvungen seitens der DDR ... gezwungen wurden«. <sup>17</sup> Über diese »nur für die Beruhigung des Auslandes« errichtete Zentrale berichtet »Radio Kossuth«: »Sie hat sich als gutes, von Bonn eingebautes Sieb erwiesen, das nur die kleinen Fische dem Netz der Gerichtsbarkeit ausliefert.« <sup>18</sup>

Wenn auch die Ludwigsburger Zentrale und die Staatsanwaltschaften mit vielen Vorwürfen überschüttet werden, weil sie »aufgrund ›einfacher‹ Arztzeugnisse der Masse der Nazimörder eine Amnestie gewähren«, <sup>19</sup> so wird ihnen und ihrem Personal doch auch manches Lob zuteil. Sie sind vielleicht die einzigen offiziellen Stellen in der Bundesrepublik, die bei ihrer Verfolgung von Naziverbrechen in der ungarischen Presse manchmal Anerkennung finden. Hervorgehoben wurde vor allem die Arbeit des Generalstaatsanwalts von Hessen, Fritz Bauer. Aber auch andere Staatsanwaltschaften und Staatsanwälte finden Beachtung, weil sie, wie es heißt, »mit großer Hingabe gegen die Bürokratie der Länderautonomie, die Schwierigkeiten der Beweisbeschaffung wie auch gegen den Druck der Öffentlichkeit kämpfen«. <sup>20</sup> Jenő Lévai zitiert »einen Generalstaatsanwalt«, der sich angeblich darüber beklagte, daß bei seiner Arbeit »die Furcht vor gewissen Repressalien sich oft als hemmend erwies«. <sup>21</sup>

Schonungslos hingegen wird »die ›preußische Pedanterie‹, mit der westdeutsche Gerichte heute die ›Fehler‹ des Dritten Reiches ausbessern«, <sup>22</sup> kritisiert und den Richtern »Nazi-Vergangenheit« vorgeworfen. László Koncsek meint: »Die westdeutsche Gerichtsbarkeit ist durch den paradoxen Zustand charakterisiert, daß sich zwar das System und die Verfassung geändert haben, die Richter aber dieselben geblieben sind.« <sup>23</sup> »In westdeutschen Gerichten urteilen wieder Nazis, und dazu noch recht subjektive«. <sup>24</sup> Es sei somit »reiner Zufall, ob jemand auf der Anklagebank oder auf dem Richterstuhl sitzt«. <sup>25</sup>

Eine ähnliche Resonanz finden die Kriegsverbrecherprozesse. Während sie einerseits willkommenen Anlaß bieten, die Bilder der »schrecklichen Vergangenheit« aufzufrischen, fehlt andererseits – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die kleinste Anerkennung für diese westdeutsche Bestrebung, die Vergangenheit auch rechtlich zu bewältigen. Im Gegenteil, nahezu alles im Zusammenhang mit diesen Prozessen unterliegt der schärfsten und sehr häufigen Kritik. Die Angeklagten werden von vornherein als »Mörder« bezeichnet. Ihr »feiges und zynisches Benehmen« vor den Gerichten, so »Bogner, der behaglich und gemütlich in der Anklagebank saß und herumplauderte«, <sup>26</sup> stark bemängelt. Ihre »lügnerischen Entschuldigungen



gen«, wie von den Vorkommnissen »nichts gewußt«, auf »Befehl« gehandelt oder »eine historische Sendung erfüllt« zu haben<sup>27</sup>, auf das heftigste verurteilt. Sehr stark angegriffen werden auch die Verteidiger, ihr »Terror«<sup>28</sup> gegen die Gerichte, die von ihnen inszenierten »Zirkusvorführungen«<sup>29</sup> und ihre »faschistischen« Plädoyers. Den Richtern wirft man »Passivität«<sup>30</sup> vor, weil sie u. a. die Angeklagten nicht zurechtwiesen und ständig für die »Nazimörder« Partei ergriffen. Kritisch wird über das »viele juristische Hin und Her«<sup>31</sup> berichtet, dazu die lange Dauer der Prozesse, »der Druck auf die Zeugen«, die Freisprüche, die »empörende« Milde der Urteile und das Fehlen der Todesstrafe, die Adenauer gerade in Anbetracht der Nazimörder abgeschafft habe.<sup>32</sup>

Diese »Verschwörung des Schweigens« versucht József Nádas sogar mit geschichtlichen Analogien zu parodieren: »Deutsche haben nach Kriegsende, nachdem die Kriegsverbrechen sozusagen erst ans Tageslicht kamen, den Schrei ausgestoßen: ›Mein Gott! Hätten wir davon nur etwas gewußt!‹ Dieser Aufschrei war oft aufrichtig, und es gab gutgläubige Deutsche, die wirklich nichts von dem schrecklichen Morden wußten, das die Gestapo, die SS und die Hitlerbande verübt haben. Aber was man heute in der Bundesrepublik unter dem Deckmantel des Rechts weiterbetreibt, davon müßten sie ja wissen, denn manche anständige deutsche Zeitungen schreiben darüber, und die ›Andere Zeitung‹ hat recht, wenn sie mahnt: ›Und eines Tages werden sie wieder sagen: Mein Gott, wir haben ja nichts gewußt!‹«<sup>33</sup>

### *Die Nationaldemokratische Partei Deutschlands*

»Faschisten! Revanchisten! Militaristen!«, erhob bis Ende 1969 die ungarische Presse fast täglich, oft mehrmals täglich ihre Routinebeschuldigungen gegen die Bundesrepublik. In den vorangegangenen Kapiteln wurde versucht, den Inhalt der Beschuldigung »Faschist« zu konkretisieren. Charakteristisch für diese Anwürfe ist ihre Vergangenheitsbezogenheit, denn in der Mehrzahl beziehen sie sich direkt oder indirekt auf die »schreckliche Vergangenheit«, auf die Epoche der Nazi Herrschaft.

Die starke Vergangenheitsbezogenheit des Vorwurfes »Faschist« erfährt eine gewisse Änderung nach der Gründung der NPD am 28. November 1964 und insbesondere nach ihren Anfangserfolgen in den bayerischen und hessischen Landtagswahlen. Seit »die ›Nationaldemokratische Partei Deutschlands‹, die NPD, die Aufgabe übernahm, die neofaschistischen Kräfte zu vereinen«,<sup>1</sup> zetert die ungarische Presse: »Der Vorstoß der Neonazis ist sehr charakteristisch für die herrschende Atmosphäre und Faschisierung Westdeutschlands«;<sup>2</sup> »die verstärkte Tätigkeit der unter dem Namen ›Nationaldemokratische Partei‹ wirkenden Neonazipartei zeugt von der wachsenden expansionistischen Gefahr durch die Bun-



desrepublik«,<sup>3</sup> »man kann damit rechnen, daß die NPD – zur Schande des westdeutschen politischen Lebens – am Ende ins Bonner Parlament einzieht.«<sup>4</sup> Diese Art von Stimmen lassen erkennen, wie die ungarische Presse die ihr gebotene Chance genützt hat, indem sie die Gefahr des alten Hitlerfaschismus durch die gegenwärtige Aktivität und die Erfolge der »Neofaschisten« aktualisierte.

Doch auch heute wird diese extrem rechtsradikale Partei meist in Verbindung mit den schrecklichen Taten ihrer angeblichen Vorgängerin, der NSDAP, verteuelt. So werden Vergleiche gezogen: »Die NPD hat eine Fahne mit einem Kreis in der Mitte. Es ist der Phantasie überlassen, ein Hakenkreuz hineinzupinseln. Genauso fehlen in der Abkürzung der Parteibezeichnung (NPD) nur zwei Buchstaben, um sie ganz mit der Nazipartei Hitlers (NSDAP) gleichzusetzen.«<sup>5</sup> »Die Ähnlichkeit der Ideologien und des Stils sind kein Geheimnis, und in der Person von Thaddens hat die Partei sogar einen Führer mit dem Vornamen Adolf ... die westdeutsche neofaschistische Partei erinnert also in vielem an ihre Vorgängerin, die Nazi-Partei.«<sup>6</sup> »Die westlichen Zeitungen beruhigen ihre Leser mit dem Hinweis, daß es auch in anderen Ländern Naziparteien und -Parteichen gebe. Ja, auch das sind Gefahrenherde. Aber die Geschichte anderer Länder kennt keine Ausrottung ganzer Völker, ganz abgesehen von den Eroberungskriegen Hitlers.«<sup>7</sup>

Schon die Anfänge im geschichtlichen Werdegang der alten und der »Neu-Nazi-Partei« zeigten Analogien, heißt es immer wieder: »Wer die Erstarkung der Neonazis mit einer abwertenden Handbewegung beiseiteschiebt, als handle es sich nur um »politische Hanswürste«, und behauptet, »die Nüchternheit der deutschen Gesellschaft ertrage solche Extreme nicht, für den wäre es heilsam, einen Blick auf den tragischen Weg zu werfen, der von der Geburt der Weimarer Verfassung bis zum Nazi-Reichstag führt.«<sup>8</sup> Ein ähnlicher Gedanke findet sich in einem Kommentar zu den Landtagswahlen in Baden-Württemberg (1968), wo die NPD 10 Prozent (genau 9,8) der Stimmen erhalten habe: »Im erschrockenen Westen hat man auch gleich darauf hingewiesen, daß sich das Ergebnis mit dem deckt, was Hitler 1930 hier erreichte. Das war drei Jahre vor der Machtergreifung durch die Nazis.«<sup>9</sup>

Parallelen werden auch in bezug auf die »begeisterte Atmosphäre« ihrer Zusammenkünfte gezogen, wo die Redner »stark schreien und mit der Faust auf das Pult einschlagen«, wenn sie »das Erwachen Deutschlands« fordern und versprechen, »die Schmach der Nation zu beenden«,<sup>10</sup> und damit einen Nationalismus vertreten, »der sich gegen alles Fremde richtet«.<sup>11</sup>

Besonders aufschlußreich ist der politisch-soziologische Inhalt der Berichterstattung über die NPD. Hier wird anschaulich die ungarische These rekapituliert, der Faschismus sei eine Alterskrankheit des Kapitalismus, gestützt auf die Masse unfriedener Kleinbürger, die sich in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht fühlten, »geistig gefüttert mit Nationalismus und geführt von Desperados, welche vom westdeutschen Großkapital unterstützt werden«.<sup>12</sup> »Die bundesdeutsche Klassengesellschaft« verfüge über genausowenig Kohäsion »wie das Bürgertum der Weimarer Republik«. Zusammenhalt gewähre nur die zeitweilige Konjunktur. Wenn



diese Konjunktur nachließe, »könnte die Welt wieder Zeuge von schrecklichen Ausschreitungen werden«. <sup>13</sup>

Béla C. Tóth sieht diese These in der soziologischen Zusammensetzung der NPD-Wählerschaft bestätigt. Sie rekrutiere sich aus zwei Schichten: »Die erste, die ältere Generation der Hitler-faschistischen Nazi-Partei, deren politische Gedankenwelt durch die Kriegsniederlage und vom Wunsch nach Faschismus bestimmt wird. Diese Schicht hat die alten Welteroberungspläne nicht aufgegeben ... Die zweite Schicht: ein Teil des Kleinbürgertums, das sich vor einer Rezession, vor den Erschütterungen durch politische Änderungen und der Existenzangst fürchtet, die über ihren Köpfen hängt. Diese Schicht sucht – genauso wie zur Zeit vor Hitlers Machtergreifung – nach der »starken Hand«, der festen Regierung, von der sie Stabilität erwartet.« <sup>14</sup>

Ähnlich erscheint auch Imre Komor die NPD-Wählerschaft aus zwei Gruppen zusammengesetzt zu sein. Die erste: »Die SS und andere Nazi-Verbrecher, die organisiert auf eine neue aktive politische Rolle warten«. Die zweite: »Die Kleinkapitalisten und Kleinbürger, die von Unruhe und Unsicherheit erfüllt sind. Die schnelle industrielle Konzentration in Westdeutschland schluckt zu Tausenden die Klein- und Mittelbetriebe. Das bedeutet Zehntausende ruinierten Existenzen, und auch die konkurrenzunfähigen Kleinbauern sind zu Zehntausenden von der Liquidation bedroht.« Komor begnügt sich nicht mit einer soziologischen Analyse der NPD-Wählerschaft, sondern untersucht auch die Ursachen der NPD-Erfolge und findet, daß diese wesentlich in der psychologischen Verfassung der Westdeutschen verankert seien. Komor meint, der westdeutsche Mensch »steht vor einem Vakuum« und die NPD verstehe dieses Vakuum zu ihrem Vorteil auszunützen. <sup>15</sup>

Selbst »der neue Führer«, Adolf von Thadden, passe ganz in die Nazilandschaft hinein, meinen ungarische Journalisten, unter ihnen auch Tibor Várkonyi: Thadden »hat drei Betriebe in Bremen, fünf Kinder und ein Haus mit zwölf Zimmern, sein Lieblingssperd trägt den Kosenamen Wotan ... er ist Sprößling preußischer Freiherren; seine Ahnen dienten den preußischen Königen, seine einstigen Schlösser stehen im westlichen Teil Polens. Als er an der Front erfuhr, daß seine Schwester Elisabeth von den Nazis umgebracht wurde, hat er sich trotzdem ohne Zögern entschlossen, auch weiterhin Hitlers Reich zu dienen«. <sup>16</sup>

Der faschistische Charakter der NPD, so behauptet Béla C. Tóth, zeige sich aber am stärksten in ihrem »verworrenen und formlosen Programm – das auf Gehirnne baut, die von den verwickelten politischen, ökonomischen und technologischen Problemen unserer Zeit verwirrt wurden«. Im einzelnen enthalte dieses Programm folgende Forderungen: »Totale Revision der Nachkriegssituation, Einverleibung der DDR, Abtrennung der westlichen Teile Polens, Wiederherstellung der Vorkriegsgrenzen Deutschlands ... Allgemeine Amnestie für Kriegsverbrecher und »eine neue Geschichtsschreibung«, die den Hitlerfaschismus rehabilitiert.« Das Programm solle »die innere Struktur eines »Neuen Deutschlands« ermöglichen ...



damit ›jeder das erhalte, was ihm gebührt‹ (›Jedem das Seine‹ – Grußwort am Eingang des Konzentrationslagers von Buchenwald)«.

Auch die »zynische Rassentheorie der NPD« zeuge vom faschistischen Geist, meint Tóth: »In Deutschland gibt es keine Juden, dafür haben die Konzentrationslager gesorgt. Dagegen gibt es ein Israel, das sich eine riesige Wiedergutmachung aus der deutschen Wirtschaft ›erpreßt‹ hat, und Bonn gibt dieser ›Erpressung‹ immer mehr nach. Es gibt ferner Weiße und Schwarze, das Rassenproblem unserer Zeit ...«

### *Die DDR und die Nazis*

Berichte darüber, wie die DDR »ihren« nationalsozialistischen Nachlaß verwaltet, sucht man in der ungarischen Presse vergeblich. Das Thema scheint tabu zu sein. Auch die DDR-Führung tut ja so, als habe die Bevölkerung Ostdeutschlands, wohl infolge einer glücklichen Mutation der Gattung, nichts mit der jüngsten Vergangenheit der Deutschen zu tun. »In Germanien bildet sich ein neuer Stamm«, ein Glücksfall, den Tamás Barabás mit bombastischen Worten beschreibt: »In der Geschichte wurde hier zum ersten Mal ein deutscher Staat geboren, der für alle Ewigkeit die Heilige Allianz der Großbesitzer, Großkapitalisten und der vom Großmachtdünkel berauschten, wahnwitzigen Militaristen liquidierte. Dadurch wurde auch der gesellschaftspolitische Nährboden vernichtet, aus dem die mörderische Blume des Hitler-Faschismus erblühte.«<sup>1</sup>

Mit Erklärungen solcher Art glaubt man das Nazi-Problem für die DDR gelöst zu haben. Manchmal wird zwar noch über ein verspätetes Kriegsverbrecher-Verfahren berichtet, das schnell über die DDR-Bühne läuft. Man lobt dabei die straffe Führung des Prozesses, die schnelle Abwicklung und das am Ende stehende Todesurteil als Beweis des gründlichen Durchgreifens. Dann herrscht wieder Schweigen im Blätterwald. Die ungarische Presse läßt keinen Zweifel darüber zu, daß für den Nazi-Faschismus allein die Westdeutschen Verantwortung tragen, denn man betrachtet in dieser Beziehung die Bundesrepublik als den alleinigen Erben des Dritten Reiches und spöttelt oft darüber, daß sie sich als »Reichsnachfolger« fühle.<sup>2</sup>

Dieses auffallende Schweigen erregte immerhin das Interesse von László Erdős, und er durfte die Stille ausnahmsweise einmal brechen. Wie er berichtet, wurde er während einer Reise durch die DDR von Neugierde überwältigt und fing an, überall mit Fragen nach Nazis zu bohren. Darüber schrieb er: »Was in Deutschland mit den Nazis geschehen ist und wie gut es ihnen heute dort geht, weiß bei uns jeder Zeitungsleser. Wenn wir aber in der DDR jemanden fragen, wie es mit den einstigen Nazis steht, so käme der Befragte genauso in Verlegenheit wie wir selbst, wenn sich jemand bei uns nach unseren einstigen Klein-Nazis erkundigt.«



»Doch habe ich mit einer rücksichtslosen, für mich selbst langweiligen Hartnäckigkeit bei allen meinen Bekannten nach einer endgültigen Antwort gesucht«, gesteht Erdős und stellt dann fest: »Die Antworten waren im Grunde alle gleich, und wenn ich hier gerade die Antwort von Heinz Klemm zitiere, der in Dresden lebt, so nur, weil er sie am prägnantesten formuliert hat:«

»Der Krieg endete für jeden Deutschen in einem schrecklichen Zusammenbruch, in Enttäuschung und Scham. Dieses Schamgefühl konnte nur mit viel und mit sehr guter Arbeit überwunden werden. Die deutsche Arbeiterschaft hat in beiden deutschen Staaten gut gearbeitet, nur hat sie hier ihre eigene Macht, dort drüben aber die Macht ihrer früheren Herren gestärkt. Infolge der gemeinsamen Arbeit haben sich dann die Menschen langsam, fast unauffällig verändert. Ich spreche ja nicht von den großen Nazis, die waren für uns kein Problem. Von den kleinen Sündern sind später viele über die Grenze entflohen. Diejenigen, die blieben, mußten sich entscheiden. Mit den Arbeitern hatten wir keine Schwierigkeiten. Mit den Großbauern, Ingenieuren und Betriebsleitern um so mehr. Heute ist aber das Problem bei uns gelöst. Ich will nicht behaupten, daß bei uns keine Nazis mehr leben, aber die Mehrheit des Volkes haßt den Faschismus, und heute fragen nur die Älteren, wer was früher getan hat.«

Doch gibt sich Erdős mit dieser Antwort nicht ganz zufrieden. Er ergänzt sie mit der im Marxismus-Leninismus verankerten These: »Ein Land, das im Begriff ist, den Sozialismus aufzubauen, erzieht notwendigerweise einen anderen Menschentyp als ein kapitalistisches Land, die sozialistische Aufbauarbeit verändert den Menschen.« Seine Schlußfolgerung deckt sich dann mit der allgemeingültigen Auffassung der ungarischen Presse: »Die Nazigefahr kann nur gemeinsam mit ihrer Basis verschwinden, doch in Westdeutschland ist diese bürgerliche Basis noch unangetastet.«<sup>3</sup>



*Wer ist Militarist? Was ist Militarismus?*

»Auf Reisen durch Westdeutschland sieht man schöne Städte und reiche Auslagen – aber im Hintergrund wächst der Militarismus und die Großraumpolitik wird verstärkt«<sup>1</sup> – berichtet Imre Tatár über seine Reiseeindrücke aus der Bundesrepublik. In einer Analyse der westdeutschen Außenpolitik von Rezső Nemes liest man: »Es ist heute schon allbekannt, daß die wiedererstandenen kapitalistischen Monopole ihren Machtbereich als zu eng betrachten; durch Revanchegelüste und Eroberungsbestrebungen geführt, verkünden sie offen ihre Ansprüche auf die DDR und fordern die Änderung der Grenzen, die als Resultat des zweiten Weltkrieges entstanden sind. Sie predigen friedliche Absichten, doch während sie dem deutschen Militarismus wieder auf die Beine helfen, bereiten sie sich mit ihren Territorialforderungen auf einen neuen Krieg vor. Es ist auch bekannt, daß diese Gefahr durch die Politik dreier westlicher Staaten, der USA, Englands und Frankreichs erhöht wurde.«<sup>2</sup> In ähnlicher Weise wettet die ungarische Presse in tausenden von Artikeln über Militarismus und Militaristen, die einmal im Hintergrund lauern und einmal ungeschminkt im Vordergrund agieren.

Es stellt sich hier die Frage, welche von den beiden Anschuldigungen der ungarischen Presse wichtiger erscheint: Die des »Militarismus« oder die des »Faschismus«? Die Zahl der Anschuldigungen gibt darüber kaum eine Auskunft. Läuft in Westdeutschland ein großer Naziprozeß, oder erreicht die NPD bei einer Landtagswahl einen höheren Anteil, wird die faschistische Gefahr in einer stattlichen Anzahl von Artikeln beschworen. Wählt man den Bundespräsidenten in West-Berlin, so liest man viel mehr über den Militarismus und Revanchismus. Einschließlich der Nachrichten, in denen wenigstens eines dieser Schlagworte vorkommt, zählten wir in der Berichtsperiode in fünf Budapester Tageszeitungen gut über fünftausend Mal »Militarismus« bzw. »Faschismus«. Die große Zahl der Anschuldigungen, welche sich von gelegentlichem Überwiegen des einen oder des anderen Schlagwortes fast die Waage halten, läßt noch kaum Schlüsse in bezug auf ihre Wichtigkeit zu. In der Mehrzahl der Fälle werden diese Anschuldigungen auch noch gemeinsam, sozusagen in einem Atemzug erhoben. Die meistgebrauchte Formel heißt: »Der westdeutsche Militarismus, Revanchismus, Faschismus!« Aus der annähernd gleichen Häufigkeit und der meist gemeinsamen Verwendung darf man schließen, daß die ungarische Presse in dieser Hinsicht kaum differenziert.

Der Unterschied zwischen den Anschuldigungen »Faschist« oder »Militarist« besteht – abgesehen von dem immerhin verschiedenen Wortinhalt – in der Bezo-genheit dieser Wortinhalte. So wird »Faschismus« eher auf die Natur des deutschen Menschen und auf die Innenpolitik der Bundesrepublik bezogen. »Militaris-



mus« bezieht sich dagegen in erster Linie auf die westdeutsche Außenpolitik, die deutsche Geschichte und erst sekundär auf den deutschen Menschen. Person und Sache sind hierbei nur als Akzente zu verstehen, da es ja keinen Faschisten ohne Faschismus, keinen Militarismus ohne Militaristen geben kann.

Wie definiert nun die ungarische Presse »Militarismus«? Ideologisch gesehen sei er mit dem Imperialismus die letzte Entwicklungsphase des Kapitalismus. Im Falle der Vereinigten Staaten bezeichnet man diese Phase zumeist als »Imperialismus« und nur ausnahmsweise als »Militarismus«. Im Falle der Bundesrepublik verfährt man aus Tradition und geschichtlichen Gründen umgekehrt. Nach der Logik der marxistisch-leninistischen Definition müßte demnach eigentlich alles, was der kapitalistische Staat in der Endphase des Kapitalismus tut, irgendwie mit Imperialismus und Militarismus infiziert sein. In der ungarischen Pressedarstellung ist es auch so, jedenfalls was die Vereinigten Staaten und die Bundesrepublik angeht. Aufgrund dieser Darstellung könnte man sogar den Aphorismus wagen: Militarismus ist alles, was die Bundesrepublik tut bzw. zu tun unterläßt, und fast alles, was sie denkt. Ausnahmen bestätigen die Regel. Konkret möge den Begriff des westdeutschen Militarismus folgende Zusammenstellung veranschaulichen:

Militarismus sei naturgemäß »die Remilitarisierung Westdeutschlands und die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen ..., jener Bundeswehr ..., die die Zweitausgabe von Hitlers Blitzkrieg vorbereitet ... und deren Generale den Wunschträumen nach einem begrenzten ›Blitzkrieg‹ auch Glauben schenken«,<sup>3</sup> die jedoch »noch nicht genügend vorbereitet ist, um mit der Aggression heute schon zu beginnen«,<sup>4</sup> und deshalb »mit zwar großer Präzision, aber politischer Blindheit ausgearbeitete Manöver abhält<sup>5</sup> – wie etwa ›Schwarzer Löwe‹, das offen im Zeichen eines Vorstoßes nach Osten stand«. <sup>6</sup>

Unter Militarismus firmiert ebenso die so oft kritisierte Wiedereinstellung der »Nazigenerale« in die Bundeswehr wie diejenige von Albert Schnez, »der seine Erfahrungen bei den Raubzügen durch die Sowjetunion, Polen und Frankreich gemacht hat«,<sup>7</sup> oder diejenige von Graf Johann Adolf von Kielmansegg, »der, nach seinem Buch zu urteilen, ein erbitterter ›Rassenschützer‹ war und es vielleicht noch heute ist, voll von ›nordischer Verachtung‹ gegen die ›degenerierten‹ slawischen und lateinischen Völker«. <sup>8</sup>

»Die Begeisterung für die Hegemoniebestrebungen des neuen deutschen Imperialismus«<sup>9</sup> zeige sich »in der Allianz der Militärs mit den Monopolen, die schon Hitler in den Sattel hoben«,<sup>10</sup> im »Begraben der Potsdamer Bestimmungen ..., was zum Aufbau einer blühenden Rüstungsindustrie führte«, einer Industrie mit »wachsendem Appetit«. <sup>11</sup> Es zeige sich auch in den »horrenden Kriegsausgaben« – gemeint ist der Verteidigungsetat –<sup>12</sup> und in der »unerhörten Gefräßigkeit, mit der man die Gelder der Bundesbürger für Ziele der Wiederaufrüstung enteignet«. <sup>13</sup>

Die »Eroberungspolitik«<sup>14</sup> werde an der westdeutschen Haltung zu den Grenzfragen deutlich, denn die Bundesrepublik besteht »noch immer auf den Grenzen



von 1937«. <sup>15</sup> Sie versuche die Deutschlandfrage durch »totale Liquidierung« <sup>16</sup> oder »Einverleibung der DDR« zu lösen, weshalb sie »die DDR nicht anerkennen will und sich selbst für die alleinige Vertreterin der Deutschen hält«. <sup>17</sup> Dieser Anspruch manifestiere sich auch in der Hallstein-Doktrin und zeige sich ebenfalls in der Nichtanerkennung der »Oder-Neiße-Friedensgrenze«, über welche die Bundesrepublik nur »im Zusammenhang mit einem Friedensvertrag sprechen will, und auch nur dann, wenn sie dafür ›etwas bekommen‹ kann«. <sup>18</sup>

Zur »Politik der Aggression« gehöre ebenso »das Eindringen in die DDR aus der ›Frontstadt‹ Berlin«, <sup>19</sup> »die ›Abwertung‹ der Ostmark«, der »irreale Umwehlungskurs«, die »Abwerbung der Wissenschaftler«, <sup>20</sup> der »West-Berliner Menschenhandel mit qualifizierten Kräften«. <sup>21</sup> Ferner die »Ablehnung« einer Regelung der Berlinfrage, aber auch die Sitzungen des Bundestages und seiner Ausschüsse in Berlin, denn »Bonns Bundestag ist das einzige Parlament der Welt, das seine Ausschuß- und Plenarsitzungen regelmäßig außerhalb der Grenzen des eigenen Landes abhält«. <sup>22</sup>

Der Imperialismus manifestiere sich in Form einer »imperialistischen Allianzpolitik ... , durch welche Westdeutschland zum Stoßtrupp der NATO wurde«, <sup>23</sup> in der Teilnahme an der »aggressiven militärischen NATO-Koalition«, <sup>24</sup> im »Enthusiasmus der Ultras für das Vereinigte Europa, womit sie die ersten und unmittelbarsten Ziele klassischer westdeutscher Expansionsbestrebungen zu verhüllen versuchen«, <sup>25</sup> was alles der Bundesrepublik erlaube, vom »›Vasallen-Imperialismus‹ zum selbständigen Imperialismus zu gelangen«. <sup>26</sup> Die »Forderung des deutschen Imperialismus nach Einverleibung Westeuropas« bedeute jedoch die »erneute Aufteilung der Welt durch die Nutzung der wirtschaftlichen und militärischen Kräfte Westeuropas«. <sup>27</sup> Zum Imperialismus gehöre nicht zuletzt die »israelisch-westdeutsche Forschung« im Atomwaffenbereich, <sup>28</sup> »die zynischen westdeutsch-israelischen Beziehungen«, <sup>29</sup> von denen man nicht weiß, »welche Art Freundschaft sie eigentlich darstellen: die des Mörders und seines Opfers, die der herrschenden Klassen oder die der Völker«? <sup>30</sup>

Vom »aggressiven Geist der Expansion« zeuge ebenso »die aggressive Vorwärtstrategie der westdeutschen Militaristen ... , mit der diese ohne offenen Krieg, ohne das Risiko der eigenen Vernichtung einzugehen, eine Aggression verüben wollen«, <sup>31</sup> wie auch die »taktische Friedensoffensive Erhards«, obwohl aus dieser »selbst ein Teil der westlichen Presse ... die Stimme des Wolfes heraushört, der Kreide gegessen hat«. <sup>32</sup> Ferner die Ostpolitik der großen Koalition, die einerseits als »ein Manöver zur Vernebelung der Aggressivität«, <sup>33</sup> andererseits »als Mittel zur Spaltung der Einheit und Solidarität der sozialistischen Staaten«, <sup>34</sup> aber auch als ein Mittel zur Änderung der Grenzen anzusehen sei, denn »während die Sowjetunion den europäischen Status quo durch Entspannung aufrechterhalten will, möchte die Bundesrepublik diesen durch die Entspannung verändern«. <sup>35</sup> Von gleichem Geist zeuge auch »die Politik des Brückenbaus«, die man wegen ihrer »Hintergedanken mit Mißtrauen« betrachte: »Wir haben es noch nicht vergessen,



daß vor nur zwei Jahrzehnten über Europas Brücken – auch die unsrigen – in feldgrauen und schwarzen Uniformen Raubritter marschierten, die der Welt Unglück und Leid brachten.«<sup>36</sup>

»Militaristischen Geist« atme »das Denken in versteinerten Formeln des kalten Krieges, der Dulles-Adenauer-Periode«<sup>37</sup> und die »Politik der Stärke« Adenauers, »dieses amerikanischen Gauleiters« und »schlaunen Bonner Greises«.<sup>38</sup> Die gleiche Einstellung verrieten die Reden »der Troubadoure des kalten Krieges«<sup>39</sup> wie eines Ernst Lemmer oder eines von Hassel, »die immer noch Ausdrücke des alten Adenauerschen Wörterbuches verwenden und die Öffentlichkeit vor der ›Illusion der Entspannung‹ warnen«.<sup>40</sup> Von diesem Geiste getragen sei auch »die erneute Beschwörung der Einkreisungstheorie«<sup>41</sup> und »die ›Fiktion‹ der östlichen Bedrohung«,<sup>42</sup> mit der man die Bürger schrecke, »die aus wirtschaftlichen Gründen vorgetäuschte Unterschriftsverweigerung zum Atomsperrvertrag«<sup>43</sup> und ebenfalls die Ansichten der »Revancheritter«, die »herumschreien, die gegenwärtigen europäischen Grenzen seien nicht die Folgen von Hitlers verlorenem Krieg, sondern die verzerrten Früchte der Gewaltanwendung gegen das deutsche Volk«,<sup>44</sup> wie auch »das Verhalten derjenigen deutschen Politiker, die den offenen Revanchethesen den Rücken gekehrt haben und nun auf der Präzisionswaage ›Konzessionen‹ dosieren, in Fragen, die schon seit mehr als zwei Jahrzehnten Realitäten sind«.<sup>45</sup>

Der Vorwurf des »Revanchismus« trifft in erster Linie die politische Tätigkeit der »Aussiedler«, der »revanchistischen Kameradschaftsvereine der Umsiedler aus dem Osten«, ihre »revanchistischen Großveranstaltungen«,<sup>46</sup> ihre »mit revanchistischen Reden und Demonstrationen gepfefferten Treffen«, in denen man »die Nazi-Traditionen pflegt«,<sup>47</sup> indem »pangermanische Kräfte offen den Anschluß predigen«<sup>48</sup> und »›heimatvertriebene‹ Revanchepolitiker« wie »Erhards Minister Seeborn zum Wochenende als Sonntagsredner wieder einmal das Sudetenland zurückfordern«.<sup>49</sup>

»Kulturimperialismus« drücke sich in der Tätigkeit des »Goethe-Instituts«<sup>50</sup> aus, dessen Mitarbeiter »nicht nur in Westdeutschland, sondern überall in der Welt arbeiten, insbesondere in den asiatischen, afrikanischen, südamerikanischen Staaten. Sie hetzen und sind Propagandaorgane, stiften Uneinigkeit und sind eine fünfte Kolonne des westdeutschen Imperialismus . . . , die mit Goethe in Wirklichkeit nichts gemeinsam haben«.<sup>51</sup>

Der Begriff »Wirtschaftsimperialismus« ist den verschiedenen Definitionen der ungarischen Presse zufolge »der neokolonialistische Gegenangriff . . . in der dritten Welt«,<sup>52</sup> die »organisierte, starke wirtschaftliche Expansion in Asien«.<sup>53</sup> Er umfaßt die Bestrebung nach »Wirtschaftshegemonie«,<sup>54</sup> die Reisen der Politiker, »wie anzunehmen, mit einem Scheckheft in der Tasche«,<sup>55</sup> aber auch »die Landkäufe der ins Ausland hinausschwirrenden ›Lebensraumjäger‹«,<sup>56</sup> »die Tätigkeit des Bonner Friedenskorpas, das die politische und wirtschaftliche Durchdringung der unterentwickelten Länder vorbereitet«,<sup>57</sup> schließlich die »wirtschaftliche Ex-



pansion Bonns«, die »selbst Paris für gefährlich hält, weil man genau weiß, daß einem solchen wirtschaftlichen Vorstoß immer ›etwas anderes‹ nachfolgt«. <sup>58</sup> Denn: »Die mißglückten militärischen Pläne hat jetzt die westdeutsche Handelsstrategie übernommen und nicht ohne Erfolg«. <sup>59</sup>

Vom »offensiven Geist« zeuge der »auf den westdeutschen Imperialismus und Militarismus zurückgehende ›Übermenschen-Dünkel‹«. <sup>60</sup> Er werde gepflegt durch Filme, »die die Erhabenheit des Kampfes und die Tugend der Pflichterfüllung loben« <sup>61</sup>, durch »militärpolitische Schriften, die den militaristischen Geist wachhalten«, wie das »›Deutsche Soldatenjahrbuch‹, welches hemmungslos die Wehrmacht glorifiziert« <sup>62</sup> oder durch die Artikel von William S. Schlamm, »die man in der Bundeswehr zum obligatorischen Diskussionsstoff erhoben hat . . ., in welchen er Panzer statt Schulen fordert . . . und die Ansicht vertritt, daß der Westen an seiner Friedensliebe zugrunde geht«. <sup>63</sup>

Militarismus seien aber auch solch verschiedene Dinge wie »der Panzer neben PKW- und LKW-Schildern an der Autobahn« <sup>64</sup> und die Produkte »der Nürnberger Spielwarenindustrie . . ., die nicht untätig bleiben konnte, weil in England und den USA Spielsoldaten und Spielzeugpanzer fabriziert werden«, <sup>65</sup> ferner die Rufe: »Heil unserer Königin!« anlässlich des Deutschlandbesuches von Elisabeth II., denn »wie ein Kommentator bitter bemerkte, haben die armen Deutschen seit 48 Jahren keinen Kaiser mehr und seit 20 Jahren dürfen sie keinen Heil-Ruf für ihren Adolf ertönen lassen«. <sup>66</sup> Militarismus sei auch die Ehrung der Männer vom 20. Juli, denn diese haben sich nur in einer »gegebenen Situation gegen Hitler gewandt, um durch ihr Opfer den deutschen Imperialismus vor der militärischen Niederlage zu retten«. <sup>67</sup> Ferner das »Organisieren von Terrorbanden« auf westdeutschem Gebiet »für den pangermanischen, neofaschistischen Kampfplatz« Südtirol, <sup>68</sup> genauso wie jene Geisteshaltung, die sich »nicht um das Leben in der anderen Hälfte des eigenen Heimatlandes kümmert« <sup>69</sup> und die, »auf die eigene Presse angewiesen, nur so viel von der DDR ›weiß‹, daß dort Terror und Hunger herrschen, daß man kein Fleisch kaufen kann und die Kinder Seife nur vom Hörensagen kennen«. <sup>70</sup>

Soviel über die bei weitem nicht erschöpfte Darstellung der Begriffe »Militarismus«, »Imperialismus« und »Revanchismus«. Ihre gegenseitige Abgrenzung wird tunlichst vermieden. Denn je verschwommener die Bedeutung dieser Worte gehalten wird, um so besser eignen sie sich für eine Verleumdungskampagne, bei der es auf eine präzise Formulierung auch gar nicht ankommt, sondern einzig und allein auf eine gefühlsbetonte und an das Gefühl appellierende Verleumdung des jeweiligen »Feindes«.

Mitverantwortlich für den erneuten Durchbruch des militaristischen Geistes in der Bundesrepublik seien auch die westlichen Großmächte. Denn: »Die Westmächte experimentieren jetzt schon zum zweiten Mal in der Geschichte mit dem Plan – das erste Mal mit Hitler, jetzt mit den Westdeutschen – deutsche Armeen in ihre Dienste zu stellen, ohne dabei den spezifisch deutschen, von Machtambi-



tionen getriebenen Militarismus zu wecken. Sollte das nicht gelingen, so wollen sie sicherstellen, daß die Explosion der ›deutschen Ladung‹ nur in Richtung Osten erfolgt.«<sup>71</sup>

Auch wird stets darauf hingewiesen, daß nicht alle Deutschen schuldig seien, denn es »gibt zwei deutsche Staaten, die friedliebende Deutsche Demokratische Republik, den Staat der Deutschen, die den Sozialismus aufbauen, und die Bundesrepublik, wo der wilde und erregte Nationalismus unverändert weiterblüht«.<sup>72</sup> Die Gefahr des westdeutschen Militarismus werde geradezu von den Deutschen vereitelt, denn »die Deutsche Demokratische Republik steht den revanchistischen Bestrebungen auch physisch im Wege« und »die progressiven Kräfte, die sich in der Deutschen Demokratischen Republik vereinigten und ihre Schlüsse aus der seit Generationen betriebenen deutschen imperialistischen Politik zogen, haben nicht nur die Erscheinungsformen des Faschismus, Militarismus und Imperialismus abgeschafft, sondern was viel wichtiger ist, sie haben auch die Wurzel ausgerissen und vernichtet«.<sup>73</sup>

Wer ist denn nun Militarist, Imperialist oder Revanchist? Zunächst alle diejenigen, die eine so apostrophierte Politik betreiben und unterstützen: Geschichtliche Figuren wie Friedrich der Große, Bismarck, Wilhelm II. und Hitler, dann der Soldatenstand, heute durch Bundeswehrgenerale personifiziert. Selbstverständlich gibt es den Militaristen als Politiker, und das ist eigentlich jeder, der während der Berichtsperiode in der westdeutschen Politik eine Rolle gespielt hat und – mit einigen Ausnahmen und Vorbehalten – noch spielt. Seit der Bildung der Großen Koalition kann man in dieser Beziehung eine fortschreitende Differenzierung beobachten. Manche wie Strauß, »der leibhaftige Repräsentant der Machtpolitik«,<sup>74</sup> Adenauer, Erhard und einige andere CDU/CSU-Politiker stehen weiter als Erzmilitaristen auf der Liste der Beschuldigten, auch wenn sie inzwischen aus der Politik ausgeschieden oder verstorben sind. Andere dagegen wie Brandt, die Sozialdemokraten allgemein und die FDP waren solchen Angriffen seltener ausgesetzt, oder man hat sie für kürzere oder längere Zeit von der Liste der Schuldigen gestrichen. Militaristen seien aber auch alle jene, die anderweitig »militaristisch« handeln, denken oder fühlen. Ähnlich dem deutschen Touristen in István Pintér's Witz, »der statt des Gehirns ein Notizbuch und statt seiner Augen nur einen Fotoapparat benutzt« und sich gleich unglücklich fühle, »wenn ihm einfällt, daß er heute dort nur zu Gast weilt, wo er vor fünfzig Jahren regiert hat«.<sup>75</sup>

Oft ist es auch sehr schwer, den Militaristen von dem Faschisten zu unterscheiden. In Karikaturen erscheint z. B. der Bundeswehrgeneral mit Hitlers Gesicht. In den Texten werden sie entsprechend gleich als »Faschisten, Militaristen, Revanchisten« bezeichnet. Eine der seltenen Ausnahmen ist Brandt, wenn er auch öfter als Militarist, nie aber direkt als Faschist bezichtigt wurde, ja, man erwähnte oft seine Emigration während der Nazizeit. Doch sein Name kam so oft in Artikeln gegen den deutschen »Militarismus, Revanchismus und Faschismus«



vor, daß sich diese Anschuldigungen indirekt auch mit dem Namen Brandts assoziierten – nicht nur in seiner Berliner Bürgermeister-Periode, sondern auch in seiner Amtszeit als Außenminister, in welcher seine Ausgleichspolitik von der ungarischen Presse als getarnter Militarismus »entlarvt« wurde.

Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß es in der ungarischen Presse viel mehr konkrete Faschisten als konkrete Militaristen gibt. Die Vorstellung von einem »Nazi«, einem »Auschwitzmörder«, einem »KZ-Kommandanten« ist jedenfalls schärfer umrissen als das Bild eines »Militaristen«. Was der »Faschismus« unter Hitler war, wissen viele Ungarn noch aus eigenem Erleben. Was aber soll er sich unter »Militarismus« vorstellen? Der Begriff ist ohnehin umstritten. Wenn man in verschiedenen Ländern der Welt oder Epochen der Geschichte Napoleon als »la Gloire« feiert, Stalin als Friedensengel verehrt, Bismarck aber als »Militaristen« brandmarkt, so ist das wohl eher eine Ansichtssache als eine allgemeingültige Definition.

### *Die Grenzen*

Die wesentlichsten Kriterien der so oft erhobenen Beschuldigung des »Militarismus« rekapituliert »Radio Kossuth« folgendermaßen: »Zwar ist das Dritte Reich zusammengebrochen, was aber noch bei weitem nicht bedeutet, daß alle Elemente, alle Züge der hitlerischen Außenpolitik verschwunden wären. Sie haben sich nur den gegenwärtigen Lageverhältnissen entsprechend geändert: Aufrechterhaltung der Ostraumpolitik in moderner Form, die Frage der Oder-Neiße-Grenze, Nichtanerkennung der DDR, die Unterstützung der verschiedenen sudetendeutschen und schlesischen Verbände, die mit einer Nazi-Weltanschauung Revanche fordern. Man duldet die alten Soldaten-Vereine und die ›Deutsche Soldatenzeitung‹, eines der radikalsten Presseorgane, dem nur das Hakenkreuz im Titel fehlt.«<sup>1</sup>

Hauptmerkmal des heutigen »Militarismus« und »Revanchismus« sei mithin die angebliche westdeutsche Forderung nach den Grenzen von 1937. Ungarn ist zwar kein Nachbar der Bundesrepublik und hat mit ihr keine offene Grenzfrage. Es hätte so von westdeutschen Forderungen nicht direkt etwas zu befürchten. Doch hat sich diesbezüglich die ungarische Regierung und Presse immer mit den Forderungen und Befürchtungen Polens, der DDR und der Tschechoslowakei identifiziert. Jede westdeutsche politische Regung – ob jene der Regierung, der politischen Parteien, der Vertriebenenverbände oder auch nur von Privatpersonen – die in bezug auf die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze als endgültige Westgrenze Polens, die Nichtigkeit des Münchner Abkommens von Anfang an und die völkerrechtliche Anerkennung der DDR nicht den jeweiligen östlichen Forderungen entsprach, wurde als »Revanchismus«, »Militarismus«, »Imperialismus« und als »di-



rekte oder indirekte Kriegshetze« gebrandmarkt. In dieser Beziehung genießen Polen, die Tschechoslowakei und die DDR die volle Rückendeckung der ungarischen Presse.

Diese Haltung rechtfertigt »Magyar Nemzet« in einem Leitartikel mit klarer Sprache: »Es wäre ein grober Irrtum, wenn die offiziellen Kreise Bonns glauben, daß die Frage der Oder-Neiße-Grenze und die wild-nationalistische Propaganda in bezug auf das Sudetenland nur in der polnischen und tschechoslowakischen Öffentlichkeit Widerwillen erzeugen. Man muß es klar und offen aussprechen, daß diese Äußerungen der deutschen Revanchepolitik auch in der ungarischen Öffentlichkeit Befürchtungen erwecken, ja nicht nur Befürchtungen, sondern auch entschiedene Zurückweisung. Wenn wir in verschiedenen westdeutschen Zeitungen lesen, »daß die Bundesrepublik mit Ungarn keine Probleme habe wie mit der Tschechoslowakei oder Polen«, so sind wir über solche Formulierungen keineswegs begeistert, denn wir verspüren, daß dahinter Unredlichkeit steckt.«<sup>2</sup>

Die Nichtanerkennung der Oder-Neiße-Grenze wird mal als eine verschleierte, mal als direkte Territorialforderung der Bundesrepublik oder ihrer »revanchistischen Kreise« dargestellt. Vor allem die Formulierung »vorläufig unter polnischer Verwaltung« wird als eine solche gewertet. Darüber hinaus wurde besonders am Anfang der Berichtsperiode oft unterstellt, daß die Bundesrepublik, auch wenn sie es nicht offen ausspreche, die Grenzen mit Gewalt ändern wolle, denn sie stelle »einerseits Territorialforderungen an Staaten, die mit Ungarn befreundet sind, traut sich andererseits aber nicht, in aller Öffentlichkeit zu bekennen, daß solche Forderungen ohne Krieg nicht zu verwirklichen sind«.<sup>3</sup>

Kategorisch vorgetragene Versicherungen sowjetischer Politiker über die Unabänderlichkeit der europäischen Grenzen haben mittlerweile dieser Art von Argumentation ihre logische Stütze entzogen. Auch die Gewaltverzichts-Angebote der Bundesrepublik, »infolge realistischer Einschätzung der Kräfteverhältnisse«, haben dazu geführt, daß sich der Schwerpunkt der kritischen Kommentare auf den westdeutschen Rechtsstandpunkt verlagert hat, wonach Grenzen nur durch einen Friedensvertrag endgültig anerkannt werden könnten. In den nun abgewandelten Beschuldigungen heißt es, die Bundesrepublik halte eine undefinierte Forderung aufrecht, ja sie halte diese bewußt so unpräzise wie nur möglich, um bei günstiger Gelegenheit daraus Nutzen zu ziehen. Hier kommen historisch bedingte Befürchtungen der Polen – in Privatgesprächen offen ausgesprochen, in der polnischen Presse nur angedeutet – über eine russisch-deutsche Verständigung zu Ungunsten des polnischen Staates zum Ausdruck. Diese Befürchtungen werden in der ungarischen Presse doch nur sehr vage angedeutet, wie überhaupt die Erörterung des Problems der Oder-Neiße-Linie selten über die bloße Erwähnung im Zusammenhang mit allgemein gehaltener Beschuldigung des »Militarismus« oder »Revanchismus« hinausgeht. Den Gewaltverzichtsangeboten der Bundesrepublik und der Großen Koalition wurde in der Regel Unehrlichkeit unterstellt, denn »die schönklingenden Friedensparolen stehen im Widerspruch zu den Taten«.<sup>4</sup>



Ein ähnlicher Vorwurf mangelnder Redlichkeit trifft auch die »anerkenntnisfreudigen Westdeutschen«. Zwar wird mit Genugtuung festgestellt, daß sie im Gegensatz zu jenen Kreisen, »die vorläufig »nur« die Grenzen des Jahres 1937 fordern«, bereit seien, von den alten Grenzforderungen abzurücken und auch die Oder-Neiße-Linie als endgültige Grenze anzuerkennen, aber – und hier beginne die Unredlichkeit – nur um den offen ausgesprochenen oder still erhofften Preis, daß Polen den Westdeutschen gegenüber der DDR freie Hand lasse und »keinen Einwand gegen die Einverleibung der DDR in die Bundesrepublik erhebt. Westdeutschland sieht von einer seiner unberechtigten Territorialforderungen ab, wenn es um diesen Preis die Erfüllung einer anderen, gleichfalls unberechtigten Forderung erreichen kann«. <sup>5</sup>

Sehr häufig entrüsteten sich ungarische Journalisten über die in der Bundesrepublik gezeigten Landkarten. Am Anfang der Berichtsperiode wußten sie noch über solche Karten zu berichten, aus denen hervorgehe, daß die Bundesrepublik nicht nur die Ostgebiete, sondern auch Elsaß-Lothringen und Süd-Tirol »einzuverleiben gedenkt« und sie »laut Adenauer-Geographie zum Anhängsel des Reiches deklariert«. <sup>6</sup> Später konzentrierte sich diese Kritik auf Landkarten Deutschlands in den Grenzen von 1937.

János Hajdú z. B. sieht in solchen Landkarten »den Stil Adenauers, der bereits zur Konvention erstarrt ist«. Nach einer Deutschlandreise berichtet er als eines seiner »interessantesten Erlebnisse« über Gespräche in der Journalistenschule München: »Wir machten die Bekanntschaft von Jungen und Mädchen im Alter von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, mit denen wir gleich ins Gespräch kamen. Die Unterhaltung dauerte aber nur Minuten. Als wir auf die Landkarte hinwiesen, die im Klassenzimmer hing, und gesagt hatten, daß unser Mißtrauen durch solche Revanchepolitik geschürt wird, zerfielen die Münchner jungen Leute sekundenschnell in zwei Gruppen. Es gab einige, die wohlbekannte Revanche-Argumente vor sich hinbliesen. Die Mehrheit aber war verstört, versuchte sich zu entschuldigen und lehnte die Konzeption, auf der die Landkarte in den Grenzen von 1937 basiert, unverblümt ab«.

Diese zwiespältigen Standpunkte der Jugend kommentiert Hajdú dann so: »Diese jungen Leute werden jedoch in einem Jahr redaktionelle Mitarbeiter werden, und dann ist es aus mit der Studentenfreiheit, es kommt das Entweder-Oder. Dieses Entweder-Oder wird zur Existenzfrage, und das bedeutet heute in der Bundesrepublik – von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen – obligatorischen Konformismus mit der Revanchepolitik und mit der Politik der Großmacht-Wünsche. Man hat auch nicht die Möglichkeit, von den Spielregeln der bürgerlichen Demokratie Gebrauch zu machen und seine Wahlstimme einer mehr oder minder echten Opposition zu geben. Wir waren Teilnehmer der Eröffnungssitzung des sozialdemokratischen Parteikongresses in Karlsruhe. Hauptdekoration der Kongreßhalle: das Reichsgebiet mit der Aufschrift »Erbe und Auftrag«.« <sup>7</sup>

Diese Darstellung einer aggressionslüsternen Bundesrepublik steht in krassem



Widerspruch zu der demonstrativ zur Schau gestellten Macht des sozialistischen Lagers. Während die Presse den Westdeutschen ununterbrochen gefährliche Aggressionsabsichten unterstellt, pocht sie ebenso unablässig auf die eigene Stärke, die jeden Angreifer der sofortigen Totalvernichtung aussetze. Diesem Widerspruch begegnet Tibor Pethő folgendermaßen: »Was die gegenwärtige konkrete Lage anbetrifft, so fürchten wir uns nicht vor der BRD, denn unsere Allianz bietet genügend Schutz vor etwaigen aggressiven Bestrebungen. Aber wir befürchten, daß die herrschenden Kreise Westdeutschlands unter dem Eindruck der chauvinistischen Revanchepropaganda ihre Ziele durch aggressive Handlungen zu verwirklichen versuchen und so die BRD zum ›Detonator‹ eines eventuellen Weltkrieges und in diesem Fall eines Thermonuklearkrieges werden könnte ... denn in der BRD sind viele über die grundlegende Änderung der Machtverhältnisse nicht im klaren und bauen ihre Politik nicht auf reale Grundlagen.«<sup>8</sup>

Für die »Revanchegeleüste« der Westdeutschen werden oft auch westliche Zeugen zitiert, so etwa Golo Mann in einem Artikel von Ferenc Fábíán: »Wir waren unzufrieden mit Deutschlands Grenzen von 1914 – und haben die von 1937 bekommen. Wir waren unzufrieden mit den Grenzen von 1937 und haben die von 1945 erhalten. Sollten wir weiter unzufrieden sein, wo werden dann die nächsten Grenzen Deutschlands liegen?«<sup>9</sup>

### *Die Wiedervereinigung*

Einen zwingenden Beweis für die »westdeutsche militaristische Revanchepolitik« sieht die ungarische Presse darin, daß sich »Bonn stur und steif weigert, die Realität zu erkennen und die Deutsche Demokratische Republik anzuerkennen ... und die Berlin-Frage zu regeln«. Bonn halte sich »noch immer an die Parole Adenauers ... , daß man die DDR ›befreien‹ muß, d. h. der Bonner Staat will sie annectieren«.<sup>1</sup> Der Vorwurf des Militarismus im Zusammenhang mit der DDR gruppiert sich um drei Fragenkomplexe: Nichtanerkennung der DDR, westdeutsche Wiedervereinigungsvorschläge, in welcher sanfter Form sie auch ausgesprochen sein mögen (neuestens sogar schon der Wunsch, sich »als eine Nation, wenn auch in zwei Staaten«, zu betrachten), und die Aufrechterhaltung der Bindungen Berlins an die Bundesrepublik.

Hauptargument für die heute schon uneingeschränkte völkerrechtliche Anerkennung der DDR ist die »Realität«. Man beruft sich ständig auf die Existenz der DDR und verweist auf die anerkennungswürdige Mustergültigkeit des »deutschen Friedensstaates«, »dieses vorgeschobenen Wachtpostens gegen den westdeutschen Imperialismus«.<sup>2</sup> Der Bonner Standpunkt hingegen, oft als »Juristerei« apostrophiert, wird angesichts der Realitäten als »unhaltbar« abgewiesen.

Es wird in verschiedenen Formulierungen unablässig wiederholt, daß »die



DDR die Existenz des anderen deutschen Staates zur Kenntnis genommen hat, die BRD dagegen nicht«,<sup>3</sup> denn »die Existenz der DDR ist eine Tatsache, die unabhängig davon besteht, ob diese den westlichen Mächten gefällt oder nicht. Mit der Gründung der DDR ist der erste deutsche Arbeiter- und Bauernstaat entstanden, was man mit Recht als einen Wendepunkt in der deutschen Geschichte ansehen kann. Die DDR erfüllt eine historische Sendung auf deutschem Boden, indem sie einen Schutzwall gegen die Expansionsbestrebungen der westdeutschen Monopole bildet«. <sup>4</sup> Die »wichtigste Realität«, und das wird schärfstens betont, sei aber, daß »in der Gegenwart an der Tatsache der Existenz zweier deutscher Staaten praktisch nichts zu ändern ist ... außer mit Gewalt und Krieg, denn entweder ziehen sie gegen die Grenzen der DDR los (was gleichbedeutend mit einem Weltkrieg wäre), oder sie erkennen die Existenz des anderen Staates an«. <sup>5</sup> In diesem Sinne unterstellt dann die ungarische Presse der Bundesrepublik anhand verschiedener Ereignisse (Grenzschießereien, NATO-Manöver oder Vertriebenentreffen usw.) die Absicht, mit Krieg oder zumindest Gewalt die »Realität« ändern zu wollen. Dabei verliert sie kein Wort über jene Gewalt, welcher die DDR eigentlich ihre Existenz und die viel beschworene »Realität« verdankt. Sie schweigt darüber, daß es ohne Gewalt, d. h. ohne die Präsenz der Sowjetarmee, die Berlinblockade, die blutige Niederwerfung des Aufstandes vom 17. Juni 1953, ohne die Berliner Mauer und die Minengrenze, ohne den Schießbefehl und die VOPOS usw. keine DDR gäbe; vielmehr stellt sie diese Maßnahmen speziell als Abwehr gegen konkret beanstandete westdeutsche »Provokationen« und im allgemeinen als Abwehr gegen den westdeutschen »Militarismus« und »Revanchismus« dar.

Der Bonner Standpunkt in bezug auf Alleinvertretung wird in schärfster Weise abgelehnt. Da heißt es: »Bonn ist der Gefangene seiner eigenen rechtlichen Illusionen«; <sup>6</sup> die Bundesrepublik beanspruche »das absurde Recht auf Alleinvertretung«, beharre auf »der Hallstein-Doktrin und ähnlichen kriegerischen Hirngespinnsten des Kalten Krieges« sowie auf dem »Dogma der Intervention in die souveränen Rechte der DDR«; <sup>7</sup> sie wolle »die Herrschaft der Junker und Kapitalisten in der DDR wieder herstellen«; <sup>8</sup> sie ergreife jede Gelegenheit, »die Deutsche Demokratische Republik zu isolieren«. <sup>9</sup>

Der westdeutsche Anspruch auf das »Alleinvertretungsrecht« aller Deutschen wird oft kritisiert, das Wort selbst als Ausdruck der Kritik meistens in Anführungszeichen gesetzt und mit dem Adjektiv »absurd« oder ähnlichem abgewertet. Das Wort »Alleinvertretungsanmaßung« aber, mit dem die DDR den westdeutschen Anspruch zu diskreditieren versucht, ist wegen Übersetzungsschwierigkeiten in der ungarischen Presse nicht gebräuchlich. Der Anspruch der Bundesrepublik, Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches zu sein, wird ihr dagegen in ironischer Form zugestanden: »In der heiligen Allianz gegen die Sowjetunion erkoren die Westmächte die Rechtsnachfolgerin und Erbin des Dritten Reiches zu ihrem Alliierten«, <sup>10</sup> denn »die Bundesrepublik betrachtet sich ... als politische und ideologische Erbin des Dritten Reiches«. <sup>11</sup>



In diesem Zusammenhang sollte auch die ungarische Pressekampagne gegen die Bezeichnung »Zone« erwähnt werden. Im Jahre 1961 entrüstete sich Mihály András Rónai noch maßlos über den Gebrauch dieses Ausdrucks: »Zone, Ostzone, Sowjetzone, ja und oft mit einem Tonfall, der unübertrefflich ist – Soffjetzone! Hieran gemessen ist die ganze Junker-Unverschämtheit der Geschichte noch taktvolles Londoner Clubverhalten, Nankinger Mandarin-Kompliment und Versail-ler Salon-Etikette.«<sup>12</sup>

Nach Bildung der großen Koalition hat solche Entrüstung eher einer gewissen Ironie Platz gemacht. Ervin Réti z. B. spöttelte über die »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, die »halsstarrig noch immer an den Führungszeichen festhält« und schreibt: »Mir fällt das mit Sorgfalt gewählte Vokabular der letzten Jahre ein: ›Zone‹, ›Ostdeutschland‹, ›Mitteldeutschland‹, oder einfach: ›Drüben‹ – jenseits.« Er berichtet weiter: »Warum soll ich nicht ›Deutsche Demokratische Republik‹ sagen, näselte unser Gesprächspartner in der Zentrale der Sozialdemokratischen Partei die R-Buchstaben im Text. ›Hätte ich dasselbe vor zehn Jahren gesagt, so hätte man mich aus der Partei ausgeschlossen.‹ Das bedeutet wohl so viel, daß wir weitere zehn Jahre auf die Anerkennung einer Tatsache werden warten müssen, die auf der Hand liegt, aber heute noch als Sakrileg gilt? – Die Antwort: ein Lächeln.«<sup>13</sup>

Wiedervereinigungsvorschläge der Bundesrepublik werden im allgemeinen von der ungarischen Presse mit Bemerkungen wie »kaltkriegerische ›Befreiungs-Konzeption‹ der Bonner Regierung«, »direkt und indirekt beabsichtigte Gewaltanwendung gegen die DDR«, »eine ›Macht-geht-vor-Recht-Politik‹« abgetan.<sup>14</sup> Dabei beruft man sich auf internationale Bedenken gegen eine Wiedervereinigung, etwa in der Art: »Die Völker Europas lebten *dann* in Ruhe, wenn dies unruhige Geschlecht in seine Bestandteile zerlegt war.«<sup>15</sup> Oft verweist man auch auf den Standpunkt der DDR: »Ein vereinigt Deutschland, das aggressive Ziele verfolgt, in welchem die Herren der Monopole und Militaristen die Macht ausüben, kommt in keinem Fall in Betracht. Dieser Tatsache sollte man Rechnung tragen, wenn man in Bonn die Möglichkeiten der Deutschlandpolitik abwägt.«<sup>16</sup>

Gegen die Wiedervereinigung spreche auch das geschichtliche Beispiel Österreichs, welches beweise, daß auch schon früher »zwei deutschsprachige bürgerliche Staaten existierten«.<sup>17</sup> Zur Existenz eines dritten deutschsprachigen Staates meint Rezső Nemes: »Warum schnappen die aggressiven Kreise der BRD mit ihrer Schnauze nach der Deutschen Demokratischen Republik?« Seine Antwort: »Sie erkennen Österreichs Recht auf ein souveränes staatliches Sein an ..., weil Österreich ein kapitalistischer Staat ist, aber sie versagen es der DDR, weil sie ein sozialistischer Staat ist und ihre Existenz den Machtbereich des Kapitalismus in Europa schmälert.«<sup>18</sup>

Die westdeutsche Forderung nach Selbstbestimmung wird nicht direkt abgelehnt, aber ihre Ehrlichkeit verschiedentlich in Frage gestellt, »denn die Regierung der Bundesrepublik ist Rechtsnachfolgerin jener Regierung, die das Selbst-



bestimmungsrecht der Völker überall in der Welt, wo sie nur Fuß faßte, in den Dreck getreten hat«. <sup>19</sup> Die Ausübung dieser Selbstbestimmung will sie aber nicht dem einzelnen Staatsbürger, sondern nur dem souveränen Staat zugestehen: »Es gibt keine politisch bedeutende Körperschaft oder Institution, die dem deutschen Volk das Recht auf Selbstbestimmung nehmen wollte. Aber wenn man die Frage aus der Theorie in die Praxis übertragen will, wird man mit der Aufgabe konfrontiert, Bedingungen der Verwirklichung dieser Forderung zu schaffen, die mit der Sicherung der Selbstbestimmung beider Staaten im Einklang stehen.« <sup>20</sup>

Verantwortlich für die Teilung Deutschlands sei der westliche Teil der Nation und seine Verbündeten: »Gerade der westliche Teil mit der Bindung an die NATO hat die Türen zu einer Wiedervereinigung zugeschlagen.« <sup>20</sup> Der Hauptschuldige in Westdeutschland sei die CDU: »In der CDU hat endgültig der großbürgerliche Charakter gesiegt, und was noch wichtiger ist: die Idee der deutschen Einheit erlag dem Gedanken des west- und süddeutschen Separatismus.« <sup>21</sup>

In der Teilung selbst sieht die ungarische Presse keine Gefahr für den Frieden. Diesen bedrohe nur das Verhalten der Bundesrepublik: »Jedermann ist sich darüber im Klaren, daß die Gefährlichkeit der europäischen Teilung größtenteils auf der ›Gegensätzlichkeit‹ der beiden deutschen Staaten beruht. Nicht darauf, weil es zwei deutsche Staaten gibt, sondern weil der eine Staat, die BRD, territoriale Forderungen stellt und nicht bereit ist, die europäischen Realitäten anzuerkennen.« <sup>23</sup> Es wird sogar die Beschuldigung erhoben, daß die Bundesrepublik die Wiedervereinigung überhaupt nicht wolle, denn gerade die Teilung mit ihren Gefahren diene den Zielen der westdeutschen Militaristen: »Die Wahrheit ist die, daß die ungelöste deutsche Frage eine echte Gefahr für den Frieden darstellt, aber es ist auch wahr, daß die ganze westdeutsche Politik auf die Nutzbarmachung dieser Gefahr eingestellt ist – wie zu Zeiten Bismarcks, Wilhelms II. und Hitlers. Denn auch in jenen Tagen gab es immer eine ungelöste Frage (unter Bismarck – die Einheit des Reiches, unter Wilhelm II. – den ›Drang nach Osten‹, und unter Hitler das Problem ›Volk ohne Raum‹). Die deutsche Eroberungspolitik erschien auf der Weltbühne immer im Gewande ungelöster Probleme, und sobald sie das Gewand fallenließ, stand sie jedesmal von Kopf bis Fuß bewaffnet und gepanzert da.« <sup>24</sup>

### »Die Umsiedler«

Die Vertreibung von Millionen von Deutschen gehört sicherlich zu den großen menschlichen Nachkriegstragödien. Den Moskauer Urhebern der Vertreibung ging es wahrscheinlich nicht nur um Land. Ihre Ziele waren weiter gesteckt. Sie wollten oder hofften jedenfalls, Deutschland und damit auch Westeuropa in Chaos und Verderben zu stürzen. Es kam nicht dazu, denn westlicherseits erkannte man



schnell die Gefahren und auch die begangenen Fehler. Die Bundesrepublik erhielt Hilfe und somit auch die Möglichkeit, wirtschaftliche, soziale, politische, psychologische und andere Vertriebenen-Probleme, die fast unlösbar schienen, in demokratischer Weise ohne diktatorische Mittel Schritt für Schritt einer friedlichen, humanen Lösung zuzuführen. Eine großartige Friedenstat der Bundesrepublik, auch dann, wenn dabei ungeschickte Sonntagsreden gehalten, übertriebene Hoffnungen geweckt und berechtigte, aber politisch undurchführbare Forderungen gestellt wurden. Dies gehört wohl genauso zur Lösung des psychologischen und politischen Notstandes wie mancher Streit um Lastenausgleich und Wohnungsbau zur ökonomisch-sozialen Problematik.

Für die friedliche Eingliederung der zehn Millionen Vertriebenen hätte eigentlich der Osten, dem sie alle entstammten, am dankbarsten sein sollen. Dem ist aber nicht so, jedenfalls nicht in der Darstellung durch die ungarische Presse. Über die menschliche Tragödie der Vertreibung verliert sie kaum ein Wort, bestenfalls in Bemerkungen wie dieser: »Nach dem zweiten Weltkrieg ... wurde ein Teil der deutschen Minderheiten aus dem ost- und südosteuropäischen Raum umgesiedelt ... eine neue Lage ist entstanden ..., die den deutschen Imperialismus und seine Propagandisten vor neuartige Probleme stellt.«<sup>1</sup> Der Friedenstat der Integration von zehn Millionen Menschen wird kein einziges anerkennendes Wort geschenkt. Im Gegenteil, kaum eine andere Gruppe der Deutschen wurde während der Berichtsperiode so verteufelt wie die der Vertriebenen. In den Berichten werden sie meistens in Zusammenhängen erwähnt, die geeignet erscheinen, diese Menschengruppe zu diskriminieren, ja manchmal auch zu verhöhnen.

Grundsätzlich spricht die ungarische Presse nicht von Vertriebenen, sondern nur von »Aussiedlern«, »Umsiedlern« oder »Umsiedlungsgruppen (Sudetendeutschen, Preußen, Schlesiern, Donau-Schwaben etc.)«. Die Worte »Vertriebene«, »Heimatvertriebene« werden, wenn ausnahmsweise gebraucht, als Zeichen des Hohnes in deutscher Sprache geschrieben oder in Anführungszeichen gesetzt. In einer Deutschlandreportage erklärt János Nemes die Bedeutung des Wortes »Heimatvertriebener« dem ungarischen Leser so: »Die wörtliche Übersetzung des Wortes ist: ein aus seiner Heimat Vertriebener, so nennt man dort nämlich die nach dem Kriege ausgesiedelten Deutschen.«<sup>2</sup>

Die Vereine der Heimatvertriebenen werden als »revanchistisch« oder »faschistisch« bezeichnet, als »revanchistische Organisationen«,<sup>3</sup> »faschistisch-revanchistische Landsmannschaften der Umsiedler«,<sup>4</sup> »die revanchistische ›Sudetendeutsche Landsmannschaft‹«<sup>5</sup> apostrophiert. Manchmal werden sie direkt als Nachfolger der Naziartei bezeichnet: »Der B. v. D. (Bund vertriebener Deutscher), die Organisation der Aussiedler, und die verschiedenen Kameradschaftsvereine haben die Rolle der verbotenen Nazi-Partei übernommen.«<sup>6</sup>

Ihre Führer, »östliche Kreuzritter, die nichts dazugelernt, aber auch nichts vergessen haben«, werden als »Vertreter der faschistisch-revanchistischen Landsmannschaften« abgekanzelt.<sup>7</sup> Ihre Zusammenkünfte seien »faschistisch-revanchistische



Manifestationen, die den wohlklingenden Namen ›Tag der Heimat‹ tragen«, auf denen »provokative« und mit »waschechten faschistischen Phrasen gespickte« Reden geschwungen würden,<sup>8</sup> wobei die Redner großzügig versicherten, daß es »im wiedervereinigten Deutschland auch für die Polen einen Platz geben wird«, und die Teilnehmer schriegen, »das Sudetenland ist ein von den Tschechen erobertes Gebiet«.<sup>9</sup> Forderungen der Heimatvertriebenen werden als militaristisch-revanchistisch abgewiesen. Insbesondere wird die Forderung nach »Recht auf Heimat« als ein Mittel der Revanche dargestellt, als »vielbedeutend« bezeichnet. Sie erfülle die Aufgabe, »die Rücksiedlung nach Ost- und Südosteuropa ›rechtlich‹ vorzubereiten und zu unterstützen«.<sup>10</sup>

In den Berichten über die Vertriebenen wird stets auf den großen Einfluß hingewiesen, den sie in der westdeutschen Politik haben. Denn: »Die Aussiedler stellen ungefähr 25 Prozent der Wähler. Ihre Stellungnahme kann Abgeordnete in das Parlament bringen, den Anteil einer Partei beeinflussen. Sie kann Politiker kreieren und vernichten. Jede Partei des Bundestages hat einen ›Aussiedler-Flügel‹. Auch die Sozialdemokraten. Verblüffend, wie man die Faschisten hofiert.«<sup>11</sup>

In der Regel beziehen sich Adjektive wie »faschistisch« und »revanchistisch« auf die Gesamtheit der Vertriebenen. Doch es gibt auch hier Ausnahmen. Wenn es z. B. aus politischen Gründen opportun erscheint, das Fußvolk von der Führung zu trennen, wie es János Nemes in einer Reportage versucht: »In Westdeutschland leben 12 bis 13 Millionen ausgesiedelte Personen. Das ist fast ein Viertel der Bevölkerung. Ich glaube nicht, daß mehr als etliche Zehntausend sich ernsthaft auf ›eine Rückkehr in die östlichen Gebiete‹ vorbereiten. Die große Mehrheit hat eine Existenz gegründet, Wurzeln gefaßt und kann deswegen überhaupt nicht als Revanchist angesehen werden. Die jüngeren haben auch keine Erinnerung mehr an ihren alten Wohnsitz. Aber die Nostalgie, das Wachrufen von Erinnerungen an die alte Heimat und das Wachhalten dieser Erinnerung kann zu einer mobilisierenden Idee, ja sogar zum politischen Zündstoff werden. Der Chauvinismus, das Gift des nationalen Hasses, war immer ein Mittel der dunklen Reaktion, und in Westdeutschland ist es dabei geblieben.«<sup>12</sup>

Kein Wort darüber, wie sich die Heimatvertriebenen eine Existenz gegründet haben, wer ihnen diese Existenz gründen half, warum sie sich in Westdeutschland eingelebt haben und warum sie eigentlich nicht mehr in die alte Heimat zurückkehren wollen. Auch nichts darüber, warum die im Osten verbliebenen Deutschen in die Bundesrepublik ausreisen möchten, aber nicht ausreisen dürfen, obwohl die Bundesrepublik sie gerne begrüßen würde. All dies ist sicherlich kein Zeichen eines »Dranges nach Osten«.

Dennoch glauben ungarische Journalisten, in ihrer Meinung über die »Umsiedler« im Recht zu sein. So reflektiert Imre Tatár anläßlich eines Buches, das man ihm in Westdeutschland in die Hand gedrückt habe, über die »12 Millionen Menschen, die man nach dem Krieg auf deutsches, hauptsächlich westdeutsches Gebiet umgesiedelt hat«, folgendermaßen: »Ich lese, daß das Los dieser Umsiedler (in



Westdeutschland gebrauchter Ausdruck: ›Vertriebene‹) ›schwer und schrecklich war‹. Ich kann mir schon vorstellen, daß sie seelisch und körperlich manches zu erleiden hatten, da sie ja das Land, in dem sie geboren wurden, verlassen und den Wanderstab unter den schwersten Umständen der Nachkriegszeit in die Hand nehmen mußten. Aber umsonst suche ich im Kapitel über die Umsiedlung eine Erklärung, warum man sie eigentlich ›vertrieben‹ hat. Ich finde kein Wort über ›die Schrecknisse und Missetaten‹, die sie früher anderen angetan haben ...«<sup>13</sup>

### *Die Ostsendung des deutschen Volkes*

Ostforschung, in welchem Lande sie auch betrieben wird, ist der ungarischen Presse grundsätzlich suspekt und spionageverdächtig: »Ostforschung ist nicht nur ein propagandistisches und ideologisches Sprachrohr der Kapitalisten, sondern auch eine ihrer Spionageorganisationen!«<sup>1</sup> Daran ändert selbst die Tatsache wenig, daß zwischen ungarischen und westlichen historischen, soziologischen und ökonomischen Forschungsinstituten schon längst rege Kontakte bestehen.

Über das »Institut für Ostforschung«(!) in München und ähnliche westdeutsche Institute hat 1961 János Komlós in »Magyar Nemzet« 43 Artikel veröffentlicht. In diesen beschäftigte er sich hauptsächlich damit, was diese Institute eigentlich erforschen (wie sie »schnüffeln«), wer dort mitarbeitet (zumeist »vormalige Nazis«), wer sie finanziert (meist »antikommunistische Kapitalisten und amerikanische Spionageorganisationen«) und was alles an »Revanchistischem« in ihren Publikationen erscheint. Manche von Komlós' Behauptungen haben ihre Aktualität verloren, andere gelten bis heute als richtungweisend. Insbesondere das, was er über »die Ostsendung des deutschen Volkes«, das heißt über die »ideologische Vorbereitung« zu einem neuen deutschen »Drang nach Osten« gesagt hat.

Komlós stellt zunächst fest, daß die »westdeutsche Ostforschung eine außerordentliche Ähnlichkeit mit der alten reaktionären Ostforschung zeigt«, und zwar sowohl »in der personellen Zusammensetzung der Forschungsstäbe« wie auch in den Parolen, Methoden, Aufgaben und Zielen.<sup>2</sup>

In Hinsicht auf die Ziele habe sich die Ostforschung auf die neue Lage umgestellt, meint Komlós, denn heute könne man sich nicht mehr »auf ›Blut und Boden‹, Volksgruppenrecht oder auf Minderheiten in Ost- und Südosteuropa berufen«. Man könne nicht mehr »mit der Demagogie früherer Zeiten argumentieren, daß man Deutsche, ›die außerhalb der Grenzen leben‹, befreien muß, denn heute lebt nur noch eine sehr kleine Zahl von Deutschen außerhalb der Grenzen ..., der überwiegende Teil dieser Deutschen dient heute mit Herz und Seele dem Heimatland, arbeitet am Aufbau des Sozialismus mit und genießt alle Rechte und Errungenschaften der sozialistischen Gesellschaft«. Unter diesen Umständen habe die



»Revanchepolitik« mit großen Schwierigkeiten zu rechnen. Aufgabe der Ostforschung sei es, theoretische Grundlagen und eine »neue Taktik« auszuarbeiten, die der veränderten Lage entsprächen: »Man muß zuerst die Deutschen nach Ost- und Südosteuropa rücksiedeln, bevor man das von ihnen wieder besiedelte Territorium erneut an das Reich anschließen kann.« Das neue Thema im Betätigungsfeld der Ostforschung bestehe also im »Problem, die Umsiedler zurückzusiedeln«. Die neue Parole laute: »Recht auf die Heimat! Hier betrachtet man eigentümlicherweise als Heimat nicht das Gebiet, in dem man heute lebt oder leben will, sondern die frühere Heimat, die man verraten hat.«<sup>3</sup>

Komlós meint, daß die Ostforschung bei der Propagierung ihrer Ideen mit dem Widerspruch verschiedener Seiten rechne: »Zuerst selbstverständlich ... die sozialistische Einheitsfront, hier an erster Stelle der harte Widerstand der Sowjetunion. Zweitens, der Widerwille der antifaschistischen und demokratischen Öffentlichkeit und drittens, innere Schwierigkeiten der Bundesrepublik. Selbst die hitzköpfigsten Revanchisten äußerten sich in ihren Schriften besorgt darüber, daß ein Teil der Deutschen gegen den neuen ›Drang nach Osten‹ opponiere oder nicht verstehen könne, warum er notwendig sei. Die Ostforscher rechnen damit, daß ein Teil der deutschen Öffentlichkeit, durch die Serie der geschichtlichen Mißerfolge verbittert, die eigenen Kräfte, Möglichkeiten und Fähigkeiten klarer erkennen werde. Das führt zu der These der ›Gradualität‹, die man in den revanchistischen Vorschlägen der Ostforscher antrifft ... ›Vorläufig‹ darf man nur die Wiederherstellung der Grenzen von 1937 fordern ... Dem ›Kleinraumprogramm‹ folgt später das ›Großraumprogramm‹.«<sup>4</sup>

Mit Mißbilligung erwähnt Komlós das Wiederauftauchen der »wohlbekannten Theorie einer deutschen ›Kulturüberlegenheit‹ in den Schriften der Ostforscher«, einer Theorie, die viele Osteuropäer als eine Beleidigung ihres eigenen Nationalgefühls empfinden und stets empfunden haben. Kern dieser Theorie sei die Ansicht, daß »die Deutschen in kultureller Hinsicht den anderen Nationen Ost- und Südosteuropas überlegen sind. In diesen Ländern haben die Deutschen die staatliche Ordnung, Kultur, Wirtschaft, die Zivilisation geschaffen. Diese Völker verdanken alles Bedeutende den Deutschen«. Komlós kommentiert: »Die Theorie der ›Kulturüberlegenheit‹ der Deutschen ist eigentlich nur eine Variation der deutschen Rassentheorie.«<sup>5</sup>

### »Der ewige Soldat«

Bei der Sichtung des Materials fand sich überraschend wenig über »den ewigen deutschen Soldaten«.<sup>1</sup> Als Karikatur kommt er allerdings häufig vor, meist mit Monokel, Ritterkreuz und schrecklich verzerrtem Nazigesicht. Geschrieben wird über ihn aber verhältnismäßig wenig: hie und da eine kurze Bemerkung, manch-



mal ein kurzer Hinweis auf verschiedene, aus Klischees bereits bekannte Eigenschaften oder knapp gehaltene Artikel, meist anlässlich eines Filmes. Aber auch hier erscheint er eher als Nazi denn als deutscher Soldat. Diese relative Zurückhaltung in der Kritik am deutschen Soldaten mag geschichtliche Gründe haben. Die Ungarn kämpften in zwei Weltkriegen an der Seite der Deutschen, und den deutschen Soldaten hat man, trotz zwiespältiger Meinung über die deutsche Politik, immer sehr hoch eingeschätzt. Ein Bild vom deutschen »Fritz«, wie bei den westlichen Nationen, gab es in Ungarn nie.

Doch auch das wenige Material ergibt ein Porträt des deutschen Soldaten, welches der klischeehaften Vorstellung »des Feindes« entspricht. Es beginnt mit der jahrhundertealten »Blendung durch die Uniform« wie in einer Reportage von Imre Tatár: »Leider fühlt sich der Deutsche ohne Uniform nicht wohl ... Es ist aber nicht egal, ob die Uniform von einem Nazi oder einem Soldaten der Volksarmee getragen wird.«<sup>2</sup>

Der ostdeutsche Film »Die Abenteuer des Werner Holt« gab mehrfach dazu Anlaß, sich über den deutschen Soldaten auszulassen. So mokiert sich Tamás Zala über deutsche Soldatentugenden, wie »die Freude Hunderttausender über den Einberufungsbefehl, die Freude des Uniformtragens, der ersten Bekanntschaft mit den Waffen, die ›germanische Urkraft‹ repräsentieren, die Verheißung ›des großen mannhaften Abenteurers‹ ...«<sup>3</sup> In demselben Film trifft László Bernáth »den Gefreiten, der gerne Befehlen gehorcht; den pervers-grausamen und eingebildeten, groben Unteroffiziers-Ausbilder; die zum Denken unfähigen Offiziere«.<sup>4</sup> Andere berichten bei ähnlichen Anlässen vom »Verdienstordenshunger, der im preußisch-militaristischen Geist verankert ist«,<sup>5</sup> oder vom »deutschen Soldaten, der mit der Gleichgültigkeit des Tieres mordet und sein eigenes Todesurteil in einer ›Habacht-Stellung‹ entgegennimmt«.<sup>6</sup>

Eine der ausführlichsten Beschreibungen des deutschen Soldaten – auch diese kaum länger als eine Kolumne – ist bezeichnenderweise die Wiedergabe einer englischen Karikatur, die »die Vertiefung der Freundschaft zwischen den beiden (westdeutsch-englisch) Armeen« verulkt.

»Haben die Tommys mit der ›alten‹ Wehrmacht eigentlich auch so tiefe Freundschaft geschlossen?«, fragt der Autor Endre Harmath und schildert die Szene: »Übliche Morgeninspektion bei der neuen Wehrmacht: Als erster tritt ein preußischer Offizier mit Monokel und hervorspringendem Kinn durch die offene Tür, hinter ihm ein untersetzter Unteroffizier mit brutal-blödem Gesichtsausdruck. In der Zeichnung Franklins sind beide so gut getroffen, daß man mit einem Budapester Ausdruck sagen könnte: wie es im Buch steht ... In der Reihe sieht man den kleinen, witzigen, englischen Soldaten, der, um das Komische der Situation zu verstärken, eine Stange ›Wurst‹ umgehängt hat, die genauso charakteristisch für die jeweilige Wehrmacht ist wie ihre jeweiligen Offiziere ... Im Hintergrund an der Wand der Wehrmachtskaserne die Mahnung ›Achtung!‹«<sup>7</sup>

Heute diene dieser »ewige deutsche Soldat« in der Bundeswehr, wie eh und je



charakterisiert durch den »Wehrmachts-Drill«,<sup>8</sup> die »Arroganz« und preußischen »Stolz«,<sup>9</sup> die Geringschätzung der »stinkigen Zivilbevölkerung«<sup>10</sup> und durch »Ausbildungsmethoden, die sogar Menschenleben fordern und die Menschenwürde tief verletzen und damit demonstrieren, daß der Bürger in Uniform nur ein hohles, wohlklingendes Wort ist«. <sup>11</sup> Er diene in einer Bundeswehr, in welcher »die uralte militärische Erziehung Preußens triumphiert . . ., die sich derselben Ausbildungsmethoden bedient und denselben Zielen dient wie alle vorherigen Armeen der preußischen und deutschen Militaristen. Diese Ziele heißen nicht anders als: Eroberung fremder Länder und Angriff auf friedliche Nachbarn«. <sup>12</sup> Jener Bundeswehr, die »auf dem besten Wege ist, zu einem Staat im Staate zu werden . . ., deren Waffen zwar der Gegenwart, ihr Geist aber der Vergangenheit angehört . . ., die Zielen von gestern nachstrebt und im Besitz der Waffen der Zukunft noch heute Hitlers Ideen folgt«. <sup>13</sup>

»Die Generale Hitlers«, und in irgendeiner Beziehung gehöre jeder Bundeswehrgeneral dazu, hätten die Aufgabe, diese Eroberungspläne mit Hilfe der Bundeswehr zu verwirklichen. So erregt sich János Nemes: »Die deutsche Presse betont unverschämt, Förtsch könne seine Erfahrung aus den Ostfeldzügen als Adenauers »erster Soldat« gut verwenden . . ., er hat auch die Aufgabe, das Ansehen des deutschen Offiziers bei der Bevölkerung zu stärken. Das heißt, er hat der westdeutschen Bevölkerung, die nach Meinung der Adenauers sehr schlampig geworden ist, preußische Offizierstradition, die Idee der privilegierten Militärclique einzubläuen.« <sup>14</sup>

### *Beschwörung der militaristischen Vergangenheit*

Die Beschuldigung, die Bundesrepublik betreibe eine militaristische Politik, versucht die ungarische Presse noch dadurch zu erhärten, daß sie immer wieder unter Hinweis auf die »militaristische« und »imperialistische« Vergangenheit der Deutschen behauptet, die gegenwärtige »militaristische Politik« sei nichts anderes als die Weiterführung einer alten Tradition. In diesem Sinne ist auch die folgende, symbolisch gemeinte Einzelheit aus einem Bericht von Imre Tatár zu verstehen: »In Hamburg steht das alte Bismarck-Denkmal. Während des Krieges hat die angelsächsische Luftwaffe fast alle Häuser in der Umgebung in Schutt und Asche gelegt, aber das bronzene Denkmal des Eisernen Kanzlers blieb unerschüttert. Umgekehrt wäre es besser gewesen.« <sup>1</sup>

Die Beschwörung dieser als militaristisch bezeichneten Vergangenheit verstärkt sich besonders zu den Jahrestagen verschiedener Ereignisse des zweiten Weltkrieges. Dabei wird meistens auch gleich auf die einzelnen Missetaten der Nazis hingewiesen, von denen man sich offensichtlich mehr Effekt erhofft, als von dem zu eng verstandenen Militarismus. Letzterer ist so meistens nur der kriegerische



Hintergrund, der in einigen stereotypen Sätzen manchmal nur aus den beiden Worten »militaristische Vergangenheit« besteht und als »Aufhänger« für ein Nachsinnen über die viel konkreteren Greueltaten der Nazi Herrschaft dient.

Der Rückblick auf die militaristische Vergangenheit der Deutschen reicht manchmal recht weit in die Geschichte hinein. So erinnert sich ein ungarischer Italien-Tourist in Ravenna: »Theoderich, ein Germanenheld, hat ganz Ravenna vernichtet, und er hat es gründlich getan. Was wahr ist, muß wahr bleiben.«<sup>2</sup> Meist bleibt es aber bei der Erinnerung an die beiden Weltkriege. In einer Reportage zeigen sich ungarische Deutschland-Touristen sehr beeindruckt von dem großen Industriepotential und dem hohen Lebensstandard in der Bundesrepublik. Gleichzeitig aber drückt sie das Problem: »Was werden die Deutschen mit diesem Industriepotential machen? Leider lehrt die Erfahrung der Geschichte, daß zwei Weltkriege von Deutschland ihren Ausgang nahmen.«<sup>3</sup>

Aber nicht nur die Ungarn seien angesichts dieser bösen Erinnerungen beunruhigt, gleichermaßen seien es auch die anderen Nationen, vor allem die Franzosen. Auch sie könnten nicht vergessen, meint z. B. Miklós Gárdos, »was die Hitlers, früher die Wilhelms und noch früher vor 1871 die ›Fritze‹ ihnen angetan haben ... Es stimmt zwar, daß man heute nicht mehr den heftigen und ungeduldi gen Haß gegen die ›Boches‹, die Deutschen, vorfindet wie einst, doch nur deswegen, weil der Arbeiter und Kleinbürger weiß, daß heute auch ein ›anderes‹ Deutschland existiert.«<sup>4</sup>

Protestdemonstrationen in verschiedenen westlichen Ländern Anfang der sechziger Jahre gegen Ausbildungs- oder Manövereinheiten der Bundeswehr, und das Unverständnis, mit dem die jungen deutschen Soldaten solchen Protesten angeblich gegenüberstanden, wurden zum Anlaß genommen, den Deutschen eine geschichtliche Lektion zu erteilen. In einem Bericht von Imre Vámos über Proteste in Dänemark hieß es: »Die ›Süddeutsche Zeitung‹ mag recht haben, daß diese Jungen, diese zwanzigjährigen, uniformierten Deutschen für die Sünden ihrer Väter nicht verantwortlich sind. Hier steht aber nicht allein diese Frage zur Debatte ... Die Furcht vor dem deutschen Militarismus ist bei den Völkern Europas auch nach zwanzig Jahren erhalten geblieben. Es handelt sich nicht nur um das unterschiedliche Erinnerungsvermögen und um die Relativität des Zeitablaufs in Westdeutschland und Dänemark. Die jungen Dänen, die sich vor die neuen deutschen Panzer legten, können sich auf Grund eigener Erfahrung sicher nicht daran erinnern, was vor zwanzig, ja fünfundzwanzig Jahren in ihrem Land geschehen ist. Doch besteht zwischen der gleichen Generation in den beiden Ländern ein wesentlicher Unterschied. Die dänische Jugend kennt die jüngste Geschichte ihres Landes. Die westdeutsche Jugend ist sich dessen nicht bewußt, was geschehen ist; welches Morden, welche Unmenschlichkeit, welcher Völkermord die Völker Europas dezimierte. Die Opfer haben ein besseres Erinnerungsvermögen.«<sup>5</sup>



»Nichts beweist anschaulicher den neuerwachenden deutschen Militarismus als die kurzen Inhaltsangaben westdeutscher Buchprospekte«, schreibt Iván Ordas und verweist auf die zahlreichen in Westdeutschland verlegten Kriegsbücher. Er zitiert in seinem Artikel gleich zwanzig Titel, darunter Hans Möller-Wittens »Männer und Taten«, worin »Ritterkreuzträger der verschiedenen Waffengattungen selbst über ihre Taten erzählen«. Ordas kommentiert spöttisch: »Diese Taten kennt ganz Europa.«<sup>1</sup>

Die große Zahl und auch der Inhalt »dieser gut, weniger gut oder garnicht getarnten Kriegserinnerungen«<sup>2</sup> dient der ungarischen Presse ähnlich wie die Memoirenliteratur der »Nazis«, aber auch der »Nazigenerale« als Beweis für die »Rehabilitierung des« »faschistischen und militaristischen Geistes«, wobei aus den Beschuldigungen nur selten klar hervorgeht, was nun auf das Konto des Faschismus und was zu Lasten des Militarismus gehe.

Rezensenten und Kritiker dieser Bücher beanstanden, daß sich die Autoren weder um die Sünde des Krieges noch um Fragen der Kriegsschuld kümmerten, sondern nur die Ursachen untersuchten, warum Deutschland den Krieg verloren habe. In der Formulierung von Endre Harmath: »In Westdeutschland ist die wissenschaftlich-gründliche Analyse im Gange: welche Fehler begangen wurden, daß sie den Krieg verloren haben. Die Frage betrifft immer nur technische Dinge, wird nur in Bezug auf organisatorische Gesichtspunkte gestellt. Die Autoren haben weder literarische Ambitionen, noch kennen sie moralische Probleme. Sie sind Strategen, preußische Soldaten. In erschreckend nüchternen Schriften fragen sie: Wo, um Gottes willen, wo nur haben wir Fehler begangen?«<sup>4</sup>

Selbst die deutschen Schulbücher verbreiteten einen ähnlichen militaristischen Geist, heißt es verschiedentlich. »Sie vermeiden es, die Verantwortung des faschistischen Deutschland festzustellen, ja man kann darin ausgesprochene Versuche entdecken, diese Verantwortung abzulehnen.«<sup>5</sup> Sie verherrlichten die Heldenhaftigkeit deutscher Geschichte, versäumten es, die Nazi Herrschaft zu verurteilen und die Jugend darüber aufzuklären, was in jener Zeit geschah: »Die neueste deutsche Geschichte endet 1933 – wenigstens für die Schulen.«<sup>6</sup>

Auch deutsche Filme suggerierten die Legenden der Unfehlbarkeit der deutschen Armee. Pál Salamon moniert z. B. am Film »Hunde, wollt ihr ewig leben«, daß dieser »Stalingrad nicht als ein tragisches Symbol eines bestialischen Feldzuges« darstelle, sondern als »einen ›verfehlten Schritt‹, als Niederlage infolge der Sturheit des Führers«.<sup>7</sup>

Andere deutsche Filme verherrlichten die Heldenhaftigkeit des Krieges. In den Worten von Péter Ábel: »Während in Bonner Filmstudios melodiose Operetten und die schnulzigen Geschichten von unglücklichen Prinzessinnen weiter produziert werden, hat Bonn auch mit der psychologischen Kriegsführung begonnen. Immer mehr Filme behandeln die Vergangenheit, und immer häufiger erscheinen



die Helden in Uniform ... Die Herren Bonns scheuen sich also nicht, die alten Wunden aufzureißen. Sie rufen Erinnerungen an große Schlachten wach, zeigen sie in glanzvoller Aufmachung und loben ritterliche Soldatentugenden, die eigentlich nie existiert haben. Sie schieben die Verantwortung auf Hitler, den verblendeten »Führer«, und die Militärbürokraten ab und präsentieren die Geschichte in einer Weise, daß dem jungen Zuschauer nicht die folgerichtige Vernichtung des Räubers, sondern sein schillernder Ruhm in Erinnerung bleibt.«<sup>8</sup>

Diese Mentalität werde durch den Westen, vor allem die »politisch oft unreifen Amerikaner««, noch unterstützt, meint die Zeitschrift »Élet és Irodalom« und zitiert, um die eigene Ansicht zu bekräftigen, in einer Rezension des Buches »Glanz und Elend des Dritten Reiches« von William L. Shirer den britischen Publizisten Richard Crossman, der festgestellt habe, »das Buch versucht, das Gift der Nazi-Kriegspropaganda, in der Oblate amerikanischer Geschichtsschreibung verpackt, zu verabreichen ...«, so wird jeder deutsche Nationalist jene Teile des Buches beifällig beklatschen, die die Meinung vertreten, die deutsche Armee hätte den Krieg gewinnen können, wenn Hitler keine Fehler gemacht hätte ... Eine neue Dolchstoßlegende also«.<sup>9</sup>

### *Der Handelsimperialismus*

In den vergangenen zwanzig Jahren hat die Bundesrepublik ohne Zweifel keinen Grund dazu geliefert, mit Recht als »militaristisch« bezichtigt zu werden. Westlicherseits war dies durch die Teilnahme am defensiven NATO-Bündnis ausgeschlossen. Östlicherseits hätte allein die geopolitische Lage Westdeutschlands und die waffentechnische und militärische Übermacht der Sowjetunion einer solchen Anschuldigung logischerweise jede Berechtigung entziehen müssen. Konnten das Kaiserreich und selbst Hitler sich echte, wenn auch geringe Chancen für einen Sieg in einem Krieg ausrechnen, weiß heute jeder Westdeutsche, daß ein Krieg binnen 24 Stunden mit der totalen Vernichtung der Bundesrepublik enden würde.

Das einzige Feld, auf dem die Bundesregierung sich tatsächlich eine bedeutende »Machtstellung« ausbaute, war das des friedlichen Handels. Es liegt in der Logik der Situation, daß auch diesem Handel die übelsten militärischen Absichten unterstellt werden. Ununterbrochen suggeriert die ungarische Presse folgende Gedanken: »Um ihre politischen Absichten zu erreichen, nutzen die westdeutschen Führer mit viel Folgerichtigkeit den Umweg des Handels«, denn »der westdeutsche Imperialismus versucht jetzt seine Ziele mit Hilfe des Handels zu verwirklichen«.<sup>1</sup> Mit anderen Worten, »die alte politische und militärische Expansion« soll heute mit den Mitteln des »Wirtschaftswunders« in die Tat umgesetzt werden«.<sup>2</sup> Oder im alten dogmatischen Stil formuliert: »Die schwarz-weiß-rote Fahne des deut-



000021  
schen Imperialismus weht über den diebischen Interessen der Monopole, die nach kolonialen Extraprofiten lechzen.«<sup>3</sup>

Konkret wird dann sehr oft das »Eindringen der Bonner Ideologen und Monopole«<sup>4</sup> in Österreich mißbilligt. György Kalmár z. B. kommentiert die verschiedenen Transaktionen westdeutscher Firmen in diesem Land: »Die Zeiten ändern sich. Deutschland besetzt Österreich nicht mehr militärisch. Wozu denn auch? Es ist viel einfacher, man kauft es auf.«<sup>5</sup> Péter Vajda räsoniert neben vielen anderen: »Mit Sorge betrachten progressive Kräfte Österreichs diese Entwicklung. Sie erinnern sich noch gut an das Eindringen der westdeutschen Monopole in der Zeit vor 1938. Sie erinnern sich auch daran, daß dem Anschluß der sogenannte kalte Anschluß voranging, d. h. die sukzessive Einverleibung der österreichischen Wirtschaft durch die deutschen Monopole.«<sup>6</sup> Dezső Nemes wiederum mahnt im Rahmen der Kampagne gegen Österreichs EWG-Assoziation, daß »diejenigen, die für eine Assoziation mit der EWG plädieren, den westdeutschen Monopolen das Tor öffnen, auch wenn sie nicht unbedingt einen Anschluß erwünschen«.<sup>7</sup>

Viel Kritik erntet die Ausweitung des westdeutschen Handels mit den Entwicklungsländern. In der ungarischen Presse wird dies als »westdeutscher Neokolonialismus«, als das Eindringen der westdeutschen »Monopole« in die vormaligen Kolonien und in Lateinamerika unter dem Deckmantel der Entwicklungshilfe verdammt, denn es bringe den betroffenen Ländern keine Vorteile, während es den alten Kolonisatoren zum Ärgernis geworden sei: »Da haben sie im Wahn der Stärkung der kapitalistischen Welt ... den eigenen Konkurrenten am eigenen Busen genährt.«<sup>8</sup> In diesem Zusammenhang berichtet Kornél Haynal unter dem Titel »Der Bonner Polyp«: »Die früheren Kolonialvölker ... blicken mit Haß auf die Engländer, Franzosen und Holländer. Viel besser ist die Lage derjenigen kapitalkräftigen Nationen, die wenigstens bis in die Gegenwart keine Kolonien besaßen. Diese wie z. B. die Vereinigten Staaten und Westdeutschland können den Kolonialvölkern als hilfreiche Freunde erscheinen, Entwicklungshilfen gewähren, mit einem Fachausdruck gesagt, sie können das Vakuum füllen, das nach dem Abzug der alten Kolonialisten entstanden ist ... Hinter der Maske ein Feind des Kolonialismus zu sein, betreibt Bonn aber eine neokolonialistische Tätigkeit ... Man spielt den uneigennütigen Freund der afrikanischen Völker, während man sie maßlos verachtet und sie für zu unreif und minderwertig hält, um selbständig zu sein.«<sup>9</sup>

Die westdeutsche Entwicklungshilfe verfolge auch militärische Ziele, heißt es weiter. István Szabó benutzt diese Unterstellung gleich dazu, auch den alten Kolonialisten einen Seitenhieb zu erteilen: »Die englische Parole des vorigen Jahrhunderts – »dem Händler folgt der Diplomat« – hatte das kaiserliche Deutschland in Afrika wesentlich vereinfacht. Sie schickten dem Händler gleich die Generale nach, und die Diplomaten blieben so lange im Hintergrund, bis die schmutzige Arbeit beendet war. Diese Überlieferung paßte Bonn geschickt den neuen Verhältnissen an: wo es wirtschaftlich ins Geschäft gekommen ist, kombiniert es dies



gleich mit militärischer Hilfe und versucht einen dicken Schleier über das ganze Unterfangen zu legen.«<sup>10</sup>

Selbst das Wirken des deutschen Friedenskorpas wird mit Mißtrauen belegt. So meint Péter Barabás: »Das Rezept stammt aus Washington und erfüllt letzten Endes eine politische Mission, welche, wie es scheint, darin besteht, die wahren Ziele zu vernebeln.« Daß sich die »wahren Ziele« bei Barabás als militärische und politische Machtausbreitung der Bundesrepublik entpuppen, ist sozusagen selbstverständlich.<sup>11</sup>

Mit Schadenfreude berichtet die Presse gerne über vermeintliche Mißerfolge westdeutscher Entwicklungsprojekte wie etwa über die anfänglichen Schwierigkeiten beim Bau des indischen Stahlwerks in Rourkela. Unter der Überschrift »Das indische Stalingrad der westdeutschen Industrie« heißt es: »Die traurige Bilanz« industriellen Versagens werde durch »Hitlerischen Rassenhaß« und »das unqualifizierte Verhalten« der zu »Statthaltern erhobenen Angestellten« der westdeutschen Firmen noch weiter verdüstert.<sup>12</sup>

Diese Schadenfreude zeigt sich auch in anderer Hinsicht. So scheint die Frage einer Verminderung der westdeutschen Wirtschaftskraft, etwa durch die Verteuerung deutscher Atomkraftwerk-Lieferungen infolge höherer Kontrollkosten des Atomsperrvertrages, Endre Sümegi keine Sorge zu bereiten: »Lieber soll Siemens teurer exportieren, als daß eine zukünftige westdeutsche Regierung den Versuchungen eines Atom militarismus ausgesetzt wird.«<sup>13</sup>

### *Handel mit Militaristen?*

Im allgemeinen werden die west-östlichen Handelsbeziehungen – Ausweitung des Handels mit dem Westen, Lizenz- und Kooperationsverträge mit westlichen Firmen – von der ungarischen Presse begrüßt. Hauptsächlich schon deswegen, weil gerade die ungarische Seite aus diesen Verträgen den – relativ – größeren Nutzen zieht oder wenigstens zu ziehen glaubt. Das betrifft im gleichen Maße auch den Handel mit der Bundesrepublik. Reportagen aus diesem Bereich sind meist frei von böswilligen Seitenhieben. Sie beschränken sich auf die Beschreibung von Produktionsfragen und technischen Besonderheiten der Produkte, auf die Nützlichkeit der Lizenzkäufe und Koproduktionsverträge sowie allgemein auf die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Firmen, darunter Siemens, Rheinstahl, Mannesmann usw. Dabei fällt auch auf die kooperationsbereiten Firmen ein gutes Licht.

Hier lobt ein Artikel »die hohe Produktivität« der »Schliecker-Werft«, welche »durch die moderne Technik und die beispielhafte Organisation des Arbeitsprozesses erreicht wurde«.<sup>1</sup> Dort beschreibt ein Reporter den »Mannesmann-Konzern«, der sich »trotz seiner Größe nicht scheut, an Bleistiften, Papier und Vor drucken zu sparen ... Selbstverständlich erhöht das den Profit der Kapitalisten.



Aber würde eine ähnliche Sparsamkeit auch bei uns den Profit der Kapitalisten erhöhen?«<sup>2</sup> An anderer Stelle berichtet ein Ingenieur über seine Eindrücke aus dem »Münchner Euro-Industrie-Park«, welcher wie »ein ›vorgepacktes‹ Industriegelände« die Niederlassung von Dutzenden von Kleinbetrieben erleichtere, und er stellt die Überlegung an, »wie im Geiste des neuen ökonomischen Mechanismus das in München Gesehene« auch in Ungarn verwendet werden könne, usw.<sup>3</sup>

In den Berichten weist die ungarische Presse gelegentlich darauf hin, daß der Ost-Westhandel selbst den westdeutschen Partnern nützlich erscheine, »auch wenn im Verhältnis zum gesamten Handelsvolumen« die ungarischen Bestellungen niedrig seien. Denn »die Konkurrenz ist groß ..., und die amerikanische Produktion könnte sich nach Beendigung des Vietnamkrieges auf den europäischen Markt ergießen«.<sup>4</sup> Auch könnten »bei einer schlechten Konjunktur die verhältnismäßig kleinen, aber von kapitalistischen Schwankungen unabhängigen Bestellungen die rentable Produktion und die Überbrückung der Schwierigkeiten bei den Lieferfirmen sichern«.<sup>5</sup>

Handel mit dem Osten vermochte sogar das pechschwarze Bild der Firma »Krupp«, in früheren Jahren Symbol des militaristischen »westdeutschen Monopolkapitalismus«, wesentlich zu erhellen. Das Bild jener Firma also, von der behauptet wurde, daß sie »Bismarcks Ausspruch – ›die großen Fragen der Geschichte werden mit Blut und Eisen entschieden‹ – in Profite umgesetzt hat«,<sup>6</sup> und welche wegen Nichterfüllung der Verkaufsaufgabe während der Berichtsperiode sehr oft angegriffen wurde. Seit der »Ostöffnung« der Firma um 1962 finden sich aber immer öfter anerkennende Töne in den Berichten. Besonders der Generalbevollmächtigte des Krupp-Konzerns, Berthold Beitz, »keine typische Persönlichkeit der oberen Zehntausend im gegenwärtigen Westdeutschland«,<sup>7</sup> hat viel dazu beigetragen, daß der Name »Krupp« im Register der böswilligen »Monopolkapitalisten« seltener vorkommt und nicht mehr als Hauptsymbol erscheint. (»Die berühmte I. G. Farben« folgte nur an zweiter Stelle.)<sup>8</sup> Beitz wisse zwar, schreibt János Hajdú, »daß seine Firma nicht nur Weltruhm genießt und in alle Teile der Welt anerkannt erstklassige Maschinen und Fabriken liefert, sondern auch berüchtigt ist. Die Panzer, die Kanonen und das ganze Nazi-Arsenal mit dem Firmenzeichen Krupp haben die Menschen noch nicht vergessen ... Deswegen machen Krupp und Beitz seit Jahren große Anstrengungen, um den Beweis zu erbringen, sie hätten aus der Geschichte gelernt. Ob sie tatsächlich gelernt haben, ob sie endgültig ihrer Rolle in den aggressiven Plänen des deutschen Imperialismus entsagt haben, wäre verfrüht zu sagen. Es ist aber eine Tatsache, daß die Firma Krupp und Beitz persönlich ständig für eine Ausweitung der Handelsbeziehungen mit den sozialistischen Staaten plädieren«.<sup>9</sup>

Wenn auch das Krupp-Image in der ungarischen Presse sich verbessert hat, so wird der Leser in den Berichten mehr oder minder auch an die unerwünschte Vergangenheit der Firma erinnert. Selbst wenn man den Wandel anerkennend regi-



striert, kann man sich eines gewissen spöttischen Tones nicht enthalten wie hier im Bericht von Ferenc Paál: »In Frankfurt wurde uns gesagt, daß uns bei Krupp Herr Beitz, der mächtige Generaldirektor, persönlich empfangen wird, da ihm die Entwicklung der Ostkontakte stark am Herzen liegt. Dann kam es doch anders. Als wir in Essen ankamen, erfuhren wir, daß Herr Beitz keine Zeit habe – oder es war ihm inzwischen eingefallen, daß der Zeitpunkt für ein Gespräch über Ost-West-Kontakte wenig geeignet sei. Statt ihn zu sehen, hatten wir die Ehre, den Propagandachef der Firma Krupp, den Herrn Grafen Zettwitz-Arnim kennenzulernen, der öfter in unserem Land gewesen ist und sich besonders vom Gestüt Bábolna beeindruckt zeigte.«

»Herr von Zettwitz-Arnim beruhigte uns, daß man bei der Firma Krupp alles bekommen kann, auch Hühnerfarmeinrichtungen und die Hühner dazu, nur eben Waffen nicht. Bei politischen Fragen wird dieser Sprecher der Firma sehr wortkarg, obwohl er zu fast allen Themen viel Geistreiches zu sagen hat. Er wiederholt immer wieder, die Firma Krupp sei ein Handelsunternehmen und keine politische Institution. Auf meine Bemerkung, daß die Firma Krupp immerhin stark mit der deutschen Geschichte verwachsen ist, wenigstens im Bewußtsein der Allgemeinheit, und daß es schwer sein werde, die Welt davon zu überzeugen, daß hinter der Expansion der Firma Krupp nichts anderes stehe als die Geschäftstüchtigkeit des deutschen Kaufmanns, antwortete er: »Es würde dem Frieden dienen, wenn die Menschen das glauben würden.« Jedenfalls hat es die Menschheit einiges gekostet, bis die Firma Krupp es wagte, die Menschen hinter dem Eisernen Vorhang dergestalt zu beruhigen. Wir wollen nicht zu ergründen versuchen, wie tief die Änderung geht, aber wir sollten es zur Kenntnis nehmen als eines der bezeichnenden Anzeichen einer sich ändernden Welt.«<sup>10</sup>

Gut funktionierende Handelsbeziehungen bedeuten aber noch bei weitem keine politische Freundschaft. Das ist in den verschiedenen Ost-Westrelationen durch die Praxis der letzten Jahrzehnte hinreichend bewiesen worden. Auch außerhalb formeller Handelsverträge können große Geschäfte, wie etwa das russisch-westdeutsche Röhren- und Erdgasabkommen, zustandekommen. Trotz extremer Feindschaft kann der Interzonenhandel stark ausgeweitet werden. Auch der gut funktionierende westdeutsch-ungarische Handel war kaum imstande, das allgemein so düstere Deutschlandbild aufzuhellen. Man könnte sogar behaupten, daß die wenigen klaren Züge, gerade auf dem Gebiet der Wirtschaft und Technik, wo man schon aus traditionellen Gründen die deutsche »Tüchtigkeit« sowieso anerkennt, eher nur dazu dienten, die »Objektivität« des Bildes zu erhöhen. Diese helleren Züge untermalen aber auch die »Macht der Bundesrepublik«, welche dann von ihr »leider« zum Bösen benutzt werde.

Der Gegensatz zwischen guten ungarisch-westdeutschen Handelsbeziehungen und dem schlechten politischen Verhältnis wird interessanterweise von der ungarischen Presse kaum erwähnt. Zwar gab es private Stimmen, die meinten, in Ungarn schimpfe man auf die Westdeutschen, um unbehelligt von den sozialistischen



Partnern mit Westdeutschland Handel treiben zu können. Doch gehören solche Meinungen eher zu den berühmten Stimmen aus dem Volke. Der offizielle Kommentar zu dieser Frage ist überwiegend – Schweigen. Ein Artikel in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« veranlaßte aber János Hajdú zu diesem Problem offiziös Stellung zu nehmen: »Eines der angesehensten westdeutschen Blätter, die »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, hat unlängst die unfreundliche Haltung der ungarischen Presse gegenüber Westdeutschland zur Sprache gebracht. Sie stellte fest, daß der Ton der ungarischen Presse in den letzten Tagen schriller geworden sei und versuchte zu erraten, woran das wohl liege, denn die Handelsbeziehungen funktionierten ja gut.« Auf die Frage der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« erteilt Hajdú folgende Antwort: »Angeblich möchte die Bundesregierung ihr Verhältnis zu den osteuropäischen Staaten verbessern. Was ist daran wahr? Jedenfalls soviel, daß der Hauptaltar der Bonner politischen Kirche dem Geschäftsgott erbaut worden ist. Diesem Gott möchten viele Westdeutsche gern auch auf unseren Märkten ein Opfer bringen. Niemand wird bestreiten, daß Handelsbeziehungen Kontakte schaffen, man sollte aber erwähnen, daß diese Grundwahrheit der Ost-Westbeziehungen denen, die sie verstanden haben, durch unsere Koexistenzpolitik verständlich gemacht wurde. Sollen sich unsere Handelsbeziehungen noch weiter entwickeln, wozu Bonn die Vorbedingungen schaffen müßte – (siehe Röhrenembargo und verschiedene Diskriminierungen) – so könnte das Verhältnis zwischen unseren beiden Ländern noch objektiver werden.«

»Wir können aber keine Minute vergessen, auf welchen Grundlagen die Außenpolitik der Bundesrepublik beruht. Bisher enthält nämlich jeder Wirtschaftsvertrag, jeder kulturelle Austausch den Bonner Wunsch, daß sich unser Verhältnis zu ihnen in dem Maße verbessere, wie sich unser Verhältnis zur Deutschen Demokratischen Republik und den anderen sozialistischen Staaten verschlechtere. Es soll niemand denken, dies sei nur eine Konstruktion unserer übertriebenen Bedenken. Ein einflußreiches Mitglied des Bonner Parlaments, das unsere Delegation im Namen der CDU empfing, hat auf eine unserer Fragen geantwortet: »Nach meiner Überzeugung werden wir die Hallstein-Doktrin nicht gleichzeitig in Prag, Budapest und Warschau anwenden. Mit Ungarn haben wir keine Grenzfragen, und wir hatten auch keine solchen Gegensätze wie mit den Tschechen und Polen. Warum könnte Ungarn nicht unser Partner werden?«

»Auf den ersten Blick scheint dies ein schmeichelhaftes Angebot zu sein. Wenn wir aber an die Taktik denken, die hinter diesem Angebot liegt, dann werden wir schnell entdecken, daß es sich nur um die Variante eines uralten politischen Rezepts handelt: erst teilen, dann beherrschen. Wir würden uns natürlich freuen, eines Tages mit Westdeutschland zu korrekten und guten Kontakten zu kommen. Aber wir werden im Tausch dafür niemals unsere Freundschaft zum ersten sozialistischen deutschen Staat verkaufen, auch wird sich nichts an unserer Überzeugung ändern, daß Wrocław und Gdansk zur Polnischen Volksdemokratie gehören.«<sup>11</sup>



Vergleicht man das allgemeine Westbild der ungarischen Massenmedien aus den Jahren 1959/65 mit dem der Jahre 1969/70, so erscheint das letztere stark entkrampft. Die Zahl der kritischen Artikel ist etwas zurückgegangen, die Kritik selbst ein wenig objektiver und sachlicher geworden. Der Stil hat weiter an dogmatischer Schwulstigkeit verloren, und die dogmatisch marxistische Argumentation ist weitgehend durch westliche gesellschaftskritische Stimmen verdrängt. Einzelheiten zu diesem Prozeß sind in den vorangegangenen Kapiteln enthalten.

Einer der Gründe dieser Entwicklung liegt darin, daß die Ungarn es gelernt haben, »mit dem Westen zu leben«. Heute verspürt nicht mehr jeder Journalist die Verpflichtung, gleich nach der Rückkehr den Westen in einem vernichtenden Artikel anzuschwärzen. Man läßt sich Zeit. Die panische Angst vor der Anziehungskraft des »glitzernden Westens« hat man überwunden. Doch lobt einer westliche Methoden der Viehzucht, so sieht er sich immer noch verpflichtet zu bemerken: »Ich lobe ja nicht das niederländische Gesellschaftssystem ..., sondern nur die holländischen Viehställe.«<sup>1</sup>

Die Parteileitung weiß, daß die Bevölkerung sich mit manchem abgefunden hat, darunter auch mit dem starken Rückstand im Vergleich zum Westen. Einer der meistgehörten Aussprüche im heutigen Ungarn lautet: »Das haben wir – das müssen wir lieben.« Die »Gefahr« des Westens wird also nicht mehr so akut empfunden wie vor 1965. Die zweite Ursache der Entkrampfung des Westbildes besteht in der Hoffnung, mit Hilfe des »neuen Wirtschafts-Mechanismus« die wirtschaftliche Misere zu beheben. Daher beschäftigen sich die Massenmedien heute wieder viel mehr mit dem »Aufbau des Sozialismus«, als mit der Abwehr des »Feindes«.

An den einzelnen westlichen Nationenbildern änderte sich inhaltlich kaum etwas, wenn man davon absieht, daß sich die Kritik gegen die USA weiter verschärft hat, während die anderen westlichen Nationen, Westdeutschland inbegriffen, jetzt glimpflicher davonkommen. Die Entschärfung des Bildes vom »bösen« Deutschen bzw. Westdeutschen begann nach 1966. Ein Hauptgrund war dabei wohl die Erkenntnis, daß die heutigen Generationen hüben und drüben vom Kriegsgeschehen durch einen großen Zeitabstand getrennt sind. In Ungarn betritt eine Generation die Bühne, die aus eigener Erfahrung nichts mehr vom Krieg und Nazismus weiß. In der Bundesrepublik tritt eine Generation ab, die man direkt oder indirekt mit der Verantwortung für die damaligen Ereignisse beschuldigen kann. Der zweite Grund ist politischer Natur. Bereits die »neue Ostpolitik« der Großen Koalition hatte bei den einzelnen Ostblockstaaten, darunter auch Ungarn, gewisse Hoffnun-



gen geweckt, daß man sich durch Regelung der Beziehungen mit der Bundesregierung manche technische, wirtschaftliche und finanzielle Vorteile verschaffen kann.

Eine weitere Entschärfung des Deutschlandbildes bahnte sich nach der Wahl Willy Brandts zum Bundeskanzler an. Gleich hier sei aber festgestellt, daß dies nur das Bild der Bundesrepublik und der Bundesregierung betrifft. Nur sie wurde vom Vorwurf des »Faschismus, Revanchismus, Militarismus« entlastet, ein Vorwurf, der – nach dem Empfinden der meisten Westdeutschen – die Bundesrepublik auch früher ganz unberechtigt traf, ja im Grunde genommen eine Frechheit war. »Der Deutsche« bzw. »Westdeutsche« bleibt auch weiterhin »böse«, wenngleich aus durchsichtigen Gründen manche Westdeutsche jetzt »besser« bzw. weniger »böse« sind, als sie es früher gewesen waren. Hieß es von Rainer Barzel früher, er habe in der »Nazi-Wehrmacht« gedient,<sup>2</sup> so heißt es heute von Scheel, daß er »Flieger in der Wehrmacht«<sup>3</sup> war. Das neue Deutschlandbild ist durch die politische Prognose bestimmt, daß die Bundesrepublik vom früheren absoluten außenpolitischen Feind zu einem potentiellen bzw. erhofften Freund avancieren kann, obwohl sie auch weiterhin gesellschaftspolitischer Gegner zu bleiben hat. Kurze Skizzen aus ca. 500 Beiträgen mögen dies im nachfolgenden verdeutlichen.

Die ungarischen Massenmedien analysieren und kommentieren die Bonner Ostpolitik meist ziemlich schematisch. Die Verschiedenheit der Ereignisse, ob es sich nun um Erfurt, Moskau oder Warschau handelt, kommt – mutatis mutandis – im Inhalt der einzelnen Kommentare und Analysen kaum zum Ausdruck. Vorrangig ist die Genugtuung darüber, daß »die Erkenntnis der Realitäten der gegebenen Lage immer größeren Raum in der Gedankenwelt der westdeutschen Öffentlichkeit gewinnt«.<sup>4</sup> Das aber habe die neue »Regierung« gezwungen, eine außenpolitische Richtung einzuschlagen, »die der Bundesrepublik aus der Position des extremen Revanchismus, der revisionistischen Bestrebungen und der traditionellen deutschen imperialistischen Doktrin einen Ausweg zeigt«.<sup>5</sup>

Hauptursache dieser politischen Wende sei daher in erster Linie der Sieg der »Friedenspolitik Moskaus«, die seit jeher vom Gedanken der »Sicherung des Friedens der Menschheit bestimmt war«.<sup>6</sup> Es handele sich somit um das Resultat »der fünfundzwanzigjährigen Friedenspolitik und den Kampf für die Regelung der sogenannten Deutschen Frage und die Anerkennung des Status quo«.<sup>7</sup> Ferner sieht man diese Wende als Folge der »grundlegenden Verschiebung des internationalen Kräfteverhältnisses zugunsten des Friedens und des Sozialismus«.<sup>8</sup> Mit anderen Worten, »wenn die sozialistischen Staaten sich in den letzten 25 Jahren nicht zu der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Macht entwickelt hätten, die sie heute tatsächlich darstellen, so hätte sich an der Adenauerschen Idylle bis heute nichts geändert«.<sup>9</sup> Das dritte Argument ist »die Krise in der Konzeption des kalten Krieges und der Politik der Stärke«.<sup>10</sup> Viertens brauche die westdeutsche Industrie den sicheren östlichen Markt, und zwar wegen »der konjunkturellen Unsicherheit auf kapitalistischen Märkten«.<sup>11</sup>

Während der Ostpolitik der Großen Koalition ständig unterstellt wurde, sie



versuche mit heimtückischen Mitteln die Einheit der sozialistischen Staaten zu spalten, wird die Ostpolitik der heutigen SPD-FDP-Koalition nur andeutungsweise mit einer solchen Zielsetzung verdächtigt. So behauptet Mátyás Szűrös: »Ein Teil der westdeutschen monopolistischen Kreise versucht, den Moskauer Vertrag auf seine Weise zu deuten und ist bestrebt, ihn in die gegen die sozialistischen Staaten gerichtete Spaltungspolitik zu integrieren.«<sup>12</sup>

Kernpunkt der Kommentare und Analysen ist die teils reservierte, teils hoffnungsvolle Zustimmung für die ersten Schritte »auf dem Wege der Anerkennung der Realitäten«.<sup>13</sup> Manchmal geschieht dies anhand des Rückblicks auf die Vergangenheit: »Ein nüchterner Schritt, mit dem der Abschluß einer fünfundzwanzigjährigen bösen Epoche ihren Anfang nimmt.«<sup>14</sup> Gelegentlich wagt man auch einen optimistischen Blick in die Zukunft: »Die Paraphierung in Warschau, eine Hoffnung nicht nur für die zwei Staaten, sondern auch für Europa.«<sup>15</sup> Kennzeichnend für die Kommentare über den Warschauer Vertrag ist aber, daß der westdeutsche Wunsch nach »Versöhnung mit Polen« kaum erwähnt wird.

Bei aller Reverenz für die ersten Schritte in Richtung »Anerkennung der Realitäten« wird immer wieder und entschieden betont, es müßten noch »weitere Taten« folgen, »um die Verträge in den politischen Alltag umzusetzen«.<sup>16</sup> Denn »der sowjetisch-westdeutsche Vertrag ist nach den ›kleinen Schritten‹ nur der erste große Schritt auf dem Wege zur Regelung der Beziehungen«.<sup>17</sup>

Welche »weiteren Taten« werden gefordert? Die Kommentare lassen keinen Zweifel daran, daß die totale »Anerkennung der Realitäten« und »echte Schritte« auf dem Wege zur einer europäischen Friedensordnung gemeint sind. Nach dem Stand vom 31. Dezember 1970: Ratifizierung der unterschriebenen Verträge, Nichtigkeit des Münchner Abkommens von Anfang an, »völkerrechtliche Anerkennung der DDR«, Anerkennung des »besonderen Status« von Westberlin, schließlich die Auflösung der NATO. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß solche »Taten« meist nicht ultimativ als Vorbedingungen gefordert, sondern eher nur als Beweise für die »Eindeutigkeit« bzw. »Unzweideutigkeit« der Brandtschen Ostpolitik gewünscht bzw. sehr entschieden empfohlen werden.

Vor Erfurt hieß es spöttisch: Die Bundesregierung habe zwar »erkannt, daß es auf deutschem Boden zwei deutsche Staaten gibt, nur will sie eben diese Tatsache nicht anerkennen«.<sup>19</sup> Nach Kassel wird die Hoffnung ausgedrückt: »Vielleicht begeben sie sich doch noch auf den Weg, an dessen Ende es einen Hoffnungsschimmer auf eine Lösung gibt.«<sup>20</sup> Darüber, wie diese Lösung auszusehen hat, läßt man niemanden im Zweifel: »Europa hat es nötig, daß beide deutsche Staaten sich näher kommen. Damit sie sich aber näher kommen, müssen sie sich erst ganz trennen – auch nach den Regeln des internationalen Rechts.«<sup>21</sup> Diese Forderung wird immer wieder mit den grundverschiedenen Gesellschaftsordnungen der beiden Staaten begründet: »In beiden spricht man trotz gleicher Muttersprache zwei grundverschiedene Sprachen.«<sup>22</sup>

Die westdeutsche Forderung nach einer »befriedigenden« Berlinlösung wird als



»ein Denkmal der Illusionen«<sup>23</sup> verhöhnt. Der Versuch, die Ratifikation des Moskauer Vertrages von der Berlinregelung abhängig zu machen, wird meist »als ein Manöver der kaltkriegerischen Kräfte«<sup>24</sup> dargestellt. Denn: »Berlin muß Selbständigkeit erlangen und diese auch ausüben können, es muß sich von dem politischen Ballast befreien, den ihm frühere westdeutsche Regierungen aufgezwungen haben.«<sup>25</sup>

Was die »echten Schritte« auf dem Wege zur europäischen Friedensordnung anbetrifft, so gibt es manche Andeutungen und manche klar definierten Wünsche in bezug auf ein Verbot der NPD und der »revanchistischen Verbände«, die Einstellung feindlicher Rundfunksendungen von deutschem Boden, Zahlungen zur Wiedergutmachung, Aufhebung des »Karlsruher Terrorurteils«<sup>26</sup> etc. Klar und unmißverständlich wird oft auf das größte Hindernis einer europäischen Sicherheit hingewiesen: »Mit der Unterschrift, ja Verwirklichung des Moskauer Vertrages sind noch bei weitem nicht alle Fragen der europäischen Sicherheit gelöst. Die NATO besteht weiter, an ihrer Spitze die USA als stärkste imperialistische Macht. Allein das Bestehen dieser, mit kaltkriegerischen Absichten gegründeten militärischen Organisation ist eine Quelle weiterer Spannungen. Die BRD aber ist Mitglied dieses militärischen Blocks.«<sup>27</sup> Anders formuliert: »Westdeutschland muß sich von der aggressiven Politik der USA loslösen und sich den Interessen der europäischen Nationen anschließen.«<sup>27a</sup>

Im Lichte dieser »Würdigung« des potentiellen außenpolitischen Freundes, und angesichts dieser ihm präsentierten »Empfehlungen«, ist es interessant zu beobachten, wie die ungarischen Massenmedien den gesellschaftspolitischen Gegner darstellen, seine menschlichen, politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und ökonomischen Züge zeichnen. Im großen und ganzen ist hier kaum eine Abweichung von dem bekannten Bild festzustellen. Das Porträt ist wegen Bevorzugung der Außenpolitik lediglich ärmer an gesellschaftspolitischen Zügen.

In der laufenden Darstellung gibt es genau wie früher zwei Arten von Deutschen: die guten hauptsächlich in der DDR, die bösen fast ausschließlich in der BRD. Hierbei sei erwähnt, daß die ungarischen Massenmedien noch immer viel mehr über die böse BRD als über die gute DDR berichten. Auch gibt es immer noch zwei Arten von Westdeutschen, wie Pál Pándi dies in seiner Artikelserie »Deutsche und Deutsche« plastisch zum Ausdruck bringt. Da sind erstmal – die guten, darunter in erster Linie und selbstverständlich die Kommunisten. Gut sind aber auch alle, die den östlichen Machthabern aus welchen Gründen auch immer nützlich erscheinen. Darunter befindet sich beispielsweise jener »sehr sympathische westdeutsche Professor«, der Georg Lukács zwar noch nicht gelesen habe, doch beteuerte: »Ich muß ihn unbedingt lesen, besonders weil es unter meinen Schülern immer mehr Marxisten gibt, und ich muß mit ihnen Schritt halten«. Die anderen aber, die keine Neigung zur Zusammenarbeit mit dem Osten zeigen, sind natürlich böse wie etwa jenes »ehemalige Mitglied der Waffen-SS«, ein Kerl, der Brandt »nur noch drei Monate Zeit im Kanzlersessel gibt«.<sup>28</sup>



Gut bleibt weiterhin in West wie in Ost die deutsche Technik, das Böse fällt auf den Menschen. So berichtet Gábor Mihályi, wie wohl er sich »inmitten der modernen Architektur« fühle, die »im Gegensatz zur Literatur Gleichgewicht und Optimismus ausstrahlt«, und gut gefallen ihm auch »die schönen ... zwar nur einförmig schönen ... großen, doch auf Menschengröße zugeschnittenen Städte«. Während er sich »aufrichtig für all das begeisterte, was die deutschen Städte den Touristen bieten«, habe, so berichtet Mihályi weiter, einer seiner jungen westdeutschen Freunde nur müde abgewinkt: »Ja, du bist zum ersten Mal hier und siehst nur die Oberfläche, die Fassaden, du siehst nicht, was dahinter steckt, die Herrschaft der Monopole, die Scheindemokratie, den unsinnigen Zwang des Prestigekonsums, die Arbeitshetze, die Extraprofite aus der wirtschaftlichen Ausbeutung der unterentwickelten Länder, eine der Quellen des gegenwärtigen Wohlstandes, die nationalistische Demagogie der Springer-Presse gegen die DDR und so weiter. Ja, all das ist wahr ... nur kenne ich die Schattenseiten der BRD mehr oder minder gut aus der einschlägigen Literatur. Aus persönlichem Erlebnis haben mich aber diese »nicht zu unterschätzenden« Äußerlichkeiten mehr beeindruckt.«<sup>29</sup>

Der Mensch in Westdeutschland sei eben doch nur »ein Teilchen der Reklamephilosophie« und der »bourgeoisen Manipulierung«, die ja »nicht allein wirtschaftliche Manipulation ist, mit dem Ziel, Einnahmen und Profite zu erhöhen, sondern auch eine politische. Denn was ist schon jene Bestrebung, wenn nicht ein Politikum, das Konsumbedürfnis des kleinen Mannes ständig zu aktivieren, zu erhöhen und zu »verfeinern«, um dadurch seine intellektuellen Bedürfnisse einzuschläfern. Denn was ist schon jene Bestrebung, wenn nicht ein Politikum, den kleinen Mann nicht nur mit dem Ideal, sondern auch mit der baldigen Möglichkeit eines Lebens zu verblenden, wo alles im Dienste des individuellen Wohlstandes steht, und wo alles im Bereich der materiellen Güter zu erreichen ist, wenn man nur den Idealtyp der Reklamemanipulation akzeptiert. So erkennt man dann bei näherem Hinsehen den Typ des Bürgers, Kleinbürgers und physischen Arbeiters, der sich intellektuell nicht entwickeln will, den außer Konsumkultur nichts weiter interessiert, der über die Welt nicht selbständig nachdenkt, der keine menschlich reichere Welt herbeisehnt und der sich an den Angelegenheiten der Welt nicht beteiligen will.«<sup>30</sup>

Auffallend oft wurden im vergangenen Jahr die Bayern als böseste der bösen Westdeutschen dargestellt. Sie dienten den ungarischen Massenmedien sozusagen als Preußenersatz. Der »wahrste und mutigste« westdeutsche Film »Jagdszenen aus Niederbayern« von Martin Sperr zeigte einem Ervin Gyertyán beispielsweise »die menschliche Verrohung, die Ungeduld, den Terror des gesellschaftlichen Konformismus ... den Fremdenhaß, die Verspottung der Gastarbeiter und den Mißbrauch schutzloser Mädchen«. Der Film gebe Anlaß dazu, »die sprunghaften Leidenschaften, den historischen Haß und die Unausgeglichenheit zu schildern ... die sich hinter der ruhigen Oberfläche der westdeutschen Philisterwelt verstecken, das geistige Antlitz des bayerischen Dorfes zu beleuchten, in dessen



spröder, unmenschlicher Ordnungs- und Gewaltkultur, seiner Schonungslosigkeit und Grausamkeit es nicht schwer fällt, das Weiterleben eines gefährlichen Geisteserbes zu entdecken, das unter der Asche weiterglimmt«. <sup>31</sup>

János Hajdú schreibt dagegen schon differenzierter. Für ihn ist Bayern nicht deswegen »die schwarze Hochburg der Reaktion, die Bastion alles Bösen, vom Revanchismus angefangen über politische Korruption bis zur Volksverdummung, weil die Bayern selbst so seien, sondern nur, weil die blau-weißen Barone und Herzöge so sind. Da diese aber die Eigentümer des Landes sind, gehört ihnen die Religion, die Propagandamaschinerie und selbstverständlich auch der politische Apparat«. <sup>32</sup>

Viel weniger als in vorangegangenen Jahren berichten die ungarischen Massenmedien dagegen über die Kriminalität, von »der Unterwelt, deren beunruhigende Aktionen die Zeitungen oft beschäftigen, die ihre Taten aber nicht im voraus zu einem Reklamespot nutzen kann«. <sup>33</sup> Weniger hört man auch von der Prostitution und im Zusammenhang damit von der »künstlich gesteigerten und krankhaft erhitzten Sexualität«. <sup>34</sup> Doch findet man es wichtig, weiter zu erwähnen, daß die »Nachbarvölker die Deutschen nicht ohne Grund als »Wurstfresser« bezeichnen, denn unter den rund ein bis zwei Millionen Diebstählen in den westdeutschen Selbstbedienungsläden« stehe der Diebstahl der Wurstwaren an erster Stelle. <sup>35</sup>

Weniger beschäftigt man sich heutzutage auch mit der »Jugend, die aus der Gesellschaft flüchtet« <sup>36</sup> oder mit den »Angriffen der Langmähnigen« auf »das »tüchtige« germanische Jugendideal der »völkisch« Kurzhaarigen«. <sup>37</sup> Selbst Zitate aus der westdeutschen gesellschaftskritischen Literatur, die man früher so gern als Beweise aus dem Westen bemühte und Berichte über »Gesten, die von der Pflege hoher Kultur zeugen«, <sup>38</sup> sind heute in den Spalten ungarischer Zeitungen seltener zu finden.

»Auf dem Boden des bestehenden Gesellschaftssystems« sei »keine neue Demokratie möglich«, <sup>39</sup> heißt es dann in der sehr umfangreichen Berichterstattung über westdeutsche innenpolitische Verhältnisse. Schon die Art der Parteien schließe echte Demokratie aus, belehren die Massenmedien das ungarische Publikum und wiederholen in verschiedener Formulierung: »Man muß auf jeden Fall alle Illusionen im Zusammenhang mit der westdeutschen Sozialdemokratischen Partei fallen lassen«, <sup>40</sup> denn »Brandt und seine Gesinnungsgenossen in der Führung der deutschen Sozialdemokratie, diese treuen Manager des modernen Monopolkapitalismus, stehen nicht wegen ihrer gesellschaftspolitischen Ziele höher als die fanatisierte Opposition, sondern nur durch ihre größere Intelligenz und den, wie es scheint, mit der Zeit wachsenden Sinn für Realitäten«. <sup>41</sup>

Überhaupt sei die SPD nur »das kleinere Übel«. <sup>42</sup> Sie »war nie eine echte Alternative«, <sup>43</sup> denn »sie saß stets an einem Tisch mit der Reaktion«. <sup>44</sup> Sie habe in ihrem »berüchtigt-berühmten Godesberger Programm« mit der »marxistischen Vergangenheit gebrochen« <sup>45</sup> – und so »regiert sie heute im Namen und im In-



teresse« der bürgerlichen Klassen.<sup>46</sup> Sie bekenne sich zum »Axiom der monopol-kapitalistischen Propaganda, wonach der Kapitalist und der Arbeiter »Sozialpartner« sind. Sie hat sogar einen Löwenanteil an der Ausarbeitung und Verbreitung dieser These«. <sup>47</sup>

Willy Brandt, der in der Vergangenheit nie als Faschist, aber oft als Militarist bezeichnet wurde, wird auch heute mit einer gewissen Reserve beurteilt. Man fragt sich, »was er wohl von seinen Jugendidealen bewahrt hat und was er davon verwirklichen wird. Ob er wohl eine Politik führen will, die dem ganzen deutschen Volk, also den beiden souveränen deutschen Staaten entspricht, und ob er sie wohl verwirklichen kann«?<sup>48</sup> Anlässlich der Kranzniederlegung in Buchenwald erinnert man sich an den der Frau Albert Speers geschickten Blumenstrauß und fragt: »Welche der beiden Gesten war nun aufrichtig, welche ein taktischer Schachzug des Politikers? Aufgrund von Willy Brandts Vergangenheit können wir zwar glauben, daß ihn aufrichtige Gefühle nach Buchenwald brachten. Aber wegen der Geste vor vier Jahren glauben wir mit einer Prise von Skeptizismus, daß sein Vorgehen in Buchenwald nicht ganz frei von Spekulationen war.«<sup>49</sup>

Die Politik der FDP wird ähnlich geschildert wie früher. Sie werde auch heute charakterisiert vom »Opportunismus, unbedingter Anerkennung der staatlichen Legalität, dem Wunsch, an der Macht teilzunehmen, von der Furcht vor der Arbeiterklasse, vom Nationalismus und Militarismus«. <sup>50</sup> Während man ihr zugute hält, daß sie mit ihrer Politik die »Anerkennung der Realitäten« als »Zünglein an der Waage«<sup>51</sup> unterstütze, wird darauf hingewiesen, ihre letzte Hoffnung sei, »daß die Söhne der bürgerlichen Familien in ihr den Träger einer »progressiven bürgerlichen« Politik erblicken, die in Villenvierteln noch salonfähig ist und nicht so hoffnungslos reaktionär sei wie die der CDU«. <sup>52</sup>

Die »reaktionäre Opposition«, <sup>53</sup> gemeint ist die CDU/CSU, »verwandelt sich heute bewußt in ein Sammelbecken rechtsgerichteter Kräfte«. <sup>54</sup> Sie sauge die NPD-Anhängerschaft auf, wodurch die Gefährlichkeit der Situation stark anwachse. Mit »dunklen Manövern«, <sup>55</sup> mit »unverantwortlicher und ungezügelter Demagogie«<sup>56</sup> störe sie die Politik der Anerkennung der Realitäten und des Friedens und verhindere Reformen. Trotz der häufigen Anschuldigung des »Faschismus, Revanchismus und Militarismus« wird auch unter ihren Mitgliedern differenziert, denn es gebe auch »in deren Reihen Kräfte, die immer mehr erkennen, daß die starre Feindschaft gegen die sozialistischen Staaten die Bonner Politik in eine Sackgasse gebracht hat«. <sup>57</sup>

Die Bonner Demokratie sei weiterhin eine »Scheindemokratie«, <sup>58</sup> denn bei den Wahlen gehe »es nicht um echte politische Auseinandersetzung«. <sup>59</sup> »Statt um Argumente und Ideen geht der Kampf nur um Personen«. <sup>60</sup> Nach den Wahlen »geben die Wähler die Entscheidungsgewalt aus der Hand«. <sup>61</sup> Der Druck auf die linksgerichteten Kreise gehe weiter, wenn die Anschuldigung auch nicht mehr mit gewohnter Entschiedenheit erhoben wird. Das »anachronistische« Vorurteil gegen die KPD bleibe weiter bestehen. <sup>62</sup> Die DKP, die die »selbstbewußten und pro-



gressivsten Kräfte der Gesellschaft hinter sich« wisse, rechne damit, »daß die reaktionären Kräfte gegen sie vorgehen werden«. <sup>64</sup> Dies sei um so mehr zu befürchten, da es der »berüchtigten« Springer-Presse erlaubt sei, ihre wilde Kampagne gegen die DDR und die Kommunisten weiter zu führen und einen »fast unermesslichen Masseneinfluß« auszuüben, um »aus der Fehlleitung der Öffentlichkeit« sich große Profite zu sichern. Kurz: »Eine wirklich friedliche und demokratische Politik kann man nicht allein mit einem Regierungswechsel verwirklichen«. <sup>65</sup>

Stand in früheren Jahren der Schattenkampf gegen das westdeutsche »Wirtschaftswunder« im Mittelpunkt der ungarischen Wirtschaftsberichterstattung, so war dies Wort 1970 kaum mehr anzutreffen. Man scheint sich damit abgefunden zu haben, daß der »Materielle Wohlstand« <sup>66</sup> unverändert hoch bleibt, ja daß eher eine »übertriebene Konjunktur« <sup>67</sup> den Menschen Sorgen und neue Probleme bereitet. So berichtet man viel über »die Verwirrung des Überflusses« <sup>68</sup> und daß »Müllhalden teils eine unvermeidliche Begleiterscheinung der entwickelten Industrieproduktion, teils Folge der sinnlosen kapitalistischen Materialverschwendung sind«. <sup>69</sup> Man liest vieles über die Ausbeutung der Gastarbeiter, den Mietwucher und hauptsächlich die Inflation, die Betätigung der »Preis-Lohnspirale, welche die Profite schneller wachsen läßt als das Realeinkommen der Arbeiter und Angestellten«. <sup>70</sup> Wenn man in Berichten über andere westliche Länder eher die Armut der Armen anprangert, so spricht man in bezug auf Westdeutschland, wie auch früher, eher von dem verderblichen Reichtum, der Macht der Reichen, von den »fünfzig Milliarden in den Händen der wenigen – der fünfzig Familien« <sup>71</sup> – und über die Monopole und ihre Verbindung zur SPD.

Der Kapitalismus in Westdeutschland versuche mit einem »Mechanismus der Gaukelei« den Proletarier mit Schlagworten wie »Volkskapitalismus, Wohlstands-, Konsum- und Industriegesellschaft« zu manipulieren und zu blenden, ja davon zu überzeugen, »daß er als Konsument der eigentliche Herr sei, die Unternehmer dagegen nur die Diener seiner Bedürfnisse sind, wo doch gerade das Gegenteil wahr ist, denn im Kapitalismus ist die Wirklichkeit immer das Gegenteil dessen, was der äußere Schein vortäuscht«. Ähnliches hört man von der Konzeption des Wirtschaftsministers Schiller, »der mit den Mitteln der »konzertierten Aktion«, des »Mitbestimmungsrechts«, der »Konsum- und Vermögensbildung« versucht, Großkapital und Arbeiter zu versöhnen«. Diese Politik aber »atomisiert die mittellosen Massen und verwandelt die Werktätigen in »eine diffuse Masse individueller Vermögensjäger« und versucht sie in Stützen der bestehenden Verhältnisse zu verwandeln«. <sup>72</sup>

Interessant zu erwähnen, daß heute selbst die »Monopolisten« differenziert angegriffen werden. »Die zweite technische Revolution« – so heißt es – »hat den Kampf zwischen den an alten und neuen Industriezweigen interessierten Monopolen sehr verschärft«. Wenn diese auch »noch immer gerne zu alten Rezepten greifen, indem sie kleine und mittlere Unternehmer ruinieren und die Lasten auf die arbeitenden Klassen abwälzen«, sei der Kampf zwischen ihnen doch viel kom-



plizierter geworden.<sup>73</sup> Dies habe zur Folge, »daß die klassischen Konzerne der Montanindustrie, einstmals Hochburgen des Hitlerregimes, heute ein viel größeres Interesse an Milliardenengeschäften mit der Sowjetunion haben ... als die Vertreter anderer Industriezweige, darunter die Konsumgüterproduzenten«.<sup>74</sup>

Auch heute beschäftigt sich eine bedeutende Zahl von Artikeln weiter mit der »schrecklichen Vergangenheit«, mit »den Metzeleien der Nazis, verübt mit deutscher Methodik und Wissenschaftlichkeit«.<sup>75</sup> Denn, so heißt es, die Nazi-Gefahr sei noch immer nicht gebannt, »sie lebe in den Köpfen weiter«.<sup>76</sup> »Die zwei Jahrzehnte hindurch irregeführte, durch Parolen des Kalten Krieges getäuschte Bevölkerung« gewöhne sich nur schwer an die »Realitäten« – was man oft an Hand der NPD, manchmal auch der CSU zu beweisen versucht, die man als »faschistisch« bezeichnet. Außerdem mahnt z. B. Tamás Barabás: »Die jahrhundertlange ungesunde Entwicklung der deutschen Gesellschaft, die unausgetragenen Klassengegensätze, die unvollendeten Revolutionen, die Unaufgeräumtheit der Gedanken und Organisationen überlebter Zeiten darf nicht vergessen werden. Die Ansammlung all dieser Fehlentwicklungen in einer schwülen Atmosphäre der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einerseits, der aggressive Irrationalismus in den Köpfen andererseits, bilden einen Nährboden, aus dem böse Geister immer wieder emporsteigen können, wie es schon vor einer Generation geschehen ist.«<sup>78</sup>

Wenn auch die ungarischen Massenmedien die Bundesrepublik und die Bundesregierung nicht mehr kampagneartig des »Faschismus, Revanchismus und Militarismus« schmähen, so taucht der Vorwurf des Militarismus in den verschiedenen Zusammenhängen immer noch sehr häufig auf. Man erfährt z. B. vom ungarischen Innenminister, daß »die Nachrichtendienste die ideologische Diversion mit deutscher Gründlichkeit studieren«;<sup>79</sup> auch die Bundeswehr bleibt weiter ein ständiges Ziel ungarischer Kritik: »Wer Illusionen gehegt hatte, die neue SPD/FDP-Koalition würde nur die leiseste Änderung im Charakter der Bundeswehr vornehmen, befand sich auf einem Irrweg.«<sup>80</sup> Sie bleibe weiter eine Bedrohung für die Gesellschaft, und es sei zu befürchten, »daß Soldaten nicht nur die Richtung der Staatsführung, sondern auch das Recht, die Gestaltung der Gesellschaft zu bestimmen, für sich beanspruchen könnten.«<sup>81</sup> Die »revanchistischen« und »reaktionären« Kreise Westdeutschlands dagegen, darunter die Opposition, die NPD und die »Vereine der sogenannten Umsiedler«, werden in der alten Weise geschmäht und beschuldigt, daß sie »die früher von Deutschen mit Gewalt eroberten Gebiete zurückfordern«.<sup>82</sup>

1970 war das Jahr der Wiederaufnahme der ungarisch-westdeutschen Kontakte auf Minister-Ebene. Der ungarische Außenhandelsminister besuchte Bonn und der westdeutsche Wirtschaftsminister Budapest. Beide begrüßten die Ausweitung des Handels und der technisch-industriellen Kooperation als einen Beweis für die Möglichkeit eines »friedlichen Zusammenlebens von Staaten mit verschiedener Gesellschaftsordnung«. Darüber hinaus wurde auch über einen Wiedergutmachungsvertrag verhandelt, den die Westdeutschen mit Hilfe »der berüchtigten



preußisch-deutschen Bürokratie verschleppt haben«. In den Kommentaren gab man sich jedoch im allgemeinen freundlich und versicherte, »sich nicht an jedes Wort zu erinnern, das man früher aussprach«<sup>85</sup>; es gebe nämlich »keine Vorurteile, nur eben eine Vorgeschichte«.<sup>86</sup> Aber auch dann blieb man freundlich und schrieb: »Unsere Beziehungen können auf alte Tradition zurückblicken, auf gute und auf böse. Um die Jahrhundertwende gingen unsere Väter nach Erwerb des Gesellenbriefs nach Österreich oder Deutschland auf Wanderschaft und kehrten von dort mit den Erfahrungsschätzen der Handwerkerkunst zurück. Aber auch die beiden Weltkriege gingen von deutschem Boden aus. Ungarn ist bestrebt, die bösen Traditionen zu vergessen und die guten in neuer Form zu pflegen.«<sup>87</sup> Man kann nur wünschen, dies sei ernst gemeint und beziehe sich auch auf die Neufassung des Deutschlandbildes.



## SCHLUSSWORT

»Jede Nation spottet über die andere – und jede hat recht«, schrieb Arthur Schopenhauer in seinen »Aphorismen zur Lebensweisheit«, und sicher ist daran viel Wahres. Allen Menschen, Völkern und Gesellschaftssystemen ist letztlich ein Zug gemeinsam: die Unvollkommenheit. Sie wird gerade daran sichtbar, daß manche Fehler gewisse Vorzüge vorbedingen, und manche Fähigkeiten an gewisse Gebrechen geknüpft sind. Fleiß und Ordnungsliebe werden leicht zur Pedanterie, schnelle Auffassungsgabe entspricht nicht selten einem Hang zur Oberflächlichkeit. Zu den menschlichen Schwächen gehört auch der Umstand, daß der Mensch das Belächeln und Bespötteln der Eigenarten anderer zur eigenen Selbstbestätigung braucht. Einzelheiten und Ausmaß der Verzeichnung des Bildes vom Nächsten besagen allerdings, meist unfreiwillig, einiges über das Wesen des Verfassers selbst. Bleibt dieser Vorgang im Rahmen einer im Grunde ironischen Selbstbestätigung, d. h. achtet und duldet man dabei das Anderssein des Anderen, so wäre diese menschliche Schwäche nach dem Motto »tout comprendre c'est tout pardonner« sicherlich zu verzeihen.

Ist dieser Grundsatz in bezug auf die ungarische Pressekarikatur von der »bösen« westlichen Gesellschaft und vom »häßlichen Deutschen« noch anwendbar? Ist es nur süffisantes Herziehen über den Mitmenschen, das dem Selbstgefühl schmeichelt und den Beobachter verständnisvoll ein Auge zudrücken läßt? Ist das Zerrbild wirklich ein Beitrag zum Frieden, wie es die ungarische Publizistik vorgibt? Überwiegt nicht die spürbare Absicht, den vermeintlichen ideologischen Feind zu diffamieren, indem man »unerbittlichen Haß« predigt? Ist diese Art von Darstellung nicht eher institutioneller Teil der krampfhaften Selbstverteidigung eines Systems, dessen Weiterbestand der permanenten »Bedrohung« durch einen »bösen Feind« bedarf?

Der Gesamteindruck ist deprimierend. Schockierend wirkt dabei gar nicht einmal die Unwahrhaftigkeit und Einseitigkeit des gebotenen Bildes. Die grobschlächtige Karikatur wurde ja auch verfeinert, als die ungarische Presse aus vermehrten Westkontakten die Folgerung zog, daß sich die Wahrheit gerade mit Hilfe von Halbwahrheiten am gründlichsten verfälschen läßt. Wahrhaft erschreckend wirkt die bewußt geschürte Intoleranz – die Monopolisierung des Guten für eigene Zwecke, das ausschließliche Belasten der Anderen mit allem Bösen. Erschreckend auch der schier unglaubliche Kraftaufwand, den »ideologischen Feind« bereits verbaliter zu vernichten, erschreckend die totale Verneinung der Grundwahrheit, daß wie jeder Mensch, auch jede Gesellschaftsform die Fehler ihrer Vorzüge, und die Vorzüge ihrer Fehler hat. Aus jedem Lob für den Westen spricht der taktische Trick. Man spürt die Absicht und ist mit Recht verstimmt.



Andererseits wirkt die ungarische Pressekritik am Westen mangels Originalität auf die Dauer langweilig. Im Westen wird tagtäglich in Wort, Bild und Ton weit- aus schärfer, konkreter, einfalls- und stichhaltiger am eigenen System Kritik ge- übt. Somit kommen gewissermaßen die Anleihen der ungarischen Kampfpublizi- stik bei der westlichen Gesellschaftskritik dem ideologischen Offenbarungseid gleich.

Die Folgerichtigkeit der von der ungarischen Presse bewußt geübten Intoleranz ist vor allem deshalb enttäuschend, weil sie als größtes Hindernis einer echten Verständigung im Wege steht. Sie blockiert jeden vernünftigen Dialog, der allein Klarheit in vielen Fragen bringen könnte. Klarheit auch hinsichtlich jener grund- legenden Frage, welche Probleme die Enteignung der Produktionsmittel eigentlich gelöst und mit welchen sie die Gesellschaft belastet hat. Man braucht diese Frage nicht unbedingt im Sinne einer eher gefühlsbetonten Feststellung der verzwei- felten Bevölkerung Ungarns aus der Stalinzeit anzugehen, welche besagt, »der Sozialismus sei der untaugliche Versuch, Notlagen zu lösen, die es ohne den So- zialismus gar nicht geben würde«. Die entstandenen Probleme sollten vielmehr jenseits von Ideologie und Emotionen rein vernunftmäßig mit wissenschaftlichen, soziologischen Methoden behandelt werden. Dies setzt allerdings mit voraus, daß man Berufung auf Tatsachen nicht als simple »Fetischisierung« abtut.

Die Westkritik der ungarischen Presse ist inhaltlich zwar gegen den Westen ge- richtet, primär aber für den Hausgebrauch der eigenen Bevölkerung gedacht und bestimmt. Das schwarzgefärbte Haßbild vom Westen ist das Negativ des mit Stolz, Liebe und überschwenglichem Lob gezeichneten Positivbildes der eigenen Gesellschaft. Es erhebt sich die Frage, wie weit beide Bilder überzeugen. Es wäre vermessen, aus der Ferne darauf eine exakte Antwort zu geben, doch gibt es genü- gend Symptome für die Vermutung, daß sowohl das makellos positive Eigenbild wie auch das grundsätzlich negative Westbild von der ungarischen Bevölkerung überwiegend abgelehnt wird. Die Ablehnung ist allerdings uneinheitlich bzw. dif- ferenziert in bezug auf verschiedene Facetten der Bilder. Manches wird eher in- stinktiv als vernunftmäßig ganz abgelehnt, manches aus demselben Grund akzep- tiert. Die These von der Dekadenz des Westens z. B. dürfte in Ungarn einige Zu- stimmung finden. Nicht nur weil Oswald Spenglers Gedanken in gewissen unga- rischen Kreisen einst großen Eindruck machten, sondern weil viele Ungarn, ohne alle intellektuelle Spitzfindigkeit, die Tatenlosigkeit des Westens während des Un- garnaufstandes 1956 als Zeichen der Dekadenz deuten. Noch um 1965 waren viele ungarische Besucher äußerst verstimmt darüber, daß sie in Westdeutschland keine Spur des Militarismus vorfanden, den sie aufgrund der ungarischen Presse- darstellung erwarteten, und von dem manche sich – naiv aber verständlich – die Befreiung vom gegenwärtigen Regime erhofften. Sicher ist jedenfalls, daß die un- garische Bevölkerung durch die Zerrbilder vom Westen irritiert und desorientiert im Dunkeln tappt. Der Westen wird einmal über-, dann wieder unterbewertet, aber kaum jemals richtig eingeschätzt.



## Anmerkungen

### Abkürzungen der häufigsten Verfassernamen

Almási Miklós	AM	Komját Irén	KI	Rózsa László	RL
Árkus István	AI	Komlós János	KJ	Ruffy Péter	RuP
Barabás Tamás	BT	Komor Imre	KoI	Salyámosi Miklós	SM
Bernáth László	BL	Koncsek László	KL	Schél Gyula	SG
Buzási János	BJ	Létay Vera	LV	Serény Péter	SP
Darvas József	DJ	Lévai Jenő	LJ	Süskösd Mihály	SM
Dersi Tamás	DT	Loránt László Endre	LLE	Sümegi Endre	SE
Dezséry László	DL	Mádl Antal	MA	Szabolcs Ottó	SzO
Dobsa János	DJ	Mátrai Betegh Béla	MBB	Szabolcsi Gábor	SzG
Faragó Vilmos	FV	Matolcsy Károly	MK	Szántó Jenő	SzJ
Fáy Árpád	FA	Mesterházi Lajos	ML	Szürös Mátyás	SzM
Fenyő István	FI	Nemes Dezső	ND	Tatár Imre	TI
Gárdos Miklós	GM	Nemes János	NJ	Terényi Éva	TE
Gedeon Pál	GP	Paál Ferenc	PF	Timár István	TiI
Györe Imre	GyI	Pamlényi Ervin	PE	C. Tóth Béla	TB
Hajdú János	HJ	Pándi Pál	PP	Ungvári Tamás	UT
Harmat Endre	HE	Pethő Tibor	PT	Vámos Ignác	ViG
Haynal Kornél	HK	Pintér István	PI	Vámos Imre	VI
Hegedüs Géza	HG	Polgár Dénes	PD	Várkonyi Tibor	VT
Hermann István	HI	Radnóti Zsuzsa	RZ	Walkó György	WG
Héra Zoltán	HZ	Rajk András	RA	Zala Tamás	ZT
Horváth József	HoJ	Rényi Péter	RP	Zay László	ZL
Illés László	IL	Réti Ervin	RE		
Karcagi Sándor	KS	Rónai Mihály András	RMA		

### Abkürzungen der Quellen

<i>Tageszeitungen:</i>		Veszprém Megyei		<i>Monatszeitschriften:</i>	
Népszabadság	Nsz	Hírlap	VMH	Nagy Világ	NV
Népszava	Nva	Alföld	A	Valóság	VA
Esti Hírlap	EH			Új Írás	UI
Magyar Nemzet	MN			Kritika	K
Magyar Hírlap	MH			Kortárs	KO
		<i>Wochenzeitungen und</i>		Jelenkor	JK
		<i>Wochenzeitschriften:</i>		Ifjú Kommunista	IK
		Magyarország	M	Pártélet	PÉ
		Figyelő	F	Társadalmi Szemle	TSZ
		Élet és Irodalom	ÉI	Közgazdasági Szemle	KSZ
		Ország Világ	OV	Nemzetközi Szemle	NSZ
		Nők Lapja	NL	Propagandista	PR
		Szabad Föld	SzF	Századok	SZ
		Magyar Ifjúság	MI		
		Katolikus Szó	KA		
<i>Radio</i>					
Kossuth Rádió	RM				
(Radio-monitor)					
<i>Provinzzeitungen:</i>					
Csongrád Megyei					
Hírlap	CsMH				
Északmagyarország	ÉM				



## Einleitung

*Die Liberalisierung:* <sup>1</sup> 27.4.68 Nsz – Aczél György; <sup>2</sup> 18.10.70 Nsz – Makó István; <sup>3</sup> 1.66 JK – RL; <sup>4</sup> 31.12.68 Nsz – RL; <sup>5</sup> 4.3.65 Rinascita – Georg Lukács; <sup>6</sup> 23.6.66 IK – Molnár Géza; <sup>7</sup> 24.11.70 Nsz – Kádár János; <sup>7a</sup> 18.2.67 Nsz – Földesi Tamás; <sup>8</sup> 9.4.68 Nsz – Kádár János; <sup>9</sup> 1.70 PÉ – Benkei András; <sup>10</sup> 6.7.68 Nsz – RP.

*»Ideologischer Kampf« und das neue Westbild:* <sup>1</sup> 1.70 PÉ – Benkei András; <sup>2</sup> 11.5.67 RM – Kende István; <sup>3</sup> 4.68 M – Pálos Tamás; <sup>4</sup> 27.7.67 Nsz – Aczél György; <sup>5</sup> 4.4.62 MN – Mátrai László; <sup>6</sup> 2.66 Tsz – Pálos Robert; <sup>7</sup> 15.1.61 Nsz – Wirth Ádám; <sup>8</sup> 12.2.64 Nsz – Laki Pál; <sup>9</sup> 1.70 PÉ – Benkei András; <sup>10</sup> 23.10.65 ÉI – Timár György; <sup>11</sup> 19.2.63 RM – Dr. Szecskő Tamás; <sup>12</sup> 19.4.67 Nsz – Tóth Dezső; <sup>13</sup> 23.10.65 ÉI – Timár György; <sup>14</sup> 25.6.65 MN – PF; <sup>15</sup> 257.5.66 V; <sup>16</sup> 26.1.60 RM – DL; <sup>17</sup> 7.10.65 CsMH – Rácz Lajos; <sup>18</sup> 259.5.65 V; <sup>19</sup> 25.12.66 ÉM – Párkány László; <sup>20</sup> 10.2.68 Nsz – Szabolcsi Miklós; <sup>21</sup> 15.1.61 Nsz – Wirth Ádám; <sup>22</sup> 22.9.68 MH – TI; <sup>23</sup> 1.70 PÉ – Benkei András; <sup>24</sup> 23.7.67 VMH – Birkás József.

## Die westliche Welt

*Die »kranke« Gesellschaft:* <sup>1</sup> 19.3.61 Nsz – Maróti Andor; <sup>2</sup> 27.6.59 EH – Hajdu Ferenc; <sup>3</sup> 21.1.62 MN – KJ; <sup>4</sup> 1.8.62 MN – Baló László; <sup>5</sup> 6.4.61 MN – (VA); <sup>6</sup> 4.7.66 Nsz – ML; <sup>7</sup> 12.7.66 Nsz – RP; <sup>8</sup> 17.3.64 RM – Gombó Pál; <sup>9</sup> 1.8.62 MN – Baló László; <sup>10</sup> 9.6.59 Nsz – Theun de Vries; <sup>11</sup> 4.11.62 MN – R. Farkas Klára; <sup>12</sup> 19.7.62 MN – Baló László; <sup>13</sup> 2.3.60 Nsz – HoJ; <sup>14</sup> 29.9.60 Nsz; <sup>15</sup> 2.6.64 MN; <sup>16</sup> 6.8.63 MN – VI; <sup>17</sup> – OV – »Roham a magánélet ellen«; <sup>18</sup> 11.11.65 MN – KI; <sup>19</sup> 25.1.61 MN – Szántó Miklós; <sup>20</sup> 20.7.60 RM; <sup>21</sup> 19.6.62 RM – Sipos Tamás; <sup>22</sup> 12.8.60 ÉI – Kiss Lajos.

*Der entfremdete Mensch:* <sup>1</sup> 25.9.64 Nsz – FI; <sup>2</sup> 21.2.64 VA – AM; <sup>3</sup> 31.10.63 RM – HI; <sup>4</sup> 12.11.61 MN – Gombó Pál; <sup>5</sup> 18.5.63 ÉI – Lukácsy András; <sup>6</sup> 18.12.60 Nsz – Dobozy Imre; <sup>7</sup> 21.4.61 ÉI – HI; <sup>8</sup> 27.6.61 RM – AM; <sup>9</sup> 1541.10.61 NV – UT; <sup>10</sup> 11.10.59 Nsz; <sup>11</sup> 25.9.64 Nsz – FI; <sup>12</sup> – MN – »Egy csepp méz«; <sup>13</sup> 1045.7.67 NV – SM; <sup>14</sup> 270.2.68 NV – Ember Mária; <sup>15</sup> 25.9.64 MN – FI; <sup>16</sup> 25.4.64 NL; <sup>17</sup> 24.6.59 Nva – (SZ.I); <sup>18</sup> 28.11.68 A – Molnár László.

*Sind westliche Literatur und Kunst gefährlich:* <sup>1</sup> Georg Lukács: Zerstörung der Vernunft – Luchterhand S 10; <sup>2</sup> Lukács: a.a.O. S 219; <sup>3</sup> 854.11.51 Tsz; <sup>4</sup> 36.2.65 Tsz; <sup>5</sup> 912.6.61 NV; <sup>6</sup> 1850.12.65 NV – Tóth Dezső; <sup>7</sup> 1853.12.65 NV – Tóth Dezső; <sup>8</sup> 1065.7.61 NV – Veres Péter; <sup>9</sup> 915.6.61 NV – Illyés Gyula; <sup>10</sup> 1238.8.61 NV – Simon István; <sup>11</sup> 1060.7.61 NV – Hegedüs István; <sup>12</sup> 1850.12.65 NV – Tóth Dezső; <sup>13</sup> 41.7.66 Tsz; <sup>14</sup> 915.6.61 NV – Illyés Gyula; <sup>15</sup> 6.1.66 Nsz – Kis Tamás; <sup>16</sup> 45.7.66 Tsz; <sup>17</sup> 1382.9.61 NV; <sup>18</sup> 47.7.66 Tsz; <sup>19</sup> 16.12.62 Nsz – RP; <sup>20</sup> 13.5.67 ÉI – Koroknai Zsuzsa; <sup>21</sup> 1868.12.65 NV – Varannai Aurél; <sup>22</sup> – ÉI – Artner Tivadar; <sup>23</sup> 10.11.62 ÉI – Szabó György; <sup>24</sup> 14.8.59 ÉI – Oelmacher Anna; <sup>25</sup> 20.9.64 Nsz – KJ; <sup>26</sup> 18.7.65 VMH – Koncz István; <sup>27</sup> 755.5.65 NV – André Gisselbrecht; <sup>28</sup> 49.2.65 Tsz; <sup>29</sup> 13.11.60 Nsz – PP; <sup>30</sup> 7.6.67 Nsz – RP; <sup>31</sup> 4.10.64 Nsz – KJ; <sup>32</sup> 24.1.68 MN – Hegedüs Tibor; <sup>33</sup> 742.8.61 NV – Veres Péter.

*Die Klassengesellschaft:* <sup>1</sup> 12.6.63 RM; <sup>2</sup> 11.5.63 Nsz – RMA; <sup>3</sup> 11.10.61 Nsz – Daily Worker; <sup>4</sup> 10.3.59 Nva – Csató István; <sup>5</sup> – Nsz – RL; <sup>6</sup> 26.4.68 CsMH – Balló Attila; <sup>7</sup> 30.1.64 MN – (Z.L.); <sup>8</sup> 16.6.63 MN – MBB; <sup>9</sup> 29.10.63 RM – HI; <sup>10</sup> 20.2.63 EH – DT; <sup>11</sup> 2.8.64 MN – PF; <sup>12</sup> 29.10.63 RM – HI; <sup>13</sup> 20.8.67 Nsz – RL; <sup>14</sup> 7.16.7 Nsz – HZ; <sup>15</sup> 5.7.64 Nsz – HZ; <sup>16</sup> 23.11.61 Nva – Garai Tamás; <sup>17</sup> 16.2.62 EH; <sup>18</sup> 1.4.59 Nva – Csató István; <sup>19</sup> –; <sup>20</sup> –; <sup>21</sup> 29.4.60 Nsz – ML; <sup>22</sup> 2.5.63 RM – Garam József; <sup>23</sup> 1.5.64 Nsz – Várkonyi Mihály; <sup>24</sup> 14.7.64 Nsz – Kékesdi Gyula; <sup>25</sup> 954.6.67 NV – Bob Leason; <sup>26</sup> 13.2.64 EH – ML; <sup>27</sup> 20.2.64 EH; <sup>28</sup> 17.8.60 Nsz – Frank Gullet; <sup>29</sup> 12.2.64 EH – ML; <sup>30</sup> 4.1.64 MN – ZL; <sup>31</sup> 954.6.64 NV – Bob Leason; <sup>32</sup> 10.11.62 ÉI – Katona Éva; <sup>33</sup> 10.11.62 ÉI – Katona Éva; <sup>34</sup> 30.6.63 MN – Györe Imre.

*Der westliche Mensch – eine Mißgeburt:* <sup>1</sup> 11.5.63 Nsz – RMA; <sup>2</sup> 6.6.65 EH – (b.d.); <sup>3</sup> 9.10.60



EH – HE; <sup>4</sup> 1.1.66 MN – PE; <sup>5</sup> 12.5.60 Nva – (garai); <sup>6</sup> 14.5.64 MN – MBB; <sup>7</sup> 14.5.67 MN – ZL; <sup>8</sup> 10.3.63 MN – (cs.t.); <sup>9</sup> 28.2.65 MN – KI; <sup>10</sup> 3.3.60 Nsz – Gáspár Imréné; <sup>11</sup> 12.10.66 MN – Sós – Endre; <sup>12</sup> 14.5.67 MN – ZL; <sup>13</sup> 28.2.65 MN – KI.

*Die revoltierende Jugend:* <sup>1</sup> 19.11.67 MN – VI; <sup>2</sup> 16.6.67 MN – PF; <sup>3</sup> – MN – VI; <sup>4</sup> 4.11.62 MN – Gábor István; <sup>4a</sup> 19.11.67 MN – VI; <sup>5</sup> – ÉI – Jewgenij Jewtuschenko; <sup>6</sup> 13.5.67 ÉI – Koroknai Zsuzsa; <sup>7</sup> 25.8.62 MN – Móricz Virág; <sup>8</sup> 27.7.68 Nsz – Koltai Tamás; <sup>9</sup> – MN – VI; <sup>10</sup> 4.7.68 MH – DJ; <sup>11</sup> 26.9.68 Nsz – Görgényi Ferenc; <sup>12</sup> 3.5.68 RM; <sup>13</sup> 21.7.68 MN – KI; <sup>14</sup> 1.3.64 Nsz – Boldizsár Iván; <sup>15</sup> 12.4.70 UI – Tökei Ferenc; <sup>16</sup> 1.5.68 Nsz – Szabolcsi Miklós; <sup>17</sup> 2.6.68 MN – PT; <sup>18</sup> 26.9.68 Nsz – Görgényi Ferenc; <sup>19</sup> 14.4.68 Nsz – RP; <sup>20</sup> 3.5.68 RM; <sup>21</sup> 21.5.68 Nsz – PI; <sup>22</sup> 26.9.68 Nsz – Görgényi Ferenc; <sup>23</sup> 26.5.68 MH – Köpeczi Béla; <sup>24</sup> 21.5.68 Nsz – PI; <sup>25</sup> 14.4.68 Nsz – RP; <sup>26</sup> 6.68 K – AM; <sup>27</sup> 21.7.68 MN – KI; <sup>28</sup> 6.68 K – AM; <sup>29</sup> –; <sup>30</sup> 19.11.67 MN – VI; <sup>31</sup> 26.9.68 Nsz – Görgényi Ferenc; <sup>32</sup> 21.7.68 MN – KI; <sup>33</sup> 26.9.68 Nsz – Görgényi Ferenc; <sup>34</sup> 2.6.68 MN – PT; <sup>35</sup> 3.7.68 MH – DJ.

*»Verelendung« in moderner Form:* <sup>1</sup> 14.8.59 Nva – Szenes Imre; <sup>2</sup> 27.2.62 Nva – GM; <sup>3</sup> 26.8.66 Nsz – Németh László; <sup>4</sup> 20.6.65 MN – Kol; <sup>5</sup> 3.5.60 Nsz – PI; <sup>6</sup> 4.5.68 Nsz – Manfred Werker; <sup>7</sup> 7.1.65 Nsz – Dankó László; <sup>8</sup> 25.7.59 Nsz – I. Nazarenko; <sup>9</sup> 7.1.65 Nsz – Dankó László; <sup>10</sup> 19.1.62 MN – KJ; <sup>11</sup> – Nva; <sup>12</sup> 11.9.62 RM – Szecskő Tamás; <sup>13</sup> 3.5.60 Nsz – PI; <sup>14</sup> 15.8.68 MH – GyuI; <sup>15</sup> 10.5.66 MN – VT; <sup>16</sup> 30.5.64 Nsz – ÁI; <sup>17</sup> 14.1.63 MN; <sup>18</sup> 14.11.59 Nsz – ML; <sup>19</sup> 19.5.66 MN – VT; <sup>20</sup> 12.5.62 Nsz – Harry Freeman; <sup>21</sup> 2.5.63 EH – DJ; <sup>22</sup> –; <sup>23</sup> –; <sup>24</sup> 12.11.64 MN – PT; <sup>25</sup> 2.6.62 Nsz – Simai Mihály; <sup>26</sup> 8.9.64 Nsz – (Á.I.); <sup>27</sup> 25.1.68 MN – HeZ; <sup>28</sup> 8.3.65 RM – Szecskő Tamás; <sup>29</sup> 20.12.64 MN – (P.J.); <sup>30</sup> 27.2.68 RM; <sup>31</sup> 9.8.68 Nsz – Kalmár György; <sup>32</sup> 22.11.64 MN – PT; <sup>33</sup> 10.7.63 Nva – Barabás Péter; <sup>34</sup> 26.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>35</sup> 17.1.62 Barabás Péter; <sup>36</sup> 20.6.65 MN – Kol; <sup>37</sup> 10.6.67 Nsz – Fukász György; <sup>38</sup> 27.6.59 Nsz – RP; <sup>39</sup> 6.11.63 Nsz – Patkó Imre; <sup>40</sup> 6.10.4.67 KO – Mód Aladár; <sup>41</sup> 1.6.66 MN – Kol; <sup>42</sup> 17.11.65 RM – ViG; <sup>43</sup> 9.5.67 Nsz – Friss István; <sup>44</sup> 17.4.60 Nsz – Waldeck Rochet; <sup>45</sup> 1.11.63 MN – VT; <sup>46</sup> 6.2.62 RM; <sup>47</sup> 29.8.65 RM – Antal Gábor; <sup>48</sup> 10.6.67 Nsz – Fukász György; <sup>49</sup> 26.8.66 Nsz – Németh László; <sup>50</sup> 7.60 KSZ – Mátyás Antal; <sup>51</sup> 16.9.64 Nsz – ÁI; <sup>52</sup> 21.9.60 RM – SzJ; <sup>53</sup> 18.8.62 Nsz; <sup>54</sup> 16.9.64 Nsz – ÁI; <sup>55</sup> 24.12.63 MN – RuP; <sup>56</sup> 665.6.67 KSZ – Friss István; <sup>57</sup> 28.7.65 MN – Hámos György; <sup>58</sup> 13.11.62 EH – Harmath Endre.

*»Die Fiktion« einer bürgerlichen Demokratie:* <sup>1</sup> 7.8.68 TSZ – Kálmán Endre; <sup>2</sup> 5.9.65 Nsz – Avar János; <sup>3</sup> 6.15.4.68 NV – Gyertyán István; <sup>4</sup> 27.2.70 RM – ViG; <sup>5</sup> 13.9.68 RM; <sup>6</sup> 7.8.60 Nsz – NJ; <sup>7</sup> 10.11.59 RM – HI; <sup>8</sup> 25.2.64 RM – HI; <sup>9</sup> 25.2.64 RM – HI; <sup>10</sup> 30.10.60 Nva – GP; <sup>11</sup> 25.2.68 MN – VI; <sup>12</sup> 30.10.60 Nva – GP; <sup>13</sup> 17.5.67 MN; <sup>14</sup> 25.2.68 MN – VI; <sup>15</sup> 6.6.61 RM; <sup>16</sup> 10.11.59 RM – Mátrai László; <sup>17</sup> 21.9.60 RM; <sup>18</sup> 13.9.68 RM.

## Nationenbilder

*Die USA – »der Hauptfeind«:* <sup>1</sup> 35.12.69 PÉ – Szántó György; <sup>2</sup> 9.5.65 MN – MBB; <sup>3</sup> 1.11.60 EH; <sup>4</sup> 6.6.68 RM; <sup>5</sup> 3.12.68 NV – Antal Gábor; <sup>6</sup> –; <sup>7</sup> 11.7.64 MN; <sup>8</sup> 16.6.60 EH; <sup>9</sup> 2.8.64 MN – ZT; <sup>10</sup> 18.10.64 MN – Hans Habe; <sup>11</sup> 18.3.60 EH; <sup>12</sup> 11.7.64 MN – ZT; <sup>13</sup> 13.9.60 RM; <sup>14</sup> 18.10.64 MN – Hans Habe; <sup>15</sup> –; <sup>16</sup> 6.11.60 EH – PD; <sup>17</sup> 22.5.65 Nsz – Nouvel Observateur; <sup>18</sup> 4.8.64 Nsz – New Statesman; <sup>19</sup> 3.7.68 RM – Halász Magda; <sup>20</sup> 30.8.68 RM – Kulcsár Péter; <sup>21</sup> 2.8.64 MN – ZT; <sup>22</sup> 12.4.67 MN – (-mos); <sup>23</sup> 22.9.60 RM; <sup>24</sup> 4.8.60 EH; <sup>25</sup> 10.8.62 MN – ZT; <sup>26</sup> 1.6.66 EH – HE; <sup>27</sup> 24.6.64 Nsz – The Nation; <sup>28</sup> 9.3.65 RM; <sup>29</sup> 18.8.61 Nva (M.F.); <sup>30</sup> 26.7.64 MN – PT; <sup>31</sup> 25.6.68 RM; <sup>32</sup> –; <sup>33</sup> 16.4.61 MN – PF; <sup>34</sup> 23.5.61 RM; <sup>35</sup> 13.4.60 Nsz – Hárs György; <sup>36</sup> 13.8.66 Nsz – Gus Hall; <sup>37</sup> 26.4.64 MN; <sup>38</sup> 13.8.66 Nsz – Gus Hall; <sup>39</sup> 8.1.67 MN; <sup>40</sup> –; <sup>41</sup> 30.3.65 MN – GI; <sup>42</sup> 30.3.65 MN – GI; <sup>43</sup> 2.11.68 RM; <sup>44</sup> 11.6.68 RM; <sup>45</sup> 3.11.66 RM; <sup>46</sup> 10.8.66 MN – Peter Weiss; <sup>47</sup> –; <sup>48</sup> 25.9.65 MN – ZT; <sup>49</sup> 22.7.67 MN – GuI; <sup>50</sup> 11.3.62 MN – Simai Mihály; <sup>51</sup> 28.2.62 EH – HE; <sup>52</sup> 24.7.60 EH – RE; <sup>53</sup> 2.11.68 RM; <sup>54</sup> 15.1.68 RM – MK; <sup>55</sup> 21.9.61 Nva – (K.L.); <sup>56</sup> 12.11.64 Nsz; <sup>57</sup> 29.6.68 MN – Maron Ferenc; <sup>58</sup> 23.8.64 Nsz – ÁI; <sup>59</sup> 15.12.60 Nva – GM; <sup>60</sup> 20.8.59 Nva – GP;



<sup>58</sup> 21.1.62 MN – KJ; <sup>59</sup> 12.4.67 MN – (-mos); <sup>60</sup> 29.12.64 OV; <sup>61</sup> 14.6.60 Nsz – I. Literatura; <sup>62</sup> 21.6.64 MN – KJ; <sup>63</sup> 23.6.64 MN – KJ; <sup>64</sup> 2.2.63 EH; <sup>65</sup> 22.12.64 Nsz – ÁI; <sup>66</sup> 45.2.3.67 NV – D. Szemző Piroska; <sup>67</sup> 3.11.61 Nsz – RL; <sup>68</sup> 16.10.60 ÉI – Simone de Beauvoir; <sup>69</sup> 3.12.63 RM; <sup>70</sup> 31.3.62 Nsz – Stanley Ryerson; <sup>71</sup> 31.3.62 Nsz – Stanley Ryerson; <sup>72</sup> 15.6.67 EH; 18.9.64 Nsz – ÁI; <sup>73</sup> 45.1.3.67 NV – D. Szemző Piroska; <sup>74</sup> 6.2.62 RM – AM; <sup>75</sup> 6.2.62 RM – AM; <sup>76</sup> 14.9.61 Nsz – Neue Tageszeitung; <sup>77</sup> 5.1.67 MN – VT; <sup>78</sup> 31.3.62 Nsz – Stanley Ryerson; <sup>79</sup> 1.7.64 EH – HE; <sup>80</sup> – Nsz – »Illuzióink«; <sup>81</sup> 1.7.64 EH – HE; <sup>82</sup> 31.3.62 Nsz – Stanley Ryerson; <sup>83</sup> –; <sup>84</sup> 31.3.62 Nsz; <sup>85</sup> 16.9.64 OV; <sup>86</sup> 23.6.59 Nva; <sup>87</sup> 31.3.62 Nsz – Stanley Ryerson; <sup>88</sup> 22.2.63 Nsz; <sup>89</sup> 5.5.63 MN – Kovács Judith; <sup>90</sup> – LM; <sup>91</sup> 5.2.67 MN – VI; <sup>92</sup> 25.2.68 RM – Ipper Pál; <sup>93</sup> 26.11.63 EH – (TI); <sup>94</sup> 25.12.60 EH – PD; <sup>95</sup> 28.8.59 Nsz – RP; <sup>96</sup> 10.7.68 Nsz – (ÁI); 22.1.64 RM; <sup>98</sup> 22.1.64 RM; <sup>99</sup> –; <sup>100</sup> 26.6.64 EH – HE; <sup>101</sup> 11.9.60 Nsz – Paul Robson; <sup>102</sup> 15.8.65 MN – PT; <sup>102a</sup> 13.6.61 RM – GM; <sup>103</sup> 22.5.60 HE; <sup>104</sup> 30.12.65 RM – KoI; <sup>105</sup> 12.11.64 Nsz – Tamás István; <sup>106</sup> 310.2.64 NV – Mihályi Gábor; <sup>107</sup> 21.1.65 MN – MBB; <sup>108</sup> 30.3.65 MN – GI; <sup>109</sup> 20.3.64 MN – Barcs Sándor; <sup>110</sup> 29.6.68 MN Maron Ferenc; <sup>111</sup> 3.4.67 MN – ZT; <sup>112</sup> 9.6.68 MN – PT; <sup>113</sup> 30.11.60 Nsz – FI; <sup>114</sup> 19.8.67 Nsz – HZ; <sup>115</sup> 16.10.65 MN – KoI; <sup>116</sup> 6.2.65 Nsz – ÁI; <sup>117</sup> 31.3.62 Nsz – Stanley Ryerson; <sup>118</sup> 31.3.62 Nsz – Stanley Ryerson; <sup>119</sup> 1.12.59 Nsz – C. Schukow; <sup>120</sup> 5.2.67 MN – VI; <sup>121</sup> 1.12.64 Nsz – Hegedüs Zoltán; <sup>122</sup> 28.64 NL; <sup>123</sup> 4.2.65 Nsz – Görgey Gábor; <sup>124</sup> 5.7.64 Nsz – Arbeiter Zeitung; <sup>125</sup> –; <sup>126</sup> 16.10.60 ÉI – Simone de Beauvoir; <sup>127</sup> 9.12.65 Nsz – ÁI; <sup>128</sup> 2.8. EH – »Metropolis in Mess«; <sup>129</sup> 17.11.59 Nsz – Bebrits Anna; <sup>130</sup> 2.8. EH; <sup>131</sup> 14.8.66 MN – VT; <sup>132</sup> 23.9.64 Nsz – ÁI; <sup>133</sup> – ÉI – B. Nagy László; <sup>134</sup> 3.11.61 Nsz – RL; <sup>135</sup> 22.9.61 EH – (P.G.P.); <sup>136</sup> 10.8.66 Nsz – Szabó L. István; <sup>137</sup> 18.8.60 Nsz – Szabó L. István; <sup>138</sup> 23.1.62 MN – Nagy Péter; <sup>139</sup> 12.1.62 RM – KoI; <sup>140</sup> –; <sup>141</sup> 18.10.67 MN – Hans Habe; <sup>142</sup> 12.1.60 EH; <sup>143</sup> 2.2.64 – Jerome Clison; <sup>144</sup> 24.3.59 EH; <sup>145</sup> 16.10.60 ÉI – Simone de Beauvoir; <sup>146</sup> 1.12.64 Nsz – Hegedüs Zoltán; <sup>147</sup> 10.10.65 MN – MBB; <sup>148</sup> 1420.9.65 NV – Zentai Éva; <sup>149</sup> 1420.9.65 NV – Zentai Éva; <sup>150</sup> 20.11.59 EH – DT; <sup>151</sup> 19.1.61 Nva; <sup>152</sup> 17.4.59 Nsz – (L.R); <sup>153</sup> 23.12.59 Nsz – Molnár Géza; <sup>154</sup> 597.4.61 NV – Nagy Péter; <sup>155</sup> 30.12.64 RM; <sup>156</sup> 8.3.64 MN – Barcs Sándor.

»Ich liebe Frankreich«: <sup>1</sup> 28.1.62 Nva – Róbert László; <sup>2</sup> 10.4.68 RM – HG; <sup>3</sup> 2.9.60 ÉI – Bol-dizsár István; <sup>4</sup> 26.1.64 MN – RuP; <sup>5</sup> 1739.11.61 NV – Gyergyai Albert; <sup>6</sup> 16.1.66 Nsz – RP; <sup>7</sup> 11.10.60 MN – Parragi György; <sup>8</sup> 11.9.65 MN – VT; <sup>9</sup> 19.12.67 RM – Varga Tibor; <sup>10</sup> 17.3.65 MN – VT; <sup>11</sup> 16.8.67 EH – (i); <sup>12</sup> 17.3.65 MN – VT; <sup>13</sup> 27.3.62 Nsz.

Italien, das Land der Gegensätze: <sup>1</sup> 10.11.65 Nsz – BJ; <sup>2</sup> 22.4.59 Nva – Róbert László; <sup>3</sup> 4.6.61 Nsz – HoJ; <sup>4</sup> 21.9.60 ÉI – Faragó István; <sup>5</sup> – OV; <sup>6</sup> 14.11.65 Nsz – BJ; <sup>8</sup> 18.11.64 OV; <sup>9</sup> 8.2.64 Nsz – BJ; <sup>10</sup> 19.5.65 Nsz – BJ; <sup>11</sup> 20.11.65 Nsz – BJ; <sup>12</sup> 23.3.63 Nsz – LV; <sup>13</sup> 20.7.63 EH; <sup>14</sup> 16.4.65 RM – Pozsgai József; <sup>15</sup> 29.5.63 Nva – Mátrai Ferenc; <sup>16</sup> 13.11.64 Nsz – LV; <sup>17</sup> 13.11.65 Nsz – BJ; <sup>18</sup> 14.6.61 Nsz – HJ; <sup>19</sup> 29.5.63 EH; <sup>20</sup> 5.1.60 ÉI – (B.Gy); <sup>21</sup> 9.12.64 EH; <sup>22</sup> 435.3.61 NV – Carlo Levi; <sup>23</sup> 6.6.61 Nsz – HoJ; <sup>24</sup> 433.3.61 NV – Carlo Levi; <sup>25</sup> 24.4.62 OV; <sup>26</sup> 3.3.60 Nsz – Kalmár György; <sup>27</sup> 11.11.60 ÉI – Halasi Mária; <sup>28</sup> 7.10.64 Nsz – BJ; <sup>29</sup> 10.5.63 EH – Gino Palotta; <sup>30</sup> 3.4.63 Nsz – (C.P.); <sup>31</sup> 27.3.63 OV – Gál Zoltán.

England – »Insel der Hypokriten«: <sup>1</sup> 23.11.61 Nsz – RP; <sup>2</sup> 23.4.64 MN – MK; <sup>3</sup> 23.4.64 MN – MK; <sup>4</sup> 21.2.67 EH; <sup>5</sup> 6.7.61 Nva – RA; <sup>6</sup> 21.1.65 EH – (B.H.); <sup>7</sup> 23.3.63 ÉI – HG; <sup>8</sup> 30.4.65 Nsz – Patkó Imre; <sup>9</sup> 11.11.62 MN – PE; <sup>10</sup> 23.12.60 ÉI – Kardos Tibor; <sup>11</sup> 11.11.62 MN – PE; <sup>12</sup> 11.11.62 MN – PE; <sup>13</sup> 29.11.62 Nsz – Bebrits Anna; <sup>14</sup> 17.4.63 OV – HG; <sup>15</sup> 17.4.63 OV – HG; <sup>16</sup> 10.5.61 MN – UT; <sup>17</sup> 1387.9.64 NV – Kéri László; <sup>18</sup> 27.10.59 Nsz – Schweizer Illu-strierte; <sup>19</sup> 28.1.64 EH; <sup>20</sup> 12.9.62 Nsz – Szabó L. István; <sup>21</sup> 6.7.61 Nva; <sup>22</sup> 5.1.64 MN; <sup>23</sup> 17.7.63 Nva – GM; <sup>24</sup> 9.1.65 Nsz – Patkó Imre; <sup>25</sup> 12.5.60 Nsz – (Gy.I.); <sup>26</sup> 29.5.63 MN – PT; <sup>27</sup> 12.12.64 Nsz – Hajdu/Nemes; <sup>28</sup> 20.9.62 EH – (bt); <sup>29</sup> 5.1.64 MN – MK; <sup>30</sup> 11.11.62 MN – PE; <sup>31</sup> 7.5.63 EH – HE; <sup>32</sup> 12.12.64 Nsz – Hajdu/Nemes; <sup>33</sup> 14.5.63 Nsz – Kalmár Géza; <sup>34</sup> 18.4.61 MN – Forgács Marcel; <sup>35</sup> 12.12.64 Nsz – Hajdu/Nemes; <sup>36</sup> 4.21.61 MN – Karinthy Ferenc.

Das reiche Schweden und die reiche Schweiz: <sup>1</sup> 17.11.63 MN – Dutka Mária; <sup>2</sup> 15.7.64 MN – PT; <sup>3</sup> 3.7.62 Nva – KL; <sup>4</sup> 16.7.64 Nva – GP; <sup>5</sup> 5.1.60 Nsz – Weltwoche; <sup>6</sup> 12.5.62 Nsz – Mó-ricz Virág; <sup>7</sup> 2.3.62 Nsz – TE; <sup>8</sup> 11.8.59 Nva – Sólyom; <sup>9</sup> 6.7.65 Nsz Tóth Bertalan; <sup>10</sup> 3.7.62 Nsz – KL.



Das »provinzielle« Österreich: <sup>1</sup> 13.4.62 ÉI – Boldog Balázs; <sup>2</sup> 4.6.60 Nsz – Kalmár György;  
<sup>3</sup> 23.12.64 MN – PT; <sup>4</sup> 6.1.65 Nsz – RP; <sup>5</sup> 13.12.64 MN – PT; <sup>6</sup> 15.5.65 RM – Fekete Sándor;  
<sup>7</sup> 23.12.64 MN – PT; <sup>8</sup> 14.10.64 MN – Tamás István; <sup>9</sup> 16.12.64 EH; <sup>10</sup> 17.12.64 Nsz – RP;  
<sup>11</sup> 29.4.66 MN – Heltai András.

## Das Deutschlandbild der Ungarn im Wandel der Zeiten

<sup>1</sup> 6.5.65 MN – HJ; <sup>2</sup> 25.11.59 Nsz – ML; <sup>3</sup> 12.12.64 EH – TI; <sup>4</sup> Prohászka Lajos: A vándor és a bujdosó. Budapest 1941 S. 117; <sup>5</sup> Ebenda S. 111; <sup>6</sup> Ebenda S. 82; <sup>7</sup> Ebenda S. 87; <sup>8</sup> Ebenda S. 89; <sup>9</sup> Ebenda S. 85; <sup>10</sup> Ebenda S. 92; <sup>11</sup> Ebenda S. 85; <sup>12</sup> Ebenda S. 106; <sup>13</sup> Ebenda S. 13;  
<sup>14</sup> 16.1.66 MN – PT; <sup>15</sup> 7.8.60 Nsz – NJ; <sup>16</sup> 18.5.70 RM.

## Die Deutschen

»Die Deutschen« – ein leidiges Vorurteil: <sup>1</sup> 7.10.62 MN – MK; <sup>2</sup> 12.9.61 Nsz – ML; <sup>3</sup> 25.12.59 Nsz – ML; <sup>4</sup> 8.5.66 Nsz – SzJ; <sup>5</sup> 4.4.66 Nsz – ML.

Die falsche These vom »Nationalcharakter«: <sup>1</sup> 9.1.62 MN – HK; <sup>2</sup> 12.9.61 Nsz – ML; <sup>3</sup> 1234.8.64 NV – Németh Béla; <sup>4</sup> 27.2.61 ÉI – Tolnai Gábor; <sup>5</sup> 13.1.61 ÉI – Goda Gábor; <sup>6</sup> 24.2.61 ÉI – Tolnai Gábor.

»Gute« und »böse« Deutsche: <sup>1</sup> 9.1.62 MN – HK; <sup>2</sup> 7.7.68 MN – Veres Péter; <sup>3</sup> – Nsz –; <sup>4</sup> 20.2.64 MN – Kovács János; <sup>5</sup> 12.9.61 Nsz – ML; <sup>6</sup> 24.1.61 ÉI – Tolnai Gábor; <sup>7</sup> 25.12.59 Nsz – ML; <sup>8</sup> 12.9.61 Nsz – ML; <sup>9</sup> 21.10.61 ÉI – Katkó István; <sup>10</sup> 24.2.61 ÉI – Tolnai Gábor; <sup>11</sup> 25.12.59 Nsz – ML; <sup>12</sup> 21.10.61 ÉI – Katkó István; <sup>13</sup> 14.10.65 Nsz – FI; <sup>14</sup> 7.10.62 MN – MK; <sup>15</sup> 29.5.65 Nsz – KL; <sup>16</sup> 7.10.62 MN – MK; <sup>17</sup> 15.4.67 MN – PF; <sup>18</sup> 21.4.66 Nsz – TE; <sup>19</sup> 30.6.68 Katolikus Szó; <sup>20</sup> 9.1.62 MN – HK; <sup>21</sup> 14.5.65 Nsz – Tokody Gyula; <sup>22</sup> 25.12.59 Nsz – ML; <sup>23</sup> 4.9.65 Nsz – TE; <sup>24</sup> 8.5.66 Nsz – SzJ.

»Gute« und »böse« Westdeutsche: <sup>1</sup> 3.11.66 EH – TI; <sup>2</sup> 20.4.66 Nsz – PP; <sup>3</sup> 20.4.66 Nsz – PP; <sup>4</sup> 5.7.68 RM – Karcagi Sándor; <sup>5</sup> 8.9.62 ÉI – Hajduska István; <sup>6</sup> 10.8.60 Nsz – NJ; <sup>7</sup> 26.5.61 Nva – RA; <sup>8</sup> 8.5.66 Nsz – SzJ; <sup>9</sup> 19.11.67 MN – MBB.

Die tüchtigen Deutschen: <sup>1</sup> 3.10.62 EH – László Miklós; <sup>2</sup> 14.11.61 EH – TI; <sup>3</sup> 14.5.65 EH – (bt); <sup>4</sup> 20.1.66 EH – (bt); <sup>5</sup> 28.6.59 Nsz – RP; <sup>6</sup> 28.9.68 EH – RE; <sup>7</sup> 22.9.65 RM – ViG; <sup>8</sup> 19.4.59 Nva – Ádám László; <sup>9</sup> –.8.65 EH; <sup>10</sup> 30.11.65 Nsz – Lukácsy András; <sup>11</sup> 31.1.62 MN; <sup>12</sup> 17.12.67 RM – KS; <sup>13</sup> 26.5.61 Nva – RA; <sup>14</sup> 26.5.61 Nva – RA; <sup>15</sup> 9.8.62 ÉI – Hajduska István.

»Ein Herdenvolk«: <sup>1</sup> 16.3.65 Nsz – Benedek Marcel; <sup>2</sup> 12.1.62 ÉI – Mágori Erzsébet.

»Das Herrenvolk«: <sup>1</sup> 7.7.68 MN – Veres Péter; <sup>2</sup> 11.3.60 Nsz – RMA.

Der verbannte »Mensch« und ein politischer Popanz: <sup>1</sup> 1234.8.64 NV – Németh G. Néla; <sup>2</sup> 9.1.62 MN – HK; <sup>3</sup> –. EH – SP.

## Westdeutsches Bilderbuch

Über alles?: <sup>1</sup> 19.8.61 ÉI – FV.

»Klein-Amerika« in Frankfurt: <sup>1</sup> 10.8.60 Nsz – NJ.

St. Pauli – »das Babel der Sünde«: <sup>1</sup> 9.9.64 OV – Lukács Tibor.



Düsseldorf – die Stadt der Persil-Werke: <sup>1</sup> 12.1.65 Nsz – HJ.

»Die Schmiere« – ein Frankfurter Kabarett: <sup>1</sup> 29.3.65 RM – DL.

»Realisten« und »Militaristen«: <sup>1</sup> 12.10.68 ÉI – FÁ; <sup>2</sup> 19.2.68 EH – LLE; <sup>3</sup> 20.2.68 EH – LLE; <sup>4</sup> 24.6.59 Nsz – RP; <sup>5</sup> 7.2.67 Nsz – RP; <sup>6</sup> 3.2.67 Nsz – RP; <sup>7</sup> 4.2.67 Nsz – RP; <sup>8</sup> 5.2.67 Nsz – RP.

## Die konjunkturfrohe Gegenwart

Das Wirtschaftswunder und seine Richter: <sup>1</sup> 2.12.64 MN – VI; <sup>2</sup> 12.8.65 MN – ZL; <sup>3</sup> 8.8.66 EH – Stanley Levison; <sup>4</sup> 2.11.63 Nvz – Vozári Dezső; <sup>5</sup> 4.6.64 EH – DoJ; <sup>6</sup> 27.8.61 MN – VT; <sup>7</sup> 20.12.63 MN; <sup>8</sup> 4.7.66 RM – AM; <sup>9</sup> 14.7.9.65 NV – Asztalos Miklós; <sup>10</sup> 19.8.61 ÉI – FV; <sup>11</sup> 31.1.61 RM – Gombó Pál.

»Biedermeier der Raubtiere«: <sup>1</sup> 28.6.59 Nsz – RP; <sup>2</sup> 8.9.62 ÉI – Hajduska István; <sup>3</sup> 10.8.61 NV – WG.

Egoismus des deutschen Kleinbürgers: <sup>1</sup> 27.8.61 MN –; <sup>2</sup> 10.8.60 Nsz – NJ; <sup>3</sup> 10.8.61 NV – WG; <sup>4</sup> 16.5.61 Nsz – Vorwärts; <sup>5</sup> 10.8.60 Nsz – NJ; <sup>6</sup> 27.8.61 MN – VT; <sup>7</sup> 27.8.61 MN – VT; <sup>8</sup> 6.7.62 MN – VI; <sup>9</sup> 29.9.68 SzF – Szentkirályi János.

Öder Amerikanismus: <sup>1</sup> 20.12.64 MN – PF; <sup>2</sup> 10.9.67 NV – SM; <sup>3</sup> 8.9.62 ÉI – Hajduska István; <sup>4</sup> 26.5.61 Nva – RA; <sup>5</sup> 23.8.63 MN – Kocsis Tamás; <sup>6</sup> 12.2.64 EH – RE; <sup>7</sup> 10.8.68 Nsz – NJ; <sup>8</sup> 28.2.68 MN – PF; <sup>9</sup> 10.8.68 Nsz – NJ; <sup>10</sup> 13.10.59 Nsz – Süddeutsche Zeitung; <sup>11</sup> 21.10.64 OV – Klizskó Márk; <sup>12</sup> 3.3.60 EH; <sup>13</sup> 21.10.60 OV – Klizskó Márk; <sup>14</sup> 8.9.64 ÉI – Hajduska István.

»Nitribitts Sumpfwelt«: <sup>1</sup> 29.8.65 RM – Antal Gábor; <sup>2</sup> 3.7.60 Nsz – Regős István; <sup>3</sup> 19.4.59 Nva – Ádám László; <sup>4</sup> 30.12.64 OV; <sup>5</sup> 26.1.64 MN – RuP; <sup>6</sup> 14.7.59 EH (ti).

Vera Brühne und andere: <sup>1</sup> 27.2.62 Nsz – Karl Eduard v. Schnitzler.

Ein neuer Sündenbock :Die Bayern: <sup>1</sup> 5.1.68 Nsz – V. Berezkov; <sup>2</sup> 11.3.60 Nsz; <sup>3</sup> 19.8.61 ÉI – FV; <sup>4</sup> 26.1.64 MN – VI; <sup>5</sup> 5.7.62 MN – VI; <sup>6</sup> 6.8.68 EH – (bt); <sup>7</sup> 7.12.67 EH – BT; <sup>8</sup> 26.66 M – Heltai András; <sup>9</sup> 7.12.67 EH – BT; <sup>10</sup> 10.9.68 EH – BT; <sup>11</sup> 10.11.67 MN (PF); <sup>12</sup> 6.7.62 MN – VI; <sup>13</sup> 11.6.66 Nsz – Heltai András; <sup>14</sup> 26.66 M – Heltai András; <sup>15</sup> 23.12.64 RM – ViG.

Langeweile als Lebensform: <sup>1</sup> 26.9.2.68 NV – Ember Mária; <sup>2</sup> 4.1.68 MN (Z.L.); <sup>3</sup> 26.9.2.68 NV – Ember Mária; <sup>4</sup> 14.22.8.67 NV – Rayda Frigyes; <sup>5</sup> 14.23.8.67 NV – Rayda Frigyes.

Aufruhr gegen die Konsumgesellschaft: <sup>1</sup> 19.11.67 MN – VI; <sup>2</sup> 6.1968 K – AM; <sup>3</sup> 3.11.68 MN – Nonn György; <sup>4</sup> 10.3.68 MN – VI; <sup>5</sup> 14.4.68 Nsz – RP; <sup>6</sup> 2.5.68 RM – SG; <sup>7</sup> 14.4.68 Nsz – RP.

## Westdeutsche Kultur

»Volk der Dichter und Denker«: <sup>1</sup> 7.10.65 CsMH – Rácz Lajos; <sup>2</sup> 1876.12.66 NV – ML; <sup>3</sup> 22.10.61 MN – Parragi György; <sup>4</sup> 4.4.66 MN – VI; <sup>5</sup> 28.6.59 Nsz – RP; <sup>6</sup> 10.1.67 Nva –.

»Automatisierte Bachwochen«: <sup>1</sup> 955.6.64 NV – Bob Leason; <sup>2</sup> 3.10.64 MN – Görgey Csaba; <sup>3</sup> 2.12.64 MN – VI; <sup>4</sup> – MN – VI; <sup>5</sup> 18.8.61 ÉI – FV; <sup>6</sup> 4.9.63 MN – VI; <sup>7</sup> 9.26.6.67 NV – MA; <sup>8</sup> 4.11.67 ÉI – SM; <sup>9</sup> 15.1.1.66 NV – Bruno Frei; <sup>10</sup> 4.4.66 MN – VI; <sup>11</sup> 10.11.63 MN; <sup>12</sup> 1743.4.64 NV – IL.

Krise der Wissenschaft: <sup>1</sup> 11.1.62 Nsz – György István; <sup>2</sup> 4.4.66 MN – VI; <sup>3</sup> 19.10.60 Nsz – NJ; <sup>4</sup> 22.3.62 EH; <sup>5</sup> 17.5.62 EH – S; <sup>6</sup> 13.9.60 EH; <sup>7</sup> 24.1.63 Nsz – Röviden; <sup>8</sup> 8.2.61 Nsz – Röviden; <sup>9</sup> 21.2.68 MN (-mos); <sup>10</sup> 4.4.66 MN – VI; <sup>11</sup> 10.2.60 RM –; <sup>12</sup> 27.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>13</sup> 20.2.68 EH – LLE; <sup>14</sup> 7.3.61 MI –; <sup>15</sup> 18.3.64 OV; <sup>16</sup> 26.4.60 Nsz – Vorwärts; <sup>17</sup> 10.3.68 MN – VI; <sup>18</sup> 4.4.66 MN – VI; <sup>19</sup> –; <sup>20</sup> 4.4.66 MN – VI.



*Deutschland – deine Filme:* <sup>1</sup> –. – Nsz –; <sup>2</sup> 19.9.64 EH – BT; <sup>3</sup> 8.8.64 NSZ – (M.G.P.).  
*Antiintellektualismus:* <sup>1</sup> 26.1.64 MN – RuP; <sup>2</sup> 5.9.65 MN – VI; <sup>3</sup> 10.1.64 MN – VI; <sup>4</sup> 926.6.67 NV – MA; <sup>5</sup> 28.6.68 EH – DT; <sup>6</sup> 10.3.68 MN; <sup>7</sup> 21.2.60 EH (Zs.i.); <sup>8</sup> 11.11.65 MN – KI; <sup>9</sup> 10.1.64 MN – VI; <sup>10</sup> 15.2.66 EH –; <sup>11</sup> 4.11.67 ÉI – SM; <sup>12</sup> 15.9.65 MN – PT; <sup>13</sup> 28.6.59 Nsz – RP; <sup>14</sup> 781.2.6 NV – IL; <sup>15</sup> 11.11.65 MN – KI; <sup>16</sup> 21.10.61 ÉI (K.Gy.); <sup>17</sup> 3.8.68 Nsz – HZ.  
*Die Schundliteratur:* <sup>1</sup> 450.3.67 NV – Láng József; <sup>2</sup> 920.6.67 NV – MA; <sup>3</sup> 3.11.68 MN – Nonn György; <sup>4</sup> 10.5.61 Nva – Barabás Péter; <sup>5</sup> 783.5.68 NV – MA; <sup>6</sup> 3.11.68 MN – Nonn György; <sup>7</sup> 1753.11.66 NV – Arno Hochmuth; <sup>8</sup> 3.11.68 MN – Nonn György.  
*Gesellschaftskritische Literatur:* <sup>1</sup> 1423.9.67 NV – Szabolcsi Gábor; <sup>2</sup> 28.3.62 MN – UT; <sup>3</sup> 2.7.68 MN – DJ; <sup>4</sup> 1081.7.61 NV – WG; <sup>5</sup> 11.11.65 MN – KI; <sup>6</sup> 22.10.65 Nva – Bokor László; <sup>7</sup> 1743.11.64 NV – IL; <sup>8</sup> 460.1.68 NV – SM; <sup>9</sup> 445.3.67 NV – Rigó László; <sup>10</sup> 463.3.67 NV – AM; <sup>11</sup> 1062.7.68 NV – Németh G. Béla; <sup>12</sup> 26.2.66 EH – (Zs.i.); <sup>13</sup> 449.3.67 NV – Láng József; <sup>14</sup> 23.12.61 ÉI – RZ; <sup>15</sup> 28.3.62 MN – UT; <sup>16</sup> 447.3.67 NV – Rigó László.  
*Emigration und Resignation der Schriftsteller:* <sup>1</sup> 4.11.67 ÉI – SM; <sup>2</sup> 12.2.61 MN – Parragi György; <sup>3</sup> 781.2.65 NV – IL; <sup>4</sup> 31.10.64 MN – György Gábor; <sup>5</sup> 26.11.65 MN – Flórián László; <sup>6</sup> 463.3.67 NV – AM; <sup>7</sup> 17.7.68 Nsz – (E.R.); <sup>8</sup> 2.7.68 MH – DJ; <sup>9</sup> 1417.9.65 NV – Asztalos József; <sup>10</sup> 22.10.61 MN – Parragi György; <sup>11</sup> 13.12.62 ÉI – RZ; <sup>12</sup> 1418.9.65 NV – Asztalos József; <sup>13</sup> 1098.7.67 NV – SM; <sup>14</sup> 926.6.67 NV – MA; <sup>15</sup> 22.10.67 MN – Sós Endre; <sup>16</sup> 25.10.60 Nsz – ML.  
*Die literarische Szene:* <sup>1</sup> 12.10.68 ÉI – FÁ.  
*Es gibt keine bürgerliche Lösung:* <sup>1</sup> 414.3.61 NV – Halász Előd.  
*Von Weimar bis Buchenwald:* <sup>1</sup> Georg Lukács: Von Nietzsche zu Hitler. 1966 – S. 26; <sup>2</sup> 22.5.63 Nsz – Zoltai Dénes; <sup>3</sup> 24.10.65 MN – (flórián); <sup>4</sup> 1.10.66 Nsz – Lózszy János; <sup>5</sup> 22.5.63 Nsz – Zoltai Dénes; <sup>6</sup> 148.1.66 NV – Bónis Ferenc; <sup>7</sup> 22.2.63 Nsz – Zoltai Dénes; <sup>8</sup> 10.4.66 Nsz – TÉ; <sup>9</sup> 17.11.65 MN – Katona Jenő.

## Westdeutsche Demokratie

*Die Scheindemokratie:* <sup>1</sup> 6.5.65 Nsz – HJ; <sup>2</sup> 17.10.65 MN – PF; <sup>3</sup> 24.11.61 EH – TI; <sup>4</sup> 2.5.68 RM – SG; <sup>5</sup> 12.5.67 MN – PF; <sup>6</sup> 2.5.68 RM – SG; <sup>7</sup> 3.5.68 RM – Szülőföldünk; <sup>8</sup> 14.4.68 Nsz – RP; <sup>9</sup> 26.3.65 Nsz – DJ; <sup>10</sup> 29.4.64 OV; <sup>11</sup> 12.7.59 Nsz – RMA; <sup>12</sup> 1417.9.65 NV – Asztalos József; <sup>13</sup> 27.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>14</sup> 2.5.68 RM – SG; <sup>15</sup> 11.6.66 Nsz – HJ; <sup>16</sup> 27.10.65 Nsz – HJ; <sup>17</sup> 1423.9.67 NV – SzG; <sup>18</sup> 7.8.66 MN – PF; <sup>19</sup> 9.10.67 EH – RE; <sup>20</sup> 5.9.65 MN – VI; <sup>21</sup> 7.8.66 MN – PF; <sup>22</sup> 11.6.66 Nsz – HJ; <sup>23</sup> 16.6.66 Nsz – HJ.  
*Politische Stümper:* <sup>1</sup> 27.10.65 Nsz – HJ; <sup>2</sup> 7.6.66 EH – RE; <sup>3</sup> 9.1.65 MN – PF; <sup>4</sup> 20.9.66 Nsz – HJ; <sup>5</sup> 5.9.65 MN – VI; <sup>6</sup> 10.7.68 RM – Kertész Magda; <sup>7</sup> 18.11.67 ÉI – SM; <sup>8</sup> 4.10.66 Nsz – TE; <sup>9</sup> 4.11.66 Nsz – TI; <sup>10</sup> 5.9.65 MN – VI; <sup>11</sup> Georg Lukács: »Von Nietzsche zu Hitler«. Fischer Bücherei – S 16; <sup>12</sup> Lukács, a.a.O. S 14; <sup>13</sup> 1081.7.61 NV – WG; <sup>14</sup> 8.9.62 ÉI – Hajduska István.  
*Der Untertan:* <sup>1</sup> 16.12.65 MN – »A hid«; <sup>2</sup> 20.7.65 MN – »Az alattvaló«; <sup>3</sup> 12.8.65 Nsz – LV; <sup>4</sup> 1389.9.65 NV – Vajda György Mihály; <sup>5</sup> 1081.7.61 NV – WG; <sup>6</sup> 14.11.61 EH – TI; <sup>7</sup> –. – MN – VI; <sup>8</sup> 21.9.65 Nsz – HJ; <sup>9</sup> 3.11.65 EH – BT; <sup>10</sup> 2.10.65 Nsz – HJ; <sup>11</sup> 13.8.60 Nsz – NJ; <sup>12</sup> 13.8.60 Nsz – NJ.  
*Die Maske fällt:* <sup>1</sup> 23.1.63 OV – »A Spiegel ügy«; <sup>2</sup> 2.11.62 Nsz – KL; <sup>3</sup> 10.11.62 ÉI – GM; <sup>4</sup> 8.11.62 MN – VI; <sup>5</sup> 10.11.62 ÉI – GM; <sup>6</sup> 23.1.68 MN – VI; <sup>7</sup> 10.1.64 MN – VI; <sup>8</sup> 6.9.59 Nsz – ML; <sup>9</sup> 14.9.65 Nsz; <sup>10</sup> 15.8.61 Nva – Mátray Ferenc; <sup>11</sup> 17.6.67 Nsz; <sup>12</sup> 5.11.65 EH – BT; <sup>13</sup> 19.9.65 MN – VI; <sup>14</sup> 10.1.64 MN – VI; <sup>15</sup> 19.1.67 MN – TiI; <sup>16</sup> 3.3.68 MN – VI; <sup>17</sup> 8.3.62 EH; <sup>18</sup> 6.6.66 RM – ViG; <sup>19</sup> 30.5.68 MN – VI; <sup>20</sup> 31.5.68 RM; <sup>21</sup> 14.10.68 RM – ViG; <sup>22</sup> 28.3.64 MN – ZT; <sup>23</sup> 19.10.64 RM – ViG; <sup>24</sup> 27.2.68 Nsz – TB; <sup>25</sup> –. –; <sup>26</sup> 1.12.68 MH – TI; <sup>27</sup> 1.12.68 MH – TI; <sup>28</sup> 5.10.68 Nsz – Böcz Sándor.  
*»Die Herren Bonns«:* <sup>1</sup> 13.8.60 Nsz – NJ; <sup>2</sup> 23.9.65 MN – VI; <sup>3</sup> 24.12.67 Nsz – ND; <sup>4</sup> 13.12.67 Nsz – TB; <sup>5</sup> 12.11.66 RM; <sup>6</sup> 13.12.67 Nsz – TB; <sup>7</sup> 27.12.67 Nsz – ND; <sup>8</sup> 12.11.66 RM;



<sup>9</sup> 3.6.68 MH – Sebastian Haffner; <sup>10</sup> 21.4.68 MN – VI; <sup>11</sup> 26.3.65 Nsz – DJ; <sup>12</sup> 5.1.60 MN – HK; <sup>13</sup> 9.10.66 MN – VI; <sup>14</sup> 14.4.68 Nsz – RP; <sup>15</sup> 4.11.67 ÉI – SM.  
*Die Opposition:* <sup>1</sup> 14.11.65 Nsz – (TE); <sup>2</sup> 1.7.59 Nsz – RP; <sup>3</sup> 29.4.68 RM – ViG; <sup>4</sup> 12.12.62 MN – ZT; <sup>5</sup> 14.12.64 EH – TI; <sup>6</sup> 21.3.68 MN – VI; <sup>7</sup> 9.2.62 Nsz – RMA; <sup>8</sup> 9.2.62 Nsz – RMA; <sup>9</sup> 19.9.65 MN – VI; <sup>10</sup> 19.9.65 MN – VI; <sup>11</sup> 29.12.66 MN – KI; <sup>12</sup> 8.5.68 Nva – Thurzó Gábor; <sup>13</sup> 47.67 M – PD; <sup>14</sup> 3.10.67 MN – VI; <sup>15</sup> 30.11.67 Nva – GP; <sup>16</sup> 18.2.68 MN – PF; <sup>17</sup> 1.7.59 Nsz – RP; <sup>18</sup> 19.2.68 EH – LLE; <sup>19</sup> 4.11.67 ÉI – SM; <sup>20</sup> 8.11.68 MH – BT.  
*Die Außerparlamentarische Opposition:* <sup>1</sup> 22.3.67 MN – (P.F.); <sup>2</sup> 16.6.67 MN – PF; <sup>3</sup> 9.6.68 MH – Sebastian Haffner; <sup>4</sup> 28.2.68 MN – PF; <sup>5</sup> 16.6.67 MN – PF; <sup>6</sup> 28.2.68 MN – PF; <sup>7</sup> 26.6.68 K – AM; <sup>8</sup> 10.6.68 MH – (V.G.); <sup>9</sup> 26.6.68 K – AM; <sup>10</sup> 2.7.68 MH – DJ.  
*Die Wahlen – eine Zirkusshow:* <sup>1</sup> 19.9.65 MN – VI; <sup>2</sup> 14.11.65 Nsz – (T.E.); <sup>3</sup> 28.6.61 Nsz; <sup>4</sup> 5.9.65 MN – VI; <sup>5</sup> 18.9.65 Nsz – HJ; <sup>6</sup> 17.9.68 Nsz – NJ; <sup>7</sup> 15.8.61 Nva – Mátray Ferenc; <sup>8</sup> 17.9.61 Nsz – NJ; <sup>9</sup> 28.6.61 Nsz –; <sup>10</sup> 19.9.65 MN – VI; <sup>11</sup> 16.9.65 Nsz – HJ; <sup>12</sup> 14.9.65 Nsz – HJ; <sup>13</sup> 16.9.65 Nsz – HJ; <sup>14</sup> 15.8.61 Nva – Mátray Ferenc; <sup>15</sup> 19.7.61 Nsz – TB; <sup>16</sup> 20.9.65 Nva – Mátray Ferenc; <sup>17</sup> 6.11.65 RM.  
*Die geweihte Halle der Demokratie:* <sup>1</sup> 11.8.60 Nsz – NJ.  
*»Presse in Fesseln«:* <sup>1</sup> 26.11.67 MN – VI; <sup>2</sup> 28.6.68 EH – DT; <sup>3</sup> 30.1.65 Nsz – (V.I.); <sup>4</sup> 28.1.62 Nva – GP; <sup>5</sup> 30.1.65 Nsz – (V.I.); <sup>6</sup> 8.6.68 EH – DT; <sup>7</sup> 22.12.66 EH – BT; <sup>8</sup> 28.2.68 MN – PF; <sup>11</sup> 21.7.68 MN – KI.  
*Wann ist der Teufel am schlauesten?:* <sup>1</sup> 27.5.67 MN – PF; <sup>2</sup> 11.11.65 MN – KI; <sup>3</sup> 6.9.59 Nsz – ML; <sup>4</sup> 12.6.59 ÉI – KI.

## Das Wirtschaftswunder

*»Dollarinjektion« und Wirtschaftswunder:* <sup>1</sup> 27.7.59 Nsz – RP; <sup>2</sup> 27.10.65 MN – VI; <sup>3</sup> 29.9.65 RM – ViG; <sup>4</sup> 29.1.67 SzF – Szentkirályi János; <sup>5</sup> 26.1.60 RM – DL; <sup>6</sup> 29.7.59 Nva – Bányász Rezső; <sup>7</sup> 10.5.62 MN – HK; <sup>8</sup> 10.5.62 MN – VI.  
*Das »Wunder« auf der schiefen Bahn:* <sup>1</sup> 15.11.60 Nsz – Gyul; <sup>2</sup> 17.2.61 MN – HK; <sup>3</sup> 29.7.59 Nva – Bányász Rezső; <sup>4</sup> 16.7.61 Nsz – Tóth Benedek; <sup>5</sup> 29.7.59 Nva – Bányász Rezső; <sup>6</sup> 30.7.62 EH; <sup>7</sup> 17.11.65 RM – ViG; <sup>8</sup> 17.2.61 MN – HK; <sup>9</sup> 10.5.63 MN – VI; <sup>10</sup> 7.6.67 Nva – SE; <sup>11</sup> 26.4.68 MI – Nagy Gyula; <sup>12</sup> 12.4.62 MN – ZT; <sup>13</sup> 27.10.65 MN – VI; <sup>14</sup> 8.3.67 F – (ie); <sup>15</sup> 31.8.66 Nsz – TÉ.  
*Die Strukturkrisen:* <sup>1</sup> 19.5.66 MN – VT; <sup>2</sup> 27.8.66 Nsz – Tóth Benedek; <sup>3</sup> 28.8.66 Nsz – Tóth Benedek; <sup>4</sup> 25.5.60 Nsz – Vajda Péter; <sup>5</sup> 7.2.61 MN – HK; <sup>6</sup> 24.5.59 Nsz – Szilvássy György; <sup>7</sup> 17.2.63 Nsz – HJ; <sup>8</sup> 17.12.63 Nsz – Hajadu/Nemes; <sup>9</sup> –,– Nva – »Fekete Hegyek«; <sup>10</sup> 20.12.64 MN – PF; <sup>11</sup> 12.12.64 MN – VI; <sup>12</sup> 29.11.67 F – (ie); <sup>13</sup> –,– Nva »Fekete Hegyek«.  
*»D-Mark, D-Mark über alles«:* <sup>1</sup> 15.11.60 Nsz – Gyul; <sup>2</sup> 30.5.68 RM – VT; <sup>3</sup> 27.1.61 EH; <sup>4</sup> 9.3.61 MN – ZT; <sup>5</sup> 27.11.60 Nva – (A.L.); <sup>6</sup> 9.3.61 MN – ZT; <sup>7</sup> 4.12.68 Nva – Thurzó Tibor; <sup>8</sup> 5.12.68 Nsz – Avar János.  
*Der geblendete Käufer:* <sup>1</sup> 15.9.67 MN – VI; <sup>2</sup> 18.6.65 EH – Kőbányai György; <sup>3</sup> 1.9.68 MH – Baracs Dénes; <sup>4</sup> 9.11.65 EH – BT; <sup>5</sup> 26.1.60 RM – DL.  
*Moderner Menschenhandel:* <sup>1</sup> 7.1.64 Nsz – KL; <sup>2</sup> 8.1.64 Nsz – KL; <sup>3</sup> 13.4.67 RM; <sup>4</sup> 30.3.65 Nsz – BJ; <sup>5</sup> 23.9.60 ÉI – (ti); <sup>6</sup> 9.11.60 Nsz – Unita; <sup>7</sup> 29.11.65 Nsz – HJ; <sup>8</sup> 8.1.64 Nsz – KL; <sup>9</sup> 9.1.64 Nsz – KL.  
*Wie lebt der Deutsche?:* <sup>1</sup> 23.4.59 Nva – Ádám László; <sup>2</sup> 26.1.60 RM – DL; <sup>3</sup> 12.2.67 MN – VI; <sup>4</sup> 22.2.60 Nva – Ádám László; <sup>5</sup> 10.5.63 MN – VI; <sup>6</sup> 26.7.59 Nsz – RP; <sup>7</sup> 29.10.63 Nsz – ML; <sup>8</sup> 10.5.63 Nsz – KL.  
*Soziale Marktwirtschaft und Klassenkampf:* <sup>1</sup> 27.9.63 RM – Kol; <sup>2</sup> 5.3.59 Nsz – Földes István; <sup>3</sup> 11.3.66 MN – HK; <sup>4</sup> 1.2.61 MN – HK; <sup>5</sup> 8.8.65 Nsz – (H.J.); <sup>6</sup> 1.2.61 MN – HK; <sup>7</sup> 5.3.59 Nsz – Földes István; <sup>8</sup> 24.6.59 Nsz – RP; <sup>9</sup> 26.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>10</sup> 27.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>11</sup> 10.5.63 MN – VI.  
*Der westdeutsche Proletarier:* <sup>1</sup> 27.9.63 RM – Kol; <sup>2</sup> 26.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>3</sup> 13.8.60



Nsz – NJ; <sup>4</sup> 20.6.65 MN – KoI; <sup>26.1.60</sup> RM – DL; <sup>5</sup> 10.5.63 MN – VI; <sup>6</sup> 26.1.60 RM – DL; <sup>7</sup> 11.3.67 Nsz – (V.P); <sup>8</sup> 26.6.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>9</sup> 18.4.61 Nsz – Avanti; <sup>10</sup> 3.6.67 Nva – Vajda Gábor; <sup>11</sup> 4.11.67 ÉI – SM.

*Monopole und Gewerkschaften:* <sup>1</sup> 20.6.65 MN – KoI; <sup>2</sup> 26.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>3</sup> 10.5.63 MN – VI; <sup>4</sup> 5.10.62 EH – László Miklós; <sup>5</sup> 21.2.60 Nva – Ádám László; <sup>6</sup> 26.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>7</sup> 27.9.63 RM – KoI; <sup>8</sup> 26.7.65 Nsz – Rolf Hochhuth; <sup>9</sup> 28.6.61 Nva – Pincési Pál; <sup>10</sup> 9.6.68 MH; <sup>11</sup> 18.4.61 Nsz; <sup>12</sup> 9.10.66 MN – VI; <sup>13</sup> 11.6.61 Nsz – Heltai András; <sup>14</sup> 19.2.68 EH – LLE; <sup>15</sup> 14.11.65 Nsz – (T.E.); <sup>16</sup> 27.9.63 RM – KoI; <sup>17</sup> 24.12.65 MN – Pincési Pál; <sup>18</sup> 25.5.59 Nva – Walter Klabund; <sup>19</sup> 27.7.65 Nsz; <sup>20</sup> 2.12.64 MN.

## Die Faschisten

*Was ist Faschismus?:* <sup>1</sup> 28.7.64 MN – PT; <sup>2</sup> 12.9.61 MN; <sup>3</sup> 13.8.66 MN – (a.t.); <sup>4</sup> 14.12.60 MN – KJ; <sup>5</sup> 11.8.61 Nsz – Rudnyánszki István; <sup>6</sup> 2.11.66 Nsz – Máté György; <sup>7</sup> 7.12.68 Nsz – Kajczár Imre; <sup>8</sup> 30.4.61 EH – HE; <sup>9</sup> 23.4.61 EH – HE; <sup>10</sup> 15.2.62 MN; <sup>11</sup> 11.11.64 MN – Hans Habe; <sup>12</sup> 14.8.64 RM; <sup>13</sup> –.; <sup>14</sup> 28.2.68 MN – PF; <sup>15</sup> 1359.6.63 Sz – SzO; <sup>16</sup> 6.5.65 MN – VI; <sup>17</sup> 9.1.60 Nsz – RMA; <sup>18</sup> 9.1.60 Nsz – RMA; <sup>19</sup> 12.9.61 Nsz – ML; <sup>20</sup> 11.12.63 Nsz.

*Bürgerliche Abstammung:* <sup>1</sup> 28.8.59 ÉI – Antal Gábor; <sup>2</sup> 9.3.61 Nsz – Lökös Zoltán; <sup>3</sup> 12.8.66 MN – Sós Endre; <sup>4</sup> 247.1.68 Sz – SzO; <sup>5</sup> 5.8.65 MN – (Z.l.); <sup>6</sup> 9.3.61 Nsz – Lökös Zoltán; <sup>7</sup> 1.7.61 MN – ZL; <sup>8</sup> 19.3.60 EH – Hajdu Ferenc; <sup>9</sup> 14.8.59 Nsz – HZ; <sup>10</sup> 14.10.60 ÉI – Halász Előd; <sup>11</sup> 28.10.60 EH – BL; <sup>12</sup> 19.3.60 EH – Hajdu Ferenc; <sup>13</sup> 21.4.61 ÉI – Lörincz Mária; <sup>14</sup> 14.9.60 Nva – Csató; <sup>15</sup> 23.3.60 EH – Hajdu Ferenc.

*Geschichtliche Wurzeln:* <sup>1</sup> 11.12.63 Nsz; <sup>2</sup> 1357.6.63 Sz – SzO; <sup>3</sup> 15.12.59 Nsz – Vajda Péter; <sup>4</sup> 24.10.65 MN – VI; <sup>5</sup> 20.11.66 MN – VI; <sup>6</sup> 6.5.65 MN – VI; <sup>7</sup> 6.5.65 MN – VI; <sup>8</sup> 154.1.66 MN – Loránd Lajos; <sup>9</sup> 6.5.65 MN – VI; <sup>10</sup> 30.3.68 ÉI – Eörsi István; <sup>11</sup> 247.1.68 Sz – SzO; <sup>12</sup> 24.11.61 EH – TI.

*Geistige Wurzeln:* <sup>1</sup> 618.7.67 NV – Kunszery Gyula.

*Die schreckliche Vergangenheit:* <sup>1</sup> 1358.6.63 Sz – SzO; <sup>2</sup> 21.10.65 Nsz – (H); <sup>3</sup> 19.8.61 ÉI – Faragó Kálmán; <sup>4</sup> 16.9.68 EH – BL; <sup>5</sup> 19.11.67 MN – MBB; <sup>6</sup> 23.12.64 RM – ViG; <sup>7</sup> 28.7.64 MN – PT; <sup>8</sup> 29.9.68 SzF – Szentkirályi János; <sup>9</sup> 10.6.68 MH – (F.A.); <sup>10</sup> 24.8.61 Nsz – Pintér/Szabó; <sup>11</sup> 16.5.68 MH – GM; <sup>12</sup> 5.6.68 NL – (A.G.); <sup>13</sup> 23.4.66 NL – Földes Anna; <sup>14</sup> 24.7.63 Nsz – LV; <sup>15</sup> 13.4.68 EH – BL.

*Sind Nazis Menschen?:* <sup>1</sup> 30.3.68 ÉI – Eörsi István; <sup>2</sup> 12.1.67 MN – (T.I.); <sup>3</sup> 8.5.66 MN – VT; <sup>4</sup> 134.1.66 NV – Loránd Lajos; <sup>5</sup> 24.11.66 MN – PF; <sup>6</sup> 7.4.60 EH – Kis Csaba; <sup>7</sup> 22.1.66 MN – Nádas József; <sup>8</sup> 25.5.61 Nsz – (N.J.); <sup>9</sup> 28.7.68 MN – LJ; <sup>10</sup> 254.1.68 Sz – SzO; <sup>11</sup> 253.1.68 Sz – SzO; <sup>12</sup> 10.5.66 EH – (bt); <sup>13</sup> 22.7.62 Nsz – PF.

*Die Gefahr ist noch nicht gebannt:* <sup>1</sup> 18.6.62 MN – Forgács Marcel; <sup>2</sup> 21.4.61 ÉI – Lörincz Mária; <sup>3</sup> 7.3.68 Nsz – Tamás István; <sup>3a</sup> 24.8.61 Nsz – Pintér/Szabó; <sup>4</sup> 6.5.61 EH; <sup>5</sup> 23.1.64 EH – (bt); <sup>6</sup> 28.10.65 Nsz – TE; <sup>7</sup> 28.7.65 Nsz – TE; <sup>8</sup> 7.9.61 Nsz – Máté Sándor; <sup>9</sup> 24.11.66 MN – PF; <sup>10</sup> 9.11.66 RM; <sup>11</sup> 24.10.65 MN – VI; <sup>12</sup> 25.5.61 Nsz – (NJ); <sup>13</sup> 29.8.66 EH – RE; <sup>14</sup> 28.11.66 EH – BT; <sup>15</sup> 13.2.68 Nsz – Velencei Károly.

*Unverwüstlicher Nazi-Geist:* <sup>1</sup> 27.1.65 EH – BT; <sup>2</sup> 1.6.61 Nva – (garai); <sup>3</sup> 20.2.65 Nsz – Szabó L. István; <sup>4</sup> 27.1.65 EH – BT; <sup>5</sup> 27.3.65 Nsz – Fábán Ferenc; <sup>6</sup> 9.1.66 MN – Til; <sup>7</sup> 29.1.6. Nsz – Tamás István; <sup>8</sup> 15.11.59 Nsz – Süddeutsche Zeitung; <sup>9</sup> 29.1.61 Nsz – Tamás István; <sup>10</sup> 28.7.68 MN – LJ; <sup>11</sup> 6.5.65 MN – VI; <sup>12</sup> 10.3.68 MN – (-mos); <sup>13</sup> 14.4.64 MN; <sup>14</sup> –. EH – (bt); <sup>15</sup> 12.5.65 EH – BT; <sup>16</sup> 6.5.65 Nsz – HJ; <sup>17</sup> 30.9.66 EH – PD; <sup>18</sup> 30.9.66 RM – Graber György; <sup>19</sup> 8.10.66 EH – BT; <sup>20</sup> 13.4.68 Nsz – (VP); <sup>21</sup> 31.12.60 EH; <sup>22</sup> 10.7.66 MN – KL; <sup>23</sup> 12.1.67 MN – (T.I.); <sup>24</sup> 18.10.67 EH – RE; <sup>25</sup> 12.9.65 MN – ZT.

*Institutionalisierte Vergeßlichkeit:* <sup>1</sup> 20.12.64 MN – PF; <sup>2</sup> 153.1.66 NV – Zimány András; <sup>3</sup> 26.10.65 EH; <sup>4</sup> –. MN – VI; <sup>5</sup> 145.1.64 NV – Ember Mária; <sup>6</sup> 10.7.59 EH; <sup>7</sup> 1254.8.64 NV – Hárs László; <sup>8</sup> 27.3.65 Nsz – Fábán Ferenc.

*»Die Verschwörung des Schweigens«:* <sup>1</sup> –.; <sup>2</sup> 7.7.64 Nsz – LJ; <sup>3</sup> 27.3.65 MN – Til; <sup>4</sup> –. MN



– Arthur Miller; <sup>5</sup> 2.10.64 Nsz – Fábíán Ferenc; <sup>6</sup> 9.1.60 Nsz – RMA; <sup>7</sup> 10.8.61 Nsz – PI; <sup>8</sup> 28.11.64 MN – (T.I.); <sup>9</sup> 6.10.65 RM; <sup>10</sup> 9.7.64 MN – TiI; <sup>11</sup> 8.1.67 MN (TI); <sup>12</sup> 14.8.59 Nsz – Pálfi Viktor; <sup>13</sup> 29.12.64 MN – (Dr.TI); <sup>14</sup> 26.2.65 MN – TiI; <sup>15</sup> –; <sup>16</sup> 4.8.67 EH – (barabás); <sup>17</sup> 9.7.64 MN – TI; <sup>18</sup> 6.10.65 RM; <sup>19</sup> 11.2.66 MN – LJ; <sup>20</sup> 17.2.66 MN – LJ; <sup>21</sup> 17.2.68 MN – LJ; <sup>22</sup> 18.5.67 EH – (barabás); <sup>23</sup> 10.11.63 MN; <sup>24</sup> 10.7.66 MN – KL; <sup>25</sup> 29.10.64 MN – ZT; <sup>26</sup> 19.12.64 EH – BT; <sup>27</sup> 29.10.67 MN – ZT; <sup>28</sup> 12.6.68 MN – LJ; <sup>29</sup> 8.10.64 MN – LJ; <sup>30</sup> 12.6.68 MN – LJ; <sup>31</sup> 12.6.68 MN – LJ; <sup>32</sup> 9.5.67 MN – LJ; <sup>33</sup> 14.4.66 MN – Nádas József.

*Die Nationaldemokratische Partei Deutschlands:* <sup>1</sup> 21.2.67 Nsz – TB; <sup>2</sup> 23.11.66 RM – KoI; <sup>3</sup> 24.12.67 Nsz – ND; <sup>4</sup> 4.12.68 MH – TI; <sup>5</sup> 10.7.66 MN – VT; <sup>6</sup> 10.4.68 NL – (torda); <sup>7</sup> 23.11.66 RM – KoI; <sup>8</sup> 2.6.68 MH – GM; <sup>9</sup> 5.5.68 Nsz; <sup>10</sup> 13.11.67 RM – PD; <sup>11</sup> 22.12.66 EH – BT; <sup>12</sup> 21.2.67 Nsz – TB; <sup>13</sup> 20.11.66 RM; <sup>14</sup> 21.2.67 Nsz – TB; <sup>15</sup> 23.11.66 RM – KoI; <sup>16</sup> 20.7.66 MN – VT; <sup>17</sup> 21.2.67 Nsz – TB.

*Die DDR und die Nazis:* <sup>1</sup> 6.10.66 EH – BT; <sup>2</sup> 14.1.66 RM – VI; <sup>3</sup> 3.11.61 Nsz – Erdős László.

## Der Militarismus

*Wer ist Militarist? Was ist Militarismus?:* <sup>1</sup> 16.11.61 EH – TI; <sup>2</sup> 24.12.67 MN – ND; <sup>3</sup> 13.7.60 Nsz – NJ; <sup>4</sup> 19.4.68 Nva – Serfőző László; <sup>5</sup> 11.4.68 Nsz – Bojcsuk József; <sup>6</sup> 24.7.68 RM Gimes György; <sup>7</sup> 19.9.68 Nsz – TASS; <sup>8</sup> 26.8.67 EH – BT; <sup>9</sup> 9.6.65 RM – KoI; <sup>10</sup> 15.11.61 EH – TI; <sup>11</sup> 7.9.68 RM – Kulcsár Péter – 22.7.67 MN – Vajda Péter; <sup>12</sup> 6.11.65 RM – Vértess Éva; <sup>13</sup> 18.7.61 Nva – (mf); <sup>14</sup> 17.10.65 RM – PF; <sup>15</sup> 8.12.66 MN – TiI; <sup>16</sup> 18.2.68 MN – TiI; <sup>17</sup> 15.11.61 EH – TI; <sup>18</sup> 10.6.67 Nva – Vajda Gábor; <sup>19</sup> 1.6.60 EH – RE; <sup>20</sup> 6.10.66 MN – Nagy István; <sup>21</sup> 12.10.61 Nva – Csató István; <sup>22</sup> 4.11.68 RM – Karcagi Sándor; <sup>23</sup> 19.5.65 RM – KoI; <sup>24</sup> 16.3.66 RM – Pálfi József; <sup>25</sup> 23.1.65 EH – LLE; <sup>26</sup> 16.12.61 Nsz – KJ; <sup>27</sup> 25.8.60 MN – HK; <sup>28</sup> 15.9.67 EH; <sup>29</sup> 19.6.68 Nsz – KL; <sup>30</sup> 18.6.68 Nsz – KL; <sup>31</sup> 4.5.65 RM – ViG; <sup>32</sup> 26.3.66 RM; <sup>33</sup> 16.11.67 MN – HJ; <sup>34</sup> 1.12.67 Nva – GP; <sup>35</sup> 2.12.68 MH – TI; <sup>36</sup> 12.9.65 MN – ZT; <sup>37</sup> 16.2.68 Nsz – Vajda Péter; <sup>38</sup> 27.7.65 MN – Karsai Elek; <sup>39</sup> 28.3.64 MN – ZT; <sup>40</sup> 5.1.68 EH – BT; <sup>41</sup> 17.10.65 MN – PF; <sup>42</sup> 29.10.67 MN – Körmendy István; <sup>43</sup> 20.2.67 RM; <sup>44</sup> 16.11.67 MN – HJ; <sup>45</sup> 16.11.67 MN – HJ; <sup>46</sup> 2.12.68 MH – TI; <sup>47</sup> 14.9.67 EH – MTI; <sup>48</sup> 24.12.67 MN – ND; <sup>49</sup> 6.4.66 RM – SG; <sup>50</sup> 5.6.62 Nsz; <sup>51</sup> 24.6.65 Nsz – KL; <sup>52</sup> 14.1.67 RM – Salgó László; <sup>53</sup> 18.9.68 Nsz – Szabó L. László; <sup>54</sup> 18.9.68 Nsz – Szabó L. László; <sup>55</sup> 22.10.68 RM; <sup>56</sup> 24.11.62 EH – (sp); <sup>57</sup> 28.6.63 Nva – Barabás Péter; <sup>58</sup> 17.9.67 MN – VT; <sup>59</sup> 20.12.64 MN – PF; <sup>60</sup> 16.1.62 MN – HK; <sup>61</sup> 1.12.59 Nsz – Süddeutsche Zeitung; <sup>62</sup> 27.7.65 MN – Karsai Elek; <sup>63</sup> 31.12.59 EH – (s); <sup>64</sup> 24.12.61 Nsz – RMA; <sup>65</sup> 11.10.59 Nsz – The Time; <sup>66</sup> 9.6.65 RM – KoI; <sup>67</sup> 25.1.68 SZ – SzO; <sup>68</sup> 1.10.66 Nsz – BJ; <sup>69</sup> 3.8.59 RM; <sup>70</sup> 19.8.59 Nsz – Salamon Pál; <sup>71</sup> 9.1.65 MN – PF; <sup>72</sup> 25.10.64 MN; <sup>73</sup> 9.5.65 RM – Wilhelm Meissner; <sup>74</sup> 26.8.67 EH – BT; <sup>75</sup> – Nsz – PI.

*Die Grenzen:* <sup>1</sup> 5.7.65 RM; <sup>2</sup> 2.6.65 MN – (P.F.); <sup>3</sup> 18.11.64 Nsz – Fábíán Ferenc; <sup>4</sup> 19.9.68 RM – PD; <sup>5</sup> 18.11.64 Nsz – Fábíán Ferenc; <sup>6</sup> 13.9.60 Nva – SE; <sup>7</sup> 8.1.65 Nsz – HJ; <sup>8</sup> 16.1.66 MN – PT; <sup>9</sup> 18.11.64 Nsz – Fábíán Ferenc.

*Die Wiedervereinigung:* <sup>1</sup> 1.5.64 Nsz – HK; <sup>2</sup> 7.10.65 MN – ZT; <sup>3</sup> 8.1.64 RM – ViG; <sup>4</sup> 4.2.67 Nsz – RP; <sup>5</sup> 24.12.67 Nsz – ND; <sup>6</sup> – EH; <sup>7</sup> 1.5.64 MN – HK; <sup>8</sup> 23.7.61 Nsz – ND; <sup>9</sup> 14.12.68 MN – PF; <sup>10</sup> 9.5.66 RM; <sup>11</sup> 13.5.65 RM – SP; <sup>12</sup> 1.2.61 Nsz – RMA; <sup>13</sup> – EH – RE; <sup>14</sup> 25.10.64 MN – PF; <sup>15</sup> 31.1.65 MN – ZT; <sup>16</sup> 22.4.66 RM – ViG; <sup>17</sup> 19.1.62 Nsz; <sup>18</sup> 24.12.67 MN – ND; <sup>19</sup> 25.10.64 MN – PF; <sup>20</sup> 25.10.64 MN – PF; <sup>21</sup> – Nva – Vajda Gábor; <sup>22</sup> 11.12.66 MN – VI; <sup>23</sup> 14.12.68 MN – PF; – MN – PF.

*Die »Umsiedler«:* <sup>1</sup> 5.12.61 MN – KJ; <sup>2</sup> 12.8.60 Nsz – NJ; <sup>3</sup> 3.7.66 MN; <sup>4</sup> – Nva; <sup>5</sup> 29.9.68 Nva – Jankovszky János; <sup>6</sup> 12.8.60 Nsz – NJ; <sup>7</sup> 7.10.65 RM – Wilhelm Meissner; <sup>8</sup> 13.9.60 Nva – SE; <sup>9</sup> 3.9.68 EH – Schiffer Ferenc; <sup>10</sup> 6.12.61 MN – KJ; <sup>11</sup> 12.8.60 Nsz – NJ; <sup>12</sup> 12.8.60 Nsz – NJ; <sup>13</sup> 11.10.67 EH – TI.

*Die Ostsendung des deutschen Volkes:* <sup>1</sup> 16.12.61 MN – KJ; <sup>2</sup> 5.12.61 MN – KJ; <sup>3</sup> 5.12.61 MN – KJ; <sup>4</sup> 26.11.61 MN – KJ; <sup>5</sup> 16.11.61 MN – KJ.



»Der ewige Soldat«: <sup>1</sup> 12.4.63 EH – SE; <sup>2</sup> 23.11.61 EH – TI; <sup>3</sup> 7.10.65 MN – ZT; <sup>4</sup> 6.10.65 EH – BL; <sup>5</sup> 13.1.62 Nsz – (T.B.); <sup>6</sup> 28.5.59 Nsz – Salamon Pál; <sup>7</sup> 26.3.61 EH – HE; <sup>8</sup> 20.8.59 Nva; <sup>9</sup> 17.8.63 EH – DJ; <sup>11</sup> 8.11.64 RM – ViG; <sup>12</sup> 12.3.60 RM; <sup>13</sup> 8.11.64 RM – ViG; <sup>14</sup> 23.3.61 Nsz – NJ.

*Beschwörung der militaristischen Vergangenheit*: <sup>1</sup> 2.12.68 MH – TI; <sup>2</sup> 13.2.64 MN – Tamás István; <sup>3</sup> 19.10.66 RM – Szülőföldünk; <sup>4</sup> 27.2.63 Nva – GM; <sup>5</sup> 24.3.65 MN – VI.

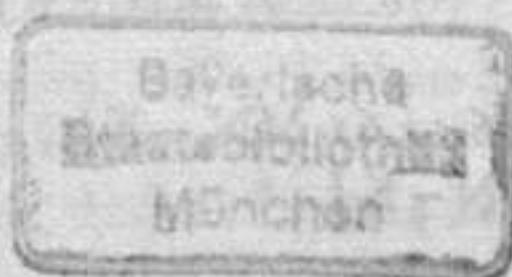
*Die neue »Dolchstoßlegende«*: <sup>1</sup> –.6.60 ÉI – Ordas Iván; <sup>2</sup> –.6.60 ÉI – Ordas Iván; <sup>3</sup> 4.3.61 EH – Antal Gábor; <sup>4</sup> 12.8.60 EH – HE; <sup>5</sup> 21.6.62 Nsz – Jóboru Magda; <sup>6</sup> 21.6.62 Nsz – Jóboru Magda; <sup>7</sup> 28.5.60 Nva – Salamon Pál; <sup>8</sup> 10.4.60 Nsz – Ábel Péter; <sup>9</sup> 10.2.61 ÉI – (bt).

*Der Handelsimperialismus*: <sup>1</sup> 20.12.64 MN – PF; <sup>2</sup> –. MN – PF; <sup>3</sup> 29.4.61 MN – HK; <sup>4</sup> 9.12.61 Nva – Avar György; <sup>5</sup> 9.6.60 Nsz – Kalmár György; <sup>6</sup> 12.9.59 Nsz – Vajda Péter; <sup>7</sup> 24.12.67 Nsz – ND; <sup>8</sup> 14.12.61 MN – Avar János; <sup>9</sup> 11.11.60 MN – HK; <sup>10</sup> 23.1.65 Nsz – Szabó L. István; <sup>11</sup> 28.6.63 Nva – Barabás Péter; <sup>12</sup> 21.9.61 Nsz – Follinus János; <sup>13</sup> 10.10.67 EH – TI.

*Handel mit Militaristen?*: <sup>1</sup> 23.6.59 Nsz – RP; <sup>2</sup> 25.6.59 Nsz – RP; <sup>3</sup> 8.9.66 MN – Csatár István; <sup>4</sup> 26.7.68 Nsz – Földes István; <sup>5</sup> 24.7.68 Nsz – Földes István; <sup>6</sup> 11.8.68 Nsz – (C.T.B.); <sup>7</sup> 20.5.63 Nsz – HJ; <sup>8</sup> 20.12.64 MN – PF; <sup>9</sup> 20.5.63 Nsz – HJ; <sup>10</sup> 20.12.64 MN – PF; <sup>11</sup> 20.5.63 MN – HJ.

## 1970 – Der »bedingt gute« Westdeutsche

<sup>1</sup> 17.1.70 CsMH – Bertus Pál; <sup>2</sup> 9.11.66 RM; <sup>3</sup> 6.10.69 RM; <sup>4</sup> 4.1.70 MN – VI; <sup>5</sup> 54.12.69 Tsz – HJ; <sup>6</sup> 27.8.70 Nva – Thurzó Tibor; <sup>7</sup> 3.10.70 PÉ – SzM; <sup>8</sup> 8.8.70 Nsz – HJ; <sup>10</sup> 4.10.70 PÉ – SzM; <sup>11</sup> 6.10.70 PÉ – SzM; <sup>12</sup> 6.10.70 PÉ – SzM; <sup>13</sup> 30.8.70 MN – MK; <sup>20</sup> 3.70 Szülőföldünk; <sup>14</sup> 5.10.70 PÉ – SzM; <sup>15</sup> 23.11.70 MH – Kereszty András; <sup>16</sup> 8.8.70 Nsz – NJ; <sup>17</sup> 16.8.70 MN – VI; <sup>19</sup> 29.1.70 EH – BT; <sup>20</sup> 20.5.70 MH – TI; <sup>21</sup> 20.5.70 MH – TI; <sup>22</sup> 20.5.70 MH – TI; <sup>23</sup> 21.11.70 M – TI; <sup>24</sup> 5.10.70 PÉ – SzM; <sup>25</sup> 17.9.70 Nsz – Kanyó András; <sup>26</sup> 18.8.70 Nsz; <sup>27</sup> 5.10.70 PÉ – SzM; <sup>27a</sup> 24.3.70 PR – (N.J.); <sup>28</sup> 19.9.70 Nsz – PP; <sup>29</sup> 1889.12.70 NV – Mihályi Gábor; <sup>30</sup> 22.9.70 Nsz – PP; <sup>31</sup> 5.3.70 Nsz – Gyertyán Ervin; <sup>32</sup> 7.11.70 Nsz – HJ; <sup>33</sup> 22.9.70 Nsz – PP; <sup>34</sup> 9.10.70 EH – DT; <sup>35</sup> 24.9.70 Nsz – HJ; <sup>36</sup> 8.10.70 EH – DT; <sup>37</sup> 20.9.70 Nsz – PP; <sup>38</sup> 22.9.70 Nsz – PP; <sup>39</sup> 54.12.69 TSZ – HJ; <sup>40</sup> 5.8.70 NeSZ – HJ; <sup>41</sup> 2.8.70 Nsz – RP; <sup>42</sup> 55.12.69 TSZ – HJ; <sup>43</sup> 55.12.69 TSZ – HJ; <sup>44</sup> 5.10.69 Nsz – HJ; <sup>45</sup> 54.12.69 TSZ – HJ; <sup>46</sup> 54.12.69 TSZ – HJ; <sup>47</sup> 3.3.70 Nsz – HJ; <sup>48</sup> 28.2.70 EH – BT; <sup>49</sup> 14.4.70 EH – BT; <sup>50</sup> 25.6.70 MN – VI; <sup>51</sup> 27.9.70 MN – VI; <sup>52</sup> 59.12.69 TSZ – HJ; <sup>53</sup> 8.12.70 EH – BT; <sup>54</sup> 10.11.70 Nva – GP; <sup>55</sup> 9.12.70 MN – VT; <sup>56</sup> 27.10.70 EH – RE; <sup>57</sup> 19.11.70 MN – VI; <sup>58</sup> 1880.12.70 NV – Mihályi Gábor; <sup>59</sup> 7.9.69 MH – PD; <sup>60</sup> 19.9.69 Nsz – PD; <sup>61</sup> 40.12.69 M – GM; <sup>62</sup> 18.2.70 EH – BT; <sup>63</sup> 5.2.70 Nva – Jankovszky János; <sup>64</sup> 5.2.70 Nva – Jankovszky János; <sup>64a</sup> 7.10.70 EH – DT; <sup>65</sup> 5.2.70 Nva – Jankovszky János; <sup>66</sup> 7.8.70 VMH – R. Fábán Ferenc; <sup>67</sup> 11.9.70 MN – VI; <sup>68</sup> 2.8.70 M; <sup>69</sup> 19.7.70 MN – PT; <sup>70</sup> 10.7.70 Nsz – HJ; <sup>71</sup> 15.10.70 Nsz – HJ; <sup>72</sup> 3.9.70 EH – (bt); <sup>73</sup> 26.10.69 MN – ZT; <sup>74</sup> 58.12.70 TSZ – HJ; <sup>75</sup> 6.8.70 NeSZ – HJ; <sup>76</sup> 1891.12.70 NV – Mihályi Gábor; <sup>77</sup> 1.5.70 MN – Dr. Szamel Lajos; <sup>78</sup> 19.11. MN – VI; <sup>79</sup> 14.6.70 MN – ZT; <sup>80</sup> 24.1.70 PÉ – Benkei András; <sup>81</sup> 17.5.70 M – Pincési Pál; <sup>82</sup> 1.2.70 MN – VI; <sup>83</sup> 19.11.70 MN – VI; <sup>84</sup> 15.11.70 MH – TI; <sup>85</sup> 25.9.70 MH – Benedek István Gábor; <sup>86</sup> 15.11.70 MH – TI; <sup>87</sup> 19.9.70 Nsz – PP; <sup>88</sup> 25.11.70 MH – TI.









Dr. Thomas von Tormay

zeigt erstmals, wie verzerrt Ungarns Presse und Rundfunk das kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben der Westdeutschen schildern, wie sie grundsätzlich die Deutschen als böse Menschen darstellen. Dieses Deutschlandbild ist ein integraler Bestandteil des offiziellen ungarischen Weltbildes: Der ungarische Beitrag zum »ideologischen Kampf« zwischen dem kommunistischen und dem kapitalistischen System.

Diese Studie basiert auf Tausenden von Presseartikeln und Rundfunksendungen aus dem letzten Jahrzehnt bis in die neueste Zeit, jedes Zitat belegt mit exakter Quellenangabe. Der Verfasser meidet jede Polemik, er beschränkt sich auf die Wiedergabe der Zerrbilder und analysiert ihre Ursachen und Beweggründe. Diese Veröffentlichung ist ein wesentlicher Beitrag zum besseren Verständnis kommunistischer Propagandamethoden und ihrer Ziele.

#### Über den Verfasser

Jahrgang 1915. Studium der Jura und Nationalökonomie an den Universitäten Budapest, Wien, Lyon und Paris. Promotion 1938 zum Dr. jur. in Budapest. 1943 arbeitete er mit einem staatlichen Stipendium ein Jahr am Genfer »Institut universitaire des hautes etudes internationales« unter Wilhelm Röpke, Carl J. Burckhardt und Maurice Bourquin an Studien im Bereich des internationalen Rechts und der Nationalökonomie. Bis 1955 Rechtsanwalt, Syndicus und Wirtschaftsprüfer. 1955 Verhaftung aus politischem Anlaß. 1956 beim Ungarnaufstand Befreiung und Flucht. Seit 1957 Journalist in München, speziell für osteuropäische Fragen.















